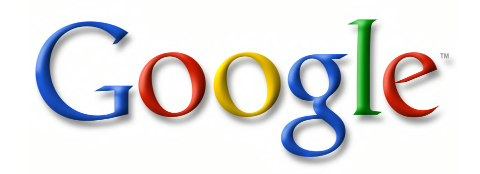
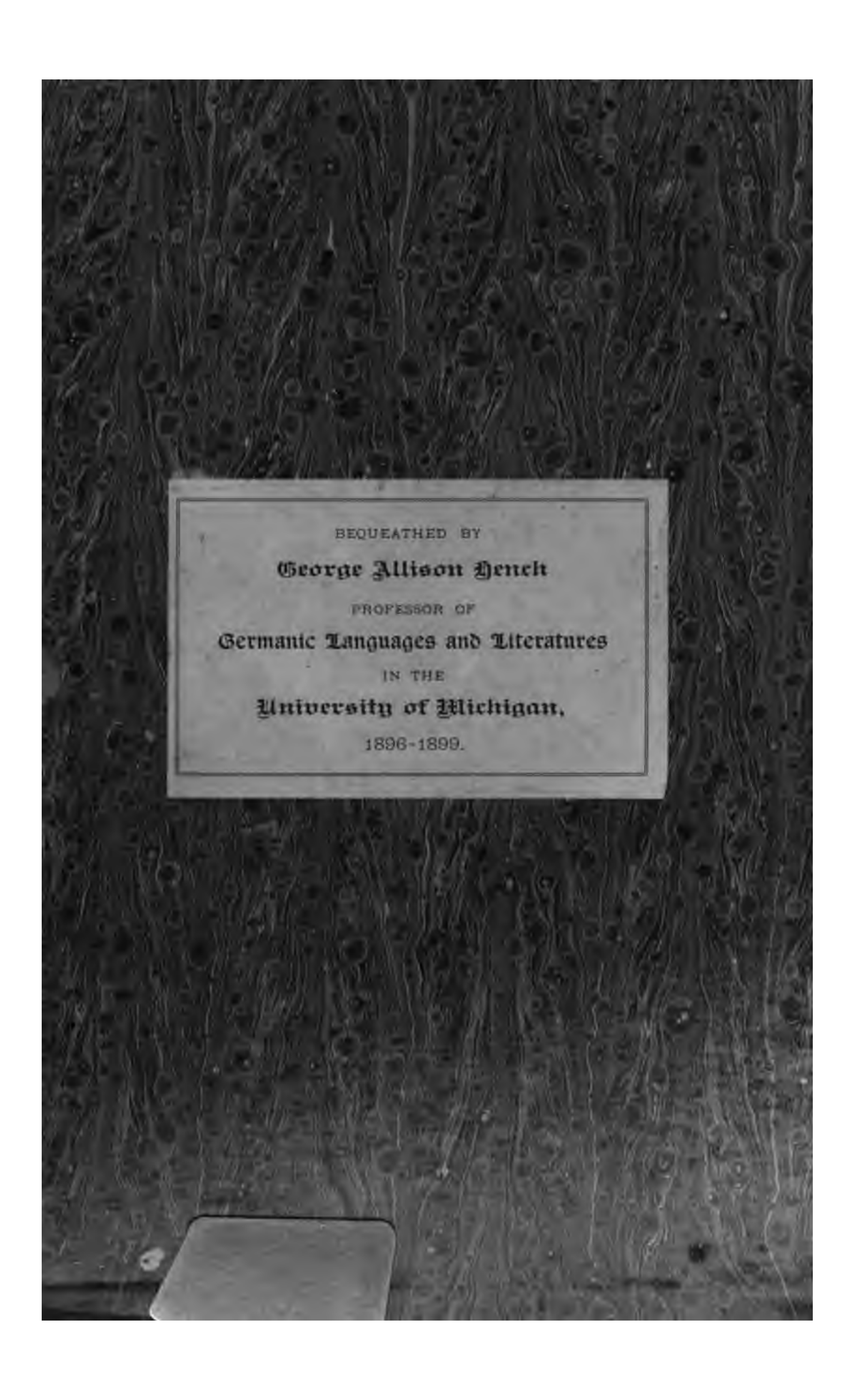



B 964,359



BEQUEATHED BY
George Allison Hench
PROFESSOR OF
Germanic Languages and Literatures
IN THE
University of Michigan,
1896-1899.





FESTSCHRIFT

ZUM

SIEBZIGSTEN GEBURTSTAGE

OSKAR SCHADE

DARGEBRACHT

VON

SEINEN SCHÜLERN UND VEREHRERN.

KÖNIGSBERG I. PR.
HARTUNGSCHE VERLAGSDRUCKEREI.
1896.





Litteras nunc persequi paullum desinatis,
Iuvenes, quod hodie summae iam aetatis
Celebrat natalia, valde quem amatis,
Senior philosophicae almae facultatis!

Iuvat meminisse iam bona inter vina
Viros sodalicios hora serotina;
Favet tibi quartus rex, favet et regina,
Favet universitas, mater Albertina.

Gratulantur iuvenes undique congressi,
Suevi, Prussi, Bavari, Thuringi et Hessi,
Brunsvicenses, Saxones, studio indefessi,
Votum amicitiae scribere aggressi.

Praeter hos discipulos gratulantur multi,
Qui per longum tempus iam abhinc sunt sepulti;
Vivunt tamen strenue, quod et vident stulti,
Et a nostro ordine maxime sunt culti.

Gratulatur Heliand versibus compactis,
Versibus haud dubie quater ictu actis,
Gratulatur Otfridus strophis bene factis
Et per octo digitos rhythmice redactis.

Gratulatur Vulfila largo pergamento,
Runas pinxit aureas calamo sic lento;
Werbel, Swemmel veniunt dextro ducti vento
Et salutem Guntheri addunt monumento.

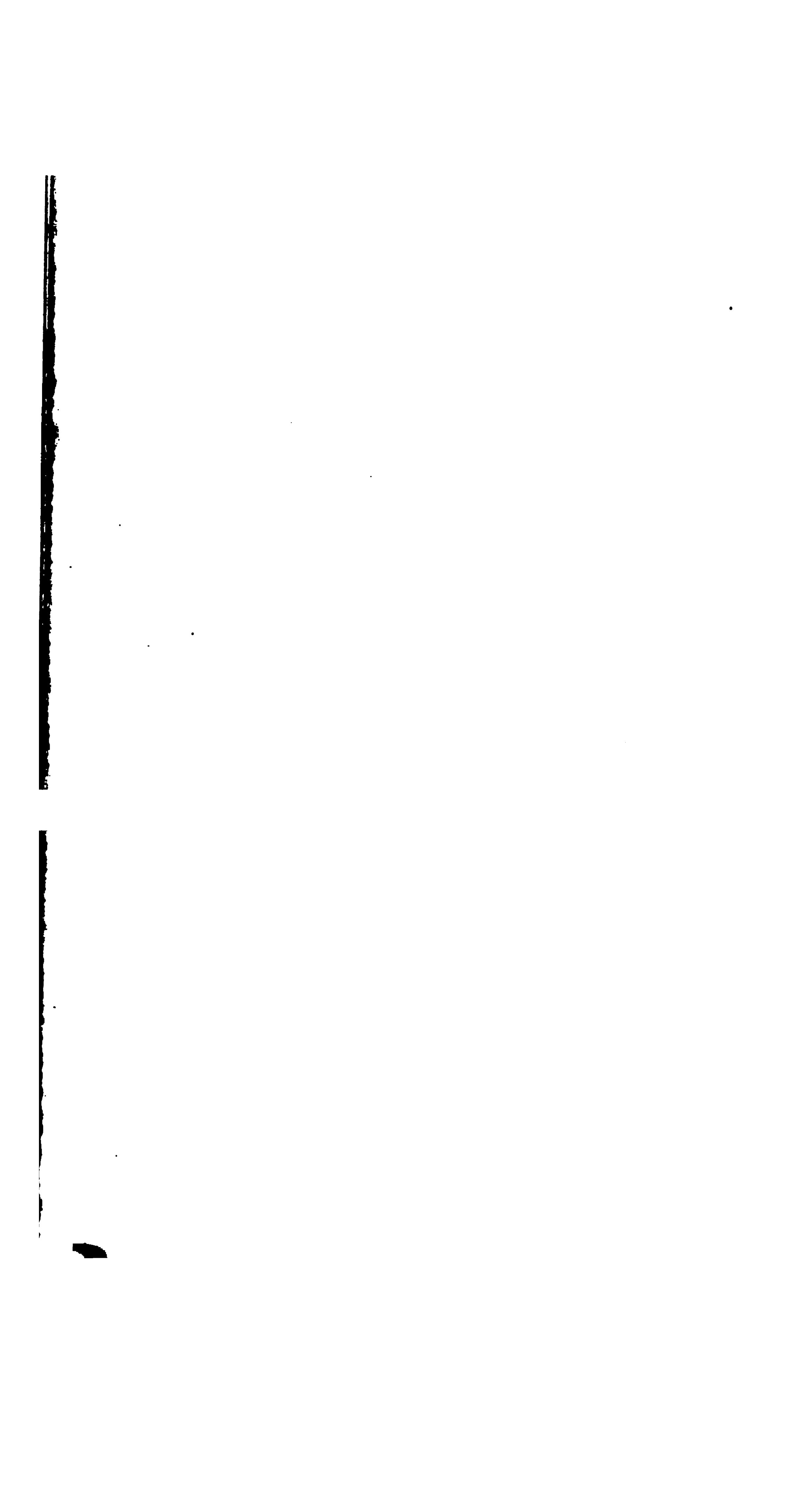
Gratulatur Ezzo tunc carmine praeclaro
(Cujus intelligitur forma tantum raro!) —
Gratulatur Ursula vultu sic amaro,
Gratulatur Parcival praeceptori caro.

Gratulatur facie laeta neque tristi
Ars grammatica, quam tu saepe descripsisti,
Gratulantur libri tot glossis intermisti,
Gemmae, quas in lexico omnes collegisti.

Gratulantur patri cum liberorum flores
Tum fidelis uxor, quae domus servat mores;
Gratulantur denique cives honestiores,
Infimo de pectore vindicant honores.

Voce clamat valida unusquisque horum:
Vivat longum Oscarus spatium annorum,
Cujus semper floreat copia verborum
Crescat et in saecula tandem saeculorum!

Inhaltsverzeichnis.



Zur Alexandersage.

Der Brief über die Wunder Indiens bei Johannes Hartlieb und Sebastian Münster.

Von

Heinrich Becker, Königsberg i. Pr.

Über das Leben und Wirken des Münchener Arztes und Chiromanten Johannes Hartlieb besitzen wir genug Nachrichten, um uns ein ziemlich klares Bild von seinen Schicksalen und seiner schriftstellerischen Thätigkeit machen zu können. B. Röse hat über ihn einen Artikel in der *Allgemeinen Encyklopädie* von Ersch und Gruber (II, 3, 22) geschrieben, und Gervinus spricht von ihm in seiner *Geschichte der deutschen Dichtung* (Leipzig⁴ 1853) II, 214. 215; ferner berücksichtigt R. Goedeke in seinem *Grundriss* I², 359—361 diesen Gelehrten, am genauesten handelt aber v. Oefele in der *Allgemeinen deutschen Biographie* X, 670—672 über ihn.

Johannes Hartlieb lebte in der Mitte des 15. Jahrhunderts und war der Leibarzt und Vertraute des Herzogs Albrecht III. von Bayern und dessen Gemahlin Anna von Braunschweig. Am 14. September des Jahres 1442 schenkte ihm sein Fürst nach der Vertreibung der Juden aus München die Synagoge, welche darnach in ein schönes Wohnhaus[1]) umgewandelt wurde. Zum Danke dafür mag der Doctor in seinem neuen Heim für den frommen Herzog und dessen Gattin das deutsche Alexanderbuch geschrieben haben, das im Jahre 1444 vollendet wurde, aber erst 1472 in Augsburg gedruckt wurde. Ob der Verfasser damals noch lebte, ist nicht bekannt; jedenfalls war er im Jahre 1474 bereits gestorben. Dieses Werk des „allzeit fertigen Schreibers", wie Gervinus Hartlieb nennt, sollte ein Fürstenspiegel sein und wurde bald weit verbreitet und vielmals neu aufgelegt. Einer der ersten Gelehrten, die dieses Buch citieren, ist der bayrische Geschichtsschreiber Johannes Turmair, gewöhnlich nach seinem Geburtsorte Abensberg Aventinus genannt, der in der *Bayerischen Chronik* (herausgegeben von Lexer,

1) Nach Röses Angabe wurde in diesem Gebäude zu Ehren der Schutzheiligen der Arzneikunst, des Cosmus und Damianus, eine Kapelle errichtet; der Altar war aber der heiligen Maria geweiht worden.

München 1883) I,337 folgendes erwähnt: *Ich find auch, das iexgemelts meins gnädigen herrn und seiner gnaden brüeder anherr und anfrau, der alt herzog Albrecht und Anna von Braunschweik, seiner gnaden gemahel, dises Alexanders leben ausz latein ins teutsch hat lassen bringen durch Johannes Hartlieb, irer gnaden doctor, ein'n arzt.* Fast ganz nach Hartlieb ist verfertigt worden die in Frankfurt a. M. 1573 erschienene *Historia von der Geburt, Leben, Sitten, Kunnheit, Tugenden, herrlichen und wunderlichen Thaten . . . desz unüberwindlichen Alexanders, der Grosze genannt, Königs in Macedonien.* Ferner existiert eine dänische Übersetzung des Prosabuches Hartliebs von Peder Pedersen Galther.[1])

Eine kritische Untersuchung über die Alexandergeschichte Hartliebs fehlt noch, doch Adolf Ausfeld hat in seinem Programm über *die Quellen Rudolfs von Ems* (Donaueschingen 1883) S. 6. Anm. 3 einige wichtige Bemerkungen über den Text gemacht, den Hartlieb übertragen hat. Nach dem Ergebnisse seiner Forschungen, das ich bestätigt gefunden habe, ist der deutsche Roman auf eine Fassung zurückzuführen, die mit dem Texte der Münchener Handschrift der *Historia de preliis* am nächsten verwandt ist. Hartlieb stimmt durchweg mit dem Bambergensis und Monacensis gegenüber den späteren Texten überein, geht aber an den Stellen, wo jene beiden Handschriften von einander abweichen, mit M zusammen. Diese Hauptquelle ist durch viele Zusätze erweitert worden, die eine genauere Untersuchung verdienen. Ich selbst habe in der *Zeitschrift für deutsche Philologie* 23 (1890), S. 424 f. darauf hingewiesen, dass die Vorlage, nach der die Zusammenkunft Alexanders mit den Brahmanen geschildert ist, in einer selbständigen, bisher nicht veröffentlichten deutschen Schrift der Heidelberger Papierhandschrift Germ. 172 erhalten ist.

Die Königsberger Bibliothek besitzt die Alexandergeschichte Hartliebs in der Strassburger Ausgabe von 1503. Dieser Druck umfasst ausser dem Titel 89 Blätter in Folioformat, von denen jede Seite in zwei Kolumnen geteilt ist und 45 Zeilen enthält. Die Vorderseite ist in den folgenden Citaten mit a und b, die Rückseite mit c und d bezeichnet. Am Schlusse steht die Notiz: *Hie endet sich die hystori Eusebij von dem grossen künig alexander, als die der hochgelert doctor Johannes hartlieb zu München durch liebe des durchleuchtigen fürsten hertzog Albrechts säliger gedechtnusz in teutsch transferiert vnd geschriben hatt. Getruckt vnd vollendet in der löblichen statt Straszburgk auff Grüneck von mir Barthlomesz küstler, am frytag vor mitfasten. Des jars do man zalt nach der geburt cristi. M. fünffhundert vnd drey jar.* Der Brief an Aristoteles findet sich in dieser Ausgabe von Blatt 64a unten bis zum Schlusse von 78d. Vor dem Beginne des Schreibens zeigt ein Bild, wie ein mit einer Lanze bewaffneter Bote den Brief Aristoteles überbringt, der in der Kleidung eines Geistlichen dasitzt. Darnach folgen noch acht Holz-

1) S. Grässe, *Die grossen Sagenkreise des Mittelalters* (Dresden u. Leipzig 1842) S. 455.

schnitte: Blatt 68 auf der Vorderseite ist unten dargestellt, wie zwei Flusspferde je einen Soldaten mitten im Wasser mit dem Maule packen; Blatt 70 auf der Rückseite sieht man, wie Alexander in der Gestalt eines Knechtes vor Porus kniet, dem er Auskunft über den Macedonierkönig giebt. An derselben Stelle des nächsten Blattes findet man eine Abbildung, die sich auf den Inhalt der folgenden Seite bezieht: zwei unbekleidete Männer und eine Frau fliehen ins Meer, als Alexander sich mit seinen Rittern dem Gestade nähert. Auf der Vorderseite des 73. Blattes erblickt man ein dreifach geteiltes Bild, in der Mitte drei Greise, links den König, rechts einen Baum mit daneben gezeichneter Sonne. Auf Blatt 74 ist dargestellt, wie ein fast nackter Mann (der *lange schwartze bischoff*) Alexander mit zwei Begleitern empfängt; auf der Rückseite des nächsten Blattes sieht man, wie derselbe Priester, der ausser einem Schurz um die Lenden nur die Bischofsmütze auf dem Haupte trägt, drei Personen zu den Bäumen der Sonne und des Mondes führt. Endlich befinden sich noch auf dem 77. Blatt zwei Bilder, von denen jedes in der Mitte geteilt ist: auf dem ersten sind einige Bäume und drei Schlangen zu erkennen, von denen die eine den Kopf eines Tieres und grosse Krallen hat, daneben ist ein geflügeltes Geschöpf abgebildet, das offenbar einen Greifen vorstellen soll; der zweite Holzschnitt zeigt in seiner rechten Hälfte dieselben im Wasser stehenden Personen, wie die Abbildung auf Blatt 71, links ausserdem in einem Flusse einen unbekleideten Mann, der einen Fisch emporhält, und eine nackte Frau mit erhobenen Händen. Diese neun Bilder sind ebenso roh gezeichnet wie die anderen 65 Holzschnitte, mit denen das Werk ausser dem grossen Titelbilde versehen ist. Die Personen, welche dargestellt werden, sind nur ungefähr angedeutet, ohne dass die Besonderheiten der Erzählung berücksichtigt werden, und dieselbe Illustration wird wiederholt verwendet. Wie wenig Wert darauf gelegt ist, eine Person in bestimmter Weise zu kennzeichnen, geht z. B. daraus hervor, dass Alexander viermal als bartloser Jüngling und zweimal als älterer Mann mit langem Barte dargestellt ist.

Der Brief über die Wunder Indiens ist von Hartlieb nach der selbständigen lateinischen *Epistola* bearbeitet worden, ohne dass eine uns unbekannte wichtigere Quelle benutzt worden ist, obgleich manche Abweichungen von unseren Texten von Interesse sind. Die Art der Übertragung ist aber für die ganze Schriftstellerei Hartliebs so charakteristisch, dass ich ein genaueres Verzeichnis ihrer Besonderheiten, nach den Kapiteln der *Epistola*[1]) geordnet, geben will. Für die Briefe an Aristoteles und an Olympias, von denen der zweite unmittelbar auf jenen folgt, wird Blatt 64b 2—22 eine gemeinsame Einleitung gegeben; darauf folgt 64a 24—65b 20 eine besondere sehr lange Einführung des Aristotelesbriefes, die dem ersten Kapitel der *Epistola* entspricht. Sie beginnt mit den Worten: *Alexander ein künig aller künig enbeut seinem lieben meyster Aristotili seinen*

1) S. meine Abhandlung *Zur Alexandersage* vom Jahre 1894, S. 13 ff.

grusz, und darnach fängt die umständliche Übersetzung des lateinischen Briefes an. Die Übertragung ist trotz der zuweilen schwülstigen Ausdrucksweise und freien Gestaltung des Textes nicht ungeschickt zu nennen. Ein Beispiel möge darthun, wie weitschweifig der Münchener Arzt seine Quelle verdeutscht. Die Worte p. 190, 7—10 *quoniam te deditum philosophiae noveram, scribendum tibi de regionibus Indiae ac de statu coeli innumerisque serpentium et hominum ferarumque generibus existimavi* werden von Hartlieb 64c 1—16 folgendermassen übersetzt: *Seyt ich nun weysz vnd erkeinn das du die leuff vnd würcken der natur lieb hast zu ergründen, und dich zu aller zeit vnd will darjnn arbeytest vnd auch jn der betrachtung der Philosophi nicht müd würdest. So hab jch mich bedacht das jch dir von den wundern etlicher land, auch von den grossen sachen die jn India seind als von grausamen schlangen vnd würmen etwas zeschreiben, auch dir zu verkünden von den gor gemeinlichen einflüsze des hymmels die so manig grosz wunder von thieren, vnd von allerley hand ding geschaffen gewirckt vnd vol pracht habent.* Für die Übertragung der sieben Zeilen 191, 2—9 braucht der deutsche Bearbeiter nicht weniger als dreiundvierzig Zeilen (Bl. 64c 38—d36), weil er mehrere Beispiele für den Reichtum Indiens an Tieren und Metallen anführt und zugleich in zwei Parenthesen (64d 12—15 und 25—28) mitteilt, dass Aristoteles auf die Aufforderung Alexanders, sein Lehrer möge die Kenntnisse, welche der König in Indien gesammelt habe, wissenschaftlich verwerten, die Werke über die Natur aller Tiere und über die Metalle und Mineralien verfasst habe.[1]) Der Sinn der Übersetzung kann zuweilen Auskunft über die Lesarten der Vorlage geben; so erfahren wir aus 65a 17f., dass Hartlieb statt *in mea patientia* p. 191, 17 *in sua patientia* gelesen hat. Fortgelassen ist sehr wenig von dem Inhalte der *Epistola,* vielmehr tritt stets das Bestreben hervor, durch Umschreibungen und erklärende Zusätze den lateinischen Text recht deutlich wiederzugeben. — Im zweiten Kapitel (65b 20—66b 38) wird (p. 192, 9) *mense Julio deficiente* übersetzt (Bl. 65b 41) mit den Worten: *In dem letzsten tog Julij.* Die Stadt *Phasiace* (ibid.) heisst hier und überall in dieser deutschen Alexandergeschichte Fastien (vergl. 72a 32; d34; 76d 15. 26; 78b 34; c39). Die Erwähnung der Elefanten des Porus wird Bl. 65c 30—43 zu einem längeren Vergleiche benutzt, wobei die Bedeutung dieser Tiere für den Krieg geschildert wird, und dieselbe Angabe bietet Gelegenheit, bei der Darstellung der Besiegung des Porus länger zu verweilen. Die Anzahl der goldenen Säulen im Palaste (192, 20) ist nicht angegeben, dagegen wird hinzugefügt, dass durch eingelegte Arbeit die herrlichsten Bilder an ihnen geschaffen seien. 193, 1 hat Hartlieb die Lesart *argento* der Handschrift H vor sich gehabt (s. 65d 20). Die schülerhafte Arbeit des Verfassers der *Epistola*[2]) zeigt sich an dieser Stelle darin, dass er nur wenige der

1) Es ist unklar, auf welche Werke des Aristoteles Hartlieb diese Angaben bezieht; mit dem ersten Titel scheint er das Buch περὶ ζώων ἱστορία zu bezeichnen.

2) S. darüber meine Abhandlung vom Jahre 1894, S. 23 f.

bekanntesten Edelsteine als Schmuck des Königspalastes namhaft macht. Entsprechend der Vorliebe, die sich auch bei anderen deutschen Schriftstellern für die Beschreibung kostbarer Steine[1]) und Metalle findet, hat dagegen Hartlieb es sich nicht entgehen lassen, seine Quelle hier in besonders eingehender Weise zu vervollständigen; er kann sich nicht genug daran thun, den kunstvollen Weingarten, die Schlafkammern, die Thüren, die Gewölbe, den Fischweiher, die Trinkschalen und die anderen kostbaren Gefässe zu schildern, die von Gold, Silber, Perlen, Smaragden, Rubinen, Saphiren, Chrysolithen, Topasen, Karfunkeln und Beryllen so leuchten, *das plöde augen das nit ansehen mochten vor grossem glitzen* (66a 29). Die vier Zeilen 193, 1—5 werden durch 42 Zeilen (65d 18—66a 16), und der Schluss (193, 5—17) noch in 59 Zeilen (66a 17—b 33) übersetzt und ausgeführt. So sehen wir hier wie auch an anderen Stellen, dass Hartlieb den Geschmack seiner Zeitgenossen wohl kennt und da, wo die Schilderung auf deren besonderes Interesse Anspruch machen kann, nichts unterlässt, um die Aufmerksamkeit seiner Leser noch lebendiger zu erregen.

Das dritte Kapitel reicht von 66b 33 bis 67c 10. Die Namen *Bactriace, Seres* (p. 194,11 f.) und *Caspii homines* (ibid. 20) werden nicht übersetzt. Auch in diesem Abschnitte hält sich der deutsche Bearbeiter am längsten bei der Schilderung des Reichtums auf, den die Macedonier erbeutet haben. „Wäre das Dritteil aller Welt feil gewesen," so lässt er Alexander seinem Lehrer berichten, „wir hätten es mit Gold bar bezahlt; ja, ich glaube, dass in einem Monat von den Rittern mehr Gold fortgeworfen wurde, als ganz Griechenland wert ist" (66d 34 ff.). Die Sentenz (67a 31): *nach grossen sälden vnd gelück kompt alweg ein michel trauren vnnd grosses leyd* (vergl. 195,8) erinnert fast an das Thema des Nibelungenliedes. Die kurze Episode mit Zephyrus wird dramatisch zugespitzt, indem Alexander erst nach einem längeren Zwiegespräche das dargebotene Wasser vor dem Heere ausgiesst. — Im vierten Kapitel (67c 10 bis 68a 10) kann die Lücke des lateinischen Textes (196, 21) durch 67d 33 ausgefüllt werden, wie überhaupt an manchen Stellen ein Vergleich mit Hartliebs Übersetzung, so frei diese auch ihre Vorlage behandelt, zum Verständnisse des Originals und zur Sicherung mancher notwendigen Konjektur wesentlich beiträgt. — Der Tod der zweihundert macedonischen Soldaten, die von Flusspferden in die Tiefe gezogen werden, giebt dem Verfasser im fünften Kapitel (68a 10 - c 21) Veranlassung zu einer längeren sentimentalen Auslassung darüber, wie grosses Herzeleid es jedem bereitet, seine Angehörigen leiden zu sehen (68b 19 ff.). In jeder Weise sucht Hartlieb den Leser zu packen und sein Gefühl zu erregen, durch dramatische Behandlung des Stoffes, durch Einflechten von Lebensregeln und durch Erweckung von Rührung, freilich ohne die Gefahr zu vermeiden, die manchmal breite Darstellung seiner Quelle zu schwülstiger

---

1) Man sehe die Parzivalstelle 791 und O. Schades Vorrede zum *Altdeutschen Wörterbuche* S. LI ff.

Umständlichkeit zu steigern. Oben auf Blatt 68c ist der Text infolge des Bildes, das auf der Vorderseite steht, in Verwirrung geraten, denn dem ersten Satze fehlt der Anfang. — Im sechsten Kapitel (68c 22—69a 9) werden die Gefahren, welche dem Heere von wilden Tieren bereitet werden, bevor es zum Süsswassersee gelangt, erst nach dem Eintreffen der Soldaten an diesem Ziele geschildert. — Die Zusätze Hartliebs im siebenten Abschnitte (69a 9—d 14) sind recht trivial; so heisst es z. B. 69b 3, als erzählt wird, dass die macedonischen Soldaten die getöteten Schlangen ins Feuer werfen: *so ward dan ein böser gestanck das es durch alles hör stanck.* Das Sätzchen *omnes se officiebant operi* (200, 13) wird wiedergegeben durch die Worte (69b 44): *Einer stach der ander warff, der dritte schlug mit grossen mord agsten vnd schwären grossen hamern do mit sy die schlangen gar vil vmb sich tod legten.* Eine Stelle (200, 18) ist hier offenbar falsch übersetzt, denn der Anfang des Satzes *iam nos vigiliis inquietos quinta noctis hora bucina monebat ad quiescendum* wird übertragen (69c 12): *In der nacht hetten wir nun fünffstund grosse vnrast.* — Vom Odontotyrannus wird im achten Kapitel (69d 14—70a 29) berichtet (69d 41): *Die Inden hieszsen das thier den gehürneten ranen.* Was in der *Epistola* (201, 16) von den Mäusen gesagt ist, wird hier (69d 44) auf die vorher genannten *pestes candido respersi colore* übertragen. Dieser Teil schliesst mit der moralisierenden Bemerkung (70a 27): *es ist wol billich das yeder nach seinem verdienen söllichen lon empfahe.* — Die *loca Bactrianorum* (202, 17) des neunten Kapitels (70a 29—d 30) werden nicht genannt. Der Schluss dieses Abschnittes weicht von dem Original wesentlich ab. Als Alexander verkleidet in das Lager des Porus gekommen ist, erhält er von diesem keinen Brief; dagegen erzählt der macedonische König seinem Gegner, dass er deshalb über Alexander Auskunft erteilen könne, weil er kurz vorher von einem griechischen Fürsten einen Brief seinem Herrn habe überbringen müssen und ihn bei dieser Gelegenheit selbst am Feuer sich wärmen gefunden habe. Hartlieb hat hier seine Vorlage wahrscheinlich absichtlich geändert, um zu erklären, wie ein gemeiner Soldat so genaue Nachricht über seinen Herrscher geben könne und damit bei einem anderen Fürsten Glauben finde. Es zeigt sich also auch in dieser Ausführung das Bestreben des Übersetzers, alles, was in seiner Erzählung irgendwie Zweifel erwecken könnte, zu erklären und dem Verständnisse seiner Leser näher zu bringen. — Im zehnten Kapitel (71a 1—b 16) und auch fernerhin erhält Bacchus stets den Namen Liberius (71a 16. 29. 42; b 8; 72c 19; d 9; 78c 40). Alexander begiebt sich aus freiem Antriebe, ohne von Porus geführt zu werden, zu den Säulen, die Hercules und Liber selbst aufgestellt haben. — Der Inhalt des elften Kapitels reicht von 71b 16 bis 34, der des zwölften bis 71d 25. Der Name des Buebarflusses (205, 17) wird ebenso wenig erwähnt wie später der des Ebimaris (207, 8), des Ganges (219, 17) und des Thals Jordia (217, 7). Auch in diesem Abschnitte wird nicht erzählt. dass Porus Alexander begleitet und ihn im Kampfe gegen die Elefanten unterstützt (206, 8. 12; ferner fehlt sein Name 210, 19);

ebenso wenig ist am Schlusse von einer Verpallisadierung des Lagers die Rede (206, 21).

Die Ichthyophagen werden im dreizehnten Kapitel (72a 1—30) Fames genannt (72a 12); dass Hartlieb nicht gewusst hat, welche Menschen gemeint sind, geht daraus hervor, dass er erzählt, sie genössen rohes Fleisch und rohe Fische (72a 14). Ferner werden statt der Cynocephali (207, 9) Leute erwähnt, *die kein haubt hetten* (72a 20), und es wird berichtet, dass Alexander diese Männer aus Erbarmen nicht verfolgte, weil sie *aller wäre blosz* waren (ibid. 26). — Das vierzehnte Kapitel (72a 30—d6) giebt wieder ein Beispiel dafür, in welcher Weise der deutsche Übersetzer seine Vorlage zu erweitern liebt. Aus den beiden Worten *nobis orantibus* (208, 19) sind bei Hartlieb acht Zeilen geworden (72c 25—32), in denen die Macht des Gebets und die Wirkung der Busse deutlich gemacht wird. Durchweg wird in diesem Alexanderbuche der Fürst selbst als ein frommer mittelalterlicher Held geschildert, und seine Soldaten werden die *gutten, kecken, vnuerzagten, frommen, stoltzen, getreuwen, strengen, arbeitsamen, werden* Ritter genannt. Der lateinische Ausdruck *ignes ex integro accenduntur* (208, 20) ist falsch übersetzt durch: *(es) wurden von jn selber entzindet gar vil feuer* (72c 34). — Im fünfzehnten Abschnitte (72d 7—39) werden die *montes Nysaei* (208, 26) nicht erwähnt, das *antrum Liberi* (209, 1) heisst zuerst *das hol dar jn der gott liberius wonet,* wird nachher aber immer *das loch* genannt. Bei der Rückkehr nach Phasiace nimmt Alexander gute Führer mit sich (72d 38), was in der *Epistola* nicht erwähnt wird. — Der Inhalt des sechzehnten Kapitels ist übertragen auf Bl. 72d 40 bis 73d 11. Gegen den Schluss dieses Abschnittes findet sich ein eigentümliches Missverständnis; denn während es in der *Epistola* 211, 2—4 (*Ep.*$_2$ 234,5) heisst, dass Alexander über die vielen Schlangen, die er auf dem Wege zu den Orakelbäumen findet, dem Aristoteles nicht genauere Nachricht geben könne, weil diese Tiere ihm mit indischen Namen bezeichnet seien, berichtet Hartlieb (73d 7ff.), dass jene Schlangen indisch sprachen und von geistlichen und natürlichen Sachen redeten. In diesem Kapitel herrscht überhaupt manche Verwirrung. Mit 73b 27 wird nämlich plötzlich die Briefform aufgegeben, und es beginnt eine Erzählung in der dritten Person, doch 73d 10 kehrt der Übersetzer wieder zur ersten zurück; 76c 13 findet sich in einem Satze nochmals derselbe Irrtum wie vorher, und erst von 76c 17 ab wird bis zum Schlusse die Briefform unverändert beibehalten. Diese Stellen sind anders zu beurteilen als die Nachlässigkeiten in der *Historia de preliis,* über die ich S. 9f. des Programms vom Jahre 1892 gehandelt habe. Denn hier ist ein in sich abgeschlossener Brief überliefert, während in der *Historia* das Ende des Schreibens mit der darauf folgenden Erzählung verbunden wird und dadurch dieselbe schwer zu entwirrende Konfusion eingetreten ist, die auch bei Lamprecht und im Basler *Alexander* zu erkennen ist. Noch eine andere Nachlässigkeit hat sich Hartlieb in diesem Kapitel zu Schulden kommen lassen. Während er 72d 42 und 73a 13 aus den *duo senes* der *Epistola* (209, 15; 210, 1) *drey alt man* macht, spricht er 73c 42 plötz-

lich von *zwen alten*, obgleich 210, 22 in seiner Quelle gar keine Zahl angegeben ist. — Im siebzehnten Kapitel (73d 11 bis 74b 27) findet der deutsche Bearbeiter von neuem Gelegenheit zu ausführlicher Ergänzung des Originals. Wie er vorher seine Kenntnis der edelen Steine an den Mann zu bringen gesucht hat, so wird hier die Angabe *locus . . . ture et opobalsamo immenso abundabat* zur Nennung der wohlriechenden Kräuter benutzt, die ihm als Arzt bekannt waren. Nach ihm wuchs dort *mänig edel gummi und kraut, . . balsum . ., weyrach, ganffer, serapin eusorbij vnnd sunst manigerhand wol schmeckend vnd süszriechendt Aromata* (73d 20. 22. 24ff.). Die Angabe von der Grösse des Priesters (*Ep.* 211, 14) wird wunderlicherweise auf den Tempel selbst bezogen (73d 38); im folgenden hat Hartlieb *texit* statt *texi* im lateinischen Texte vor sich gehabt und richtig erklärt (74a 7; vergl. *Ep.* 211, 18). — Der *antistes oraculi* wird stets *Bischoff* genannt. Auf dessen Bemerkung, dass Alexander den Bäumen nicht opfern, sondern sie andächtig küssen solle, folgt im achtzehnten Kapitel (74c 1—75b 3) eine Mahnung des Königs an seine Begleiter, allen Neid und bösen Willen abzulegen, sich mit einander zu versöhnen und in rechter Einigkeit sich den Bäumen zu nahen. Diese Predigt (75a 3—29) wirkt so sehr, dass es von ihr heisst: *Do flosz manigar heisser zäher ausz hertem manlichem hertzen!* Auch an dieser Stelle sucht Hartlieb also wieder durch Sentimentalität seine Leser zu packen. — In gleicher Weise beginnt das neunzehnte Kapitel (75b 3—76d 41), das besonders reich an erklärenden Zusätzen (vergl. 76c 12; d 2) ist, mit einer predigtartigen Betrachtung der Heiligkeit jener Bäume und der Zuverlässigkeit der Versprechungen, die die Bewohner der dortigen Gegend in dem heiligen Haine ablegen. Die Namen der drei treuen Freunde, die der König bei der zweiten Befragung allein mit sich nimmt, werden 76a 8 ebenso wenig angegeben wie d 28 die seiner dreizehn Genossen, die der ersten Befragung beigewohnt haben. Dagegen finden sich (76c 35) die Namen der Parzen, und zwar in der eigentümlichen Form *Lachesius, Glotus und Auropus.* Komisch wirkt die Begründung, weshalb Alexander am nächsten Morgen seine Freunde aus dem Schlafe wecken muss; sie lautet nämlich (76b 16ff.): *jr grosse sorg vnnd angst vnd leyd das sy umb mich hetten das wasz also grosz das sy vast schlefferig waren.*

Der Name des Porus ist nach der Erzählung von seiner vollständigen Besiegung offenbar absichtlich unterdrückt worden,[1]) denn er fehlt auch wieder 76d 16 und 25, 78b 34 und c 27. Hartlieb berichtet Bl. 43d 20ff. nach der *Historia de preliis,* dass Porus von Alexander im Zweikampfe getötet wird, und spricht 44a 31 von seiner *kostlichen* Beerdigung. Da aber im Briefe an Aristoteles (71a 1ff.) von der Gefangennehmung und Begnadigung dieses Fürsten erzählt wird, soll der Leser durch die weitere Fortlassung des Namens wohl über den Widerspruch, der in beiden Angaben liegt, hinweggetäuscht werden. In demselben Abschnitte fällt dem Leser eine sprachliche

1) 73c 24, wo er genannt ist, wird die frühere Zeit berücksichtigt.

Unsitte Hartliebs auf, die diesen als ein echtes Kind seiner Zeit erkennen lässt, nämlich die Vorliebe für Fremdwörter. 75a 43 gebraucht er den Ausdruck *recapituliern,* c 20 *triumph vnd victori* (s. auch 78c 37), 76b 33 und 44 *temperiert,* ebenda 40 *temperierung qualitatem.* Hiermit vergleiche man die Fremdwörter, die an anderen Stellen dieses Briefes stehen: *Epistel* 64 a 15. 19. 22; *firmament* 65 b 4; *magnaten* 65b 27; *ciborien* 65d 13; *conterfeit* 66a 32; *perickel* 66 d 18; *tabernackel* 70d 4. 16; 72 b3. 13; *aromata* 73d 26. — Die nächste Station nach dem Jordiathale wird im zwanzigsten Kapitel (77a 1 — b24) mit dem Namen *Sithias* bezeichnet (77a 27), der in der *Epistola* nicht vorkommt. Auch die Schilderung der gefährlichen Tiere weicht 77b 2ff. von dem hier sehr schlecht überlieferten Texte der *Epistola* (217, 19) ab. — Aber wichtiger ist der Bericht im einundzwanzigsten Kapitel (77b 25—78b 12) von dem, was die Macedonier am Celetisflusse (d. i. am Oclivas der *Epistola* 218, 8) erleben. Die Worte: *in his arundinibus stratum potentissimo ebore vidimus* (218, 13), die in der *Ep.*$_2$ fehlen, werden von Hartlieb auf folgende Weise verdeutscht (77 c 6ff.): *In dem ror funden wir das köstlich gebett* oura *des grossen gottes, der do selbs vil freuden pflegen hett,* eine Stelle, die unverständlich bleibt, auch wenn wir annehmen, dass der Verfasser die Lesart *euro* (statt *ebore*), wie die meisten Handschriften überliefern, in seinem Texte gehabt hat, und damit die Bezeichnung für den Wind Eurus (220,3) im Worte *ouri* 78b 35 vergleichen. Der deutsche Bearbeiter des Alexanderromans scheint hier seine Quelle nicht verstanden zu haben und deshalb etwas Unsinniges in seiner Übersetzung niedergeschrieben zu haben. Am Schlusse desselben Abschnittes erhalten wir eine ausführliche Beschreibung der schönen Meerweiber, von denen in der *Epistola* 219, 16 nur gesagt wird, dass sie weiss waren, den Nymphen ähnelten und lange Haare hatten. Daraus macht Hartlieb 78b 2 ff. eine Schilderung, die eines Romanschreibers würdig ist. In der Mitte und am Ende dieses Kapitels finden sich die beiden einzigen Überschriften des Briefes (78a 1 und b 13), während der Text im übrigen ununterbrochen fortläuft. — Die Lücke (219, 19f.) im letzten Kapitel des Schreibens (178b 17—d37) kann inhaltlich nach 78b 23ff. ergänzt werden. Der ganze Brief schliesst ebenso wortreich, wie er begonnen hat, indem Alexander seine Mutter und seine Schwestern dem Schutze des Aristoteles empfiehlt.

Die Recension der *Epistola,* welche Hartlieb bei seiner Arbeit als Vorlage benutzt hat, war ein Text der älteren, vollständigeren Fassung, am nächsten verwandt mit H, jedoch nicht diese Leidener Handschrift selbst, da die ihr eigentümlichen Zusätze nach 203, 24; 214, 3 und 219, 23 in der deutschen Bearbeitung fehlen. Wenn Hartlieb einmal von den besten Texten der *Ep.*$_1$ abweicht und mit *Ep.*$_2$ übereinstimmt, so trifft seine Version gewöhnlich auch mit der Handschrift H der *Ep.*$_1$ zusammen (vergl. 70b 20 mit *Ep.*$_2$ 230, 23 und *Ep.*$_1$ 202, 20; 72a 9 mit *Ep.*$_2$ 232, 14 und *Ep.*$_1$ 207, 4; 72a 17 mit *Ep.*$_1$ 207, 8); diejenigen Stellen, an denen dieses nicht der Fall ist, sind demnach als charakteristisch für die besondere Handschrift, der

er gefolgt ist, anzusehen (vergl. 68a 18 mit *Ep.*$_2$ 228, 8; dagegen *Ep.*$_1$ 197, 7). Die Zahlen- und Zeitangaben, die von *Ep.*$_1$ abweichen, dagegen mit *Ep.*$_2$ übereinstimmen (vergl. 73c 34 mit *Ep.*$_2$ 233,8 — dagegen *Ep.*$_1$ 210, 16; 76c 37 (s. auch d6) mit *Ep.*$_2$ 236, 5 — dagegen *Ep.*$_1$ 215,27), kommen dabei weniger in Betracht, weil Hartlieb auch sonst in dieser Beziehung gern ändert, und zwar meistens vergrössert (s. 65c 23 und *Ep.*$_1$ 192, 14; 66c 24 und 194, 6; 67c 36 und 196, 5ff.; 69a 6 und 199, 8; 77b 24 und 218, 6; 77d 29 und 219,6; 78a 7 und 219, 7; 78c 18 und 220, 9), und es ist ebenso wenig von Bedeutung, wenn in der deutschen Übersetzung und *Ep.*$_2$ etwas fehlt, was in der *Ep.*$_1$ zu lesen ist (s. 68d 7, *Ep.*$_2$ 228, 31, *Ep.*$_1$ 198, 17: 74c 35, *Ep.*$_2$ 234, 28, *Ep.*$_1$ 212, 15; 76c 13, *Ep.*$_2$ 235, 38, *Ep.*$_1$ 215, 18; 76d 30, *Ep.*$_2$ 236, 16, *Ep.*$_1$ 216, 17—21). Dagegen wird die Frage nach Hartliebs Vorlage entschieden durch Stellen, an denen sein Werk mit *Ep.*$_1$ übereinstimmt, während dieselben in dem Texte der *Ep.*$_2$ fehlen (vergl. 69c 39 und *Ep.*$_1$ 200, 26 mit *Ep.*$_2$ 229, 31; 73a 9ff. und *Ep.*$_1$ 209, 21 sq. mit *Ep.*$_2$ 233, 25; 74d 16—22 und *Ep.*$_1$ 212, 21—23 mit *Ep.*$_2$ 234, 32; 76d 30ff. und *Ep.*$_1$ 217, 1—6 mit *Ep.*$_2$ 236, 16; 77a 7 und *Ep.*$_1$ 217, 9 mit *Ep.*$_2$ 236, 20; 77a 12—18 und *Ep.*$_1$ 217, 11—14 mit *Ep.*$_2$ 236, 20; 78b 24ff. und *Ep.*$_1$ 219, 19—22 mit *Ep.*$_2$ 237, 13). Dazu kommen noch manche Ausdrücke, die bei Hartlieb und in der *Ep.*$_1$ gleich lauten, während die *Ep.*$_2$ etwas anderes überliefert (vergl. u. a. 65b 22 und *Ep.*$_1$ 192, 3 mit *Ep.*$_2$ 225, 27; 76b 27 und *Ep.*$_1$ 215, 13 mit *Ep.*$_2$ 235, 36). Doch es finden sich in der Übersetzung auch Angaben, die von beiden Recensionen der *Epistola* abweichen und demnach entweder auf Verschiedenheiten der Handschriften zurückzuführen sind, die Hartlieb benutzte, oder als willkürliche Änderungen dieses Bearbeiters anzusehen sind (vergl. 70d 8ff. mit *Ep.*$_1$ 203, 16 sq., *Ep.*$_2$ 230, 38 sq.; 75c 10—d 6 mit *Ep.*$_1$ 213, 15 sq. und *Ep.*$_2$ 235, 5 sq.; 77a 19 mit *Ep.*$_1$ 217, 14, *Ep.*$_2$ 236, 20). Auf diese Eigentümlichkeiten ist zum Teil bereits in der vorhergehenden Darstellung Bezug genommen; die abweichenden Zahlen sind hier nicht berücksichtigt worden.

Der Brief an Olympias, welcher bei Hartlieb auf das Schreiben an Aristoteles folgt (79a 1—81b 10), erzählt von der Ankunft Alexanders bei den Säulen des Hercules, vom Palaste des Xerxes, von dem blätterlosen Baume und dem Vogel *Fenix*, von dem auf dem Berge gelegenen Palaste,[1]) dem bewaffneten Frauenvolke, der Fahrt nach dem Himmel und der Erforschung der Tiefe des Meeres. Hartlieb kehrt also hiermit zu seiner Hauptquelle, der *Historia de preliis*, zurück, von der er die Abschnitte p. 129, 22—130, 10; 125, 1—5; 112, 20—113, 10; 130, 10—132, 7 (nach der Ausgabe von Landgraf) in dieser Reihenfolge genau so überträgt und erweitert, wie er es vorher mit der *Epistola ad Aristotelem* gethan hat. Die beiden Stücke 125, 1—5 und 112, 20—113, 10 werden nach 130, 10 eingeschoben, und die Ankunft in Babylon wird erst 81a 11 nach dem Briefe an

1) Bei seiner Beschreibung werden die Edelsteine wieder genau angegeben (Bl. 80a).

Olympias erwähnt, so dass nach 132, 7 der Abschnitt 125, 9—126, 10 der *Historia* eingerückt ist. Ebenso wie Hartlieb bei der Beschreibung des Palastes 80a 18 auf die Königsburg des Porus hinweist, wiederholt er am Anfange des Briefes an Olympias zum Teil die Schilderung des Erlebnisses an den Säulen des Hercules und Liber, wie sie sich im Schreiben an Aristoteles findet; man vergleiche dieserhalb 79a 11—21 mit 71a 14—27. Bl. 79b 25 zeigt sich auch hier die Nachlässigkeit, dass die Form des Briefes vergessen wird und plötzlich eine Bemerkung in der dritten Person eingestreut wird.

Johannes Hartlieb zeigt als Schriftsteller im ganzen Alexanderbuche dieselben Vorzüge und dieselben Fehler, die wir in der Übersetzung des Briefes an Aristoteles kennen gelernt haben. Er wird überall, um deutlich zu sein, wortreich und umständlich, ja oft genug schwülstig. Er erklärt und umschreibt, bauscht Unglaubliches noch mehr auf, wählt Vergleiche aus seiner Zeit, flicht Sentenzen ein, prunkt mit gelehrtem Wissen, gebraucht viel Fremdwörter und ist auch sonst bemüht, sich als gebildeten Mann zu zeigen, indem er u. a. seine Zeitgenossen über die Vorzüge der Edelsteine und die Kraft wohlriechender Kräuter belehrt. Den Stoff, den er gerade behandelt, macht er seinen Lesern aber nicht nur leicht verständlich, sondern er sucht auch zu unterhalten durch dramatische Form und romanhafte Schilderung und sucht zu rühren durch sentimentale Auslassungen. Er interessiert sein Publikum dadurch, dass er alles in ein modernes Gewand kleidet, Alexander als deutschen König schildert und ihn christlich beten lässt, seine Soldaten und Offiziere als mittelalterliche Kriegsknechte und treue Ritter ihre Pflicht thun lässt. Doch bei diesen Bestrebungen des Verfassers wird die in ihrer Form nicht ungeschickte Darstellung öfter trivial; Missverständnisse und Nachlässigkeiten kommen genug vor, und manche Stellen sind sogar falsch übersetzt oder gar nicht verstanden, so dass gelegentlich etwas Unsinniges niedergeschrieben ist. Demnach kann ich nicht dem Urteil beipflichten, das v. Öfele in der *Allgemeinen deutschen Biographie* 10, 671 mit folgenden Worten über den Alexanderroman gefällt hat: *Das Buch macht den Eindruck einer nur allzu treuen Übersetzung.* Vielmehr hat Johannes Turmair in seiner *Bayerischen Chronik* I, 337 bereits das Richtige erkannt, da er von dem Werke Hartliebs schreibt: *(Es) ist . . . nit wol teutscht: der doctor hat des lateins zue wenig künt, hat vil drein gesext und darxue von kurxweil wegen tan, das nur gedichte rockenmärl sein.* —

Eines der letzten deutschen Bücher, in dem Abschnitte der Alexandersage enthalten sind, ist die *Cosmographia universalis* des Sebastian Münster, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts sein ganzes Wissen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde in einem weit über tausend Seiten umfassenden Foliobande niedergelegt hat. Sebastian Münster, geboren zu Ingelheim in Hessen im Jahre 1489, gestorben 1552 zu Basel, Professor der Theologie zu Heidelberg und Basel, anfangs Franziskanermönch, später Anhänger der Reformation, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er hat sich nicht nur um das Studium der hebräischen Sprache und der

Mathematik verdient gemacht, sondern hat auch das erste moderne Geographiebuch geschrieben, das lange Zeit ein Muster für alle seine Nachfolger geblieben ist. Dieses riesige Handbuch enthält eine unglaubliche Fülle von historischem und geographischem Material,[1]) wie ja in jener Zeit Erdkunde und Geschichte noch nicht von einander getrennt wurden. Neben der grossen Menge des Stoffes, der kritiklos aus anderen Chroniken übernommen ist, finden sich bei ihm bereits Resultate selbständiger Studien; er hat z. B. die Gletscher der Alpen beschrieben und hat sehr genaue Breitenangaben eingeführt. Daher war es nicht unverdient, dass seine Zeitgenossen ihn den Strabo Deutschlands nannten. Die Erdbeschreibung Münsters erschien 1544 in deutscher Sprache, wurde aber erst weiter bekannt und verbreitet in der lateinischen Form, in der sie 1550 herausgegeben wurde. Man vergleiche über diesen Mann Oskar Peschel, *Geschichte der Erdkunde* (München 1865), S. 373 und 402 und besonders M. Vivien de Saint-Martin, *Histoire de la géographie* (Paris 1873) S. 398 f.

In diesem Hauptwerke Münsters findet sich im fünften Buche, das von den Ländern Asiens[2]) handelt, sowohl eine Stelle über die Brahmanen, welche einen kurzen Auszug aus der lateinischen Schrift *Alexandri Magni, regis Macedonum, et Dindimi, regis Bragmanorum, de philosophia per litteras facta collatio* in historischer Darstellung giebt (S. 1167 f. der Ausgabe von 1556), als auch in einem besonderen Kapitel (S. 1157—1164) eine ausführlichere Erzählung von den wunderbaren Erlebnissen Alexanders in Indien. Die Überschrift dieses Teils der Kosmographie lautet: *Wie Alexander der grosz künig von Macedonia gezogen ist in Indiam mit grosser höreskrafft, und was ihm in seiner reisz begegnet ist.* Man findet in diesem Abschnitte einen wesentlichen Teil des Inhalts der lateinischen *Epistola Alexandri ad Aristotelem* wieder, ohne dass eine Anlehnung an das deutsche Werk Hartliebs oder auch nur eine Kenntnis dieses Buches wahrzunehmen ist. Sebastian Münster beginnt seine Erzählung mit dem Zuge des macedonischen Heeres von den kaspischen Pässen aus, also mit der Wiedergabe des dritten Kapitels der *Epistola*, und folgt der lateinischen Darstellung bis zum Anfange des neunten Abschnittes (S. 1160: *Er rüst sich auch wider künig Porum von India, der gar mechtig was an land vnd leuten).* Darnach findet sich aber bis Seite 1163 ein Einschub, der die Schlacht zwischen Alexander und Porus genau schildert und noch einige andere Kriegsthaten der Macedonier erzählt, von denen in der *Epistola* nichts enthalten ist. Auf

1) Nebenbei mag bemerkt werden, dass S. Münster ein begeisterter Lobredner unserer Heimat ist. Wir finden nämlich bei ihm S. 927 folgenden Ausspruch: *Preussenland ist ein solich fruchtbar vnd selig land, das auch der gott Jupiter (den die Heiden gedichtet haben) wann er von himmel herab fallen solt, kaum in ein besser land fallen möcht.* Vergl. dazu die lateinische Ausgabe von 1550 p. 785: *Prussia talis et tam fecunda felixque est regio, ut, si Jovi e coelo esset cadendum, vix in meliorem cadere posset quam in eam terram.*

2) Ich citiere nach der deutschen Ausgabe von 1556 und der lateinischen von 1550; ausserdem habe ich zum Vergleiche die lateinische von 1572 und die deutsche von 1628 benutzt.

Seite 1163 schliesst sich der Text mit Zeile 37 wieder dem Inhalte des 10. Kapitels der *Epistola* an und bringt auch noch die drei folgenden Teile des selbständigen Briefes. Zuletzt wird in Kürze der Zug zu den redenden Bäumen berücksichtigt (S. 1164, 24: *Ich lasz hie anston wie dieser künig kam zu zweien abtgöttischen Bäumen* u. s. w.) und dann mit dem Hinweise, dass man noch *ander wunderbarlich ding* von Alexander lese, der ganze Bericht geschlossen. In jenem Einschub zwischen dem 9. und 10. Kapitel der *Epistola* werden vier verschiedene Ereignisse berichtet, die der Mitteilung wert sind, da sie in den übrigen Alexanderbüchern an dieser Stelle nicht überliefert werden.

Bevor der macedonische König, heisst es S. 1160, Porus angriff, nahm er viele Städte und Länder ein. Zuerst zog er vor die Stadt Nysa, die auf dem mit Epheu und Reben bewachsenen Berge Meron lag, und zwang sie zur Ergebung. Die Einwohner dieses Orts leiteten ihre Herkunft von Bacchus ab, der sich auf dem Berge daselbst aufgehalten haben soll. Alexander stieg mit seinem ganzen Heere auf die Höhe hinauf und feierte dort zehn Tage lang zu Ehren des Bacchus ausgelassene Feste. Der Verfasser der Kosmographie fügt dieser Erzählung aus eigener Erfahrung hinzu: *Diser Gott wirt geeret mitt füllerey vnd trunckenheit, hat auch bei die Christenn bisz auff den heutigen tag vil diener.*

Darnach belagerte der König die Stadt Beira und eine andere bei den Mazagen, die mit 38000 Mann Fussvolk besetzt und von der Natur sehr befestigt war. Bei der Besichtigung der feindlichen Mauern erhielt Alexander einen Schuss, zog aber selbst den Pfeil sofort heraus und ritt unverbunden weiter. Nach neuntägigen Vorbereitungen begann der Sturm, und die Belagerten wurden gezwungen, sich zu ergeben. Sie schickten ihre Königin hinaus, um die Gnade des Gegners anzuflehen, und wurden in der That verschont, mehr wegen der Schönheit dieser Frau, als weil man sich ihrer erbarmte.

Die Einwohner vieler Städte, die Alexander hierauf einnahm, flohen und lagerten sich auf dem steilen, vom Indus rings umflossenen Felsen Dorinis, den einst nicht einmal der starke Hercules hatte erstreiten können. Ein alter Mann mit zwei Söhnen erbot sich, den Macedoniern einen Weg zu diesem Berge zu zeigen. Zunächst wurde nun an einer Stelle das Wasser des Flusses abgedämmt, dann begannen die Truppen unter der Führung ihres Feldherrn emporzuklimmen. Doch sie kamen in grosse Gefahr: viele wurden vom Schwindel ergriffen, stürzten ab und ertranken, während andere von den Steinen der Feinde getroffen wurden. Zwei mutige Männer, die mit zwanzig Begleitern trotzdem sich hoch hinaufwagten, wurden mit Pfeilen erschossen. Obgleich den König diese Verluste schmerzten, stand er doch nicht von dem Unternehmen ab, sondern liess die *werhüten vnd die thürn* heranrücken. Die Inder prassten oben zwei Tage lang unter Trommeln- und Posaunenklang, aber als sie die unablässigen Anstrengungen der Feinde sahen, zündeten sie in der dritten Nacht viele Fackeln an und wollten heimlich entfliehen; doch man

setzte ihnen eiligst nach, so dass viele von ihnen sich aus Furcht von dem Felsen herabstürzten. Dorinis wurde auf diese Weise eingenommen, und Alexander liess dort der Göttin Minerva und Victoria Altäre errichten.

Noch viele andere Gebiete und deren Könige unterwarfen sich im Innern des Landes, ausgenommen Porus, der mit grosser Macht den Macedoniern entgegenzog. Die Heere lagerten zu beiden Ufern des Hydaspes, der dort vier Stadien breit und sehr tief war. Porus hatte 85 grosse Elefanten, 300 Streitwagen und gegen 30000 Mann Fussvolk, doch Alexander fürchtete mehr die starke Strömung des gewaltigen Flusses als die Streitkräfte der Feinde. Viele Soldaten schwammen von beiden Seiten nach den Inseln, die im Flusse lagen, und lieferten einander kleine Scharmützel. Zwei edle Jünglinge aus dem macedonischen Heere, Namens Symmachus und Nicanor, warfen sich bei einem solchen Unternehmen auf einen grossen Haufen Inder und töteten viele Gegner; doch andere Krieger, die dies sahen, kamen heimlich ihren Landsleuten zu Hilfe, umzingelten die beiden waghalsigen Helden und beschossen sie mit Pfeilen. Ihre Begleiter flohen, als jene übermannt wurden, doch nur wenige entrannen den Gefahren des Wassers. Da Alexander nicht wusste, wie er an den Feind herankommen sollte, ersann er eine List. Er schickte Ptolemäus mit einigen beherzten Soldaten weiter hinab an den Fluss, liess dort das königliche Zelt aufschlagen und grossen Lärm machen, als ob an jener Stelle das ganze Heer übersetzen wolle. Einem Mann, der Alexander ähnlich war, wurden königliche Gewänder angelegt, und in dieser Kleidung musste er sich am Wasser zeigen, damit Porus getäuscht werde. Alexander selbst verbarg inzwischen sein ganzes Fussvolk und auch die Pferde in einer Bodensenkung vor den Blicken der Gegner, was um so leichter gelang, als gerade an dieser Stelle im Wasser eine breite Insel zwischen den beiden Heeren lag. Infolgedessen veränderte Porus seine Stellung und zog hinab, um die Macedonier daran zu hindern, den Fluss zu überschreiten. Jedoch während dies geschah, setzte Alexander weiter oberhalb auf Schiffen und Flössen in aller Stille seine Truppen über und stellte sie in Schlachtordnung auf. Als nun Porus erfuhr, dass die Feinde seine Flanke bedrohten, ordnete auch er seine ganze Streitmacht, aber er konnte am ersten Tage nicht viel ausrichten, da es stark regnete und die Felder infolgedessen aufgeweicht waren. Auch als es wirklich zum Kampfe kam, waren die Reiter nicht viel zu brauchen. Porus stellte die Elefanten ins erste Treffen und liess nach ihnen die Fussknechte, denen ein Bildnis des Hercules vorangetragen wurde, folgen. Die Macedonier erschraken, als sie die gewaltigen Elefanten herankommen sahen, auf dem grössten voran König Porus, der selbst von ungewöhnlicher Grösse war. Nachdem Alexander seinen Offizieren Verhaltungsmassregeln gegeben hatte, begann die Schlacht. Die Reihe der Inder wurde durchbrochen, doch die Elefanten richteten gewaltigen Schaden an, denn sie ergriffen mit den Rüsseln die feindlichen Soldaten und reichten sie ihren Führern, die auf ihnen sassen. Infolgedessen litten die Macedonier grosse Not, bis sie auf den Gedanken kamen,

mit krummen Schwertern den gefährlichen Tieren die Rüssel zu verstümmeln. Durch die Verwundungen wild gemacht, warfen die Elefanten ihre Reiter ab und zertraten sie. Porus wurde von neun Pfeilschüssen getroffen und versuchte zu fliehen. Alexander eilte ihm aber nach, ritt ein Pferd zu Tode, bestieg ein zweites, konnte ihn aber nicht früher einholen und fangen, als der Elefant tödlich verwundet war und Porus selbst von dem Tiere herunterfiel. Der macedonische König hielt seinen Gegner für tot und befahl, ihn zu entkleiden. Da dies geschah und die Feinde den Besiegten umringten, verteidigte der Elefant seinen Herrn; er ergriff ihn mit dem Rüssel, hob seinen Körper wieder empor, legte ihn sich auf den Rücken und bedrängte die feindlichen Soldaten so lange, bis es diesen gelang, das Tier umzubringen. Als Porus darnach wieder zu sich kam und ihm Vorwürfe gemacht wurden, dass er so lange Zeit Widerstand geleistet habe, erwiderte er, er habe sich selbst für den mächtigsten Herrscher gehalten, da er die Stärke seines Gegners nicht gekannt habe; Alexander möge den unterlegenen Feind eingedenk der Thatsache behandeln, die jener Tag beide gelehrt habe, dass nämlich das irdische Glück nicht beständig sei. Diese unerschrockene Antwort gefiel dem macedonischen Könige so sehr, dass er Porus verzieh, ihn heilen liess, ihm seine Freundschaft schenkte und ein grösseres Reich verlieh, als jener vorher besessen hatte. Nach der Überwindung dieses mächtigen Fürsten erbaute Alexander auf jeder Seite des Wassers, über das er gefahren war, eine Stadt und zog dann weiter in das Innere des Landes hinein, bis er zu den Siegeszeichen des Hercules und Liber kam.

Mit dieser Erwähnung geht Münster zu dem Inhalte des zehnten Kapitels der *Epistola* über. Die Ereignisse, die zwischen dem neunten und zehnten Abenteuer des Aristotelesbriefes in der Kosmographie überliefert werden, stehn in keinem Alexanderbuche an dieser Stelle. Sie stammen aus der Geschichte des Curtius, in der sie im achten Buche vom 10. bis 14. Kapitel und im ersten Kapitel des neunten Buches zu finden sind, und stimmen genau mit dieser Quelle überein, die nur in gewissen Punkten wesentlich gekürzt ist. Ihr Kern ist historisch, doch sie enthalten manche poetische und sagenhafte Ausschmückungen, die sie wohl geeignet erscheinen liessen, mit den wunderbaren Begebenheiten, die in dem Briefe an Aristoteles berichtet sind, verbunden zu werden. Über die Eroberung der Stadt Nysa[1] (Curtius 8, 10, 7) handelt Droysen in der *Geschichte des Hellenismus* I, 2, 109 (Gotha 1877²). Schuffert, der in seinem Kolberger Programm des Jahres 1886, betitelt *Alexanders des Grossen indischer Feldzug*, die Stadt Nysa ins Katlanthal versetzt, wo auch jetzt noch regelmässig wiederkehrende ausgelassene Tanzfeste gefeiert werden, nennt S. 12 die ganze Erzählung fabelhaft. Sie gehört in der That zu den wenigen Wundergeschichten, die Curtius in sein Werk aufgenommen hat.[2]) Bei Arrian wird dieselbe Be-

1) Siehe darüber auch Arrian, *Anab.* 5, 1 f.; *Ind.* 2; Justin, 12, 7; Strabo 15, 687; Lassen, *Indische Altertumskunde* II, 133 ff.

2) Siehe dazu Th. Vogel S. 7 seiner Curtiusausgabe.

gebenheit ausser dem Zusammenhange erzählt, bei Diodor fehlt sie ganz. Zu den *vil stett*, die der König nach Nysa einnehmen liess, gehören die von Curtius 8, 10, 19 erwähnten Orte *Daedala* und *Acadira*, deren Lage unzuverlässig angegeben ist.[1]) Das *wasser Choaspe* ist der Choaspes, ein Nebenfluss des Kophen, Beira, eine Stadt, die auch bei Curtius 8, 10, 22 so lautet, die Festung Bazira in der Nähe von Aornus,[2]) die *stadt bei den Mazagen* aber Massaga, der wichtigste Punkt im Lande der Assacener, nach A. Cunningham (*The ancient geography of India*, London 1871, I, 82) bei Mangora oder Manglora am Swatflusse gelegen. Ausser Curtius hat die Liebesgeschichte zwischen Alexander und der Königin-Mutter Cleophis nur noch Justin 12, 7.[3]) Diese ganze Scene ist später im Strassburger *Alexander*, im französischen Roman Lamberts und bei Ulrich von Eschenbach auf Candacis übertragen, die bei einigen Schriftstellern geradezu Cleophis Candacis heisst.[4]) Arrian (IV, 26) weicht in der Erzählung der Eroberung Massagas von Curtius[5]) ab.

Der Name Dorinis ist in der Kosmographie verdorben überliefert; es ist darunter der Aornusfelsen zu verstehen, die Feste Ranigat,[6]) d. h. der Königstein, dessen Eroberung von Strabo 15, 688; Curtius 8, 11; Diodor 17, 85; Arrian 4, 28 erzählt wird, von Plutarch aber nicht erwähnt ist. Aus dem Namen folgern mehrere griechische Schriftsteller, dass nicht einmal ein Vogel zu der hochgelegenen Festung habe hinauffliegeu können. So heisst es bei Lucian (*Rhet. praec. 7*) von ihr: *ἀτεχνῶς οὐδὲ ὀρνέοις ὑπερπτῆναι ῥᾳδίαν*, bei Julian, *Or.* II, 73 (ed. Spanhemius, Lips. 1696): *ἐφ' ἣν οὐδὲ τῶν ὀρνίθων ᾗν τοῖς κουφοτάτοις ἀναπτῆναι*, und bei Dionysius, *Orbis descr.* V. 1150 (*Geogr. Graeci min.* ed. Müller II, 175): *ἠλίβατος, ταχινοῖσι δυσέμβατος οἰωνοῖσιν.*

Die Ereignisse zwischen der Eroberung des Aornusfelsens und der Schlacht am Hydaspes gegen Porus, d. h. das 12. und der Anfang des 13. Kapitels des Curtius, sind von Münster in der deutschen Ausgabe übergangen.[7]) Er wählt statt ihrer Aufzählung folgenden Übergang: *Es ruckt k. Alexander weiter hinyn in das land vnd vnderwurffen sich jm vil künig, stett vnd Herren, auszgenommen künig Porus, der setzt sich mit groszem gewalt wider den grossen Alexander.* In der Schilderung der Schlacht selbst, zu der Droysen a. a. O. I, 2, 127—144 zu vergleichen ist, findet sich eine geringe Verschiedenheit zwischen Münster und Curtius; bei diesem heisst es nämlich in Bezug auf die ersten Plänkeleien 8, 13, 12: *uterque rex parvae rei discrimine summae experiebatur eventum*, dagegen lesen wir in der Kosmo-

1) Siehe Droysen a. a. O. I, 2, 112; Schuffert S. 12.
2) Siehe Droysen I, 2, 112—114.
3) Siehe Droysen I, 2, 112 Anm.
4) Siehe Christensen, *Beiträge zur Alexandersage* (Hamburg 1883) S. 37 und meine Abhandlung vom Jahre 1892 S. 13.
5) Siehe Schuffert a. a. O. 14.
6) Siehe Cunningham I, 58, ff.; Droysen I, 2, 116—120; v. Bohlen, *Das alte Indien* II, 96 f.
7) Dagegen findet sich in der lateinischen Ausgabe von 1550 S. 1077 ein Auszug aus Curtius 8, 12, 13 und 8, 13, 1.

graphie (S. 1162 oben): *Man merckt zeitlich das der sieg sich neigen wolt vff der Macedonier seiten.* — Auch die Gründung zweier Städte (S. 1163, 36 der deutschen Ausgabe), von der wir am Schlusse dieses Abschnittes lesen, ist noch dem Curtius entnommen, der darüber 9, 1, 6 berichtet, ebenso wie die Bemerkung, dass die Inder Mittel gegen das Schlangengift gefunden haben (9, 1, 12); und die Angabe der lateinischen Ausgabe vom Zuge in das Reich des Sopites bezieht sich auf denselben Gewährsmann (9, 1, 24).

Es ist nicht anzunehmen, dass Sebastian Münster ein Exemplar der lateinischen *Epistola ad Aristotelem* vorgelegen hat, in dem zwischen dem 9. und 10. Abschnitt des gewöhnlichen Textes ein grösseres Stück aus Curtius eingeschoben war. Vielmehr müssen wir glauben, dass er in der Hauptsache selbst den Inhalt der *Epistola* auf diese Weise ergänzt hat, zumal da er in dem den lateinischen Ausgaben vorangestellten *Catalogus doctorum virorum, quorum scriptis et ope sumus usi et adiuti in hoc opere* neben Eusebius Caesariensis und Justinus auch den Curtius nennt. Sagenhafte Momente, wie die Zurückführung der Nisäer auf Bacchus, die Erwähnung, dass Hercules den Aornusfelsen nicht habe einnehmen können, die Errichtung von Altären der Minerva und Victoria, das Vorantragen des Bildes des Hercules im Heere des Porus, das bacchische Gelage auf dem Meros und die Thaten des Nicanor und Symmachus, waren wohl die Veranlassung, dass Münster den lateinischen Text der *Epistola*, in der p. 204, 2 die Schlacht gegen Porus nur kurz erwähnt wird,[1] durch diese Kapitel des Curtius erweiterte, weil dadurch die Darstellung lebendiger und poetischer wurde. Selbst die Dichter haben sich u. a. die Episode von Nicanor und Symmachus nicht entgehen lassen; so hat z. B. Walther von Chatillon in seiner *Alexandreis* 9, 77—147 den Bericht des Curtius poetisch ausgeschmückt, wobei die Erzählung Vergils von Nisus und Euryalus offenbar sein Vorbild war, und Ulrich von Eschenbach hat in den Versen 19471—19590 (s. auch 19659 und 27651) dasselbe Erlebnis noch ausführlicher behandelt.

Aus der sachlichen Darstellung der übrigen Kapitel dieses Abschnitts ist zu erkennen, dass die Quelle, der Sebastian Münster seine Angaben entnommen hat, weder eine jüngere Recension der *Historia de preliis*[2]) noch die kürzere Fassung der *Epistola* sein kann. Vielmehr ist jener Abschnitt — ebenso wie die entsprechende Episode bei Hartlieb — auf die ältere selbständige Recension des Briefes zurückzuführen. An fast allen Stellen ist eine Übereinstimmung mit diesem Texte im Gegensatze zu $Ep._2$ und *Hist.* klar ersichtlich. So wird z. B. S. 1158, 14[3]) die Anzahl der Reiter Alexanders von Münster auf 30000 angegeben, ebenso wie in der $Ep._1$ 196, 7, abweichend von

1) Auch in den jüngeren Recensionen der *Historia de preliis* wird nach dem 9. Kapitel der *Epistola* der Zweikampf zwischen Alexander und Porus im Anschluss an die Überlieferung des Bambergensis geschildert.

2) Wenn die *Historia* etwas anderes als $Ep._{1.2}$ überliefert, wie z. B. p. 210, 18, so weicht die Kosmographie stets von dem Inhalte des fortlaufenden Romans ab.

3) In der lateinischen Ausgabe vom Jahre 1550 (L) S. 1073, 12 fehlt die Zahl.

Ep.$_2$ 227, 27 *(viginti milia)* und *Hist.* 209, 21 der Ausgabe von Zingerle *(centum milia)*. Münster erwähnt ferner S. 1158, 25, dass die Leute auf der Flussinsel *nur halber bekleidt* waren, gemäss der *Ep.*$_1$ 197, 7 *(seminudos)*,[1]) während *Ep.*$_2$ 228, 8 berichtet, dass diese Inder ganz nackt waren, eine Angabe, die in der *Historia* fehlt. In der Kosmographie 1159, 2 (L 1073, 50) und in der *Ep.*$_1$ 198, 17 werden neben den Löwen, Bären, Tigern und Panthern auch Luchse *(lyntzthier-lyncibus)* genannt, die in der *Ep.*$_2$ und *Hist.* übergangen sind. Ebenso ist nur bei Münster S. 1159, 42 (L 1074, 35) und in der *Ep.*$_1$ 200, 26 von Tigern und Panthern die Rede, während diese Tiere in der *Ep.*$_2$ und *Hist.* nicht erwähnt werden. An einer Stelle wird ausser bei Münster 1160, 7 (L 1075, 10) und in der *Ep.*$_1$ (202, 17) auch in der *Hist.* (213, 5) mitgeteilt, dass Alexander in das Land *Bactriana* gezogen sei, wogegen dieser Name in der *Ep.*$_2$ unerwähnt geblieben ist. — Zwei andere Angaben der Kosmographie sind deshalb von Wichtigkeit, weil sie eine Verwandtschaft mit bestimmten Handschriften der *Ep.*$_1$ erkennen lassen.

S. 1159 letzte Zeile heisst es nämlich von dem Tier Odontotyrannus: *das tranck auch*, entsprechend der Lesart *haec potata aqua*[2]) der Leidener, Wiener und einer Pariser Handschrift (H V P) der *Ep.*$_1$ 201, 8; dagegen überliefern die anderen Manuscripte der *Ep.*$_1$ *nec potata*, *Ep.*$_2$ 229, 38 und *Hist.* 212, 14 *antequam . . . biberet.* Ferner stimmt die Erzählung Münsters 1164, 14 (L 1079, 45) in betreff der Grösse der Ichthyophagen mit den Handschriften C H der *Ep.*$_1$ 207, 4 und *Ep.*$_2$ 232, 14 überein im Gegensatze zu den anderen Texten der *Ep.*$_1$ und der *Hist.*, in der jene Angabe fehlt. — Endlich sind bei der Frage nach der Quelle für diesen Abschnitt der Kosmographie noch diejenigen Fälle zu berücksichtigen, in denen die Darstellung sowohl von der *Ep.*$_{1 \cdot 2}$ als auch von der *Hist.* abweicht. Bei Summierungen von Zahlen, die einige Male vorkommen, ist Münster in der deutschen Ausgabe seines Buches seiner Neigung zu kürzen gefolgt, während der lateinische Text die genaueren Angaben der Vorlage überliefert. Man vergleiche z. B. D (die deutsche Ausgabe von 1556) S. 1159, 7 mit L (der lateinischen Ausgabe von 1550) p. 1074, 2; D 1159, 31 mit L 1074, 30; D 1160, 1 mit L 1074, 40. Manchmal fehlt die Zahl in D ganz, während sie in L übernommen ist, z. B. D 1158, 7 (dagegen L 1073,6) und 1162,35 (dagegen L 1078, 19). Die Beschreibung der Flusspferde 1158, 34, welche sich auch in L 1073, 31 findet,[3]) ist ein Zusatz des Verfassers, wie die Beziehung auf das Vorkommen derselben Tiere im Ganges und im Nil beweist. Verschiedene Lesarten der Quelle der Kosmographie sind an zwei Stellen zu bemerken: S. 1158, 10 (L 1073, 8) wird erzählt, dass die macedonischen Soldaten

---

1) Siehe auch L 1073, 26.

2) L 1074, 38 überliefert gleichfalls *haec pota aqua.* Vergl. ferner S. 1075,8 mit der Lesart der Handschriften ω H auf p. 202, 7 der *Epistola.*

3) *(Hippopotami,) qui sunt equi fluuiales, animalia scilicet in Nilo et Gange potissimum versantia, binis ungulis, quales sunt bobus, dorso equi et iuba atque hinnitu, cauda obtorta, dentibus aprorum aduncis.* Die gesperrt gedruckten Worte sind der Naturgeschichte des *Plinius* VIII, 25 entlehnt.

das bittere Flusswasser tranken, *Ep.*$_1$ 195, 25 und *Ep.*$_2$ 227, 20 berichten dies vom Könige (vergl. *Hist.* 209, 15); ferner wird S. 1158, 45 (L 1073, 41) überliefert, dass alle 150 Führer bestraft wurden, während *Ep.*$_1$ 197, 23 und *Ep.*$_2$ 228, 20 mitgeteilt ist, dass nur 100 von diesen Geleitsmännern in das Wasser geworfen wurden; in der *Historia* fehlt diese Angabe wieder. — Der Umstand, dass gewisse Ereignisse, von denen wir in der *Epistola* lesen, bei Münster ganz fehlen, z. B. die Erzählung, dass Alexander die goldenen Bildsäulen des Hercules und Liber habe anbohren und wieder vollfüllen lassen, ist nur von untergeordneter Bedeutung, da in diesem ganzen Abschnitte die Darstellung in der Kosmographie gegenüber dem Inhalte der *Epistola* sehr gekürzt erscheint.

Jeder Zweifel daran, dass Sebastian Münster die ältere Recension der *Epistola ad Aristotelem* benutzt hat, schwindet, wenn man den Text der lateinischen Ausgaben seiner Kosmographie mit jener Schrift vergleicht. Abgesehen von den Stellen, an denen er kürzt, stimmt Wort für Wort mit der *Ep.*$_1$ überein, und mancher Ausdruck der deutschen Ausgabe, welcher als eine Abweichung vom Originale erscheint, wird beim Vergleiche mit L als eine zufällige Änderung erkannt. Man sehe z. B. D 1158, 31 und L 1073, 30. Folgende Stellen der *Epistola* sind wörtlich oder doch nur mit ganz geringfügigen Änderungen in der Kosmographie enthalten: p. 194, 5—12; 13—17; 195, 9. 19—21; 25—27; 196, 1—15 im Auszuge; 16—19; 26—197, 25; 198, 7—12; 14—23; 199, 2—10; 13—16; 18—30; 200, 1—10; 13—17; 19—20. 24; 26—201, 3; 5—13; 16—19; 202, 2—7. 10; 16—17; 204, 3—5; 205, 2; 6—206, 10; 12—17; 207, 1—11; 213, 23 f. Trotz der durchweg vorhandenen Übereinstimmung der beiden Texte ist zu erkennen, dass die Vorlage Münsters gewisse Eigentümlichkeiten besass, die von den uns bekannten Handschriften abweichen. So wird z. B. 1074, 2 angegeben, dass 1050 Wachtfeuer angezündet wurden (D 1159, 7 *mer dann tausent feuwer)*, während *Ep.*$_1$ 199, 9 in allen Handschriften übereinstimmend von 1500 die Rede ist. Kuebler wird bei einer neuen Auflage des Julius Valerius nicht umhin können, den Text der Kosmographie zum Vergleiche heranzuziehen. P. 1075, 11 verlässt die lateinische Ausgabe ihre erste Quelle und verbindet mit ihr den Bericht des Curtius. Die Erwähnung der *signa Herculis et Liberi* (1079, 19—21) stimmt dem Wortlaute nach mit der *Epistola* nicht genau überein, ausser 1079, 21 mit 205, 2, doch von 205, 6 an ist wieder ein grosses Stück wörtlich der *Ep.*$_1$ entnommen. Sebastian Münster deutet zwar an, dass er verschiedenen Quellen gefolgt ist, hält sie im einzelnen aber nicht auseinander. Die Einleitung: *Tradunt historici de Alexandri in Indiam profectione multa miranda, sed quibus absurda quaedam mendaciaque non pauca accessisse videntur* lässt erkennen, dass der Verfasser die Glaubwürdigkeit der *Epistola* ebenso hoch anschlägt wie die Zuverlässigkeit des Geschichtswerks eines Curtius. Keineswegs beweist ein *Sunt qui scribunt* oder *scribunt alii* immer,[1]) dass Münster einer anderen

---

1) Wie S. 1079, 7 bei der Bemerkung aus *Ep.* 204, 3—5, die zwischen den Text des Curtius eingeschoben ist.

Vorlage sich zuwendet: so findet sich diese Ausdrucksweise z. B. p. 1079 am Schlusse, obgleich der folgende Text ebenso wie der vorhergehende wörtlich der *Epistola* entnommen ist, und auch 1080, 2 ist trotz der oratio obliqua auf *Ep.* 213, 23 f. als Quelle zurückzuführen, wiewohl es vorher 1079,51 (s. D 1164, 24) heisst: *Omitto hic alias nugas, quae in historia Alexandri recensentur, quomodo scilicet venerit ad duas arbores.*

Ebenso genau wie mit *Ep.*$_1$, stimmt die lateinische Ausgabe der Kosmographie mit Curtius überein, wenngleich auch in diesem Abschnitte die Vorlage vielfach gekürzt ist. Folgende Stellen des Curtius sind im Wortlaut übernommen: VIII, 10, 11—17; 20; 22—23; 27—28; 30—35; 11, 2—4; 6—9; 11—24; 12, 13; 13, 1—2; 5—10; 12—21; 27; 14, 1—2; 4—5; 9—14; 17; 22—23; 26—34; 37—38; 40—45. IX, 1, 1; 6; 8—9; 11—12; 24. Aber Sebastian Münster scheint in einigen kurzen Bemerkungen, die dem Texte des Curtius einverleibt sind, noch eine andere Quelle benutzt zu haben. Hierzu gehört 1075, 21—24 die Angabe, dass Alexander die Nysäer verschont habe, ferner die Stelle 1075, 44—48, an welcher im voraus auf Aornus Bezug genommen wird, worauf Münster 1076, 15 zurückweist. Beide Zusätze sind wörtlich aus Justin (12, 7) entlehnt.

Da Sebastian Münster ausser Curtius, von dem grössere Abschnitte im Urtexte übernommen sind, noch andere Quellen verwertet hat, darf man, wie es bereits angedeutet ist, nicht annehmen, dass das Exemplar der *Epistola ad Aristotelem*, welches ihm vorlag, jene Kapitel des Curtius vollständig enthielt, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, dass einiges von ihrem Inhalte daselbst vorhanden war. Doch andere Parallelen zeigen, dass der Brief über die Wunder Indiens an der Stelle, wo die Episode aus Curtius in der Kosmographie eingesetzt, in manchen Texten von der uns sonst bekannten Überlieferung abgewichen ist. Bei Ulrich von Eschenbach findet sich z. B. V. 21431 ff. (in der Ausgabe von Toischer, Tübingen 1888) eine poetische Bearbeitung der Abenteuer Alexanders in Indien, die in ihrer Anordnung eine gewisse Ähnlichkeit mit den besprochenen Kapiteln der Kosmographie zeigt. Von V. 21431—21732 sind die Ereignisse aus den Kapiteln 3—9 der *Epistola* geschildert, darauf folgt der Bericht vom Zuge zu den Säulen des Hercules (21733—21755), ohne dass der Kampf mit Porus berücksichtigt wird, da von diesem schon vorher (19457—20254) gehandelt ist. Doch 21756—21978 lesen wir darnach die Beschreibung der Einnahme einer Felsenburg des Hercules (d. h. des Aornusfelsens) und der Besiegung von acht Königen. Dieselbe Reihenfolge der Abenteuer findet sich aber auch im prosaischen Alexanderbuche des Babiloth. Endlich schliesst sich hieran der Inhalt der Kapitel 11—13 der *Epistola*, während die Befragung der Orakelbäume an den Schluss der ganzen Erzählung gesetzt wird. Diese Anordnung des Stoffes und manche Verschiedenheiten im einzelnen beweisen, dass Ulrich von Eschenbach einen von unseren Handschriften abweichenden Text vor sich gehabt hat, wenngleich er hier und da, wie z. B. bei der Erzählung von den

sprechenden Bäumen, eigenmächtig von der Vorlage sich entfernt haben mag.[1])

Ferner ist hier die irische Version des Briefes zum Vergleiche heranzuziehen. Sie ist im zweiten Hefte der zweiten Serie der *Irischen Texte* von W. Stokes und E. Windisch unter dem Titel: *Die Geschichte von Philipp und Alexander von Macedonien* von Kuno Meyer aus dem Lebar Brecc mit deutscher Übersetzung und mit Excerpten aus dem Book of Ballymote 1887 in Leipzig herausgegeben worden. Das sogenannte Lebar Brecc ist eine irische Sammelhandschrift aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Der Übersetzer des Alexanderromans, der in ihr enthalten ist, ein Mann von umfassender Bildung, vielleicht wegen seiner genauen Bibelkenntnis ein Geistlicher, der seiner Sprache nach etwa im 11. Jahrhundert lebte, benutzte als Hauptquelle die Geschichte des Orosius III, 12—23,[2]) daneben aber auch eine unbekannte Recension des Briefes Alexanders an Aristoteles und des Briefwechsels zwischen Alexander und Dindimus. Der Brief über die Wunder Indiens ist in den Kapiteln 42—60 (S. 53—69) enthalten; er wird eingeleitet (S. 53) durch die Worte: *So berichtet Alexander in seinem Briefe,* und darnach folgt der Inhalt des Schreibens als Erzählung in der dritten Person, wie wir es in ähnlicher Weise bei Sebastian Münster kennen gelernt haben. Noch einmal wird auf Seite 64 auf die ursprüngliche Form hingewiesen mit folgendem Satze: *Das ist, was Alexander in seinem Briefe schrieb, dass sie (die zweiköpfigen Schlangen) gewunden und dick waren wie Säulen.* Die Darstellung weicht inhaltlich sowie im Wortlaute von den beiden erhaltenen Recensionen der lateinischen *Epistola* wesentlich ab, entspricht aber im ganzen den Kapiteln 2—9 und dem Anfange von 10 in dieser Schrift (2 = Kap. 42. 43; 3 = 44—47; 4 = 48. 49; 5 = 50; 6 = 51. 52; 7 = 53—55; 8 = 56; 9 = 57—59; 10 = 60). Die letzten Worte des Berichts an Aristoteles lauten: *Darnach baute Alexander zwei Städte, Alexandria apud Porum und Alexandria Bucephali equi. Darauf vernichtete Alexander die Adraster und Catiner und Gangariten.*[3]) *Gross war der Stolz und* . . . Der Schluss des Schreibens ist nicht erhalten, da in der Handschrift ein Blatt an dieser Stelle fehlt.[4]) Darnach beginnt der Briefwechsel mit Dindimus (Kap. 61—74) S. 69 mit dieser Einleitung: *Folgendes wird in dem Briefe Alexanders erzählt, dass, solange Alexander mächtig war, Briefe zwischen ihm und Dindimus, dem Könige der Brahmanen, hin und her gingen.* Der erste Brief ist in indirekter Form überliefert, die anderen vier in direkter Rede.

In den Kapiteln, die auf die *Epistola ad Aristotelem* zurückgehn, weicht am meisten von unseren Texten wieder die Schilderung des Kampfes zwischen Alexander und Porus ab (S. 66 f.). Es wird

1) Siehe dazu Toischers Abhandlung *Über die Alexandreis Ulrichs von Eschenbach* in den *Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften,* Bd. 97 (1880), S. 375.

2) Siehe Kuno Meyer in der Einleitung zu dieser Ausgabe S. 6, 8 und 9.

3) Vergl. Justin 12, 8.

4) Siehe Kuno Meyer S. 8 der Einleitung.

zwar auch in der irischen Version berichtet, dass Alexander sich, als gemeiner Soldat verkleidet, ins indische Lager begiebt und von Porus einen Brief erhält, doch die weitere Erzählung stimmt mit dem Urtexte durchaus nicht überein.

Wir lesen nämlich, dass es zwischen beiden Königen zum Zweikampfe kommt, in dem Alexander zuerst in Gefahr gerät und von seinem Gegner verwundet wird, und dass er nur mit Mühe von einem seiner Soldaten, Namens Amirad, gerettet wird. Als Porus darnach kampfunfähig wird, huldigt er Alexander, giebt dessen Leuten grosse Geschenke und erwirbt sich die Freundschaft des Siegers. Diese Darstellung ähnelt am meisten der Erzählung des Justin (12, 8).

Wir ersehen aus dem Inhalte des irischen Alexanderbuches, dass es eine Recension des Aristotelesbriefes gegeben hat, in der der Kampf mit Porus wesentlich anders überliefert war als in unseren Texten; in diesem Berichte wurde der Inhalt des 10. Kapitels der *Epistola* mit einer Notiz aus Justin verbunden, während Curtius nicht benutzt war.[1]) Aber die einleitenden Worte, welche zum Briefwechsel mit Dindimus überleiten, beweisen zugleich, dass diese Unterhaltung mit dem Brahmanenkönige, deren Stoff der *Collatio* entlehnt ist, einen Teil des Briefes an Aristoteles bildete. Dieser Umstand ist von grosser Wichtigkeit, da ja in den jüngeren Recensionen der *Historia de preliis* der ganze Brief über die Wunder Indiens in den Rahmen der übrigen Erzählung aufgenommen und in der Weise mit dem Inhalte der *Collatio* verbunden ist, dass diese Schrift mitten in die *Epistola* eingeschoben ist. Wir lernen ferner in der Version des Alexanderromans, die in dem Book of Ballymote in Dublin erhalten ist und aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts stammt,[2]) den vollständigen irischen Text des Briefes kennen, da hier auch die Schlusskapitel der *Epistola* (12—22) überliefert sind. — Der Brief an Aristoteles scheint im Laufe der Jahrhunderte in der mannigfachsten Weise abgeändert zu sein, teils wurde eine ausführlichere Schilderung des Kampfes zwischen Alexander und Porus gegeben, wobei die Nachrichten der Historiker nicht unbenutzt blieben, teils wurde das ganze Schreiben mit dem Inhalte der *Collatio* verbunden, so dass dieser Briefwechsel, der in manchen Schriften die Form einer Unterhaltung annimmt, jene beiden Teile der *Epistola* von einander trennte oder auch an anderer Stelle eingereiht wurde. Sebastian Münster hat für den Abschnitt der Kosmographie, von dem ich bei dieser Betrachtung ausgegangen bin, jedenfalls die vollständige *Epistola ad Aristotelem* als Quelle benutzt und die besprochenen Stellen aus Curtius und Justin selbständig hinzugefügt. —

Die einzige dramatische Bearbeitung, für die der Inhalt der Alexandersage verwertet ist, rührt von Hans Sachs her. Sie ist

---

1) Siehe Kuno Meyer S. 11 der Einleitung. Auch die Erzählung von der Gründung der beiden Städte geht auf Justin, und nicht auf Curtius (IX, 3, 23) zurück.

2) Siehe Kuno Meyer S. 94 ff., besonders S. 101—107.

in der Nürnberger Folioausgabe vom Jahre 1561 im zweiten Teile des dritten Bandes Blatt 270—284 abgedruckt und führt den Titel: *Tragedia mit 21 Personen von Alexander Magno, dem König Macedonie, sein geburt, leben vnd endt, vnnd hat VII Actus.* Am Schlusse wird das Datum der Entstehung angegeben: *Anno MDLVIII. Jar. Am XXVII Tag Septembris.* In der Ausgabe von A. v. Keller und E. Goetze steht das Drama im 13. Bande (149. Publikation des litterarischen Vereins in Stuttgart) S. 477—529. Dieses Stück ist nach Goedekes Angabe 1665 von jungen Bürgern in St. Gallen aufgeführt worden.[1]) Obgleich der Brief an Aristoteles darin nicht benutzt zu sein scheint, halte ich es doch für angemessen, am Schlusse der Besprechung der deutschen Alexanderbücher auf dieses Werk unseres fruchtbarsten Dramatikers kurz einzugehen. Der *Ernholdt* nennt im Prologe (V. 7f.) als Geschichtsschreiber, die von Alexander handeln:

Plutarchus vnd Eusebius
Bocatius vnd Justinus.

Diese Schriftsteller dürfen also als Quellen der Tragödie angesehen werden. Eusebius, dessen Name uns hier besonders interessiert, wird auch von Hartlieb als Verfasser der *Historia de preliis* angegeben, wie er überhaupt in den Zeiten des Mittelalters und noch späterhin als ein mythischer Meister aller Kunst erscheint.[2]) Welche Schrift Boccaccios der Dichter meint, ist fraglich. In der *Historia. König Alexander Epirota leben vnnd end* (in der Ausgabe von Keller II, 129) heisst es am Anfange:

Herr Iohannes Bocatius Beschreibt nach leng inn überflusz Im buch vom widerwerting glück . . . ., womit sich Hans Sachs auf das Werk *De casibus virorum ac feminarum illustrium* bezieht. Vielleicht liegt hier eine Verwechselung mit der Lebensbeschreibung jenes Alexander vor.

Der Gang der Handlung im Drama des Hans Sachs ist folgender: Nektanabus flieht vor Artaxerxes aus Ägypten und begiebt sich nach Macedonien, wo er die Olimpias in der Gestalt eines Drachen bethört. Als Alexander achtzehn Jahre alt ist, tötet er seinen Vater Nektanabus, während dieser ihm weissagt. Philipp entsendet darauf Alexander, den Peloponnes zu bekriegen. Doch bald darnach wird Philipp von Pausanias erstochen, dem Werkzeuge und Rächer der Olimpias, die ihr Gatte verstossen will. Als Alexander die Regierung übernommen hat, zieht er gegen Persien zu Felde. Bevor es zum Kampfe kommt, findet bei den Feinden eine Beratung des Darius mit seinen Hauptleuten Mazeus und Pessus statt, auf seiten der Macedonier zwischen dem Könige und Parmenio und Clitus. Darius wird geschlagen, seine Mutter, Frau und zwei Töchter gefangen genommen. Nachdem die Gegner sich aufs neue gerüstet haben, wird

1) Vergl. *Grundriss*² II, 433; ich habe die dort citierte Stelle der St. Galler Handschriften nicht finden können.
2) Siehe Gervinus, *Geschichte der deutschen Dichtung* II, 214.

Darius zum zweiten Male überwunden und von Mazeus und Pessus ermordet. Doch die Verräter erlangen nicht den erwünschten Lohn, sondern werden auf den Befehl des macedonischen Königs zerrissen, während die Leiche des Darius mit allen Ehren bestattet wird. — Alexander wird durch seine Erfolge übermütig gemacht, tyrannisiert das Volk, lässt Philetus und dessen Vater Parmenio töten und ersticht selbst im Zorne den Clitus. Von Reue ergriffen, will er anfangs an sich selbst Hand anlegen, doch bald wird sein Übermut noch grösser, und er verlangt, als Gott verehrt zu werden. Der Philosoph Calistones wird zur Strafe für seine freimütige Rede verstümmelt. Es erfolgt dann der Aufbruch nach Indien. Parus wird besiegt, aber begnadigt. Verschiedene Vorzeichen weisen auf den Tod des Königs hin. Jolas mischt Gift, das ihm Casander gegeben hat, in den Wein und reicht das Getränk dem Könige; Alexander stirbt. Das Stück schliesst mit moralischen Betrachtungen des *Ernholdts,* an deren Ende Hans Sachs den Wunsch ausspricht,

dasz ein steter friedt auffwachs
Bey allen Fürsten.

Die Schilderung der Ereignisse in Indien, deren Darstellung hier zu berücksichtigen ist, beginnt auf Blatt 279d 1 und füllt gerade den sechsten Akt. In einem Zwiegespräche zwischen Hephestion und Alexander wird mitgeteilt, dass schon viele Städte in Indien eingenommen seien und grosses Gut gewonnnen sei, nur Parus müsse noch überwunden werden am Hitaspes, wo er sich festgesetzt habe. Mit den Worten:

„Das wollen wir thun,

uber das wasser schwemmen,
Auch den Köng Parum zu demmen!"

giebt Alexander seine Absicht kund, diesen gefährlichen Gegner anzugreifen. Die zweite Scene spielt im Lager der Inder. Parus fordert seine Getreuen auf, die Elefanten zu rüsten und sie an die Spitze des Heeres zu stellen, auf die Feinde zu schiessen und alle Gegner im Wasser zu ertränken. Die Macedonier ziehen mit Geschrei heran, beginnen den Kampf und schlagen die Inder in die Flucht. Hephestion ergreift Parus und fordert ihn auf, sich zu ergeben. In dem nächsten Auftritte wird dargestellt, wie Alexander dem Parus die Krone abnimmt und ihn fragt, weshalb er Widerstand geleistet habe, da doch alle anderen Gegner sich ergeben und selbst Taxiles sich freiwillig unterworfen habe. Freimütig antwortet der Gefangene, er wäre nicht wert gewesen, ein König zu sein, wenn er sein Vaterland nicht geschützt hätte; der Sieger solle ihn königlich behandeln. Diese Unerschrockenheit gefällt Alexander so wohl, dass er Parus die Krone wieder aufsetzt, ihm seine Herrschaft zurückgiebt und ihm ein noch grösseres Gebiet zu schenken verspricht. Zum Danke dafür fordert der begnadigte Fürst seinen grossmütigen Besieger auf, ihn zu besuchen, indem er sich mit folgenden Worten an Alexander wendet:

Bit, wolst mein Küngliches Hausz
Sambt meiner Künglichen Frawen
Hoffgsindt vnd Policey beschawen
Und dein nachtsel haben bey mir
Und nimb all dein Fürsten mit dir!

Der zweite Teil dieses Aktes beginnt wieder, wie der ganze Aufzug, mit einem Gespräche Hephestions und Alexanders. Jener berichtet, dass in Indien *bey* 5000 Städte und 15 Nationen unterworfen seien, und dass Alexander in ganz Asien König und Kaiser genannt werde. Doch dieser erwidert, dass noch mehr Länder in Indien zu bestreiten seien, z. B. die Mallos; zunächst wolle er aber einen der Weisen aus Saba sehen. Hephestion erfüllt den Wunsch des Königs und lässt den *Ernholdt* Kalanus holen, den weisesten Mann auf Erden. Dieser erscheint sogleich, wird von Alexander begrüsst und aufgefordert, einige Fragen zu beantworten. Sie lauten: „Wie kann ich mein Reich regieren mit jedermanns Freundschaft und Gunst? Wie muss ich mein Reich regieren, dass es Bestand habe? Wo werde ich sterben? Wie werde ich mein Leben endigen? Wann wird dies geschehen?" Kalanus erwidert ihm auf die erste Frage: „Jeder wird dir günstig gesinnt sein, wenn du sanftmütig regierst, doch wenn du andere tyrannisierst, so wirst du die Gunst aller Unterthanen verlieren." Als der König zum zweiten Mal fragt, bringt Kalanus eine *dürre haudt* herbei, tritt an verschiedenen Stellen hinauf, so dass sie immer an einem andern Punkte emporschnellt, und zeigt dem Fürsten, dass sie nur dann festliege, wenn er sich in der Mitte darauf stelle. Hieran knüpft der Weise folgende Lehre: „Wie ein trockenes Fell nur dann festliegt, wenn man sich mitten darauf stellt, so musst du dich mitten in dein Königreich stellen, wenn du ein friedliches Regiment führen willst." Die letzten Fragen beantwortet Kalanus dahin, dass Alexander nach kurzer Zeit in Babylon vergiftet werden werde. Der Gymnosophist erklärt, bevor er sich darnach entfernt, dass er zum Beweise dafür, dass er die Wahrheit spreche, sich selbst verbrennen wolle; und es folgt bei Hans Sachs darauf die Bemerkung: *Da mag man aussen mit nassen stro ein rauch machen, samb verbren er sich.* Der Akt schliesst mit einem nochmaligen Zwiegespräche zwischen Hephestion und Alexander. Der Äusserung seines Feldherrn, dass die Weissagungen des Kalanus *blose wort* seien, stimmt der König bei, lässt den Befehl ergehen *zu Panncketieren und Thurnieren*, da ihm ganz Indien gehuldigt habe. Es solle eine Siegessäule errichtet und den Göttern ein grosses Opfer dargebracht werden, da kein König vor ihm mit seinem Heere so weit gekommen sei.

Die beiden Ereignisse, welche im 6. Akte des *Alexander* von Hans Sachs dramatisch bearbeitet sind, die Besiegung des Porus und die Zusammenkunft Alexanders mit Kalanus, sind nach Plutarch dargestellt, den Hans Sachs selbst als seine Quelle im Prolog des Stückes nennt. Die Schlacht am Hydaspes wird von Plutarch im *Leben des Alexander* Kapitel 60 geschildert, von den Mallern ist 63

die Rede, die Unterhaltung mit Kalanus ist dem Gespräche Alexanders mit den Gymnosophisten nachgebildet (Plut. 64); die Erzählung von der dürren Haut (*βύρσα ξηρά*) steht bei demselben Schriftsteller im 65. Kapitel, und der Bericht von der Verbrennung des Kalanus im 69. Kapitel. Nur die Einladung des Porus, dass Alexander ihn besuchen möge, könnte auf den Brief an Aristoteles zurückgehn, doch im übrigen ist für die kritische Beurteilung der Alexanderbücher, welche die *Epistola* benutzt haben, und für die Erforschung der Art und Weise, wie sich der Inhalt jener zum Briefe des Pseudokallisthenes und dem selbständig überlieferten lateinischen Werke verhält, das Drama des Hans Sachs ohne Bedeutung.

Ein Beitrag zur Kritik von Lessings Laokoon.

Von

Bernhard Brill, Königsberg i. Pr.

Lessing geht bekanntlich in seinem Laokoon von einem Urteil Winckelmanns über die Laokoongruppe aus, in welchem es heisst: „Der Ausdruck in den Figuren der Griechen zeiget bei allen Leidenschaften eine grosse und gesetzte Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoons, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. . . . . . Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singet; die Öffnung des Mundes gestattet es nicht. . . . . . . Der Schmerz des Körpers und die Grösse der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgeteilet und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet; sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser grosse Mann das Elend ertragen zu können. Der Ausdruck einer so grossen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur.“ Diesem Urteil stimmt Lessing im allgemeinen bei, nur in dem Grunde, welchen Winckelmann dafür angiebt, dass die bildenden Künstler das Schreien nicht zum Ausdruck gebracht haben, ist er anderer Meinung. Er wundert sich darüber, dass der grosse Kunstkenner sagt, Laokoon erhebe kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singet, und ihn gleich darauf mit dem Philoktet des Sophokles vergleicht, der doch seinen Schmerz gerade durch Schreien voll und ganz zum Ausdruck bringt.

Im Anschluss hieran sucht er durch andere Beispiele nachzuweisen, dass nach griechischer Denkungsart das Schreien sehr wohl neben einer grossen und gesetzten Seele zum Ausdruck kommen kann. „Auch Homers verwundete Krieger,“ fährt er fort, „fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden. . . . . . Selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlt, schreit so grässlich, als schrieen zehntausend wütende Krieger zugleich, dass beide Heere sich entsetzten. So weit Homer seine Helden über die menschliche Natur

erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Äusserung dieses Gefühls durch Schreien, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankömmt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen. . . . . . . Es ist merkwürdig, dass unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Altertume auf uns gekommen sind, sich zwei Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Teil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trifft. Ausser dem Philoktet der sterbende Herkules. Und auch diesen lässt Sophokles klagen, winseln, weinen und schreien."

Aus diesen Beispielen zieht er dann folgenden Schluss: „Wenn es wahr ist, dass das Schreien bei Empfindungen körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer grossen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht sein, warum demungeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht hat nachahmen wollen."

In diesem Schlusse ist meiner Meinung nach die Prämisse falsch, und ich behaupte, dass sich das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes nicht unter allen Umständen mit einer grossen Seele verträgt. Es ist auffallend, dass gerade Lessing, der doch im 16. Stück seines Laokoon den wesentlichen Stilunterschied zwischen der Poesie und der bildenden Kunst hervorhebt, hier die Frage, ob Schreien neben einer grossen Seele bestehen könne, ganz allgemein zu beantworten sucht, während doch die Antwort wesentlich anders für den bildenden Künstler als für den Dichter ausfallen muss. Es ist ferner befremdend, dass er sämtliche Beispiele aus der Poesie gewählt hat, um ein Gesetz in der bildenden Kunst zu beweisen. Was sich für einen Philoktet und Herkules in der Tragödie schickt, schickt sich nicht für einen Laokoon des bildenden Künstlers. Ein Sophokles, der in der Zeit darstellte, und dem ein längerer Zeitraum für seine Darstellung zur Verfügung stand, konnte allerdings in einem Moment mehr das Leiden, im andern mehr die Seelengrösse hervortreten lassen und das Mitleid, welches das erstere in dem Zuschauer erweckt, durch die letztere wieder läutern, wie Lessing selbst in der Besprechung des Philoktet so treffend hervorhebt. So haben natürlich die Athener einen Philoktet trotz seines Schreiens nicht verachtet, weil sie sahen, um mit Lessing zu reden, dass er alles Mögliche anwendete, seinen Schmerz zu verbeissen, weil sie ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kannten, noch mehr, weil sie ihn selbst unter dem Leiden Proben von seiner Standhaftigkeit ablegen sahen, dass ihn der Schmerz zwar zum Schreien, aber auch zu nichts weiter zwingen konnnte, dass er sich lieber der längeren Fortdauer dieses Schmerzes unterwarf, als das Geringste in seiner Denkungsart, in seinen Entschlüssen änderte.

Der Bildhauer dagegen, der, wie Lessing selbst so scharf betont, keine fortlaufende Handlung darstellen, sondern nur einen

einzigen Moment herausgreifen kann, muss das Leiden und die Seelengrösse in einem solchen Moment gleichzeitig darstellen. Er kann nicht zeigen, wie sich der Held durch seine Handlungsweise das Leiden selbst zuzieht, (Erhabenheit der Handlung), sondern wie er das Leiden, das über ihn hereingebrochen ist, standhaft erträgt. (Erhabenheit der Fassung). Für ihn also verträgt sich keineswegs die Äusserung des Schmerzes durch Schreien mit einer grossen und gesetzten Seele. Denn diese letztere konnte der bildende Künstler nur im Gesichte zum Ausdruck bringen, d. h. in demjenigen Körperteile, welcher ganz besonders unserm Willen unterworfen ist. Hätte er nun auch im Gesichte den Schmerz durch Schreien zum Ausdruck gebracht, so wäre ihm für die Darstellung des Seelenwiderstandes kein Raum geblieben; er hätte dann das Leiden am ganzen Körper zum Ausdruck gebracht, und Laokoon wäre ein leidendes Tier, aber kein Mensch; denn von diesem verlangen wir allerdings, dass er dem körperlichen Schmerze energischen Widerstand entgegensetzt und sich nicht voll und ganz demselben hingiebt, natürlich vorausgesetzt, dass es sonst nicht möglich ist, diese Seelengrösse durch erhabene Gesinnung und Handlung zum Ausdruck zu bringen, wie Philoktet sie bei Sophokles zeigt.

Aus diesem Grunde kam es auch, wie Lessing sagt, dem verdammten oder feilen Fechter zu, alles mit Anstand zu thun und zu leiden; aus diesem Grunde durfte von ihm kein kläglicher Laut gehört, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden, aber keineswegs, weil, wie Lessing meint, die Wunden und der Tod des Fechters den Zuschauer ergötzen sollten. Hätte nämlich der Fechter durch Schreien seinen Empfindungen Ausdruck gegeben, so wäre der Anblick ein grässlicher gewesen, da das in dem Zuschauer erregte Mitleid nicht wie in Sophokles' Philoktet durch eine erhabene Gesinnung geläutert werden konnte; so aber riss die Seelengrösse, die sich immerhin in Ertragung der Wunden und des Todes offenbarte, den Zuschauer zur Bewunderung hin und läuterte das Mitleid, welches das Geschick des unglücklichen Fechters in jeder fühlenden Brust erwecken musste, wenigstens einigermassen.

Ist meine Ausführung richtig, so müssen sich natürlich auch die Gründe widerlegen lassen, welche Lessing für die Milderung des Schreiens in Seufzen anführt. Er findet bekanntlich den Hauptgrund in dem Schönheitsgesetz der Alten und sagt: „Wird jetzt die Malerei überhaupt als die Kunst, welche Körper nachahmt, in ihrem ganzen Umfange betrieben, so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzt und sie bloss auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne. . . . Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst musste in seinem Werke entzücken. . . . Jch wollte bloss feststellen, dass bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei. Und dieses festgesetzt, folget notwendig, dass alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich miterstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenig-

stens untergeordnet sein muss. . . . Es giebt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich im Gesichte durch die hässlichsten Verzerrungen äussern und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, dass alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigeren Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Masses von Schönheit fähig sind. . . . Zorn setzten sie auf Ernst herab. . . . Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser in aller seiner entstellenden Heftigkeit war mit jener nicht zu verbinden. Er musste ihn also herabsetzen; er musste Schreien in Seufzen mildern, nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise entstellet. Denn man reisse dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf und urteile. Man lasse ihn schreien und sehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflösste, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte, nun ist es eine hässliche und abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne dass die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süsse Gefühl des Mitleids verwandeln kann."

In dieser Beweisführung fällt zunächst auf, dass nicht immer ganz klar ist, ob unter dem Begriff „Schönheit" die körperliche Schönheit oder auch die Schönheit der Seele zu verstehen ist, die ja gleichkommen würde jener Seelengrösse, von der Winckelmann spricht. In dem ersten Abschnitte ist unzweifelhaft nur die körperliche Schönheit gemeint. Nun, dass diese den bildenden Künstler des Laokoon nicht bewogen haben kann, liegt auf der Hand; denn ein leidender und noch dazu unter den allerheftigsten Schmerzen leidender Körper ist niemals schön, die aufgeschwollenen Muskeln und die angezogenen Nerven entstellen ihn, und somit hat der Künstler das Gesetz der körperlichen Schönheit ohne allen Zweifel absichtlich verletzt. Auch hat er den Schmerz, obwohl er den Körper entstellt, nicht herabgemindert, wie Lessing meint, im Gegenteil, der angezogene Unterleib, die aufgeschwollenen Muskeln und angespannten Nerven bringen ihn voll und ganz zum Ausdruck. Im Gesichte allerdings ist der Schmerz wesentlich herabgemindert, aber wie hier die körperliche Schönheit schuld sein soll, kann ich nicht einsehen. Warum denn gerade im Gesicht und sonst im Körper nicht? Auf diese Frage bleibt Lessing die Antwort schuldig, während nach Winckelmann dieselbe sehr nahe liegt. In denjenigen Körperteilen nämlich, die wie beim Tiere den Schmerz instinktiv offenbaren, weil sie nicht unter dem Einfluss des freien Willens stehen, konnte der Schmerz nicht herabgemindert werden, weil eben der Geist, der allein diese Herabminderung rechtfertigen konnte, über die Nerven und Muskeln keine Herrschaft hat; auch wäre dadurch gleichzeitig das Leiden als ein weniger starkes, also auch als ein leichter zu

ertragendes gekennzeichnet, und somit hätte der Held in unseren Augen an Seelengrösse verloren; denn je grösser das Leiden, desto grösser der Held, wenn er von demselben nicht überwältigt wird. Aus diesem Grunde hat der Künstler hier den Schmerz voll und ganz zum Ausdruck gebracht. Für diese Teile des Körpers können also auch die Worte Lessings keine Anwendung finden: „Der körperliche Schmerz muss auf einen geringeren Grad herabgesetzt werden, in welchem er eines Masses von Schönheit fähig ist," wenigstens nicht, wenn wir die Schönheit nur als körperliche auffassen, denn jedes körperliche Leiden, auch das geringe, lässt die schönen Linien verloren gehen. Wohl aber finden diese Worte ihre Bestätigung in dem Gesichte des Laokoon, wenn man Schönheit im Sinne von Seelenschönheit oder Seelengrösse auffasst; denn hier im Gesichte hat der Künstler ohne allen Zweifel den Schmerz nicht so stark, wie an dem übrigen Körper zum Ausdruck gebracht, weil er, wie Winckelmann betont, die Seelengrösse im Leiden zum Ausdruck bringen wollte. Hätte Laokoon geschrieen, so wäre ja allerdings auch die körperliche Schönheit noch mehr verletzt worden, aber was viel schlimmer, es wäre dann auch die Seelengrösse im Leiden nicht zum Ausdruck gekommen, Laokoon wäre dann ein leidendes Tier, das sich seinem Schmerz voll hingiebt, aber kein Mensch, viel weniger ein Held wie Philoktet. Auf die Frage also: „Warum hat der Künstler den Schmerz in denjenigen Körperteilen, welche denselben instinktiv zum Ausdruck bringen, voll und ganz dargestellt, im Gesicht aber, dem Spiegel der menschlichen Seele, wesentlich herabgemindert?" vermag Lessing mit seinem Schönheitsgesetz keine befriedigende Antwort zu geben, wenn wir unter Schönheit nicht mit Winckelmann die seelische Schönheit, die Seelengrösse, verstehen wollen. Hätten die Künstler die körperliche Schönheit beabsichtigt, so hätten sie eben nicht einen leidenden Menschen zur Darstellung gewählt, da sie aber die Seelengrösse im Leiden darstellen wollten, das Pathetische, wie Winckelmann meint, so mussten sie das Leiden wählen, weil sich erst in diesem die Seelengrösse offenbaren kann. Wenn Lessing ferner sagt: „Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes", so liegt für uns die Frage nahe, warum der Künstler diese Umstände annahm. Auch diese Frage vermag Lessing mit seinem Schönheitsgesetz nicht zu beantworten, wohl aber Winckelmann. Nach der Ansicht des letzteren wollte der bildende Künstler nicht auf der niedrigen Stufe der Darstellung körperlicher Schönheit stehen bleiben, sondern die Schönheit der Seele, wie sie Philoktet bei Sophokles erkennen lässt, zur Darstellung bringen, und da sich dieselbe nur im Leiden in ihrer ganzen Grösse offenbart, so musste er das Grundgesetz der bildenden Kunst, die Darstellung körperlicher Schönheit, dem höheren Zweck, der Schönheit der Seele, zum Opfer bringen. Und da ferner die Seelengrösse sich immer herrlicher offenbart, je grösser das Leiden ist, so versündigte er sich gegen das Gesetz körperlicher Schönheit sogar so weit, dass er den Schmerz über

den ganzen Körper hin im höchsten Grade ohne jede Herabmilderung darstellte, und nur im Gesicht, dem Spiegel der Seele, demjenigen Teile des Körpers, welcher unserm Willen am meisten unterworfen ist, zum Ausdruck brachte, was Winckelmann kurz in die Worte zusammenfasst: „Der Ausdruck einer so grossen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur.“ Lessing scheint dieses selbst empfunden zu haben, indem er, wie schon gesagt, den Begriff „Schönheit“ immer mehr verwischt. Scheint der Satz: „Laokoon zeigt Schönheit und Schmerz zugleich“ nicht Winkelmanns Ansicht auszusprechen? Kann hier wohl an körperliche Schönheit gedacht werden? Oder wenn Lessing sagt: „So weit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdruck des Schmerzes verbinden liessen, so weit trieb er ihn,“ so ist doch klar, dass Würde ohne eine grosse Seele undenkbar ist. Oder wenn er sagt: „Die Schönheit des leidenden Gegenstandes verwandelt die Unlust in das süsse Gefühl des Mitleids,“ so ist doch hier auch nur an die Schönheit der Seele zu denken, wenn das Gefühl ein süsses sein soll.

Zweitens sagt Lessing: „Da der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen kann; und da ihre Werke gemacht sind, nicht bloss erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermassen betrachtet zu werden, so ist es gewiss, dass jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblicks nicht fruchtbar genug gewählet werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel lässt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affekts ist aber kein Augenblick, der diesen Vorteil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Über ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Ausserste zeigen, heisst der Phantasie die Flügel binden und sie nötigen, da sie über den sinnlichen Ausdruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheuet. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreiet, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressantern Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen oder sie sieht ihn schon tot.“

Auch diesen Auseinandersetzungen kann ich nicht beistimmen. So oft ich auch die Laokoongruppe betrachtet habe, so ist mir doch niemals der Gedanke gekommen, dass Laokoon im nächsten Augenblicke schreien werde. Warum denn auch? Das Schreien würde in meiner Vorstellung doch nur den Ausdruck des Schmerzes vergrössern; haben aber etwa die Künstler nicht schon genügend für den Ausdruck desselben gesorgt? Kommt derselbe nicht schon in dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe so voll zum Ausdruck, dass wir ihn, wie Winckelmann sagt, beinahe selbst zu empfinden glauben? Andrerseits

aber würde der Held nach dem oben Gesagten an Seelengrösse verlieren und uns grade so in einem weniger interessanten Zustande erscheinen. Ein Laokoon in der Bildhauergruppe kann nur erhaben in der Fassung sein, d. h. er kann die grosse Seele nur durch standhafte Ertragung des Leidens zum Ausdruck bringen.

Auch stimme ich Lessing nicht bei, wenn er sagt: „Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muss er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken lässt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, dass sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, dass sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, dass mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt oder grauet. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspresset, lässt entweder bald nach oder zerstört das leidende Subjekt. Wann also auch der geduldigste, standhafteste Mann schreiet, so schreiet er doch nicht unablässlich. Und nur dieses scheinbar Unablässliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreien zu weibischem Unvermögen, zu kindischer Unleidlichkeit machen würde."

Dass auch Transitorisches in der Kunst dargestellt werden kann, beweisen Bilder und Bilderwerke der neueren Zeit hinlänglich. Doch ich will auch hier meine Behauptung durch die Laokoongruppe selbst begründen. Ein so heftiger Schmerz, wie er offenbar in den Körpern des Laokoon und seiner Söhne zur Darstellung gelangt, ändert die Stellungen und die Linien des Körpers in jedem Augenblick, und doch sind diese durch die Künstler fixiert worden. Und nun gar die Schlangen, welche sich um die unglücklichen Opfer winden! Eine Schlange, die einen Menschen anfällt, ist in steter Bewegung, ganz besonders aber ist der Stich, den sie in die Seite ihres Opfers gethan, nur plötzlich vorübergehend zu denken, und doch sind der Kopf der Schlange und der eingezogene Unterleib in ihrer nur als transitorisch zu denkenden Stellung fixiert. Und ist schliesslich das Seufzen, wie es dargestellt ist, nicht ebenso wie das Schreien etwas schnell Vorübergehendes? Ein Mensch seufzt ebenso wenig andauernd als er schreit. Also auch nicht das andauernde Schreien, denn so etwas herauszulesen, kann wohl keinem Betrachter der Gruppe einfallen, sondern überhaupt das Schreien eines Mannes im Leiden wird zu weibischem Unvermögen, zur kindischen Unleidlichkeit.

Betrachten wir nach diesen Auseinandersetzungen noch einmal die oben angeführten Worte Winckelmanns, so ist ihr Sinn vollkommen klar. Durch den Vergleich des Laokoon mit dem Philoktet des Sophokles wollte der grosse Kunstkenner hervorheben, dass der bildende Künstler hier wie der tragische Dichter das Pathetische, d. h. die Seelengrösse im Leiden zur Darstellung bringen wollte, durch den Vergleich des Laokoon dagegen mit dem Laokoon bei Virgil wollte er zum Ausdruck bringen, dass der bildende Künstler

die Erhabenheit der Handlung und Gesinnung, wie sie im Philoktet trotz des Schreiens zum Ausdruck kommt, in seiner Kunst, die nur einen einzigen Moment nutzen kann, zur Erhabenheit der Fassung herabstimmen und gleichzeitig das Schreien in Seufzen verwandeln musste. Auf diese Weise sind wir nicht genötigt, mit Lessing anzunehmen, dass der grosse Kunstkenner vom Schreien des Philoktet nichts gewusst habe.

Die drei Ausgaben von Rückerts Weisheit des Brahmanen.

Ein Beitrag zur Klarstellung
der Abweichungen der späteren Ausgaben von der ursprünglichen hinsichtlich der Zahl und der Gruppierung der Sprüche.

Von
Hermann Fietkau, Königsberg i. Pr.

Von Rückerts Weisheit des Brahmanen giebt es folgende drei Ausgaben:

A. Die erste in 6 Bändchen unter dem Titel: „Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken.“ Leipzig. I. Aufl. 1836—39; II. Aufl. der Bändchen 1—4. 1838—41.

B. Eine in einem Bande. Leipzig. I. Aufl. 1843. XIII 1891. Der Titel der ersten Auflage lautet wörtlich so wie der von A; in der dreizehnten Auflage fehlen die Worte „in Bruchstücken“.

C. Eine im VIII. Bande der gesammelten poetischen Werke Rückerts unter dem Titel „Weisheit des Brahmanen“. Frankfurt a. M. 1882.

Wohl keine andere Dichtung hat in späteren Ausgaben solche Wandlungen durchgemacht, wie diese. Zwar führen die Ausgaben B und C (teilweise wörtlich) denselben Titel wie A, aber sie geben keineswegs die Weisheit des Brahmanen in ihrer ursprünglichen Gestalt. Vielmehr weichen beide von A erheblich ab, B hinsichtlich der Zahl der Sprüche, C hinsichtlich der Gruppierung derselben.

I. Die Zahl der Sprüche.

A giebt dieselben in 6 Bändchen in 20 namenlosen, nur durch Ziffern (I—XX) bezeichneten Gruppen; B in 1 Bande in 20 Büchern; C in 1 Bande in 12 Stufen, von welchen jede ihren eigenen Namen erhalten hat; wie folgende Übersicht[1]) veranschaulichen mag:

---

1) Von C steht eine solche schon in meiner „Auswahl aus der Weisheit des Brahmanen“ (Beilage zum Jahresbericht des Realg. auf der Burg. 1895). S. 4. Der Vollständigkeit und einer Berichtigung wegen steht sie hier nochmals.

A			B		C		
Bändchen		Zahl der Sprüche	Buch	Zahl der Sprüche	Stufe	Benennung	Zahl der Sprüche
1	I	84	I	63	I	Einkehr	154
	II	43	II	38	II	Stimmung	158[1])
	III	120	III	96	III	Kampf	174
	IV	48	IV	60	IV	Schule	273
2	V	318	V	108	V	Leben	600
	VI	74	VI	53	VI	Prüfung	400
3	VII	114	VII	71	VII	Erkenntnis	270
	VIII	163	VIII	95	VIII	Weltseele	207
4	IX	155	IX	92	IX	Dämmerklarheit	125
	X	195	X	115	X	Vom Totenhügel	43
	XI	83	XI	53	XI	Im Anschauen Gottes	129
5	XII	109	XII	71	XII	Frieden	184
	XIII	130	XIII	78			
	XIV	125	XIV	70			
	XV	146	XV	79			
6	XVI	(I)100	XVI	(I)66			
		(II)100		(II)67			
		(III)100		(III)67			
		(IV)102		(IV)68			
		(V)100		(V)67			
	XVII	100	XVII	60			
	XVIII	73	XVIII	45			
	XIX	55	XIX	37			
	XX	151	XX	93			
Gesamtzahl der Sprüche		2788		1712			2717

In allen 3 Ausgaben sind die Sprüche innerhalb jeder Gruppe fortlaufend gezählt; an folgenden Stellen findet hierin jedoch eine Unterbrechung statt, indem unter manchen Nummern nicht ein Spruch steht, sondern mehrere (2, 3, 17, 28, 29, 45, 48):

A		B		C.	
	Nummer	Buch	Nummer	Stufe	Nummer.
III	46 (1—29) =	III	34 (1—29)		hier fortlaufend gezählt V 503—531
IX	108 (a, b, c) =		sie fehlen sämtlich		„ „ „ VI 177—179
X	125 (a, b) =			II	103 (a, b)[1])
XIII	61 (1—17) =			VII	136 (1—45)
XIV	7 (1—28) =				
	zerstreut = (s. unten S. 45).		zerstreut, soweit sie aufgenommen sind. (s. unten S. 45).	III	127 (1—48)

1) Diese Nummer habe ich an der in Anmerkung 1 S. 35 citierten Stelle nicht doppelt gezählt; so erklärt es sich, dafs ich dort in II nur 157, hier 158 zähle.

Ich habe an den betreffenden Stellen natürlich weiter gezählt und bin so zu den Resultaten gelangt, wie sie in der obigen Übersicht verzeichnet sind. Wenn Beyer als Gesamtzahl der Sprüche in A 2826[1]), in B 1718[2]) angiebt, so hat er sich offenbar verrechnet; dort zählt er 38, hier 6 zu viel.

Demnach enthält A 1076 Sprüche mehr als B, 71 mehr als C. Diejenigen, die in B fehlen,[3]) sind folgende:

		zusammen
I	7, 9, 10, 13, 19, 21, 29, 30, 31, 32, 36, 37, 38, 42, 45, 46, 48, 49, 50, 51, 52, 54, 56, 58, 59, 60, 61, 63, 64, 65, 67, 68, 77, 78, 81	35[4])
II	4*, 5*, 6, 18*, 21*, 22*, 24*, 29, 30, 31, 36, 41 . .	12[4])
III	11, 12, 15, 16, 20, 30, 33, 37, 39, 40, 41, 43, 45, 50, 51, 52, 53, 54, 58, 60, 65, 66, 67, 70, 73, 75, 76, 79, 80, 81, 82, 85, 86, 87, 88, 90	36[4])
IV	3, 6, 18, 21, 27, 28, 29, 35, 38, 39, 40, 42, 45, 46 .	14[4])
V	10, 11, 12, 13, 14, 21, 24, 28, 30, 34, 40, 42, 54, 57, 58, 59, 60, 62, 63, 64, 66, 67, 70, 73, 74, 76, 78, 79, 80, 83, 84, 89, 91, 92, 96, 97, 98, 100, 2, 3, 4, 5, 10, 11, 12, 17, 18, 24, 32, 33, 34, 35, 40, 42, 43, 48, 49, 50, 51, 55, 57, 60, 61, 62, 63, 64, 68, 69, 71, 72, 73, 74, 75, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 87, 88, 89, 90, 92, 94, 96, 99, 201, 2, 3, 4, 8, 12. 14, 15, 16, 17, 18, 19, 23, 25, 30, 31, 34, 35, 37 40, 41, 50, 51, 52, 58, 59, 60, 61, 63, 64, 66, 67 68, 69, 7 72, 74, 77, 78, 80, 81, 84, 85, 87, 88, 89, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 301, 2, 3, 5, 8, 10, 12, 13, 14, 15, 18	151[4])
VI	5, 11, 12, 14, 17, 18, 19, 20, 21, 23, 24, 25, 26, 35 37, 45, 49, 60, 64, 67, 68.	21
VII	4, 8, 10, 14, 21, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 35, 40, 41, 42, 45, 48, 49, 50, 51, 52, 54, 55, 56, 58, 59, 66, 67, 72, 73, 78, 79, 81, 87, 88, 90, 93, 95, 96, 98, 104, 108, 109, 111.	44[4])
VIII	4, 5, 6, 23, 24, 25, 31, 34, 40, 41, 42, 44, 50, 52 54, 55, 56, 58, 59, 60, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68 71, 77, 78, 80, 81, 83, 84, 86, 87, 88, 89, 90, 93, 94, 95, 98, 101, 3, 4, 5, 6, 7*, 16, 25, 27, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 38, 42, 43, 46, 47*, 48*, 49, 50, 59. .	67[4])

1) Beyer F. Rückert S. 157; Nachrichten von Rückerts Leben am Ende des 12. Bandes der Gesamtausgabe von 1882. S. 430, 440.

2) Nachrichten von Rückerts Leben. S. 440.

3) Von diesen fehlen 24 auch in C; sie sind durch * gekennzeichnet; die anderen 1052 stehen in C.

4) Aus A V haben in B 14 in I, 7 in II, 12 in III, 26 in IV (im ganzen 59) ihre Stelle gefunden, müssen also in diesen Büchern in Anrechnung, im fünften in Abzug gebracht werden. Ebenso steht ein Spruch aus A VIII im VII. Buch von B, ist hier also zuzuzählen, im VIII. Buche abzuziehen. So ergiebt sich die in der obigen Übersicht angegebene Zahl der Sprüche in diesen Büchern von B im Vergleiche mit den entsprechenden Gruppen von A (s. unten S. 41 u. 42).

		zusammen
IX	4, 6, 16, 20, 24, 26, 28, 30, 32, 35, 36, 38, 44, 51, 53, 55, 57, 58, 59, 62, 68, 69, 74, 77, 81, 83, 84, 86, 87, 88, 89, 93, 95, 98, 100, 4, 5, 6, 7, 8a, b, c, 13, 14, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 26, 27, 28, 31, 34, 35, 36, 37, 38, 43, 44, 46	63
X	9, 10, 11, 12, 13, 14, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 26, 27, 28, 33, 34, 36, 39, 44, 46, 47, 50, 52, 60, 62, 64, 73, 74, 81, 85, 94, 96, 104, 10, 11, 12, 15, 16, 20, 21, 24, 25a, b, 28, 34, 35, 37, 39, 41, 43, 44, 46, 48, 49, 50, 52, 53, 55, 58, 59, 60, 63, 65, 67, 68, 69, 70, 73, 74, 77, 80, 81, 88, 89, 90, 91	80
XI	4, 6, 9*, 14, 15, 16, 18, 21, 22, 24, 26, 30, 37, 43, 44, 45, 52, 57, 59, 62, 68, 69, 71, 73, 74, 75, 77, 79, 80, 82	30
XII	11, 17, 19, 23, 24, 26, 28, 29, 31, 32, 34, 35, 42, 43, 49, 53*, 54, 56, 62, 70, 71, 76*, 78, 79, 80, 86, 93*, 94, 95, 96, 98, 99, 100, 1*, 4*, 5* 6, 7	38
XIII	6, 7, 8, 14, 18, 19, 22, 29, 30, 38, 40, 42, 44*, 45, 50, 52, 58, 59*, 61 (1—17), 62 66, 69, 70, 71*, 75, 83, 86, 90, 91, 92, 99, 100, 1, 7 10, 11	52
XIV	7 (1—28), 30, 32, 33, 35, 36, 44, 48, 49, 52, 55, 60, 65, 67, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 81, 82, 83, 84, 85, 88, 93, 95	55
XV	8, 12, 20, 24, 28, 29*, 30, 33, 34*, 35, 36, 42, 46, 48, 50, 51, 53, 55, 56, 58, 60, 66, 67, 68, 69, 70, 73, 74, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 86, 88, 90, 100, 2, 4, 7, 9, 10, 11, 13, 15, 16, 17, 18, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 32, 33, 34, 35, 37, 38, 39, 42, 43, 44 .	67
XVI	(I) 5, 8, 9, 12, 13, 15, 17, 18, 20, 21, 24, 28, 31, 33, 36, 41, 46, 47, 50, 53, 55, 56, 60, 61, 66, 68, 74, 76, 82, 84, 92 93, 96, 98.	34
	(II) 11, 12, 13, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 29, 33, 37, 39 44, 46, 47, 49, 50, 54, 55, 56, 62, 64, 65, 67 69, 72, 78, 85, 98	33
	(III) 3, 4, 6, 10, 13, 14, 17, 18, 23, 24, 28, 30, 31, 33, 35, 38, 42, 43, 46, 52, 61, 66, 67, 76, 81, 83, 84, 86, 89 93, 95, 97, 99	33
	(IV) 4, 5, 8, 9, 10, 16, 17, 32, 33, 36, 38, 40, 44, 47, 52, 53, 58, 59, 62, 66, 67, 73, 74, 77, 78, 79, 86, 87, 88, 91, 94, 95, 100, 2	34
	(V) 5, 9, 11, 12, 16, 19, 21, 26, 29, 32, 39, 46, 47, 51, 54, 55, 61, 64, 65, 67, 72, 74, 76, 77, 78, 81, 85, 87, 89, 90, 91, 95, 98	33
XVII	6, 12, 14, 15*, 18, 22, 24, 26, 30, 33, 34, 37, 38, 41, 43, 52, 53, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 65, 68, 69, 73, 74, 75, 76, 78, 79, 80, 81, 90, 91, 92, 94, 95 .	40

		zusammen
XVIII	8, 9, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 31, 32, 33, 34, 35, 37, 38, 40, 43, 44, 55, 56, 58*, 59*, 60, 61, 63, 65, 69	28
XIX	14, 18, 24, 26, 27, 28, 29, 30, 35, 36, 39, 40, 44, 45, 46, 47, 49, 51	18
XX	4, 5, 12, 14, 17, 18, 20, 24, 26, 27, 30, 31, 32, 36, 39, 40, 41, 47, 53, 54, 58, 59, 60, 63, 72, 73, 74, 76, 77, 78, 80, 82, 83, 86, 87, 90, 91, 92, 93, 95, 96, 97, 98, 101, 3, 8, 9, 12, 13, 15, 16, 19, 36, 38, 39, 41, 43, 51	58
	in Summa	1076

Schien die Zahl der Sprüche in A zu grofs, so hätte der Herausgeber von B meines Erachtens sein Augenmerk darauf richten müssen, die minderwertigen auszuscheiden. Statt dessen ist eine beträchtliche Anzahl derselben beibehalten worden,[1]) während andere mehrwertige entfernt sind, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man die oben bezeichneten 1076 Sprüche durchmustert. Überhaupt scheint die Ausscheidung nach rein äufseren Rücksichten erfolgt zu sein; für das XVI. Buch wenigstens läfst sich dies zahlenmäfsig nachweisen. Die XVI. Gruppe von A enthält 502 Zweizeilen, die viermal zu je 100, einmal zu 102 zusammengestellt sind.

In B ist von jedem Hundert genau ein Drittel fortgelassen, und die Zweizeilen stehen hier zu 66, 67, 67, 68, 67 (in Summa 335) bei einander.

Bei der beträchtlichen Zahl der ausgeschiedenen Sprüche wäre es wohl auch erforderlich gewesen, den Titel so zu fassen, dafs kein Zweifel darüber bleibt, dafs es sich hier nicht um die ursprüngliche, sondern um eine gekürzte Weisheit des Brahmanen handelt.

In C fehlen von den Sprüchen der ursprünglichen Ausgabe A folgende 71, von welchen 47[2]) in B Aufnahme gefunden haben:

		zusammen
II	3 (32), 4, 5, 7 (33), 8 (34), 18, 20 (36), 21, 22, 23 (35), 24, 34 (37)	12
IV	23 (59), 30 (41)	2
VII	82 (47), 83 (48), 84 (49)	3
VIII	79 (51), 107, 122 (77), 123 (78), 147, 148	6
X	87 (56), 172 (90)	2
XI	9	1
XII	47 (40), 51 (42), 53, 55 (44), 76, 93, 101, 104, 105	9

1) Kern (F. Rückerts Weisheit des Brahmanen S. 15) bezeichnet in der Ausgabe B, die er seinen Betrachtungen zu Grunde legt, „100 und noch mehr als völlig wertlos, ja geradezu den Eindruck störend, den die übrigen hervorbringen.“ Vergl. Koch „Der deutsche Brahmane“ S. 11.

2) Neben jedem dieser Sprüche steht in Klammer die Stelle, wo er in B zu finden ist.

		zusammen
XIII	1 (1), 12 (10), 44, 59, 71, 77 (46), 78 (47), 94 (77) . .	8
XIV	9 (13)	1
XV	3 (3), 4 (4), 5 (5), 11 (10), 15 (13), 16 (14), 18 (16), 25 (21), 26 (22), 27 (23), 29, 31 (24), 32 (25), 34 . .	14
XVII	15, 21 (21), 35 (5), 70 (54)	4
XVIII	1 (1), 49 (28), 50 (33), 58, 59	5
XX	8 (6), 88 (53), 123 (71), 124 (72)	4
	in Summa	71

Bei der ganzen Anlage von C nehme ich an, dafs der Herausgeber die Absicht hegte, die Sprüche der ursprünglichen Ausgabe sämtlich zu bringen, selbstverständlich in der von ihm beliebten Gruppierung. Ist dies der Fall, dann sind ihm — was bei der Unzahl der Sprüche begreiflich ist — die obigen 71 entgangen, als er seine 12 Stufen zusammenstellte. Ist meine Annahme falsch, und hat er sie absichtlich fortgelassen, dann lag es ihm wohl ob, sich in einem Vorworte zu der Ausgabe darüber auszuprechen. Wie dem auch sei, so viel steht fest, dafs eine derartige Ausscheidung subjektiver Art ist, dafs sie nach dem beliebigen Ermessen des jedesmaligen Herausgebers erfolgt. Haben doch, wie eben gesagt, 47, also $^2/_3$ von den 71 Sprüchen in B Aufnahme gefunden.

Fehlen in C also 47 in B befindliche Sprüche, so ist in Anmerkung 3 S. 37 dem gegenüber bereits angegeben, dafs C 1052 enthält, die in B ausgeschieden sind. Demnach stehen in C 1005 Sprüche mehr als in B. Von einer Zusammengehörigkeit dieser beiden Ausgaben, oder von einer Abhängigkeit der einen von der andern kann folglich nicht die Rede sein.

II. Die Gruppierung.

Die 20 Bücher von B entsprechen im allgemeinen den 20 Gruppen von A; die 12 Stufen von C weichen davon vollständig ab. Um dies klar zu stellen, wird es genügen, wenn ich für die erste Gruppe jeder Ausgabe die Stellen angebe, wo die betreffenden Sprüche in den beiden anderen Ausgaben zu finden sind; fehlen sie in B oder C, ist es durch — bezeichnet:

A I	=	B	C	A I	=	B	C	A I	=	B	C
1	=	I 1	I 1	8	=	I 22	XI 1	15	=	I 8	I 3
2	=	I 2	I 2	9	=	—	VII 1	16	=	I 26	VIII 3
3	=	I 21	IX 1	10	=	—	VIII 1	17	=	I 24	VIII 4
4	=	I 3	XII 1	11	=	I 23	VIII 2	18	=	I 25	VIII 5
5	=	I 9	IV 10	12	=	I 18	XII 2	19	=	—	I 4
6	=	I 10	II 1	13	=	—	III 1	20	=	I 36	VII 3
7	=	—	II 2	14	=	I 38	VII 2	21	=	—	XII 3

A I	=	B	C	A I	=	B	C	A I	=	B	C
22	=	I 56	I 5	43	=	I 5	II 4	64	=	—	XI 3
23	=	I 27	XII 4	44	=	I 59	IV 3	65	=	—	IX 7
24	=	I 31	II 3	45	=	—	I 7	66	=	I 57	VIII 8
25	=	I 4	XII 5	46	=	—	II 8	67	=	—	I 9
26	=	I 54	II 7	47	=	I 6	VIII 6	68	=	—	IX 8
27	=	I 37	II 5	48	=	—	VII 4	69	=	I 46	XII 11
28	=	I 55	XII 6	49	=	—	II 9	70	=	I 47	I 10
29	=	—	XII 7	50	=	—	XI 2	71	=	I 51	I 11
30	=	—	XII 8	51	=	—	XII 10	72	=	I 52	X 7
31	=	—	III 2	52	=	—	II 10	73	=	I 53	II 12
32	=	—	IX 2	53	=	I 28	VIII 7	74	=	I 60	II 13
33	=	I 32	III 3	54	=	—	II 11	75	=	I 61	XII 12
34	=	I 19	IV 2	55	=	I 58	IX 4	76	=	I 20	III 6
35	=	I 45	III 4	56	=	—	VI 3	77	=	—	II 14
36	=	—	IX 3	57	=	I 63	IX 5	78	=	—	II 15
37	=	—	VI 1	58	=	—	VI 4	79	=	I 29	II 16
38	=	—	III 127(11)	59	=	—	XII 9	80	=	I 30	XI 5
39	=	I 33	III 5	60	=	—	IX 6	81	=	—	III 7
40	=	I 34	II 6	61	=	—	VI 5	82	=	I 50	XI 6
41	=	I 35	I 6	62	=	I 7	XI 4	83	=	I 48	XI 7
42	=	—	VI 2	63	=	—	I 8	84	=	I 49	XI 8

Mithin sind die 84 Sprüche von A I in C auf sämtliche 12 Stufen verteilt, die V ausgenommen; denn diese besteht aus lauter Zweizeilen, deren A I keine enthält. In B hingegen sind 35 ausgeschieden und die 49, welche beibehalten sind, gehören alle dem I. Buche an, freilich in anderer Reihenfolge als in A. Zu ihnen treten aufserdem 14, die in A zur V. Gruppe[1]) gehören:

B I	=	A	C	B I	=	A	C	B I	=	A	C
1	=	I 1	I 1	13	=	V 36	XI 18	25	=	I 18	VIII 5
2	=	I 2	I 2	14	=	V 37	IX 24	26	=	I 16	VIII 3
3	=	I 4	XII 1	15	=	V 43	XII 34	27	=	I 23	XII 4
4	=	I 25	XII 5	16	=	V 113	XI 24	28	=	I 53	VIII 7
5	=	I 43	II 4	17	=	V 291	XI 30	29	=	I 79	II 16
6	=	I 47	VIII 6	18	=	I 12	XII 2	30	=	I 80	XI 5
7	=	I 62	XI 4	19	=	I 34	IV 2	31	=	I 24	II 3
8	=	I 15	I 3	20	=	I 76	III 6	32	=	I 33	III 3
9	=	I 5	IV 10	21	=	I 3	IX 1	33	=	I 39	III 5
10	=	I 6	II 1	22	=	I 8	VI 1	34	=	I 40	II 6
11	=	V 9	XI 15	23	=	I 11	VIII 2	35	=	I 41	I 6
12	=	V 27	IX 20	24	=	I 17	VIII 4	36	=	I 20	VII 3

1) Vergl. S. 37 Anmk. 4.

B I	=	A	C	B I	=	A	C	B I	=	A	C
37	=	I 27	II 5	46	=	I 69	XII 11	55	=	I 28	XII 6
38	=	I 14	VII 2	47	=	I 70	I 10	56	=	I 22	I 5
39	=	V 8	III 31	48	=	I 83	XI 7	57	=	I 66	VIII 8
40	=	V 18	II 47	49	=	I 84	XI 8	58	=	I 55	IX 4
41	=	V 19	IX 16	50	=	I 82	XI 6	59	=	I 44	IV 3
42	=	V 44	IV 13	51	=	I 71	I 11	60	=	I 74	II 13
43	=	V 45	IV 14	52	=	I 72	X 7	61	=	I 75	XII 12
44	=	V 276	XII 67	53	=	I 73	II 12	62	=	V 283	I 28
45	=	I 35	III 4	54	=	I 26	II 7	63	=	I 57	IX 5

Sowie in das I. sind auch in das II., III. und IV. Buch von B mehrere Sprüche aus der fünften Gruppe,[1]) in das VII. Buch 1 aus der achten Gruppe[1]) von A hinübergenommen:

B II	=	A V	C	B III	=	A V	C	B IV	=	A V	C
12	=	158	XII 57	52	=	53	III 127(24)	4	=	51	III 127(21)
13	=	290	XI 29	53	=	61	XII 36	5	=	52	III 127(23)
24	=	23	XII 27	54	=	72	VI 44	11	=	22	XII 26
25	=	25	XII 28	55	=	75	VII 36	12	=	26	IX 18
26	=	35	XII 30	56	=	81	XII 40	17	=	69	VII 34
27	=	77	IX 25	57	=	87	XII 42	18	=	71	II 49
28	=	229	XII 63	58	=	122	VII 38	19	=	119	III 35
				59	=	141	XII 55	20	=	126	III 37
				60	=	232	IX 33	21	=	127	III 39
				61	=	233	IV 50	22	=	191	XI 26
				62	=	236	IX 34	23	=	226	XII 60
				63	=	316	II 71	24	=	249	VI 96
								25	=	255	VII 41
								26	=	286	XII 68
								27	=	309	I 30
								30	=	224	VI 91
								35	=	304	III 55
								36	=	299	I 29
								37	=	306	IV 70
								38	=	307	IV 71
								39	=	309	IV 72
								40	=	311	VI 104
								47	=	33	XI 17
								48	=	88	XII 43
								49	=	90	XI 19
								50	=	106	XI 20
								VII	=	VIII	
								4	=	2	II 85

1) Vergl. S. 37 Anmk. 4.

Bis auf diese 60 Stellen (I : 14; II : 7; III : 12; IV : 26; VII : 1) stehen die beibehaltenen Sprüche in denselben Büchern, im XV, XVI, XIX[1]) und XX Buche auch in derselben Reihenfolge wie in A. Diese Gruppierung, welche in beiden Ausgaben also im allgemeinen dieselbe ist, hält Koch für durchaus zweckentsprechend. „Um den Grundgedanken der Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit gruppiert sich das ganze Material. Dabei läfst sich aus dem scheinbaren Chaos der Sprüche mit Leichtigkeit eine Partie nach der andern erkennen, die innerlich Zusammenhöriges umfafst und dasselbe Princip der Komposition hat.“[2]) Wenn Koch hierbei an sich und andere gelehrte Leser denkt, mag er recht haben.

Sollte die Weisheit des Brahmanen aber ein Buch für möglichst weite Kreise werden, wie sie es bei der Trefflichkeit der meisten Sprüche verdient, dann hätte darauf Bedacht genommen werden müssen, durch eine übersichtlichere Gruppierung und auf andere Weise die Beschäftigung mit derselben zu erleichtern.

Dies gilt nicht nur von A und B, sondern auch von C. Zwar sind die Sprüche hier anders gruppiert als dort, aber übersichtlicher nur stellenweise. Wie die Sprüche der ersten Gruppe von A auf die 12 Stufen von C. verteilt sind, ist oben gezeigt worden; ähnlich ist es mit den Sprüchen der übrigen 19 Gruppen geschehen; nur die der sechzehnten und neunzehnten stehen sämtlich in derselben Reihenfolge wie in A, jene in der fünften (V 1—502), diese in der ersten (I 74—128) Stufe von C. Von den 154 Sprüchen der ersten Stufe gehören nämlich der

I.	Gruppe	von	A	an : 11
II.	„	„	„	„ : 2
III.	„	„	„	„ : 3
IV.	„	„	„	„ : 4
V.	„	„	„	„ : 10
VI.	„	„	„	„ : 4
VII.	„	„	„	„ : 4
VIII.	„	„	„	„ : 9
IX.	„	„	„	„ : 2
X.	„	„	„	„ : 3
XI.	„	„	„	„ : 5
XII.	„	„	„	„ : 6
XV.	„	„	„	„ : 2
XVII.	„	„	„	„ : 6
XVIII.	„	„	„	„ : 2
XIX.	„	„	„	„ : 55
XX.	„	„	„	„ : 26

Unter welchen Nummern sie in jeder der betreffenden Gruppen zu finden sind; wo diejenigen von ihnen, welche in B aufgenommen sind, hier stehen, schliefslich welches die ausgeschiedenen sind, darüber giebt die folgende Übersicht Aufschlufs:

1) Für dieses Buch vergl. die folgende Übersicht der I. Stufe von C.
2) Koch am angeführten Orte S. 18.

C I	=	A	B	C I	=	A	B	C I	=	A	B
1	=	I 1	I 1	46	=	VIII 121	VIII 76	91	=	XIX 18	—
2	=	I 2	I 2	47	=	VIII 163	VIII 95	92	=	XIX 19	XIX 17
3	=	I 15	I 8	48	=	IX 4	—	93	=	XIX 20	XIX 18
4	=	I 19	—	49	=	IX 54	IX 37	94	=	XIX 21	XIX 19
5	=	I 22	I 56	50	=	X 1	X 1	95	=	XIX 22	XIX 20
6	=	I 41	I 35	51	=	X 3	X 3	96	=	XIX 23	XIX 21
7	=	I 46	—	52	=	X 34	—	97	=	XIX 24	—
8	=	I 63	—	53	=	XI 1	XI 1	98	=	XIX 25	XIX 22
9	=	I 67	—	54	=	XI 2	XI 2	99	=	XIX 26	—
10	=	I 70	I 47	55	=	XI 59	—	100	=	XIX 27	—
11	=	I 71	I 51	56	=	XI 60	XI 48	101	=	XIX 28	—
12	=	II 1	II 1	57	=	XI 62	—	102	=	XIX 29	—
13	=	II 28	II 29	58	=	XII 1	XII 1	103	=	XIX 30	—
14	=	III 24	III 13	59	=	XII 24	—	104	=	XIX 31	XIX 23
15	=	III 31	III 35	60	=	XII 72	XII 46	105	=	XIX 32	XIX 24
16	=	III 32	III 18	61	=	XII 106	—	106	=	XIX 33	XIX 25
17	=	IV 1	IV 1	62	=	XII 108	XII 2	107	=	XIX 34	XIX 26
18	=	IV 9	IV 32	63	=	XII 109	XII 3	108	=	XIX 35	—
19	=	IV 10	IV 33	64	=	XV 1	XV 1	109	=	XIX 36	—
20	=	IV 11	IV 34	65	=	XV 2	XV 2	110	=	XIX 37	XIX 27
21	=	V 78	—	66	=	XVII 1	XVII 1	111	=	XIX 38	XIX 28
22	=	V 79	—	67	=	XVII 20	XVII 20	112	=	XIX 39	—
23	=	V 80	—	68	=	XVII 27	XVII 24	113	=	XIX 40	—
24	=	V 266	—	69	=	XVII 33	—	114	=	XIX 41	XIX 29
25	=	V 267	—	70	=	XVII 75	—	115	=	XIX 42	XIX 30
26	=	V 268	—	71	=	XVII 100	XVII 60	116	=	XIX 43	XIX 31
27	=	V 273	V 51	72	=	XVIII 7	XVIII 17	117	=	XIX 44	—
28	=	V 283	I 62	73	=	XVIII 73	XVIII 45	118	=	XIX 45	—
29	=	V 299	IV 36	74	=	XIX 1	XIX 1	119	=	XIX 46	—
30	=	V 300	IV 27	75	=	XIX 2	XIX 2	120	=	XIX 47	—
31	=	VI 48	VI 38	76	=	XIX 3	XIX 3	121	=	XIX 48	XIX 32
32	=	VI 57	VI 19	77	=	XIX 4	XIX 4	122	=	XIX 49	—
33	=	VI 58	VI 20	78	=	XIX 5	XIX 5	123	=	XIX 50	XIX 33
34	=	VI 60	—	69	=	XIX 6	XIX 6	124	=	XIX 51	—
35	=	VII 23	VII 13	80	=	XIX 7	XIX 7	125	=	XIX 52	XIX 34
36	=	VII 24	—	81	=	XIX 8	XIX 8	126	=	XIX 53	XIX 35
37	=	VII 91	VII 63	82	=	XIX 9	XIX 9	127	=	XIX 54	XIX 36
38	=	VII 92	VII 59	83	=	XIX 10	XIX 10	128	=	XIX 55	XIX 37
39	=	VIII 1	VIII 1	84	=	XIX 11	XIX 11	129	=	XX 1	XX 1
40	=	VIII 46	VIII 41	85	=	XIX 12	XIX 12	130	=	XX 10	XX 8
41	=	VIII 94	—	86	=	XIX 13	XIX 13	131	=	XX 12	—
42	=	VIII 115	VIII 64	87	=	XIX 14	—	132	=	XX 13	XX 10
43	=	VIII 118	VIII 13	88	=	XIX 15	XIX 14	133	=	XX 14	—
44	=	VIII 119	VIII 75	89	=	XIX 16	XIX 15	134	=	XX 19	XX 13
45	=	VIII 120	VIII 94	90	=	XIX 17	XIX 16	135	=	XX 20	—

C I	=	A	B	C I	=	A	B	C I	=	A	B
136	=	XX 24	—	143	=	XX 105	XX 60	150	=	XX 119	—
137	=	XX 25	XX 17	144	=	XX 108	—	151	=	XX 131	XX 79
138	=	XX 33	XX 20	145	=	XX 109	—	152	=	XX 139	—
139	=	XX 34	XX 21	146	=	XX 110	XX 63	153	=	XX 150	XX 93
140	=	XX 35	XX 22	147	=	XX 111	XX 64	154	=	XX 151	—
141	=	XX 37	XX 23	148	=	XX 112	—				
142	=	XX 83	—	149	=	XX 118	XX 67				

Sowie in der ersten Stufe, folgen auch im grofsen und ganzen in den anderen 11 die für jede derselben bestimmten Sprüche in derselben Reihe auf einander, wie sie von Gruppe zu Gruppe A entnommen sind. Umstellungen von Belang[1]) weisen eigentlich nur „Der Fürstenspiegel" (III 127, 1—48) und die zehnte Stufe „Von dem Totenhügel" auf. Dort stehen am Schlufs der dritten Stufe, welche „Kampf" benannt ist, 48 Sprüche, die Lehren für Fürsten enthalten; hier sind 43 zusammengestellt, in welchen der Dichter die Gefühle schildert, die der Tod mehrerer Familienmitglieder (seiner Mutter, Schwester, zweier Kinder) in ihm hervorgerufen hatte:

C III 127.

Fürsten-spiegel	=	A	B	Fürsten-spiegel	=	A	B	Fürsten-spiegel	=	A	B
1	=	IV 25	IV 7	17	=	V 47	V 28	33	=	VIII 96	VIII 55
2	=	IV 26	IV 8	18	=	V 46	V 27	34	=	VIII 111	VIII 59
3	=	IX 153	IX 90	19	=	V 48	V 29	35	=	VIII 132	—
4	=	IV 27	—	20	=	V 49	V 30	36	=	X 9	—
5	=	XV 42	—	21	=	V 51	IV 4	37	=	X 13	—
6	=	XV 43	XV 31	22	=	V 50	V 31	38	=	X 14	—
7	=	IV 28	—	23	=	V 52	IV 5	39	=	X 31	X 13
8	=	IV 29	—	24	=	V 53	III 52	40	=	X 55	X 10
9	=	IV 4	IV 2	25	=	VIII 68	—	41	=	X 57	X 16
10	=	IV 5	IV 3	26	=	VIII 72	VIII 27	42	=	X 171	X 89
11	=	I 38	—	27	=	VIII 73	VIII 28	43	=	XII 32	—
12	=	IV 6	—	28	=	VIII 74	VIII 29	44	=	XII 41	XII 30
13	=	IV 7	IV 6	29	=	VIII 75	VIII 30	45	=	XII 103	XII 71
14	=	IV 41	IV 54	30	=	VIII 76	VIII 31	46	=	XIII 54	XIII 41
15	=	IV 40	—	31	=	VIII 77	—	47	=	XV 28	—
16	=	IV 42	—	32	=	VIII 95	—	48	=	X 20	—

1) Weniger in Betracht scheinen mir solche zu kommen, wie II 134—148; III 93—96; IV 9—11; VII 46—75; VIII 24—27; 129—131; 165—167; 175—179; 183—185; IX 59—61; 123—125.

C X. Vom Totenhügel.

C X	=	A	B	C X	=	A	B	C X	=	A	B
1	=	XIV 98	XIV 67	16	=	VIII 161	VIII 91	31	=	VIII 156	VIII 87
2	=	III 34	III 64	17	=	VIII 162	VIII 92	32	=	XVII 28	XVII 25
3	=	V 277	—	18	=	XI 32	XI 20	33	=	III 62	III 46
4	=	VI 9	VI 13	19	=	XI 33	XI 21	34	=	XI 63	XI 40
5	=	VI 10	VI 49	20	=	XX 2	XX 2	35	=	XI 64	XI 41
6	=	III 56	III 43	21	=	XVII 51	XVII 48	36	=	XI 65	XI 42
7	=	I 72	I 52	22	=	XVII 8	XVII 22	37	=	XI 66	XI 43
8	=	VI 8	VI 12	23	=	XX 75	XX 48	38	=	XI 67	XI 44
9	=	III 35	III 44	24	=	XIII 63	XIII 37	39	=	XI 11	XI 7
10	=	VI 52	VI 14	25	=	XI 50	XI 34	40	=	XI 55	XI 10
11	=	VI 53	VI 15	26	=	XI 51	XI 35	41	=	XI 12	XI 8
12	=	VI 70	VI 16	27	=	XI 52	—	42	=	XI 13	XI 9
13	=	VIII 159	—	28	=	X 182	X 106	43	=	XIII 89	XIII 62
14	=	VIII 158	VIII 89	29	=	VIII 154	VIII 85				
15	=	VIII 160	VIII 90	30	=	VIII 155	VIII 86				

In diesen beiden Fällen sind inhaltlich zu einander gehörige Sprüche in übersichtlicher Weise zusammengestellt. Die inhaltliche Zusammengehörigkeit ist auch sonst in C bei der Gruppierung der Sprüche im allgemeinen maſsgebend gewesen; an Übersichtlichkeit aber ist so gut wie gar nicht gedacht worden. Der Gruppen oder Stufen, — wie sie der Herausgeber nennt, — sind zu wenig, als daſs sich eine so groſse Zahl von Sprüchen von so verschiedenartigem Inhalte darunter übersichtlich zusammenstellen lieſse. Daher ist es nicht wunderbar, daſs die Benennung der Stufen zum groſsen Teile so wenig dem Zwecke entspricht, den sie doch nur haben kann, nämlich: die Gesichtspunkte klarzustellen, welche der Gruppierung zu Grunde liegen. Die Namen sind zu allgemein gehalten (z. B. Stimmung, Kampf, Leben, Prüfung, Erkenntnis), auch gesucht (Weltseele, Dämmerklarheit), ja, mitunter wird man geradezu irregeführt. In 2 Stufen ist nämlich weniger der Inhalt, als vielmehr die Zahl der Verse für die Gruppierung maſsgebend gewesen. Die fünfte Stufe enthält lauter Zweizeilen — 600 an der Zahl; die sechste lauter Vierzeilen — 400 an der Zahl; jene stehen in A an 3 Stellen, diese verteilen sich auf alle Gruppen, ausgenommen die XVI, die nur Zweizeilen enthält, und die XIX, die ganz in der ersten Stufe von C untergebracht ist (s. oben S. 44):

C V. Leben.

		zusammen
1—100	= A XVI (I) 100	100
101—200	= A XVI (II) 100	100
201—300	= A XVI (III) 100	100
301—402	= A XVI (IV) 102	102
403—502	= A XVI (V) 100	100
503—531	= A III 46, 1—29	29
532—600	= A XV 78—146	69
	in Summa	600

C. VI Prüfung.

		zusammen
1— 5	= A I 37, 42, 56, 58, 61	5
6— 8	= A II 17, 30, 39	3
9— 34	= A III 1, 2, 6, 7, 20, 23, 29, 30, 38, 39, 41, 44, 45, 48, 49, 50, 52, 57, 66, 67, 75, 76, 77, 80, 81, 87	26
35— 37	= A IV 20, 22, 46	3
38—105	= A V 39, 40, 54, 62, 63, 70, 72, 73, 101, 2, 3, 18, 25, 34, 35, 40, 42, 43, 45, 47 48, 49, 50, 51, 53, 54, 57, 64, 65, 66, 71, 72, 74, 82, 83, 86, 88, 89, 90, 95, 97, 99, 200, 3, 4, 8, 10, 11, 18, 19, 20, 21, 22, 24, 37, 38, 46, 48, 49, 78, 84, 88, 93, 94, 303, 8, 11, 15	68
106—116	= A VI 11, 14, 18, 19, 20, 23, 25, 26, 45, 51, 67	11
117—130	= A VII 10, 19, 28, 33, 48, 49, 60, 61, 73, 98, 100, 10, 11, 12	14
131—146	= A VIII 12, 25, 70, 112 14, 16, 27, 36, 38, 40, 41, 45, 49, 50, 51, 53	16
147—189	= A IX 5, 6, 7, 9, 15, 26, 27, 29, 30, 36, 38, 43, 46, 57, 61, 63, 64, 67, 77 83, 84, 86, 87, 89, 93, 95, 96, 98 101, 5, 8a, b, c, 9, 17, 31, 38, 39, 40, 41, 49, 50, 52	43
190—221	= A X 2, 23, 38, 39, 40, 42, 50, 53, 94, 95, 100, 5, 11, 12, 13, 19, 21, 24, 45, 46, 47, 50, 52, 53, 56, 67, 68, 69, 79, 80, 86, 88 . .	32
222—233	= A XI 18, 22, 24, 25, 26, 28, 37, 39, 40, 58, 68, 69	12
234—244	= A XII 13, 23, 28, 29, 30, 34, 57, 59, 63, 96, 99	11
245—264	= A XIII 3, 7, 20, 22, 25, 27, 42, 50, 56, 57, 58, 75, 76, 79, 91, 107, 8, 9, 10, 11	20
265—276	= A XIV 3, 4, 10, 35. 47, 54, 56, 61, 69, 74, 77, 79	12
277—303	= A XV 49 50 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61 62, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 77.	27
304—325	= A XVII 5, 6, 7 12, 16, 17, 30, 32, 37, 42, 46, 52, 59, 63, 64, 65, 66, 67, 74, 80, 81, 90	22
326—347	= A XVIII 8, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 21, 28, 31, 37, 39, 43, 44, 45, 62, 67, 71, 72	22
348—400	= A XX 3, 4, 6, 7, 17, 21, 23, 27, 30, 31, 32, 36, 40, 47, 48, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 71, 73, 74, 77, 81, 87, 92, 93, 98, 99, 102, 3, 4, 6, 7, 13, 14, 15, 16, 20, 26, 30, 37, 38, 40, 41, 42, 43, 44, 46, 47, 49.	53
	in Summa	400

Diese Art zu gruppieren kann wohl kaum auf Beifall rechnen. Die beiden Stufen sind benannt, als wären sie nach der inhaltlichen Zusammengehörigkeit der Sprüche gebildet worden. Ein nicht geringer Teil der hier stehenden Sprüche gehört aber inhaltlich mit anderen viel eher zusammen. Hielt es der Herausgeber für zweck-

entsprechend, einige seiner Stufen nach der Zahl der Verse zusammenzustellen, dann hätte er auch eine dementsprechende Benennung derselben wählen sollen, für die eine etwa „Zweizeilen“, für die andere „Vierzeilen“. Freilich wäre er dann um die runden Summen 600 und 400 (= 1000) gekommen. Denn er hätte füglich alle Zweizeilen und alle Vierzeilen hier unterbringen müssen, während er jetzt mit gutem Rechte 157 Sprüchen, 32 Zweizeilen und 125 Vierzeilen, andere Plätze angewiesen hat. Jene stehen in der VII. Stufe unter Nr. 96, 97, 98, 136 Aus dem Talmud[1]) 2, 3, 4, 5, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 23, 27, 28, 30, 38, 39, 41, 43; — 140, 186, 189; diese sind auf die anderen Stufen folgendermaſsen verteilt:

	zusammen
I 3, 6, 29, 3[illegible], 34, 42, 50, 53, 84, 87, 95, 96, 105, 8, 10, 11, 12 25, 29, 3[illegible], 32, 33, 54	23
II 7, 18, 21, 27, 30, 33, 34, 35, 36, 37, 39, 40, 41, 42, 45, 46, 47 48, 51, 52, 55, 57, 63, 65, 67, 68, 69, 70, 79, 80, 87 94, 100, 3 a. Surat Alforkan[1]) v. 34, 7, 8, 11, 16 19, 24, 28, 32, 35, 39, 50, 51.	46
III 12, 127 Fürstenspiegel[2]) 2, 21, 23, 37, 48	6
IV 25, 26, 69, 84, 87	5
VII 8, 44, 75, 136 Aus dem Talmud[1]) 1, 6, 18, 19, 24, 25, 26, 29, 33, 34, 40, 42.	15
IX 26, 32	2
X[3]) 3, 10, 11, 12, 18, 20, 27, 31, 37, 40	10
XI 32, 34, 59, 64, 70, 117.	6
XII 17, 33, 35, 44, 50, 52, 53, 67, 72, 114, 54, 81	12
in Summa[4])	125

Übersichtlicher ist die Gruppierung durch die Ausschlieſsung dieser 157 Sprüche von der fünften und sechsten Stufe kaum geworden. Sie hätten zum groſsen Teile hier ebenso gut Platz finden können. Denn die 12 Stufen sind, wie gesagt, nicht scharf genug gegen einander abgegrenzt, ihre Namen klären nicht auf, sondern richten teilweise geradezu Verwirrung an. Kommt es auf inhaltliche Zusammengehörigkeit an, dann hätten die Sprüche nach einfachen und klaren Gesichtspunkten in anderer Weise gruppiert werden müssen, so etwa, wie es in der zehnten Stufe und in dem Fürstenspiegel geschehen ist.[5]) Die Sprüche, die hier stehen, können kaum einen andern Platz erhalten; sie bilden inhaltlich zusammengehörige Gruppen. Die meisten anderen Sprüche hätten anderswo ebenso gut oder besser untergebracht werden können. Ausgenommen sind hiervon natürlich diejenigen, welche bei einander stehen, weil sie der

1) Vergl. S. 49.
2) Vergl. S. 45.
3) Vergl. S. 46.
4) In A stehen auſserdem noch drei Vierzeilen — XIII 1, 44; XVII 21 —, die in C nicht aufgenommen sind; Vergl. oben Seite 40.
5) Sieh oben Seite 45 u. 46.

Dichter derselben Quelle entlehnte. Rückert giebt nämlich mitunter seine Quelle an, um dann die betreffenden Sprüche folgen zu lassen:

A	=	B	C	Quelle.
IX 106	=	—	IV 173	Aus Saadis Reisesprüchen.
X 125 a b	=	—	II 103 a b	Surat Alforkan v. 34, 35.
XIII 61, 1—17	=	—	VII 136, 1—45	Aus dem Talmud.
XIV 7, 1—28	=	—		
XIII 96	=	XIII 63	VII 146	Aus Hitopadesa.
„ 104	=	„ 71	„ 150	Aus Kalila wa Dimna.

In B haben von diesen Sprüchen nur zwei[1]) Aufnahme gefunden, und wenn in C die 45 aus dem Talmud zu einer Gruppe vereinigt sind, so ist das nur zu billigen. Vielleicht liefse sich aus allen gemeinsam eine Gruppe bilden.

Durch die obigen Erörterungen glaube ich nachgewiesen zu haben, dafs A die mafsgebende Ausgabe ist, nicht B oder C. Daher scheint mir A mehr Beachtung zu verdienen als bisher, ohne Zweifel wenigstens bei wissenschaftlichen Untersuchungen über die Dichtung. A enthält die ursprüngliche Weisheit des Brahmanen, wie sie Rückert 1836—39 dichtete und herausgab. Aus dieser Weisheit des Brahmanen entstand 1843 B durch Ausscheidung von mehr als einem Drittel der Sprüche und ist 1891 in der XIII. Auflage erschienen, während A, soviel ich weifs, zum zweiten Male nur teilweise (Bändchen 1—4), seit 1841 überhaupt nicht mehr aufgelegt ist. Gleichwohl kann B unmöglich A ersetzen. Mag B zusammengestellt haben, wer will; mag es Rückert, oder jemand anders[2]) gewesen sein, — es ist eine ohne rechten Plan getroffene[3]) Auswahl, die vor dem Original freilich den Vorzug hat, dafs sie handlicher ist. — Ist C nun auch keine Auswahl, sondern hinsichtlich der Zahl der Sprüche fast das Original selbst, so läfst doch die Gruppierung der Sprüche so viel zu wünschen übrig, dafs auch C die ursprüngliche Ausgabe A nicht zu ersetzen vermag. — Es fehlt meines Erachtens an einer Ausgabe der „Weisheit des Brahmanen“, in welcher die in A enthaltenen Sprüche nach klaren Gesichtspunkten geordnet sind, und in der auch noch auf andere Weise dafür gesorgt ist, dafs jeder gebildete Leser sich ohne zu grofse Mühe zurecht findet.

1) Vergl. Kern am angeführten Orte Seite 10. Da er seinen Betrachtungen B zu Grunde legt, so kennt er nur diese beiden.
2) Beyer „Gesamtausgabe der poetischen Werke Rückerts, Band XII, Seite 440“ bezeichnet den Professor Kopp als denjenigen, der sie zusammenstellte.
3) Vergl. S. 39 und 43.

Nachtrag.

Meine Annahme (S. 40), dafs dem Herausgeber von C die 71 Sprüche, welche seine Ausgabe weniger enthält als A, entgangen sein könnten, trifft nicht zu. Vielmehr scheint er sie der ursprünglichen Weisheit des Brahmanen absichtlich entnommen zu haben, um sie den Brahmanischen Erzählungen im III. Bande der Gesamtausgabe der Rückertschen Werke als vierte Lieferung (Bd. III, S. 392 ff.) anzureihen. Sie waren mir an dieser Stelle entgangen, und erst nachträglich habe ich sie daselbst entdeckt; ihre Reihenfolge ist genau dieselbe, wie sie oben (S. 39/40) aufgezählt sind; nur haben sie Überschriften erhalten. Die Notwendigkeit der Ausscheidung dieser 71 Sprüche aus der Weisheit des Brahmanen leuchtet mir nicht ein; dagegen sind mir die Überschriften äufserst erwünscht, da sie die Übersichtlichkeit fördern; und ich bedaure nur, dafs man mit solchen nicht auch die Sprüche versehen hat, welche im VIII. Bande der Weisheit des Brahmanen verblieben sind.

Fietkau.

Beiträge zu lexikalischen Studien über die Schriftsprache der Lessingperiode.

Von

Ludwig Goldstein, Königsberg i. Pr.

Mit einer grösseren Abhandlung zur Geschichte der deutschen Ästhetik seit Jahren beschäftigt, wurde Verfasser mit der Schreibart und Sprache Moses Mendelssohns vertraut und konnte es sich trotz des seinem Thema abliegenden Stoffes nicht versagen, die sprachlichen Eigentümlichkeiten dieses klassischen Schriftstellers genau zu vermerken. Diese Nebenbeschäftigung war um so verlockender, als die Werke des Popularphilosophen nach dieser Richtung hin nicht genügend ausgenutzt und durchgearbeitet zu sein scheinen.[1]) Mendelssohn schrieb aber nicht nur ein anerkannt vorzügliches und korrektes Deutsch, sondern hat auch für sprachliche Fragen und Erörterungen sein lebelang ein reges Interesse bewiesen, so dass wir so manchen theoretischen Aufschluss über den damaligen Sprachstand von ihm erhalten. Hat er sich doch erst in den späteren Knabenjahren das Hochdeutsche mit vollem Bewusstsein angeeignet und dann nie aufgehört, strenge Selbstzucht mit scharfer Beobachtung des sprachlich Erlaubten zu verbinden.

Die vom Verfasser angelegte Sammlung wuchs dann unter den weitergreifenden Studien bald über Mendelssohn hinaus und konnte sich vor allem dem scharfsinnigen und auch auf diesem Gebiete hervorragenden Freunde des Philosophen nicht verschliessen, ja, die Beispiele aus Lessing gewannen bald die Oberhand. Daneben kamen gelegentlich auch die bedeutendsten Zeitgenossen, wie Wieland, Herder, Goethe, Abbt u. a. m. zu Worte, so dass sich die Aufzeichnungen bei aller Bescheidenheit ihres Umfanges allmählich auf die ganze Lessingperiode bezogen. Im Folgenden sei nun der erste Versuch gemacht, einen Teil dieser Funde und Beobachtungen, soweit

---

1) So führen die Grimms in dem nhd. Quellenverzeichnis ihres Wörterbuchs nur Mendelssohns Phädon an.

4*

sie lexikalischer Natur sind, zu verwerten. Es sind dabei lediglich folgende sprachgeschichtliche Verhältnisse berücksichtigt.

Einmal soll an einigen Wörtern, die schon von altersher zum festen Bestande der Schriftsprache gehören, gezeigt werden, wie sie in der vorbezeichneten Periode mehr oder minder in Vergessenheit geraten waren (**I, 1**), oder wie ihre Bedeutung im Laufe der Zeiten gewisse Wandlungen durchgemacht hat (**I, 2**). In einer zweiten Gruppe werden Ausdrücke der Schriftsprache zusammengestellt, die damals neu in Aufnahme gelangten und nun entweder ihren Platz bis zur Gegenwart behaupteten (**II, 1**) oder ihres Bürgerrechtes wieder ganz oder teilweise verlustig gegangen sind (**II, 2**). Von besonderem Reize sind namentlich die Fälle, in welchen das Zeugnis eines damaligen Autors für diesen oder jenen Wortsinn vorliegt und an denen wir somit eine unwiderlegliche Urkunde zur Entwickelung der Wortbedeutung besitzen.

Wie die Auffindung der Beispiele im allgemeinen dem Zufall überlassen blieb, so konnte auch ihre eingehende philologische Würdigung vom Verfasser nicht beabsichtigt werden, und er sähe seinen Zweck völlig erreicht, wenn es ihm gelungen wäre, hier und da brauchbares Material zum Weiterarbeiten von entlegenerer Stelle herbeigeschafft zu haben.

I, 1. Für diese Rubrik stehen zunächst einige Beispiele zur Verfügung, die ein helles Licht auf den damaligen Stand der germanistischen Studien werfen. Trotz der tastenden Versuche, sich mit den litterarischen Denkmälern des Mittelalters vertraut zu machen, konnte die Kenntnis des ahd. und mhd. Wortschatzes nur gering sein. Die natürliche Brücke zwischen dem Sprachempfinden der alten und neuen Zeit war abgebrochen, und andrerseits hatte die Gelehrsamkeit eben erst angefangen, eine Vermittelung auf künstlichem Wege wiederherzustellen. Nur so erklärt es sich, dass einem sprachbegabten und kenntnisreichen Manne wie Lessing einzelne Wörter einer verflossenen Periode allem Anscheine nach unbekannt waren, die heute durch die Wiedererweckung der alten Sprache und Litteratur jedem Gebildeten geläufig sind. Hierhin sind zunächst zwei Wörter zu rechnen, die in seinen „Beiträgen zu einem deutschen Glossarium“ vermerkt sind: „*Hort.* Was heisst es? Von Büchern hab ich grossen Hort. Kays.“ (Lachm. XI 625) und „*Kemnate,* vielleicht ein Zimmer, Kammer. Held. S. 62“ (Lachm. XI 626). Hort war allerdings nicht ganz ausgestorben, hatte sich aber nur in geistlichen Liedern bei Gellert, Gerhard etc. in der von Lessing natürlich gekannten Bedeutung „Anhalt, Stütze, Trost“ erhalten. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ersteht das Wort unter gelehrtem Einflusse auch in seiner ursprünglichen Bedeutung „Schatz“, die Lessing bei Geiler von Kaysersberg antrifft, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können. In solcher gebrauchen es bereits wieder Goethe, Schiller, Voss und andere. — Die dem Heldenbuche entnommene „Kemnate“ war der Lessingschen Zeit wohl überhaupt fremd geworden. Die spezifische Bedeutung „Schlaf- und besonders Frauengemach“, die heute uns allen vertraut ist, ist noch nicht einmal in dem 1793 u. f. J. zu

Halle erschienenen „Versuch eines hochdeutschen Handwörterbuches" von T. J. Voigtel erwähnt, 1811 bei Adelung[1]) ebenfalls nicht.

Im Wörterbuch zu Logaus Sinngedichten (Lachm. V 304 ff.) finden wir *Degen* „in der alten Bedeutung für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden" besonders aufgeführt, und Lessing macht dazu die Bemerkung: „Diese Bedeutung war also zu seiner [Logaus] Zeit noch bekannt. Bei viel spätern Schriftstellern wird man sie schwerlich finden. Denn ohngefähr dreissig Jahr darauf musste sie Sandrart bereits seinen Lesern in einer Anmerkung erklären" (Lachm. V 312 f.). Die Geschichte dieses Wortes ist im übrigen bei Grimm Wtb. II 895 f. ausführlich behandelt. Auch das Wort *Lohe* scheint der Schriftsprache der Lessingperiode verloren gegangen zu sein. Belege weit über Gryphius hinaus sind in unseren Lexicis nicht zu finden, und unter den Wörtern, die sich Lessing aus Werken damaliger Autoren — in diesem Falle ist es Wielands Agathon — wegen ihrer Seltenheit und Eigenart angemerkt hat, findet sich auch „Lohe für Flamme" (XI 648). Gewöhnlich war das Wort jedenfalls nicht, was man schon aus dem steten Schwanken seines Geschlechtes schliessen möchte; vgl. Adelung: „In einigen Gegenden ist dieses Wort in ungewissem, in noch mehreren aber in männlichem Geschlechte üblich." Es könnte der Einwand erhoben werden, dass Lessing sich jene Vokabeln aus zeitgenössischen Schriftstellern aus irgendwelchen anderen Gründen zusammengestellt habe als um ihrer Seltenheit willen, z. B. müssten doch Ausdrücke, wie *erschweren, Vorspiegelung, Augenschein, Schlauheit, der erste beste, Wickelkind* (Lachm. XI 647 f.) bekannt gewesen sein. Jedoch macht es ein eingehenderes Forschen wahrscheinlich, dass der Sammler in der That die meisten, wenn nicht alle Wörter, die er zusammengetragen hat, nur wegen ihrer Ungewöhnlichkeit notiert hat. Sie mögen in der Umgangs-, aber nicht in der Schriftsprache, oder hier wenigstens nicht in dem vorgefundenen Zusammenhange, üblich gewesen sein. Nur hin und wieder dürften andere, für uns kaum kontrollierbare Gründe Anlass zu den Notizen gegeben haben, so kann Lessing aus Hagedorns Werken das uralte Wort „*Eile*" (Lachm. XI 647) nicht gut als auffälligen Neuling ausgezogen haben. Oder schien ihm hier das Schluss-e besonderer Erwägung wert, weil die Form „Eil" damals noch sehr gewöhnlich war?

In dem bereits herangezogenen Wörterbuche zu Logaus Sinngedichten macht er es sich, wie es in der Vorrede heisst (Lachm. V 298 f.), zur besonderen Pflicht, veraltete Wörter zu sammeln, um damit die in Ansehen stehenden Dichter und Redner zur Aufnahme und Verwertung des alten und guten Sprachmaterials anzuregen. In diesem interessanten Wortherbarium begegnen wir nun mehreren damals fast vergessenen Ausdrücken, die heute wieder gäng und gäbe

---

1) Leider kann der Verfasser nur die Soltau-Schönbergersche Ausgabe des Adelungschen Wörterbuchs von 1811 einsehen. Übrigens werden wir gut thun, auch bei allen hier gegebenen Citaten aus dem Adelungschen Werke der Kritik zu gedenken, die es durch den Altmeister Jacob Grimm in seiner Vorrede zum Wörterbuch XXIII f. erfährt.

sind, und selbst Wörter wie *Städter* (Lachm. V 344: „für Einwohner in den Städten; ist noch in gemeinen Reden gebräuchlich"), *verkünden* (Lachm. V 349: „für verkündigen, kund thun") und *Genoss* (Lachm. V 320) zählt Lessing unter die abgestorbenen, die er wieder belebt wissen möchte. Dass „verkünden" ausser Kurs gesetzt war, erfahren wir auch von Adelung, der es als selbständigen Artikel gar nicht aufführt und zu „verkündigen" bemerkt: „Es ist das Intensivum von dem im Hochdeutschen veralteten verkünden, welches noch im Oberdeutschen häufig ist."

Ähnlich steht es mit folgenden Beispielen:

„*Bieder*, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort mutwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: O Mensch, bewein dein Sünde gross etc. an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logau in dieser Absicht anführen" etc. (Lachm. V 309). Lessing selbst versuchte, „bieder" wie „Degen" und andere hier verzeichnete Wörter wieder gangfähig zu machen.

„*Frommen*, einem; einem nützen" (Lachm. 318).

„*Lieb*, das; für die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige itzt Liebchen sagen; ist bei allen Zeitverwandten unsers Dichters im Gebrauch" (Lachm. V 330).

„*Wandel*, der; soviel als Veränderung, Tausch."

„*Wandeln;* für ändern, verwandeln" (Lachm. V 351 f.). Wie aus den folgenden Beispielen ersichtlich ist, war auch das intransitive „sich wandeln" veraltet, wie denn diese Wörter auch von Adelung sehr beanstandet werden.

Haben diese alten Wörter, teils wider Erwarten, noch den Ansprüchen der Gegenwart standgehalten, so sind andere Schützlinge Lessings ganz und gar der Vergessenheit anheimgefallen, so das dialektische und volkstümliche, nur von einigen Handwerkern gebrauchte *äbicht* (= umgekehrt Lachm. XI 653 f.), *bekleiben* (siehe Anmerkungen zu den Gedichten von Andr. Scultetus, Lachm. VIII 275), *abergeistlich* (Sammlung Lutherscher Wörter in der Cottaschen Lessing-Ausgabe XVI 127) u. a. m.

I, 2. Unter den ererbten Wörtern des damaligen Sprachschatzes, die ihre einstige Bedeutung modifiziert bezw. zum Teil verloren haben, sind besonders bemerkenswert das bekannte *kostbar* im Sinne des französischen précieux, geziert, gesucht, *nichtswürdig* im Sinne von unwertig, belanglos, dazu das Substantiv *Nichtswürdigkeit* (noch in Voigtels Handwörterbuch 1794 wird nichtswürdig allein durch „keinen Wert habend" erklärt und von Lessing und Mendelssohn fast durchweg in diesem Sinne gebraucht) und *entstehen* (mittelhochdeutsch entstân) in der Bedeutung von mangeln, fehlen. Zu den beiden bei Grimm und anderen angeführten Belegen aus Lessings Werken für „entstehen" = mangeln sei noch auf eine dritte Stelle in der Hamburg. Dramat. 25. St. (Lachm. VII 246) aufmerksam gemacht. Die Eingangssilbe hat hier dieselbe Kraft wie in den dialektischen, von Voigtel noch verzeichneten *entsprechen* = leugnen und

entwerden = aufhören zu sein. Adelung bemerkt, dass entstehen für mangeln im Hochdeutschen bereits selten und dann meist im Infinitiv gebraucht werde.

Ferner gehören hierher:

Eingeweide in der Bedeutung „Inneres, Innerlichkeit, Herz, Seele.“ Moses Mendelssohn an Lessing, Januar 1757: „Die blosse Bewunderung der körperlichen Geschicklichkeit . . . . . . ist ohne Affekt, ohne jenes innerliche Gefühl und jene Wärme der Eingeweide (wenn ich mich so ausdrücken darf), mit welcher wir die Grossmut eines Orestes und Pylades z. E. bewundern“ (Ges. Schriften 1844/45 V 73). Derselbe an Lessing, November 1768: „Jener Schauspieler, der die Urne seines Sohnes umfasste, um den Tod des Orestes, im Namen seiner Schwester, mit mehr Eingeweide beweinen zu können“ (Ges. Schriften V 182). Das Grimmsche Wörterbuch schenkt dieser übertragenen Bedeutung geringe Beachtung und führt nur ein paar weniger treffende Beispiele an. Sie hielt sich noch bei den Klassikern, ohne sich freilich so weit wie bei Mendelssohn von der eigentlichen zu entfernen.

Glück in der Bedeutung „Geschick“ neben Glück im engeren, heutigen Sinne. Wieland, Agathon (Hempel III 72): „Wir sind es schon gewohnt, unsern Helden niemals grösser zu sehen als im widrigen Glücke.“ Als vox media ist das Wort uralt, begann aber in der Klassikerzeit den Doppelsinn, den schon unser Adelung nicht mehr aufführt, zu verlieren (vgl. unser „auf gut Glück“).

Vorstellen wird von Moses Mendelssohn in den ästhetischen Abhandlungen der fünfziger Jahre auch überall da gebraucht, wo wir heute lieber darstellen sagen würden, sowohl von poetischen als schauspielerischen Leistungen. Ges. Schriften I 289: „Was sie [die Natur] in verschiedenen Gegenständen zerstreut hat, versammelt er [der Künstler] in einem einzigen Gesichtspunkte, bildet sich ein Ganzes daraus und bemüht sich, es so vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn die Schönheit dieses begrenzten Gegenstandes ihre einzige Absicht gewesen wäre.“ Ges. Schriften I 291: „Die Gegenstände werden unseren Sinnen [vom Dichter] wie unmittelbar vorgestellt.“ Ges. Schriften I 300: „Ich habe diese Zierde der deutschen Schaubühne [Eckhof] einige elende Übersetzungen vorstellen[1]) sehen.“ In einem Briefe an J. J. Engel von 1782 setzt Mendelssohn den Unterschied der beiden Wörter mehr in unserem Sinne auseinander und weist das Vorstellen dem Dichter, das Darstellen in erster Linie dem Schauspieler zu: „Darstellend und berichtend sagen Sie. Warum nicht lieber vorstellend? Die Darstellung ist ein höherer Grad, eine Vergegenwärtigung, die Verbindung der Vorstellung mit der Täuschung [der Illusion, wie wir sagen würden]. Der Dichter will, kann nicht immer täuschen. Nur der Schauspieler muss immer täuschen, immer darstellen.“ (Ges. Schriften V 610). Sehr hübsch und treffend ist der Unterschied in J. A. Eberhards „Synonymik“ II 8 ff. (1797) gegeben. — Gleichsam als Über-

1) Hierfür würden wir heute „aufführen“ setzen.

gang zur folgenden Gruppe kann uns das Wort *Witzbold* dienen, das ebenfalls seine Bedeutung geändert hat, aber schon dem jüngeren Nachwuchs der nhd. Schriftsprache angehört. In den „Beiträgen zu einem Deutschen Glossarium“ sagt Lessing: „Witzbold, ein schönes Wort, so viel als Klügling, „der zu frühzeitig in der Witz ansetzt.“ Seb. Fr. Auch Klügelmeister“ (Lachm. XI 635). Nach Weigand (Dtsch. Wörterbuch 1876) entstammt das Wort, ebenso wie *Witzling*, erst der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und hat dann erst in den letzten hundert Jahren allgemeinere Verbreitung gefunden (noch Adelung führt nur Witzling an). Wie aber das Stammwort Witz heute seine alte vornehmere Bedeutung „esprit, Geist“ völlig eingebüsst hat, so ist auch aus dem „Klügling, der zu frühzeitig in der Witz ansetzt,“ ein Witzjäger geworden, ein Mensch, der sich in mehr oder minder guten und schlechten Scherzen gefällt. Was Lessing unter Witzbold verstand, lebt ungefähr noch in „vorwitzig“ fort.

II, 1. Wenden wir uns nun den Wörtern zu, die in jener Epoche neu geprägt oder doch erst recht im Umlauf gesetzt wurden, so seien zunächst alle Fremdwörter und termini technici der Wissenschaft und besonders der Ästhetik ausgeschieden, welche letztere gerade damals in grösserer Zahl geschaffen oder aus England und Frankreich übertragen wurden, so *Grazie naiv*, *Genie* u. a. m.[1]) Ein weiterer Zuzug neuer Wörter, denen wir zum Teil in diesem Abschnitte begegnen werden, erfolgte aus der Schweiz, wo der Sprachgeist nicht die schweren, alles entwurzelnden Stürme des dreissigjährigen Krieges über sich hatte ergehen lassen müssen und wo eine Reihe angesehener Schriftsteller das Erbe der Väter hegte und pflegte. Bodmer, Breitinger, Haller, Zimmermann, Gessner, Iselin u. v. a. haben in dieser Richtung anregend und befruchtend auf unsere Autoren gewirkt. Bekannt sind die Worte Lessings im 14. Litteraturbriefe: „Man muss den neuen schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sie itzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden als ehedem. Gessner und Zimmermann unter andern, schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man andern den Meissner oder Niedersachsen anmerkt“ (Lachm. VI 31). Andrerseits betonten die Berliner Kritiker, und insbesondere Mendelssohn, der hierin fraglos

---

1) Mit Bezug auf Mendelssohn sei hier nur bemerkt, dass er zur Popularisierung der als Beispiele angeführten Wörter sein redlich Teil beigetragen hat. Die vom Auslande her importierte Grazie galt bis zu Mendelssohns und Schillers Fixierungen des Begriffs allgemein als ein „ich weiss nicht was,“ das die Ästhetiker bald für Artigkeit, bald für Reiz, bald für Anmut einsetzten; die Bedeutung des von den Franzosen entliehenen Wortes naiv wurde in Deutschland zum ersten Male in der Abhandlung „über das Erhabene und Naive“ (1757) von Mendelssohn ausführlich behandelt, und über Genie lässt sich der Popularphilosoph im 92. Litteraturbriefe (1760) u. a. folgendermassen vernehmen: „Wenn das Wort Genie vor einiger Zeit in Deutschland bekannt gewesen wäre, zu welchen schönen Untersuchungen hätte es nicht unserm grossen Wolf in der Seelenlehre Anlass gegeben.“ (Ges. Schriften IV 2, 46).

zu pedantisch und puristisch vorging, auch den schwer überbrückbaren Gegensatz zwischen Hoch- und Oberdeutsch und tadelten die vermeintlichen Härten und „Unreinigkeiten", die sich von den Alpen her in unsere Schriftsprache einschleichen wollten. Als Belege hiefür seien einzelne Stellen aus Mendelssohns Kritiken citiert, denen man sonst in sprachgeschichtlichen Erörterungen kaum begegnen dürfte. In einem Aufsatze über Zimmermanns Buche „Von dem Nationalstolze" (1758) heisst es: „Seine Sprache ist zwar die reinste nicht. Dieses gesteht er in der Vorrede selbst. „Ich bin ein Schweizer", sagt er, „und von einem Schweizer lässt sich die Reinigkeit der Sprache ebenso wenig fordern, als vormals die atheniensische Annehmlichkeit von einem Böotier." Allein man wird die kleinen Beleidigungen, die er öfters den Ohren zufügt, leichtlich verschmerzen. Seine männliche Denkungsart erzwingt ihm Verzeihung wegen des Mangels einer Vollkommenheit, die, wie er bemerkt, von einem jeden Frauenzimmer in Leipzig oder Dresden ohne Mühe erreicht wird." (Ges. Schriften IV 1, 441). Zu der verbesserten Auflage desselben Werkes (Zürich 1760) bemerkt Mendelssohn im 143. Litteraturbriefe: „Die Schreibart ist beneidenswert und wäre unverbesserlich, wenn nicht an einigen Stellen die Mühe allzu merklich wäre, welche sich der Verfasser gegeben, die ihm fremde hochdeutsche Mundart zu e r r a t e n. Er sucht öfters Redensarten, die nicht gesucht, sondern durch den Umgang eingesogen werden müssen, und verfehlt dadurch nicht selten ihren wahren Nachdruck. Er verleugnet seine Provinzialsprache sehr glücklich, aber man merkt es, dass ihm diese Verleugnung sauer geworden." (Ges. Schriften IV 2, 225). Zwei weitere Stellen nehmen auf Iselin Bezug: „Die Schreibart ist etwas schweizerisch und einem delikaten Ohre an vielen Stellen ziemlich anstössig; allein wer achtet das Gehör, wenn der Geist vergnügt wird?" . . . . (Ges. Schriften IV 2, 215) und: „Einige fremde Ausdrücke halten ihm billige Leser, als einem Schweizer, zu gute. Auch sind sie seltener, als in den ersten Schriften dieses Verfassers. Nur eine unerlaubte Neuerung in der Sprache ist uns in diesem Werke sehr oft aufgestossen, die wir uns nicht erinnern, in jenen gefunden zu haben. Wir meinen den Gebrauch des Imperativi in der ersten Person des mehrern Geschlechts, als: untersuchen wir, anstatt: lasst uns untersuchen; fahren wir fort, anstatt: lasset uns fortfahren. Das 7. Hauptstück des 2. Buchs wird durch diese fremde Bildung, welche noch dazu Zweideutigkeit verursachen kann, sehr unangenehm zu lesen, beinahe unverständlich. Es ist wahr, das lasset uns ist auch nicht allemal anzuraten; allein man nehme lieber eine andere Wendung, ehe man der Sprache Gewalt anthut" (Ges. Schriften IV 2, 527.)

Nicht zum wenigsten war an der Vermittlung zwischen dem „schweizerischen Dialekte" und unserer Schriftsprache Wieland beteiligt. In seiner „glücklichen Wörterfabrik" (ein Ausdruck Lessings. Lachm. XI 648 Anm.) wurde mancher Import nach heimischen Bedürfnissen zugestutzt, und wie später von Goethe, manche Neubildung geschaffen, die wegen ihres inneren Wertes in Ansehen und Aufnahme kam. Und ein Sprachfinder und Sprachwart wie Lessing hat

sich nicht umsonst befleissigt, aus den vielgelesenen Romanen des gewandten Schwaben alte wie neue, brauchbare Wörter auszuziehen und für die Allgemeinheit zu gewinnen. Nochmals sei hier der 14. Litteraturbrief herangezogen, in dem Lessing Wielands Fremdwörtermanie tadelt und dann fortfährt: „Wenn uns Herr Wieland statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank verdienet haben. Allein es scheinet nicht, dass er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort *entsprechen* habe ich ein- oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen (respondent) . . Dieses entprechen ist itzt den Schweizern eigen und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führet bereits eine Stelle aus Kaysersbergers Postille an, wo es heisset: „Die Getät und der Nom sollen einander entsprechen". (Lachm. VI 31.) Das Grimmsche Wörterbuch meint mit Bezug auf diese Worte, dass entsprechen wohl nicht besonders schweizerisch, sondern in Süddeutschland überhaupt dem französischen répondre, correspondre nachgeahmt scheint.[1]) Jedenfalls hat es sich seine heutige unbestrittene Stellung, vielleicht wie kein zweites modernes Wort, sehr schwer erkämpfen müssen. Noch 1764 schreibt Mendelssohn, der sich freilich dem Neuen gegenüber immer reserviert hielt, an Abbt, dass er für répondre entsprechen „gelten liesse" (Ges. Schr. V 331), und für die Mühe, welche die Einbürgerung des Wortes kostete, ist neben der hartnäckigen Ablehnung Adelungs[2]) auch die Verteidigungsrede bezeichnend, welche Eberhard in seinem „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik" zu Gunsten des vielbefehdeten Wortes noch im Jahre 1797 halten musste. „Da das Wort Entprechen", heisst es bei Eberhard II 155, „noch immer viel Gegner findet, so ist eine genauere Prüfung desselben vielleicht nicht überflüssig. Stosch [der Verfasser einer 1770 in Frankfurt a. O. erschienenen Synonymik] führt Gründe dagegen an, die in dem Wesentlichen mit denen übereinkommen, warum es H. M. Kinderling in seiner Preisschrift über die Reinigkeit der deutschen Sprache S. 18 verwirft. „Die Vorsetzsilbe ent soll in den meisten Fällen den Begriff einer Trennung, Entfernung u. s. w. haben." Stosch beruft sich zur Unterstützung dieser Meinung auf Wachters Prolegom. Sect. V, wo er alle Bedeutungen dieser Silbe sehr sorgfältig zusammengesucht hat. — So sorgfältig dieses Zusammensuchen sein mag, so muss es doch nicht vollständig genug sein. Denn es giebt augenscheinlich Wörter, worin Ent eine Annäherung bedeutet, als: Entbieten, Entflammen, Entblössen, Entscheiden, Entschluss.[3]) Ein grosser deutscher Sprachkenner [Klop-

1) Die unten mitgeteilte Stelle aus Eberhards Synonymik, die neben Kaysersberg noch Bluntschli und Haller anführt, zeugt für Lessing.

2) S. Gr. Wtb. Unsere Ausgabe von 1811 führt es mit dem Zugeständnis auf, dass es durch neuere Schriftsteller im Hochdeutschen gangbar gemacht sei.

3) Einige Beispiele wie „entbieten" sind hier wohl fälschlich aufgeführt. Vergl. über die verba mit der Vorsilbe ent. W. Wilmanns' Deutsche Gramm. II 142 f.

stock in der Gelehrtenrepublik] rechnet daher die Vorsilbe „Ent“ zu denen, die eine doppelte Seite „Her“ und „Hin“ haben. Hiemit fällt nun auch die Folge weg: dass Entsprechen nach Stosch nichts anders bedeuten könne als Entsagen und nach H. Kinderling Widersprechen. Das Wort ist nicht neu, denn Kaysersberg und Bluntschli haben es schon in der Bedeutung des Übereinstimmens, und in dieser Bedeutung hat es zuletzt Haller in die deutsche Büchersprache wieder eingeführt. Das würde ihm aber ebenso wenig als seine analogische Bedeutung etwas helfen, wenn es mit Übereinstimmen völlig gleichbedeutend wäre.“ Im Folgenden wird nun der Nachweis geführt, dass die Wörter sich gegenseitig ergänzen und daher „entsprechen“ willkommen zu heissen sei.

Im weiteren Verlauf des 14. Litteraturbriefes kommt Lessing auf Wielands „Moralische Beobachtungen und Urteile“ zu sprechen, die ihren [schweizerischen] Geburtsort schon mehr verrieten. „Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas besonders auszudrucken scheinen. Dergleichen sind *hürisch, ringsinnig* [leichtsinnig], *abschätzig, Schik* etc.“ (Lachm. VI 31 f.)

Von dem Fremdwort Schik (französisch chic) abgesehen, hat sich aus dieser kleinen Blütenlese nur das adj. abschätzig behauptet. Adelung und Voigtel kennen es nicht, obwohl es schon bei Wickram vorkommt. (Gr. Wtb.)

Einer grösseren Sammlung Wielandischer Wörter begegnen wir in den grammatisch-kritischen Anmerkungen über einige Dichter (Lachm. XI 647 f.), wo Fülleborn insbesondere eine Reihe von Wörtern aufführt, die sich Lessing aus dem Agathon angemerkt hat: „*Erschweren, das Selbst, gelbsüchtige Vorstellung, Fiebrisch, emporarbeiten, Vorspiegelung, Jahrtausend, entgöttern, hinwegbuhlen, vorüberblitzen, begründet zu Gunsten, Augenschein, verzetteln, der Hofschranze, geeigenschaftet, eigenst, Schlauheit, bildsam, der erste beste, Wickelkind, zottelbärtig, Räte* (consilia), *Lohe* für Flamme, *bälder*“.

Die Liste ist sehr interessant und man kann es nur bedauern, dass Fülleborn uns Lessings Auszüge aus dem Amadis, den er „am fleissigsten studiert haben muss,“ vorenthalten hat. Wie schon oben angedeutet, dürfen wir die meisten Wörter als Neubildungen ansprechen; darunter einige, denen der Laie ein weit höheres Alter zuschreiben würde: so *Jahrtausend,* „ein nach dem Muster von Jahrhundert gebildetes Wort“ (Adelung), *emporarbeiten,* das erst bei Goethe nachweisbar zu sein scheint, *bildsam,* das, obwohl später auch von Klopstock gebraucht, von Adelung noch nicht angeführt wird.

Andere Dichter, in deren Werken Lessing auf Suche gegangen ist, sind Klopstock, bei dem er „*von neuem*“ als Latinismus oder Gallicismus beanstandet (Lachm. XI 646 f.), Hagedorn, aus dem er sich „gute Wörter“ — meist poetische Zusammensetzungen wie *Heldenheer, Unglücksnacht* — abschreibt (Lachm. XI 647), Andreas Scultetus, in dessen Gedichten er den plur. „*Mühen*“ als

etwas ganz Ausserordentliches anhält[1]) (Lachm. VIII 285) und vor allem Friedrich von Logau. Aus dem Wörterbuche zu dessen Sinngedichten müssen hier folgende interessante Beispiele herausgehoben werden:

„*Besonnenheit*; das Gegenteil von dem gebräuchlicheren Unbesonnheit“ (Lachm. V 308).

„*Herzlich*, welches itzt nur soviel als sehr bedeutet, nimmt Logau in seiner ursprünglichen Bedeutung für von Herzen, mit dem Herzen; nach der Analogie des Wortes mündlich: Herzlich hassen, mündlich lieben“ (Lachm. V 324).

„*Unzahl*, die; so viel als unzählbare Menge“ (Lachm. V 348). Dieses jetzt so gewöhnliche Wort fehlt noch bei Adelung und Eberhard, obwohl letzterer „Anzahl, Zahl, Menge und Vielheit“ unter und miteinander vergleicht.

„*Wegelagerer*, für Auflaurer, Nachsteller“ (Lachm. V 352). Bei Adelung nur Wegelagerung („in den Rechten“).

„*Wiederkäufler*“ (Lachm. V 352). Dieser Artikel lehrt uns, was auch Adelung bestätigt, dass das Wort *Wiederverkäufer* für Händler noch nicht existierte.

Endlich bleiben uns noch drei Wörter, auf deren Jugend wir durch Lessing aufmerksam gemacht werden: *Thatsache*, *Geldklemme*, *gemeinsam*. Die beiden letzteren finden wir in der „Vergleichung deutscher Wörter und Redensarten mit fremden“ (Lachm. XI 655 ff.):

„Geldklemme Zeiten, dieser Ausdruck wäre zu dulden; aber nicht das Subst.: die Geldklemme, weil das bessere Wort der Geldmangel vorhanden ist. Ludwig hat beides“ (Lachm. XI 660). Es ist gerade anders gekommen, als es Lessing wünschte: das adject. ist ausser Gebrauch, während das von Lessing beanstandete und in den zeitgenössischen Wörterbüchern noch gar nicht aufgeführte subst. „die Geldklemme“ gelegentlich, allerdings nicht in der besseren Sprache, für Geldmangel verwendet wird. (Vgl. „in der Klemme sitzen“.)

„Gemeinsam, mit diesem Worte würde man [sc. wenn es gebräuchlich wäre] nicht übel das Lateinische popularis oder plebejus ausdrücken. Gemeinsamkeit“ (Lachm. X 660). Aus dieser Bemerkung allein dürfte man freilich nicht schliessen, dass das Wort in der Schriftsprache ungewöhnlich war, aber es wird das auch sonst ausdrücklich belegt. Eberhard erwähnt es gar nicht, obwohl er dazu Anlass hätte — gemein und gemeinschaftlich stehen im Vordergrunde —, und Adelung und Voigtel geben es für ein lediglich oberdeutsches Wort aus. Als solches erscheint es freilich schon im Mhd. Auch „die Gemeinsame“ war nicht hochdeutsch.

„Über das Wörtlein Thatsache“ hat Lessing gar einen kleinen Aufsatz geschrieben: „Mit Recht sage ich Wörtlein; denn es ist noch

---

1) „Des Rindes lange Mühen. Ich zweifle, ob sich der Pluralis von Mühe sonstwo finden dürfte, und doch steht er hier so schön als kühn.“ Noch Voigtel bezeugt, dass die Mehrzahl ungewöhnlich ist.

so jung. Ich weiss mich der Zeit gar wohl zu erinnern, da es noch in niemands Munde war. Aber aus wessen Munde oder Feder es zuerst gekommen sein mag, weiss ich nicht. Noch weniger weiss ich, wie es gekommen sein mag, dass dieses neue Wörtlein ganz wider das gewöhnliche Schicksal neuer Wörter in kurzer Zeit ein so gewaltiges Glück gemacht hat; noch, wodurch es eine so allgemeine Aufnahme verdient hat, dass man in gewissen Schriften kein Blatt umschlagen kann, ohne auf eine Thatsache zu stossen" [diese „Thatsache" besteht noch wie zu Lessings Zeiten]. Es folgt eine Erklärung, was zu dieser leidigen Bildung geführt hätte (Lachm. XI 645). Auch Adelung oder sein Nachfolger ergeht sich noch in einem ähnlichen Räsonnement über dieses „von einigen Neueren versuchte Wort". „Andere gebrauchen dafür Thathandlung [das wieder eingegangen ist]. Beide Wörter sind nicht nur unschicklich und wider die Analogie zusammengesetzt, sondern auch der Missdeutung unterworfen, indem ein Oberdeutscher sich bei Thathandlung und Thatsache bei dem ersten Anblicke vermutlich nichts anders als eine Gewaltthätigkeit, eine Thätlichkeit gedenken wird, welches das erstere daselbst wirklich bedeutet." Wenn wir auch heute noch, nach hundertjähriger Gewöhnung, das triviale und trivialisierte Wort nicht gerade für eine geschmackvolle und schöne Bildung ausgeben können, so werden wir andrerseits doch dafür halten, dass seine feste Einwurzelung nur aus einem gewissen, wirklich vorhandenen Bedürfnisse zu erklären ist. —

Mindestens ebenso überraschende Aufschlüsse über die Jugend einiger, dem ersten Blick altersgrau erscheinender Wörter giebt uns Moses Mendelssohn. Wir citieren zunächst eine kleine Abhandlung „Über die Frage: was heisst aufklären?", die folgendermassen beginnt:[1])

„Die Worte *Aufklärung, Kultur, Bildung* sind in unserer Sprache noch neue Ankömmlinge. Sie gehören vor der Hand bloss zur Büchersprache. Der gemeine Haufe versteht sie kaum. Sollte dieses ein Beweis sein, dass auch die Sache bei uns noch neu sei? Ich glaube nicht. Man sagt von einem gewissen Volke, dass es kein bestimmtes Wort für Tugend, keines für Aberglauben habe, ob man ihm gleich ein nicht geringes Mass von beiden mit Recht zuschreiben darf. Indessen hat der Sprachgebrauch, der zwischen diesen gleichbedeutenden Wörtern einen Unterschied angeben zu wollen scheint, noch nicht Zeit gehabt, die Grenzen derselben festzusetzen.[2]) Bildung, Kultur und Aufklärung sind Modifikationen des geselligen Lebens, Wirkungen des Fleisses und der Bemühungen der Menschen, ihren geselligen Zustand zu verbessern. Je mehr der gesellige Zustand eines Volks durch Kunst und Fleiss mit der Bestimmung des Menschen in Harmonie gebracht worden, desto mehr Bildung hat dieses Volk. Bildung zerfällt in Kultur und Aufklärung. Jene scheint mehr auf das Praktische zu gehen: auf Güte, Feinheit und Schönheit in

1) Leider ist es nicht zu ermitteln, aus welcher Zeit diese Abhandlung stammt, doch ist sie wohl in den sechziger Jahren geschrieben.

2) Die Synonymik, zu der er auch hier ein Stücklein beiträgt, war Mendelssohns Steckenpferd. Vergl. Ges. Schr. III 373, IV 1, 36 f., 94 ff., 114 ff., 225 u. s. w.

Handwerken, Künsten und Geselligkeitssitten (objektive), auf Fertigkeit, Fleiss und Geschicklichkeit in jenen, Neigungen, Triebe und Gewohnheit in diesen (subjektive). . . . Aufklärung hingegen scheinet sich mehr auf das Theoretische zu beziehen. Auf vernünftige Erkenntnis (objektive) und Fertigkeit (subjektive) zum vernünftigen Nachdenken über Dinge des menschlichen Lebens, nach Massgebung ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses in die Bestimmung des Menschen" (Ges. Schr. III 399 f.)[1])

Ziehen wir unser übriges Hilfsmaterial zu Rate, so erfahren wir, dass die drei Wörter häufiger erst in den Schriften Wielands (den späteren), Lichtenbergs, Goethes und Kants auftauchen. Der „gemeine Haufe", mit Mendelssohn zu reden, wird selbst das Wort Bildung bis zum Ende des Jahrhunderts als etwas Gelehrtes respektiert haben. Noch 1811 vermisst man bei Adelung das Wort in seiner übertragenen Bedeutung cultus animi, humanitas, obwohl bilden im Sinne von colere angeführt ist. „Aufklärung" wird erst durch Kants berühmte Definition („die Maxime jederzeit selbst zu denken" etc.) und die sich daran anschliessenden philosophischen Diskussionen landläufig geworden sein. —

Das nach Weigand (Deutsches Wörterbuch 1876) erst im 17. Jahrhundert nachweisbare verbum *staunen* (erstaunen schon im 16. Jahrhundert) braucht Mendelssohn noch mit Vorbehalt. „Wenn ich etwas Erhabenes lese, so fühle ich ein angenehmes Staunen (verzeihen Sie mir dieses schweizerische Wort!) in meinem Gemüte, das mich einzuhalten und mich gleichsam recht zu besinnen nötigt". (Brief an Abbt von 1761. Ges. Schr. V 239). Ähnlich erklärt auch Eberhard (Synonymik II 223 f.) die Wirkung des Staunens als einen innerlichen Vorgang und belegt das Wort mit Hallers Vers: Du staunst; es regt sich Deine Tugend. „Haller begleitet", fährt Eberhard fort, „diesen Vers mit der Anmerkung: „Dieses alte schweizerische Wort behalte ich mit Fleiss. Es ist die Wurzel von Erstaunen und bedeutet rêver [?], ein Wort, das mit keinem anderen gegeben werden kann". Nach ihm ist es häufig gebraucht worden". Es folgen Belegstellen aus Lessing, Wieland, Willamow. Vergl. noch Adelung, dessen Angaben mit den obigen im Wesentlichen übereinstimmen.

Auch der gelegentliche Gebrauch des Wortes *„bemitleiden"* wird in einem Briefe an Lessing von 1757 mit einer Entschuldigung begleitet („Erlauben Sie mir dieses schweizerische Wort." Ges. Schr. V 74).

Abbts Hauptwerk „Vom Verdienste" hatte vor seiner Veröffentlichung erst die Censur der Berliner Freunde zu bestehen, und während sein Inhalt und seine Anordnung von diesen sehr gelobt wurde, bezeichnete man seine Schreibart als „die unerträglichste von der Welt". Mendelssohn tadelt insbesondere die Sucht, neue Wörter zu finden

1) Unter anderem geht aus dieser Abwägung der Synonyma unter einander hervor, dass das Wort Kultur in seiner ersten Lebensperiode noch nicht die umfassende Bedeutung von heute besass. Wir können wohl kaum mehr sagen, dass Bildung „in Kultur und Aufklärung zerfalle", und „jene mehr auf das Praktische gehe".

und zu verwenden, die ihn so verdrossen habe, dass er „die Bogen sehr oft mit Unwillen aus der Hand werfen und sich zerstreuen musste" (Ges. Schr. V 331). Als Mendelssohn diesen Brief im August 1764 an Abbt schrieb, hatte er dessen Werk nicht mehr zur Hand und konnte so seine Bemerkungen nur aus der Erinnerung niederschreiben. Sie lauten: „Fürs erste wagen Sie allzu viel neue Wörter, die kein Mensch vor Ihnen gesagt hat: *ausgebohren, ankindern, Vernämlichung, gleichalterig* u. a. m., die noch dazu zum Teil der Analogie zum Trotze erfunden sind. Ein neues Wort erfinden heisst über Mangel klagen; und wer so oft über Mangel klagt, macht sich verdächtig, wenn er nicht beweist, dass er das Vermögen gut gebraucht hat. Der Prosaist kann bei Erfindung neuer Wörter nicht behutsam genug sein. Der Sinn muss ohne sein erfundenes Wort nicht anders als durch eine etwas lange Umschreibung gegeben werden können. Wenn sie kurz ist, so ziehe ich sie dem neuen Worte vor. Ich höre lieber Knaben seines Alter als gleichalterige Knaben, lieber an Kindes Statt annehmen als ankindern. Um gedrängt zu schreiben, muss die Sprache nicht verstümmelt werden. Hingegen für respondere *entsprechen* [s. oben], allenfalls *Vervollkommnung* für die Aktion des Vollkommenmachens liesse ich gelten. Ferner muss die Analogie den Sinn so deutlich anzeigen, dass der Leser das Wort versteht, sobald er es sieht. Ist dieses nicht, so muss er dazu vorbereitet werden. Der Schriftsteller muss ihm die Sache so lange vorhalten, von so verschiedenen Seiten zeigen, bis er selbst sich nach einem Namen umsieht, und wenn er keinen finden kann, froh ist, dass ihm der Schriftsteller einen von seiner Erfindung anbietet." So sehr die hier aufgestellten Regeln[1]) unseren Beifall finden werden, überrascht uns Mendelssohns Abneigung gegen das ihm ganz unerhört scheinende Wort „gleichalterig", das wir heute für ebenso gewöhnlich wie unentbehrlich zu halten geneigt sind. Es ist aber in der That eine Neubildung, die wohl noch kein Lexikon des vorigen Jahrhunderts berücksichtigt und die den Stempel der Allgemeinheit erst durch unsere Behörden- und Zeitungssprache empfangen hat. Auch das Wort „Vervollkommnung", das Mendelssohn „allenfalls noch gelten liesse", könnte man leicht für älter halten, zumal der Ausdruck „Vollkommenheit" sich eines höheren Alters rühmen darf und gerade in den Tagen der Popularphilosophen, ähnlich wie „Glückseligkeit", ein fast zu Tode gehetztes Modewort war. Übrigens betont auch Adelung, dass es „in einigen oberdeutschen Gegenden schon lange gangbar gewesen ist, aber erst in neueren Zeiten von einigen Schriftstellern auch im Hochdeutschen gebraucht worden, wo es aber wegen der Härte in der Aussprache, indem elf Konsonanten auf vier Vokale kommen, keinen Beifall verdienet."

Nach einer nochmaligen Durchsicht des Werkes „Vom Verdienste," bei der sich Abbt die Kritik seiner Freunde zu nutze machte, sandte er es ihnen wiederum ein. Mendelssohn antwortet darauf unter dem 14. Juni 1765: „Ihr Werk . . . . hat immer noch

1) Vergl. dazu die Bemerkung über Synonymen. Ges. Schr. IV 1, 225.

Stellen, die bloss wegen der Seltsamkeit des Stils nicht zu lesen sind. Welches Kind Deutschlands wird verstehen, was z. E. *Wohlhabenheit* sei? um nur ein Wort anzuführen, das mir sogleich beifällt. Wenigstens habe ich alles eher als aisance dabei gedacht. Ich war alles Ernstes der Meinung, Sie hätten das barbarisch lateinische Wort perfectihabia dadurch ausdrücken wollen" (Ges. Schriften V 350). Aus der Entschiedenheit, mit der Mendelssohn das Wort verwirft, darf man wohl schliessen, dass auch das adj. wohlhabend damals noch unbekannt war. Es muss dieses sich aber weit schneller und sicherer eingebürgert haben, denn sowohl Eberhard wie Adelung führen es auf; letzterer kann es sogar mit mehreren guten Beispielen belegen, während er vom subst. Wohlhabenheit aussagt, dass es seltener vorkomme.

Endlich sei hier noch gestattet auf ein Wort hinzuweisen, das mannigfache Schicksale erfahren hat. In den Fragmenten „Über die neuere deutsche Litteratur" (I. Sammlung) braucht Herder einmal das Wort *„Behaglichkeit"* und glaubt sich deswegen in einer Anmerkung entschuldigen zu müssen: „Man erlaube mir dies Wort, das ein klassischer Schriftsteller unter uns, wenn ich nicht irre, gerechtfertigt hat: der Verfasser der philosophischen Schriften" (Suphan I 195). Mit dem Verfasser der philosophischen Schriften, der auch sonst bei Herder eine grosse Rolle spielt, kann nur Moses Mendelssohn gemeint sein, indessen ist es nicht ersichtlich, worin jene Rechtfertigung des Wortes durch ihn bestehen sollte. Wenigstens ist es dem Verfasser dieser Beiträge zweifelhaft, ob das Wort in Mendelssohns Werken überhaupt vorkommt. Interessant ist es zu beobachten, dass es die Lexika jener Zeit für ein veraltetes und verbrauchtes Wort ausgeben zu müssen glaubten, während seine eigentliche Blütezeit erst damals begann. Und zwar ist die „Behaglichkeit", wie die ganze dazu gehörige Gruppe behaglich, behäglich, Behagen etc., erst durch Goethe, der mit einem freien und glücklichen Gemütszustande auch die denselben ausdrückenden Wörter bevorzugte und schätzte, zu allgemeinerer Geltung gelangt und sozusagen geadelt worden. (Siehe hierüber Lehmann, „Über Goethes Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke" im Gymn.-Progr. Marienwerder 1840).

Noch Adelung ist auf „Behagen" schlecht zu sprechen und giebt davon eine Begriffsbestimmung und Charakteristik, die wir heute nach dem Vorgange Goethes nicht mehr ganz billigen können: „Es druckt eigentlich diejenige sinnliche oder dunkele Zufriedenheit mit seinem gegenwärtigen Zustande aus, welche sich durch ein sanftes Lächeln verrät, und um dieses Nebenbegriffes der Dunkelheit oder Sinnlichkeit willen hat man es vermutlich in der edleren Schreibart veralten lassen [wo es doch aber nie recht heimisch war], bis es von einigen neuern Schriftstellern wieder hervorgezogen worden. Wenn es in der philosophischen Schreibart geschiehet, wo es notwendig ist, einen Begriff zu bezeichnen, für welchen man sonst keinen guten Namen hat, so ist nichts dawider einzuwenden; allein in anderen Fällen sollte man damit ein wenig sparsamer sein, indem das Behagen in seiner wahren Bedeutung sinnlich unkultivierten Menschen

angemessener ist, als aufgeklärten. Eben dies gilt von den folgenden Behaglich und Behaglichkeit."

II, 2. Neben den eben verzeichneten Wörtern, die sich unter der Führung sprachkundiger und redegewandter Meister Heimatsrecht in der Schriftsprache erwarben, fehlt es doch nicht an zahlreichen Neubildungen und Modewörtern, die der Zeit zum Opfer fielen, teils weil sie sich als überflüssig erwiesen und von lebensfähigeren Gebilden verdrängt wurden — denn auch in der Sprache giebt es einen Kampf ums Dasein —, teils weil sie die Spuren einer willkürlichen und falschen Bildung allzu deutlich an sich trugen. Da eine Sammlung sprachlicher Miss- und Fehlgeburten und ausgestorbener Wörter nur einen untergeordneten Wert beanspruchen darf, hat sich der Verfasser auf einige wenige, gelegentlich gefundene Beispiele beschränkt.

Von Wielands zum Teil schon oben erwähnten Schützlingen sind spurlos eingegangen: *ringsinnig* (= leichtsinnig), *hürisch* (Adelung führt es ohne Umlaut an), *geeigenschaftet* (Hemp. II 140: „weniger als ein anderer zum Arzt geeigenschaftet"), *Zusammenverschworene* (Hemp. III 71) und wohl auch *fiebrisch.* — Aus Lessings Wortschatz seien nur die älteren Bildungen die *Schna(c)ke, schna(c)kisch* und *Zeitverwandter* erwähnt. Jene, u. a. auch bei Wieland vorkommenden Ausdrücke gehören zu Lessings erklärten Lieblingen, die er ausserordentlich häufig verwendet (schnackischer Mann, schnackischer Gebrauch etc. — Zur Bedeutung siehe Eberhard VI 63 f.). Diese Wörter, die noch im Anfang dieses Jahrhunderts hie und da auftauchten, sind für die heutige Schriftsprache nicht mehr vorhanden, wenn sie nicht gerade geflissentlich hervorgesucht werden. „Zeitverwandter" sagt Lessing für „Zeitgenosse" (z. B. Lachm. V 297. 330. 351). Wie wir unter **I, 1** gesehen haben, war auch das simplex „Genosse" damals nicht gebräuchlich. — Mendelssohn war, wie schon angedeutet und aus der Verurteilung der Abbtschen Schreibart ersichtlich, im Gebrauche neuer und nicht allgemein beglaubigter Wörter sehr strenge, und die einzigen Extravaganzen, die man ihm — nach einem Ausdrucke Lessings — „aufmutzen" könnte, dürften folgende sein:

Vertragsamkeit („Wenn bisher von Duldung und Vertragsamkeit unter den Menschen gesprochen ward" Ges. Schr. III 179). Bei Adelung bekannt.

Fragestück (Ges. Schr. V 520). In den Wörterbüchern von Heyne und Grimm nicht aufgeführt. Nach Adelung „im gemeinen Leben" s. v. a. Frage, Fragepunkt.

Empfehl (Ges. Schr. V 658 und sonst, auch bei Lessing) neben Empfehlung (Ges. Schr. IV 1, 99), wie *Ausschweif* neben *Ausschweifung* (= Exkurs, Digression).

Ausdrückung (Ges. Schr. III 83 und sonst). „Das ältere wort für das heutige ausdruck". Grimms Wörterbuch. Die Endung —ung war damals noch sehr beliebt, vergl. *Anmutung* (sehr häufig bei Wieland), *Massgebung* (Ges. Schr. III 400) etc.

Bei Abbt, der sich nicht scheute, Wörter wie *Vernämlichung, ankindern* etc. (s. oben) zu bilden, wäre die Ausbeute weit grösser.

Doch wollen wir darauf verzichten, da die meisten dieser willkürlichen Schöpfungen wie Spreu vor dem Winde verweht sind. Mehr als Kuriosum sei hier das Wort *Empfund* angeführt, das sich Abbt zum Ausdruck des französischen sentiment gebildet hatte und das eine lebhafte, in manchen Einzelheiten nicht uninteressante Briefdebatte zwischen ihm und den Berliner Freunden hervorrief (Mend. Ges. Schr. V 330. 335. 336f.) Aus diesem Briefwechsel sei endlich noch ein sonderbarer Gebrauch, man kann wohl sagen Missbrauch des adject. *eigentümlich* herangezogen. Nicolai schreibt an Abbt, Aug. 1764: „Sie, als eigentümlicher Herr, können in Ihrem Werke die Veränderungen machen, welche Sie gut finden.“ (Mend. Ges. Schr. V 333f.). Eine derartige Beziehung des Wortes eigentümlich auf den Besitzer statt auf die Sache ist sonst nirgend belegt und in der That wohl nur ein Akt der Willkür.

Verzeichnis der behandelten Wörter.

Beiträge zur Textkritik der sogenannten Caedmonschen Genesis.

Von

Friedrich Graz, Königsberg i. Pr.

Grein hat bei der Herausgabe der Bibl. d. ags. Poesie sein Augenmerk besonders darauf gerichtet, unvollständig oder fehlerhaft überlieferte Verse zu ergänzen und zu bessern. Hierbei ist es ihm namentlich gelungen, in vielen Fällen den korrekten Stabreim herzustellen, während er in Bezug auf den rhythmischen Bau des Alliterationsverses und die Zahl der diesem gebührenden Hebungen nicht immer das Richtige getroffen hat. Dagegen hat Wülker bei der Neubearbeitung der Greinschen Ausgabe den Gesetzen der Metrik fast gar nicht Rechnung getragen und nicht allein bereits von Grein in den Text gesetzte Besserungen, die durchaus überzeugend und nötig waren, aus demselben wieder entfernt, sondern auch die inzwischen von Sievers und anderen aus metrischen Gründen vorgeschlagenen Änderungen zu wenig berücksichtigt. So kommt es, dass seine Ausgabe weit mehr metrisch anstössige Verse enthält als die von Grein. Er hält z. B. Verse für korrekt, die überhaupt keinen Stabreim haben, so Sat. 297: *þǽr hēo ǽfre forð wunian mōten,* wo bereits Grein richtig *wīde-ferhð* für *ǽfre forð* eingesetzt hatte, oder Sat. 399: *þæs yrre-weorces hēndo geþoliað,* wo nach El. 656 *here-weorces* für *yrre-weorces* zu lesen ist. Ebenso nimmt Wülker keinen Anstoss an dreisilbigen Versen wie Gen. 2225: *drihten mīn,* wo *[ēa lā] drihten mīn* zu ergänzen ist, Dan. 38: *here-pað,* wo Holthausen *here-pað [haeleða]* liest, und er lässt viele andere Verse stehen, die nach der Hs. entweder drei oder fünf Hebungen haben, also zu kurz oder zu lang sind. Darum habe ich in meiner Schrift „Die Metrik der sogenannten Caedmonschen Dichtungen mit Berücksichtigung der Verfasserfrage", Berlin 1894, mit Heranziehung der früher gemachten Besserungsvorschläge alle diejenigen Versänderungen, die von den Gesetzen der Metrik gefordert werden, bei der Einordnung

des gesamten Materials in die von Kaluza aufgestellten 90 Typen den einzelnen Verszahlen beigefügt und in einem späteren Aufsatze „Beiträge zur Textkritik der sogenannten Caedmonschen Dichtungen I" in Engl. Stud. Bd. XXI, 1 ff. die angenommenen Verbesserungen für Exodus, Daniel und Satan näher erläutert und begründet. In vorliegender Arbeit füge ich die aus metrischen Rücksichten erforderlichen Änderungen, die die ae. Genesis betreffen, bei. Wenn auch der Text dieser Dichtung weniger mangelhaft überliefert ist als z. B. der des Satan, so enthält er doch eine grosse Reihe besserungsbedürftiger Stellen, und es soll meine Aufgabe sein, auf Grund der Vierhebungstheorie die bereits gegebenen Änderungen nachzuprüfen und andrerseits selbständige Ergänzungen oder Besserungen solcher Verse vorzuschlagen, die von den einzelnen Forschern fehlerhaft umgestaltet oder gar nicht berücksichtigt worden sind.

In den Citaten sind folgende Abkürzungen gebraucht:

Gr. = Grein, Bibl. d. ags. Poesie. Göttingen 1857.
Gr. 2 = Grein, Pfeiffers Germania X.
W. = Wülkers Neubearbeitung der Bibl. d. ags. Poesie, II Bd., 2. Hälfte. Leipzig 1894.
Siev. = Sievers, Zur Rhythmik des germ. Alliterationsverses in P. und Br. Btg. X, 451 ff.
Jun. = Junius, Caedmonausgabe. Amsterdam 1655.
Th. = Thorpe, Caedmons Metrical Paraphrase. London 1832.
Bou. = Bouterwek, Caedmons Bibl. Dichtungen. Gütersloh 1851.
Diet. = Dietrich, Haupts Zeitschrift f. d. A. X.
Schub. = Schubert, De Anglosaxonum arte metrica, Berolini 1870.
Ettm. = Ettmüller, Engla and Seaxna Scopas and Boceras.
Holt. = Holthausen, Indogerm. Forsch. IV; Anglia Beiblatt V.
Cos. = Cosijn, Anglosaxonica in P. und Br. Btg. XIX.

Die den Versen in Klammern beigefügten Ziffern beziehen sich auf die von Kaluza in: „Studien zum germ. Alliterationsvers" 2, Berlin 1894, gegebene Einteilung der ae. Verse in 90 Unterarten.

10. Die erste Halbzeile, wie sie von den Herausgebern nach der Lesart der Hs. abgedruckt ist, *þā wǣron gesette*, ergiebt einen A^{3}-vers mit zweisilbiger Senkung im ersten Takte. Da dies sonst nicht vorkommt, lesen wir mit Umstellung *wǣron þā gesette* (22). In der zweiten Halbzeile müssen wir, weil nicht *wǣron*, sondern *sette* den Stabreim trägt, *wīde and sīde* umändern in *sīde and wīde* (vergl. Gen. 118), denn der Hauptstab darf nie in der vorletzten Hebung stehen.

48. Die Lesart der Hs. zeigt in der zweiten Halbzeile einen A-vers mit zweisilbigem Auftakte: *and swā ēaðe meahtan*, was durchaus ungebräuchlich ist. Wir lesen daher *and swā ēaðe magon* (31).

72. W. trennt den Vers

seomodon swearte sīðe. Ne þorfton,

scheint also *ne þorfton* als zweiten Halbvers anzusehen, dem dann, abgesehen davon, dass er nur zweihebig wäre, sogar der Hauptstab fehlen würde. Wenn W. etwa *sīðe. Ne þorfton* als zweite Vershälfte mit starker Interpunktion unmittelbar nach dem Hauptstabe angenommen

hat, enthält der Vers gleichfalls einen Verstoss gegen die Metrik. Siev. hat bereits Btg. X, 512 richtig interpungiert
scomodon swearte: síde ne þorfton (vergl. Btg. XIX, 445. Anm.).

116. In der zweiten Halbzeile ist mit Siev. Jun. *gӯta* für *gӯt* einzusetzen, weil der Vers *folde wæs þā gӯt* nur dreihebig gelesen werden kann und auch ursprünglich *gӯta* in der Hs. gestanden hat.

119. Wir lesen mit W. *wonne wǣgas*, denn *wonne wegas (= ways)*, wie Th. Jun. nach der Hs. geben, ist ein nur dreihebiger Vers.

135. Die zweite Halbzeile *òfer tí[m]ber sc̀eacàn* gehört zu Typ. 67, wir müssen daher *timber* einsilbig lesen, da hier *sceacan* nur dann zwei Hebungen zukommen dürfen, wenn die vorhergehende Silbe lang ist. (Vergl. Kaluza, Ae. Vers 1, p. 78.)

142. Die erste Halbzeile *drugon and dydon* ist, weil dreihebig, zu kurz; wir ändern mit Siev. Btg. X, 498 in *drugon and dǣdon* (6).

155. Der Vers *Nǣron metode þā gӯt* wäre als Typ. 33 zwar regelmässig, da aber 155a und 156 Schwellverse sind, wäre es wohl besser, auch hier nach V. 116 mit Jun. Siev. *gӯta* zu lesen, so dass wir wiederum einen Schwellvers erhalten *Nǣron | metode þā gӯta.* (3*)

221. In der Hs. steht der metrisch korrekte Vers *þǣre hātað ylde* (22), der durch W's. Ergänzung *þǣra [ānne] hātað ylde* zu lang wird.

279. Für *habbanne* ist mit Siev. *habban* einzusetzen: *hearran tō habban.* (3.)

321. Die erste Halbzeile *heofon-rīces hēhðe* müsste fünfhebig gelesen werden. Durch Umstellung erhalten wir einen gesteigerten D-vers *hēhðe heofonrīces,* wie *hwetton hige-rōfne.* (85.)

441. Die Lücke in der Hs. ergänzt Gr. metrisch richtig: *lāre [forlēton, | and wurdon lāð gode].*

474f. Gr. und W. teilen ab: *hēr on worulde habban* || *him tō wǣron* | *witode geþingþo.* Als zweite Halbzeile von V. 474 genügt aber *hēr on worulde* (Typ. 6); darum ziehen wir *habban* zum folgenden Verse, der dadurch gleichfalls metrisch besser wird: *habban him tō wǣron* (22), *witode geþingþo* (2). Es bedeutet dann *habban him tō wǣron* (= *wǣrum* Dat. Pl.) soviel wie *hæfdon him tō hyhte* Sat. 70, *þone þe hie him tō hihte habban sceoldon* Sat. 643 etc., also 'in Aussicht haben, zu erwarten haben'.

486—88. Diese drei Verse sind anders abzuteilen, als sie in den Ausgaben von Gr. und W. gedruckt sind; wir erhalten dann zwei Schwellverszeilen: *lytle hwīle scolde hē his līfes nēotan* | *sēcan þonne landa swearlost;* || *on fӯre sceolde fēondum þēowian* | *þǣr is ealra frēcna mǣste.*

644. Die zweite Halbzeile *þe þæt lāð-trēow* ist metrisch falsch, da sie nur drei Hebungen enthalten könnte und der Hauptstab zu sehr am Ende steht. Es ist darum mit Ettm. zu lesen *þe þæt lāðe trēow.*

667. Cos. Btg. XIX, 447 bemerkt, dass hier nur *sūðan-ēastan* oder *sūð-ēast* stehen dürfe, *sūð ond ēast* könne nicht richtig sein, 'es sei denn, dass diese Worte wirklich *sūð-ēast* bedeuten können'. Da aber der Vers *þæt is sūðan-ēastan* zu lang und *þæt is sūð-*

ēast zu kurz wäre, so muss die Lesung der Hs. für richtig angesehen werden.

707. Die erste Halbzeile *þe him þæt wīf* ist metrisch falsch, da sie weder vier Hebungen enthält noch sich in eine der sonst üblichen Versarten einreihen lässt. Siev. nimmt darum nach *wīf* eine Lücke an. Holthausen fragt: 'Ist vielleicht *ofta* ausgefallen?' Aber der Vers lässt sich leicht bessern, wenn wir lesen: *þe þæt wīf tō him* (35) | *wordum sægde* (1).

713 f. W. teilt die Verse falsch ab: *þe hēo þām were* || *swelce tācen oð-īewde;* denn es würde dann in V. 713 der Hauptstab an das Ende treten und in V. 714 *swelce* als Auftakt vor einem A-verse aufgefasst werden müssen, was gleichfalls unzulässig ist. Die richtige Versabteilung hat schon Gr.: *þe hēo þām were swelce* (69) || *tācen ōð-īewde* (2).

892. In der ersten Halbzeile lesen wir entweder *on trēowes telgum* (69) oder mit Siev. Btg. X, 491 *on trēos telgum* (68). In der zweiten Halbzeile müssen wir die von W. gegebene Lesart der Hs. *ond mē on tēonan* mit Siev. Btg. X, 512 umstellen *ond on tēonan mē,* da die vorletzte Silbe nicht Trägerin des Hauptstabes sein darf.

869. Während W. sonst (z. B. 1338. 1387. 1405. 1416. 1520. 2058. 2877.) dreisilbige Verse unbeanstandet lässt, verdirbt er hier die korrekt überlieferte viersilbige erste Halbzeile *scyldfull mīne* durch Hinzufügung von *sceome.* Der dadurch entstehende Vers *scyldfull mīne sceome* würde sich in keinen der sonst üblichen Verstypen einfügen lassen; W.s Ergänzung ist daher zurückzuweisen.

906. Die zweite nur dreisilbige Halbzeile, wie sie die Hs. überliefert, *werg þīnum,* wird korrekt, wenn wir mit Bou. *werged* oder mit Siev. Btg. X, 512 *wērig* für *werg* einsetzen.

966. Die Hs. liest in der zweiten Halbzeile *swā him metod bebēad;* wir müssen hier mit Diet. und Gr. umstellen *swā him bebēad metod,* da der Hauptstab nicht auf die letzte Hebung fallen darf, vergl. Gen. 2768. 2871: *swā him bebēad metod* (67).

1022. Der erste Halbvers *Him þā Cain* wäre zu kurz, und ihm fehlt ausserdem die Alliteration; darum ergänzen wir *Him þā [ædre] Cain* | *andswarōde;* vgl. *him þā ædre god* | *andswarōde* Gen. 872. 2185.

1056. Obwohl W. in der Anm. sagt, dass hier, wie schon Th. bemerkt, die Alliteration fehlt, giebt er doch in seinem Texte die Lesart der Hs.: *frumbearn Caines; siððan ongon.* Der von Bou. gemachte Vorschlag *sunu* für *frumbearn* nach V. 1063 einzusetzen, ist zurückzuweisen, weil dieser Vers dann nur dreihebig wäre. Da nun die erste Halbzeile in der Hs. korrekt ist, der zweiten aber ausser dem Hauptstabe noch eine Hebung fehlt, so ergänzen wir mit Gr. nach Gen. 1131 *furðum* und erhalten den metrisch richtigen zweiten Halbvers *siððan [furðum] ongon* (32).

1066 f. Gr. und W. teilen ab: *Malalehel* | *wæs æfter Jareðe.* Dadurch ist der erste Halbvers zu kurz, der zweite zu lang; *wæs* ist also zu V. 1066 zu ziehen: *Malalehel wæs* || *æfter Jareðe.*

1098. Die zweite Halbzeile *wāt gearwe* ist als dreihebig zu kurz;

sie wird korrekt, wenn wir nach Gen. 2625 *wāt [ic] gearwe* (6) lesen oder mit Siev. Btg. X, 512 *nū* oder *þeah* ergänzen.

1103. Der um eine Hebung zu kurze zweite Halbvers *þonne ic forð scīo* wird vierhebig, wenn man die längere Form *scīoe* einsetzt (68).

1111f. Die fehlerhafte zweite Halbzeile *Mē ēce sealde,* sowie die etwas zu kurze erste Halbzeile des folgenden Verses *sunu selfa* werden korrekt, wenn man mit Umstellung liest: *Mē ēce sunu* (31) || *sealde selfa* (1); oder es ist *god* nach *ēce* zu ergänzen und *sealde* zum folgenden Verse zu ziehen: *mē ēce [god]* || *sealde sunu selfa.*

1197. Der zweite Halbvers würde, so wie er in der Hs. steht *(ealdor-dōm āhōf),* fünf Hebungen enthalten, da nach vorausgehender langer starktoniger Silbe ein Praefix ebenfalls eine Vershebung tragen muss (s. Stud. z. germ. All. I, 39.). Daher ist umzustellen: *āhōf ealdor-dōm* (31).

1199. Die Lücke, die des fehlenden Stabreimes wegen anzunehmen ist, ergänzt Gr. metrisch richtig: *dǣd-rōf hæle* (89).

1232. Der erste Halbvers ist zu ergänzen *[and] fīf hund ēac,* da er sonst nur drei Hebungen enthalten würde.

1240. 1323. 1423. 1551. Für *Nōes* müssen wir, um vierhebige Verse zu erhalten, *Nōēes* einsetzen: *sunu Nōēes; fœr Nōēes; earc Nōēes;* vgl. Siev. Btg. XIX, 448 f. Anm.

1285. Die erste Halbzeile *Nōē wæs gōd* fügt sich in keine der sonst üblichen Versarten; wir können aber umstellen *wæs Nōē gōd* (31).

1308. Die dreisilbige zweite Halbzeile wird durch Siev. Btg. X, 512 *[ond] þrēohund lang* (37) zu einer vierhebigen ergänzt.

1316. Die Lesart der Hs. *ongan ofostlīce þæt hof wyrcan,* die von W. trotz des fehlenden Hauptstabes beibehalten ist, weil nach V. 1489 '*hof* allein die Arche bedeutet', ist zu verwerfen und mit Gr. *þæt hof* in *ȳð-hof* zu ändern, zumal diese Ergänzung aus der Lesart der Hs.: ꝥ *hof* nichts Gewaltsames hat.

1323 s. zu V. *1240.*

1338. Beide Halbzeilen *and þāra ōðera ǣlces twā,* wie sie W. nach der Hs. giebt, sind keine metrisch richtigen Verse. Sie werden korrekt, wenn wir mit Siev. Btg. X, 522 lesen: *and þāra ōðe[r]ra ǣlces [twēgen].*

1374. In der zweiten Halbzeile setzen wir mit Siev. Btg. X, 485 zur Vermeidung des Auftaktes in einem A-verse *gehwām* für *gehwǣre* ein und erhalten den korrekten Vers *of ǣdra gehwām* (32), vgl. *in mǣgða gehwām* für *gehwǣre* Beow. 25.

1387. Der dreihebige Vers *hēa beorgas* ist durch Einsetzung der unkontrahierten Form *hēahe* zu bessern.

1405. Die zweite nur dreihebige Halbzeile *edmonne* ist nur von Holth. metrisch richtig ergänzt: *ē[acne an]d wonne* (3); die vorgeschlagenen Änderungen von Dietr. Gr. *edniowe* und W. *edmodne* ergeben wiederum zu kurze Verse.

1416. Die erste Halbzeile *torht-ryne* ist zu kurz, Gr.s Ergänzung *[rodor]-torht ryne* macht den Vers korrekt (90).

1423. S. zu V. 1240.

1446. Gr. und W. interpungieren: *on wǣg-þele eft. Him sēo wēn gelēah.* Aber *on wǣg-þele* ist schon ein vollständiger Halbvers; darum ist *eft* zur zweiten Vershälfte zu ziehen: *on wǣg-þele; eft him sēo wēn gelēah.*

1470. Wie in V. 892 ist *on trēowes telgum* (69) oder mit Siev. *on trēos telgum* (68) zu lesen.

1476. Der erste Halbvers, wie er in der Hs. steht, *earfōd-sīda bōt,* hätte fünf Hebungen. Wir erhalten einen korrekten Vers durch die Änderung *earfōda bōt* (51); vgl. *earfōda dǣl* Gen. 180.

1482. Die erste Halbzeile *on þell-fæstenne* wäre ein D-vers mit Auftakt. Da sich solche Verse sonst nicht finden, setzen wir nach Dan. 692 die verkürzte Form *fæstne* ein und erhalten die korrekte Versart *on þell-fæstne* (65).

1515. Durch Siev.' Ergänzung *[ond] holmes hlæst* (31) wird die erste, nur aus drei Silben bestehende Halbzeile korrekt (Btg. X, 512).

1520. Die zweite Halbzeile hat in der Hs. nur drei Silben *sawl-drēore;* es ist nach Beow. 2694 zu lesen: *sāwol-drēore.*

1546 ff. Diese fehlerhaft überlieferte Stelle wird auch durch Holth.s letzten Besserungsvorschlag:

and heora fēower wīf | *Phercoba, Olla* ||
Olliuāni | *and Ollīua* ||
nemde wǣron etc.

nicht in Ordnung gebracht.

1551. Beide Halbzeilen sind zu kurz, werden aber richtige Verse, wenn wir in der ersten *Nōees* lesen und in der zweiten mit Holth. *samod* ergänzen, also *suna Nōees samod Sem and Cham.*

1553. Der erste Halbvers *folc geludon* ist nur dreihebig; wir können ergänzen *[eall] folc geludon* (34).

1575. Da *fæder and mēder* ein vollständiger Vers ist (vgl. Gen. 1108), so ist das voranstehende *ūssum* als zu schwerer Auftakt zu streichen.

1579. Die erste Halbzeile kann, so wie sie in der Hs. steht, *ferhde forstolen,* nur dreihebig gelesen werden. Wir erhalten aber einen korrekten vierhebigen Vers durch Umstellung *forstolen ferhde* (69), obwohl allerdings die Stellung der Alliteration dann ungewöhnlich wäre.

1617. Die Lesart der Hs. *Chus and Cham* wird durch Diet.s Änderung von *Cham* in *Cānan,* die auch Holth. annimmt, korrekt.

1623. Die metrisch richtige Lesart der Hs. *þā him cwealm gescēod* (34), die Siev. Btg. X, 475 wiederherstellt und die auch Holth. annimmt, ändert W. nach Diet. u. Gr. zu Unrecht in *þā him cwealm gescēode.* Dieser Vers wäre fünfhebig, da hier der Vorsatzpartikel *ge* unbedingt eine Nebenhebung zukommt. Auch Cos. Btg. XIX, 456 verwirft *gescēode* als unmetrisch.

1629. Die zweite Halbzeile *yrfe-stōle wēold* verstösst gegen die Gesetze der Metrik; wir hätten einen fünfhebigen Vers. Wenn wir aber für den Genitiv *yrfe-stōle* den Accusativ *yrfe-stōl* einsetzen, und dementsprechend *hēold* für *wēold* lesen, so ergiebt sich der metrisch richtige A-vers *yrfe-stōl heold* (14), vgl. *ēdel-stōl hēold* Gen. 1129.

1694. Der zweite Halbvers *wæs ōđere* ist um eine Hebung zu kurz; wir lesen daher mit Siev. *wæs ōđe[r]re.*

1701. Um eine metrisch richtige erste Halbzeile zu erhalten, muss mit Siev. Btg. X, 513 umgestellt werden *sam-worht samod* (89), denn die von W. beibehaltene Lesart der Hs. *samod samworht* ergiebt einen nur dreihebigen Vers.

1715. Die zweite Halbzeile *unforcūđlīce* ist um eine Hebung zu lang; wir schliessen uns Siev.' Änderung *unfracođlīce* (83) an, s. Btg. X, 513.

1759. Der erste Halbvers *þurh þē eorđ-būende* ist zu lang, da dem letzten Worte unbedingt schon vier Hebungen zukommen und ein solcher D-vers mit Auftakt nicht gebräuchlich ist; wir setzen daher *būend* für *būende* und erhalten den metrisch guten C-vers *þurh þē eorđ-būend* (65); vgl. *hyne fold-būend* Beow. 2275.

1785. *Abrahame* ist als erster Halbvers zu kurz, weil das Wort sonst nur dreihebig gemessen wird. Ich ergänze daher *[tō] Abrahame;* vgl. Gen. 2721.

1789. Der erste Halbvers ist um eine Hebung zu kurz. Wir müssen mit Siev. Btg. X, 485 ergänzen *wæstmum gewlō[he].*

1813. Auch hier lesen wir mit Siev., um die vierte Hebung zu erhalten, *ođ þæt broh-þrawu* (64).

1818. Die erste Halbzeile *drihtne gecoren* könnte nur dreihebig gelesen werden; darum ergänze ich nach Dan. 150. 737. *[sē wæs] drihtne gecoren.*

*1849*f. Die erste Halbzeile von V. 1850: *mǣg on wlite mōdgum* ist zu lang; wir ziehen daher *mǣg* zu der zweiten Halbzeile des vorigen Verses, da diese hierdurch gleichfalls erst korrekt gemacht wird: *him drihtlicu mǣg* (37). Holth. schlägt vor, *mǣg* zu streichen, er müsste aber dann *drihtlīcu* dreihebig lesen, was sonst nicht üblich ist. Cos. Btg. XIX, 451 will *mǣg-wlite mōdgum* lesen; dieser Vers wäre allerdings „untadelhaft“, aber der vorhergehende würde dann zu kurz sein. Dass wir *mǣg* zum vorhergehenden Verse ziehen müssen, beweist auch Gen. 895: *him þā frēolecu mǣg;* Gen. 1053: *þǣr him frēolecu mǣg;* Gen. 2781: *þā cwæđ drihtlecu mǣg.*

1875. Vierhebige Composita wie *ellen-rōfe* füllen allein einen Vers, vgl. z. B. *ellen-dǣdum* Beow. 877. 901; *ellen-mǣrđum* Beow. 829; das voranstehende *hīe* ist also hier zu streichen.

1929. Gr. ergänzt den ersten Halbvers metrisch richtig: *lǣdde eall þider* (67).

2034. *æt sprǣce þǣre* würde einen A-vers mit einer Präposition als Auftakt ergeben, was sonst ungewöhnlich ist; darum stelle ich um: *æt þǣre sprǣce* (24); vgl. z. B. *þæt þǣre sprǣce* Gen. 2384; *for þǣre synne* Gen. 2742; *for þǣre dǣde* Gen. 2639. 2670.

2046 Die fehlerhafte Alliteration der handschriftlichen Lesart wird beseitigt durch Holth.s Änderung *þe him ǣr frōfre sealdon mid heora folces getrume*; die erste Halbzeile ist ein Schwellvers, der zum Typus 1 gehört, die zweite ein regelmässiger B-vers (32).

2047. Die erste Halbzeile wird von Gr. 1 metrisch richtig

ergänzt *mōd-rōfe men* (55), während der Besserungsvorschlag von Gr. 2. *him mid sīđēdon* einen fünfhebigen Vers ergeben würde.

2055. Gr.s Ergänzung der ersten Halbzeile ergiebt den korrekten Vers *þæt hīe [tīr-līce]* (65).

2057. In der zweiten Halbzeile haben die Herausgeber die fehlerhafte Stellung der Hs.: *cwæđ þæt him sē hālga,* wonach der Hauptstab auf die dritte Hebung fallen würde, beibehalten. Ein metrisch korrekter Vers ergiebt sich durch die Umstellung *cwæđ þæt sē hālga him* (31); vergl. auch Cos. Btg. XIX, 453.

2058. Der zweiten Halbzeile fehlt eine Hebung; wir lesen mit Schub. p. 41 und Siev. Btg. X, 513 *ēađe mihte.*

2079. In der zweiten Halbzeile müssen wir mit Bou. und Gr. 2 der Alliteration wegen *stīđe* für *swīđe* einsetzen; W. hat den Fehler im Texte stehen lassen und hinter die in der Anm. verzeichnete Änderung von Bou. u. Gr. ein? gesetzt, als ob die Alliteration keiner Berücksichtigung bedürfe.

2099. Die erste Halbzeile ist nach der Hs. und den Ausgaben nur dreihebig; wir lesen *[sē wæs] eorlum bedroren* (32); vergl. *sē wæs drihtne gecoren* Dan. 150.

2148. Die nach *Sodoma rīces* angenommene Lücke wird von Gr. 2 richtig ergänzt *ac þu selfa mōst,* wir müssen dann aber in dem nächsten Verse auch noch *heonon* streichen, um den nicht zulässigen Auftakt eines A-verses zu vermeiden. Siev. hält *ac þū mōst heonon* für die zweite Halbzeile von 2148; es müsste dann der fehlenden Alliteration wegen *mōst* geändert werden.

2175. Die erste Halbzeile *frēomanna tō frōfre,* wie die Herausgeber nach der Hs. lesen, enthält eine Hebung zu viel, weil dem im Eingange stehenden Worte durchaus drei Hebungen zukommen; ich schlage daher vor, *frēo-manna* in *frēora* zu ändern.

2176. Da der zweiten Halbzeile *eaforan bytlīan* fünf Hebungen zukämen, lesen wir mit Siev. Btg. X, 494 *bytlan.*

2189. Die von W. ohne Anm. gegebene Lesart der Hs. *Scēawa heofon. Hyrste gerim* ergiebt zwei dreihebige Halbverse; wir ziehen daher mit Schub. p. 28 *hyrste* zu *heofon* und ergänzen [*and hādre*] vor *gerīm: scēawa heofon-hyrste [and hādre] gerīm.* Holth.s Vorschlag *[gescyre] gerīm* ist weniger gut als Schub.s Ergänzung.

2208. Die Lesart der Hs. *swā mid niđas twā* | *Nīlus scēađeđ* ändert W. in *swā mid niđus, swā* | *Nīlus scēađeđ;* es würde aber dann der Beginn eines neuen Satzes mitten in die erste Halbzeile hineinfallen, was ganz unstatthaft ist; wir müssen darum an der Lesart der Hs. festhalten; vergl. Bou. Anm., p. 313 f.

2209. In der Hs. steht: *and eft wendeđ sǣ* | *wīde rīce.* Diese Lesart würde aber gegen die Regel verstossen, dass eine Verbalform niemals vor einem Substantiv allein alliterieren darf. Daher ist mit Th. *Wendel-sǣ* für *wendeđ sǣ* einzusetzen.

2212. *byrig* ist hier wie sonst einsilbig aufzufassen; das *i* soll nur die palatale Aussprache des *g* andeuten. Der Vers *stēape stān-byrig* gehört also zu Typus 14 *(Grendles gūđ-cræft),* nicht etwa zu Typ 79 (*mǣre mearc-stapa*).

2225. Wir ergänzen mit Holth. den nur dreihebigen Vers *drihten mīn* durch Vorsetzung von *lā* oder besser *ēa lā;* vergl. *ēa lā gǣsta god* Cr. 130; *ēa lā Joseph mīn* Cr. 164.

2288. Da der ersten Halbzeile eine Hebung fehlt, ergänzen wir mit Siev. Btg. X, 453 *[ond] wiðer-breca* (64); vergl. auch Cos. Btg. XIX, 454.

2291. Die zu lange zweite Halbzeile *folc āwœcnīað* wird durch Siev.' Änderung *āwœcnað* korrekt (Btg. X, 486).

2321. Cos. Btg. XIX, 454 schlägt vor: *oððe of eorðan [bēon],* wodurch der Vers metrisch gebessert würde, da nun auf *eorðan* der Hauptstab fällt.

2362. In der zweiten Halbzeile müssen wir, um einen korrekten Vers zu erhalten, mit Siev. Btg. X, 484 *þām þe gēn[a] nis* (31) lesen.

2380. Cos. Btg. XIX, 454 f. will für *wereda drihtnes* lesen *bē worde drihtnes*, was die Metrik nicht gestattet, weil eine Präp. als Auftakt vor einem A-verse nicht vorkommt.

2387. Für *hleahtor* ist die einsilbige Form *hleahtr* einzusetzen: *hiht-lēasne hleahtr,* da wir sonst dem Verse fünf Hebungen zuweisen müssten.

2414. Auch hier hat W. die zweite Halbzeile nach der Hs. beibehalten, obwohl dem Verse nicht allein die Alliteration, wie er in der Anm. sagt, sondern auch noch eine Hebung fehlt. Wir lesen daher mit Gr. *þœt sceal [forð] wrecan* (67). Cos. Btg. XIX, 455 schlägt vor: *þœt sceal [fȳr] wrecan* mit Rücksicht auf Gen. 2542. Diese Ergänzung, die dieselbe korrekte Versart ergiebt, ist wohl der von Gr. vorzuziehen.

2439. Gr. ergänzt den lückenhaft überlieferten Vers metrisch richtig: *þā tō fōtum [feoll | on foldan] Loth* (31).

2501. Auch hier wie im V. 2212 ist *(lēod-) byrig* einsilbig aufzufassen.

2507. Die dreisilbige zweite Halbzeile *mid cwalm-þrēa* wird durch Siev. Btg. X, 480 korrekt gemacht *mid cwalm-þrawu* (67).

2543. Des fehlenden Stabreimes wegen lesen wir in der zweiten Halbzeile statt *drihten tȳndon* mit Holth. *ēcne tȳndon.*

2545. Der dreisilbige Vers *grāp hēah-þrēa* wird von Siev. gebessert in *grāp hēah-þrawu.*

2557. Da *swōgende* als erster Halbvers zu kurz ist, ergänzen wir mit Schub. p. 41 u. Siev. Btg. X, 513 nach Beow. 3145 *swōgende [lēg].*

2598. Für *dydon* ist nach Siev. *dǣdon* einzusetzen: *hīe dǣdon swā* (31), da sonst der Vers nur drei Hebungen enthalten würde.

2601 f. Diese beiden Verse sind in der Hs. lückenhaft überliefert. Gr.s Ergänzung *hwonne him fœmnan tō [fœðme ēodon] || [and] brȳde [lāste] | him bī wǣron* verstösst gegen die Regeln der Metrik, da *tō* oder *and* als Auftakt von A-versen sonst nicht üblich ist. Metrisch korrekte Verse erhalten wir aber durch Holth.s Besserungsvorschlag *hwonne him fœmnan [twā | fœōron on reste, || bearn] tō brȳde | him bū wǣron.*

2612. Wir ziehen mit Schub. p. 42., Siev. Btg. X, 513 und Holth. das im Ausgange der zweiten Halbzeile stehende *hire* zum folgenden Verse und ergänzen mit Holth. *ides*, da anders eine Hebung fehlen würde: *þæt sēo gingre [ides] || hire āgen bearn.*

2625. Die erste Halbzeile *hē wiste gearwe* würde einen A-vers mit einem Pronomen als Auftakt ergeben, was sonst ungewöhnlich ist. Darum stelle ich um: *wiste hē gearwe.*

2628. Die von W. nach der Hs. gegebene Langzeile: *hēht bringan tō him selfum* kann nicht in zwei korrekte Halbverse geteilt werden, da immer eine Hebung fehlen und auch die Alliteration nicht in Ordnung sein würde, obwohl, wie W. in der Anm. sagt, hinter *selfum* in der Hs. 'keine Spur einer Lücke' ist. Holth. macht den Vers korrekt durch die Ergänzung: *hēht [beornes wīf] bringan tō him selfum.*

2647. Die Lücke in der ersten Halbzeile ergänzen wir mit Gr. *[sylfum] sēceđ* (1).

2667. Die um eine Hebung zu kurze erste Halbzeile wird korrekt durch Siev.' Ergänzung *[ge]sprecan sīne* (69), Btg. X, 453 und Holth. a. a. O.

2668. Die zweite Halbzeile ist nach der Lesart der Hs. und W.s Text nur dreihebig, da in dem Verse *egesan geđrēad* der Vorsatzpartikel *ge* nach einer nebentonigen Silbe keine Hebung zukommt. Wir ergänzen *[se wæs] egesan geđrēad* (32).

2693. Da die Überlieferung in der ersten Halbzeile, *Ac ic mē gumena baldor*, einen A-vers mit dreisilbigen Auftakte ergiebt, und ein solcher nicht gebräuchlich ist, ziehen wir *baldor* in eine Silbe zusammen und erhalten den korrekten B-vers *Ac ic mē gumena baldr.*

2696. Die erste Halbzeile *mīnes fæder* ist wiederum nur dreihebig; wir ergänzen mit Holth. nach Gen. 1748 *mīnes fæder [ēđle]* (69).

2720. Die dreisilbige erste Halbzeile *and weorc-fēos*, die von W. nach der Hs. in den Text gesetzt ist, da sie 'Sinn giebt', wird von Siev. Btg. X, 410 und Holth. metrisch richtig geändert in: *and weorc-þēowas.*

2732. Die zweite Halbzeile *Ne ceara incit duguđa* hat den Hauptstab in der vorletzten Hebung, was gegen die Regel verstösst. Wir stellen daher mit Siev. Btg. X, 513 *incit* oder vielmehr die kürzere Form *inc* hinter *duguđa* und erhalten so den korrekten B-vers *Ne ceara duguđa inc.*

2746. Auch hier ändern wir in der zweiten Halbzeile zur Vermeidung des Auftaktes im A-verse mit Siev. Btg. X, 492 *þēowe* in *þēos* und erhalten den B-vers *ne meahton frēo ne þēos* (35).

2740. W. interpungiert den zweiten Halbvers: *hēr, þenden lifde;* aber eine Pause innerhalb des zweiten Halbverses unmittelbar nach dem Hauptstabe anzusetzen, ist unstatthaft. Cos. Btg. XIX, 957 sagt mit Recht '*hēr þenden lifde* ist natürlich *þenden on corđan lifde*, was man nötigenfalls aus V. 935 lernen könnte.'

2761. Das Metrum verlangt, dass wir die zweite Halbzeile *hæfde word-bēot* mit Schub. p. 51 umstellen: *word-bēot hæfde* (11),

weil sonst der Hauptstab auf die dritte Hebung fallen würde, was unzulässig ist.

2769. In der zweiten Halbzeile *þæs þe hine on woruld* steht der Hauptstab wiederum in der letzten Hebung; wir stellen daher um *þæs þe hē on woruld hine*, vgl. Schub. p. 50.

2780. Die erste Halbzeile *hālig on hige* hat nur drei Hebungen. Wir müssen umstellen: *on hige hālig* (69).

2789. Statt *þonne þū of līce* stellen wir besser um *þonne of līce þū*, damit der Hauptstab an die richtige Stelle kommt.

2809. Die fehlende zweite Halbzeile ergänzt Gr. metrisch richtig *mago Ebrēa* (72).

2854. Wir haben es hier mit einem Schwellverse zu thun und müssen in der ersten Halbzeile für *hēan* die unkontrahierte Form einsetzen, um einen korrekten Typus abtrennen zu können: *hrincg þæs* ¦ *hēahan landes* (1*).

2877. Der zweite Halbvers *hēa dūne* ist nur dreihebig; wir lösen auf *hēahe dūne*.

2880. Die zweite Halbzeile *Restað incit hēr* ist um eine Hebung zu lang; wir ziehen *hēr* zum folgenden Verse: *hēr on þissum wīcum*.

2898. Auch hier, wie an früheren Stellen, ist der dreisilbige Vers *hēan landes* durch Einsetzung der unkontrahierten Form *hēahan* in einen vierhebigen zu verwandeln.

2899. Die unvollständige erste Halbzeile ist von den früheren Herausgebern metrisch richtig ergänzt: *on þǣre stōwe;* W. lässt aber trotzdem in seiner Ausgabe die Lücke unausgefüllt.

2939. Da die Alliteration fehlt, ergänzen wir mit Gr. *and ealra þāra [sǣlða] þe hē him sīð and ǣr.*



Schillers „Glocke“ und das griechische Chorlied.

Von

Ernst Hasse, Bartenstein.

Nach Vollendung der Wallensteintragödie, bei deren Gestaltung Schiller einerseits durch Verbindung des Realistischen und Idealistischen möglichst vollständigen Ausdruck der menschlichen Natur zu erreichen, anderseits der Formenhoheit der Antike möglichst nahe zu kommen strebte, erschien im Musen-Almanach für das Jahr 1800 „das Lied von der Glocke“, das Gedicht, welches er schon seit dem Jahre 1788 mit sich herumgetragen und warm gehalten hatte, das ihm nach seinem eignen Bekenntnis an Goethe „sehr am Herzen lag“, zu dem er „so vielerlei verschiedene Stimmungen brauchte“, welches „wirklich keine kleine Aufgabe“ und wobei „eine grosse Masse zu verarbeiten“ war, wenn es „seine wahre Reife erhalten“ sollte. „Die Maltheser,“ ein Stoff, der ihn länger als fünfzehn Jahre beschäftigt hat, sind unvollendet geblieben. Aber die Entwürfe zu diesem Stücke beweisen, dass Schiller den griechischen Chor wieder ins Leben zu rufen und damit die Idee der modernen Tragödie zu erweitern versucht hat. So lesen wir in einem von Kettner (Schillerstudien, Beilage zum Jahresbericht der Landesschule Pforta, 1894. S. 29) zum erstenmal veröffentlichten Fragment: „Neue Abgesandte der Elmoischen Ritter. Sie sind zahlreicher und erscheinen als Flehende. — Chor erhebt sich zum höchsten Schwunge. — — Ein Chor von idealistischem, ein anderer von realistischem Inhalt.“ — Ein Chor erscheint in der Ballade „die Kraniche des Ibykus“. Chöre finden sich auch in der „Glocke“. Wie aus dem Munde eines griechischen Chors ertönt der Wunsch: „O! dass sie ewig grünen bliebe —“, das Gebet: „Und dies sei fortan ihr Beruf —,“ die Mahnung: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet —,“ die Warnung: „Wehe! wenn sie losgelassen —,“ „Weh, wenn sich in dem Schoss der Städte —.“ Wie aber in der genannten Ballade das antike Motiv (die Kraniche als Boten und Vollstrecker der waltenden Nemesis) mit dem modernen (die Macht des Gewissens, welches durch den Chorgesang der Eumeniden geweckt wird) vereinigt ist, so sind auch in den lyrischen

Teilen der „Glocke“ moderne und antike Anschauungen miteinander verknüpft worden. Es wird nun nachgewiesen werden müssen, dass bei der Darstellung der letzteren dem Dichter der Gedankeninhalt bestimmter Chorpartieen aus griechischen Dramen vorgeschwebt hat, und diesen Nachweis will ich im Folgenden zu führen versuchen.

Gleich dem Jubelgesang in der Parodos der „Antigone“ des Sophokles:

Ἀκτὶς ἀελίου, τὸ κάλ-
λιστον ἑπταπύλῳ φανὲν
Θήβᾳ τῶν προτέρων φάος —

erklingt das dreistrophige Lied:

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüsst sie das geliebte Kind —

Vom Mädchen reisst sich stolz der Knabe —

O zarte Sehnsucht, süsses Hoffen!
Der ersten Liebe goldne Zeit! —

gleich dem die bewundernswerte Erfindsamkeit und die Kraft des Menschengeistes feiernden ersten Stasimon:

Πολλὰ τὶ δεινά, κοὐδὲν ἀν-
θρώπου δεινότερον πέλει —

wird des Mannes Wirken und der Hausfrau Walten in den herrlichen Strophen besungen:

Denn wo das Strenge mit dem Zarten —

Lieblich in der Bräute Locken —

Der Mann muss hinaus —

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau —.

Das zweite Stasimon enthält angesichts der Entscheidung über Antigones Schicksal und im Hinblick auf die Verirrung Kreons eine ernste Betrachtung des Chors über die Macht, den Ursprung und das Ende der *ἄτη*, d. h. „der sich in Schuld und damit in Unheil stürzenden Verblendung.“ Die *στροφὴ β* lautet:

Σὰν ἄν, Ζεῦ, δύνασιν τίς ἀν-
δρῶν ὑπερβασία κατά-
σχοι, τὰν οὔθ' ὕπνος αἱρεῖ ποθ' ὁ πάντ' ἀγρῶν οὔτ'
ἀκάματοι φθίνουσιν
μῆνες, ἀγήρως δὲ χρόνῳ δυνάστας
κατέχεις Ὀλύμπου
μαρμαρόεσσαν αἴγλαν·
τό τ' ἔπειτα καὶ τὸ μέλλον
καὶ τὸ πρὶν ἐπαρκέσει
νόμος ὅδ'· οὐδὲν ἕρπει
θνατῶν βιότῳ πάμπολύ γ' ἐκτὸς ἄτας.

Der Ohnmacht der Menschen, die sich freventlich mit Zeus messen, tritt die unbesiegbare, stets wache und frische Macht des

Olympischen Herrschers gegenüber, und von Ewigkeit zu Ewigkeit gilt das Gesetz, dass der Überhebung der Sterblichen Strafe folgt, die nicht lange auf sich warten lässt. Denn weitfliegende Hoffnung, so erklärt die Gegenstrophe, reizt trügend oft zu leichtsinnigem Begehren und berückt den Menschen, der nicht ahnt, was er thut, ehe das Unheil da ist. Denn wen ein Gott ins Unheil stürzt, den Sinn ihm verblendend, dem scheint selbst der Frevel Tugend, und schnell ereilt ihn das Unheil:

Ἁ γὰρ δὴ πολύπλαγκτος ἐλ-
πὶς πολλοῖς μὲν ὄνασις ἀν-
δρῶν, πολλοῖς δ᾽ ἀπάτα κουφονόων ἐρώτων·
εἰδότι δ᾽ οὐδὲν ἕρπει,
πρὶν πυρὶ θερμῷ πόδα τις προσαύσῃ·
σοφίᾳ γὰρ ἔκ του
κλεινὸν ἔπος πέφανται,
τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ᾽ ἐσθλὸν
τῷδ᾽ ἔμμεν ὅτῳ φρένας
θεὸς ἄγει πρὸς ἄταν·
πράσσει δ᾽ ὀλίγιστον χρόνον ἐκτὸς ἄτας.

In der „Glocke“ folgt auf die anapästisch-jambischen die Strophe in demselben Rhythmus:

Und der Vater, mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück:
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,

welcher die daktylisch-trochäische als Abschluss des ganzen Liedes angefügt ist:

Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund,
Gegen des Schicksals Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Der Hausherr dort oben auf der Zinne seines Daches, umgeben von seinem blühenden Glück, erfüllt von der *πολύπλαγκτος ἐλπίς*, dünkt sich, „den Frevel für eine Tugend“ haltend, ein Gott: ihn ergreift die *ἄτη*, die Verblendung. Diese Selbsttäuschung treibt ihn weiter zur Schuld. Was er wähnte, spricht er, „mit stolzem Munde“ wie ein Prometheus sich rühmend aus, zu dem sich wendend, der „in ewiger Jugend in dem strahlend hellen Glanz des Olympus als Herrscher thront“: Dir lasse ich deinen Himmel, Zeus, lass du mir mein prächtiges Haus auf der festgegründeten Erde. Aber ein Bündnis zwischen Unsterblichen („des Geschickes Mächten“) und Sterblichen darf nicht bestehen. Ein Blitzstrahl kann das, worauf

der Mensch eben noch so stolz war, von Grund aus vernichten. Die zündende Flamme fällt wie ein Feind in seine Speicher, sie wächst wie ein Riese zum Himmel empor, als wollte sie im Wehen mit sich fort der Erde Wucht reissen, „in gewalt'ger Flucht“: der Götterstärke muss der Mensch weichen wie dem strafenden Zeus der Riese Kapaneus, der in wütigem Anlauf (*μαινομένᾳ ξὺν ὁρμᾷ*) jubelnd an die Stadt heranbrauste mit der Wucht feindseligen Sturmes (*ἐπέπνει ῥιπαῖς ἐχθίστων ἀνέμων*). So singt der Chor in der Parodos der „Antigone“, eingedenk der Schrecknisse des eben beendeten Krieges. Wie aber der übermenschliche Kapaneus als der *πυρφόρος* die Thebanerstadt mit Feuers Gewalt vernichten wollte, so versucht nach Schiller, der diese Stelle nachahmt, um den Höhepunkt der Feuersbrunst zu bezeichnen, auch „die freie Tochter der Natur“ mit einer *μαινομένᾳ ὁρμᾷ* („in gewaltiger Flucht“) und mit *ῥιπαῖς ἐχθίστων ἀνέμων* („im Wehen“) die Erde, sie gleichsam aus ihren Angeln hebend, zu zerstören. Mit grosser Kunst hat der Dichter die Wucht der Winde auf die Widerstand leistende Erde übertragen.

In bewusster Anlehnung an den Bau einer *στροφή* und *ἀντιστροφή* hat Schiller aber auch in den folgenden Strophen, wie ich glaube, ein Chorlied dichten wollen.

Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust.

Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr:
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Sie verteilen sich auf zwei Halbchöre, von denen der eine die Klage des anderen aufnimmt, fortsetzt und abschliesst: Unersetzlich ist die teure Gattin für den Ehemann, unersetzlich die treue Mutter für die Kinder — unersetzlich die sorgende Hausfrau für das Hauswesen, unersetzlich Gattin, Mutter, Hausfrau für das Zusammenleben der Familie. Sie schliessen aber nicht nur das voraufgehende Strophenpaar:

Dem dunkeln Schoss der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That —

Von dem Dome,
Schwer und bang —

gleichsam die tröstende Grabrede und das teilnehmende Trauergeläute der Glocken, sondern überhaupt den ganzen ersten Teil der Dichtung wie durch einen von den Leidtragenden gemeinsam angestimmten Grabgesang mit ernsten, wehmutsvoll klingenden Accorden.

Es lässt sich nun aber auch der Beweis führen, dass nicht nur der Inhalt der fraglichen Strophen, sondern auch die einzelnen Ausdrücke aus einem griechischen Drama hergenommen sind. Dass dem Dichter bei seinen Euripideischen Studien der interessante Inhalt der „Alkestis“ nicht entgangen war, beweisen die auf Herakles zielenden Verse in den „Göttern Griechenlands“:

Vor dem Wiederforderer der Toten
Neigte sich der Götter stille Schar,

die sich inhaltlich decken mit dem, was Herakles in dem Stücke V. 840 f. in Bezug auf die gestorbene Gemahlin des Admetus versichert:

δεῖ γάρ με σῶσαι τὴν θανοῦσαν ἀρτίως
γυναῖκα κεἰς τόνδ' αὖθις ἱδρῦσαι δόμον
Ἄλκηστιν.

Derselbe Gedanke findet sich in der vorletzten Strophe des Gedichtes „Das Ideal und das Leben“:

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydren und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Fremde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.

Und in den beiden Strophen der „Glocke“ hören wir die Klage der Alkestis bei Euripides nachhallen, welcher sie im Wechselgesange mit ihrem untröstlichen Gatten V. 259 f. Ausdruck giebt:

ἄγει μ' ἄγει μέ τις, οὐχ ὁρᾷς;
νεκύων ἐς αὐλὰν
ὑπ' ὀφρύσι κυαναυγέσι βλέπων πτερωτὸς Ἅιδης,

hören aus ihren Abschiedsworten V. 287 f. die Versicherung ihrer Treue gegen den von dem Schicksal zum Tode bestimmten Gemahl und ihrer Liebe zu den Kindern:

οὐκ ἠθέλησα ζῆν ἀποσπασθεῖσά σου
σὺν παισὶν ὀρφανοῖσιν, οἷς ἐτερπόμην,

V. 305 f. die Warnung vor der Stiefmutter:

καὶ μὴ 'πιγήμῃς τοῖσδε μητρυιὰν τέκνοις,
ἥ τις κακίων οὖν ἐμοῦ γυνὴ φθόνῳ
τοῖς σοῖσι κἀμοῖς παισὶ χεῖρα προσβαλεῖ,

und ihre Bitte 308 f.:

μὴ δῆτα δράσῃς ταῦτά γ', αἰτοῦμαί σ' ἐγώ,
ἐχθρὰ γὰρ ἡ 'πιοῦσα μητρυιὰ τέκνοις
τοῖς πρόσθ', ἐχίδνης οὐδὲν ἠπιωτέρα,

hören ferner den Chor, der die unabänderlich scheinende Thatsache V. 392 berichtet:

βέβηκεν, οὐκέτ' ἔστιν Ἀδμήτου γυνή

und sein Klagelied, das er V. 435 f. anstimmt:

Ὦ Πελίου θύγατερ,
χαίρουσά μοι εἰν Ἀΐδα δόμοισιν
τὸν ἀνάλιον οἶκον οἰκετεύοις.
ἴστω δ' Ἀΐδας ὁ μελαγχαίτας θεὸς ὅς τ' ἐπὶ κώπᾳ
πηδαλίῳ τε γέρων
νεκροπομπὸς ἵζει,
πολὺ δὴ πολὺ δὴ γυναῖκ' ἀρίσταν
λίμναν Ἀχεροντίαν πορεύ-
σας ἐλάτᾳ δικώπῳ.

Aus diesen Stellen erklären sich auch die Ausdrücke „der schwarze Fürst der Schatten“, „Schattenland“ von selbst und *ἐχίδνης οὐδὲν ἠπιωτέρα* ist durch „liebeleer“ wiedergegeben. Wie eng sich Schiller aber an die „Alkestis“ angeschlossen hat, beweist das Präsens „wegführt“, das nicht nur das *ἄγει* übersetzt, sondern auch die Handlung wie im Drama als gegenwärtig erscheinen lässt.

Vor den beiden andern ist aber der dritte der drei grossen griechischen Tragiker wie in den „Kranichen des Ibykus“ so auch in der „Glocke“ massgebend gewesen.

In der Parodos der „Schutzflehenden“ des Äschylus rufen die Danaiden V. 71 f. die Götter als die Hüter des Rechtes an, die ihnen zwar nicht gegen das Schicksal einen endlichen glücklichen Ausgang gewähren können; dass aber der Schutz, den der Altar den Flüchtigen nach heiligem Rechte bietet, nicht freventlich verletzt werde, darüber wachend werden sie ihres Amtes walten:

ἀλλά, θεοὶ γενέται, κλύετ' εὖ τὸ δίκαιον ἰδόντες
ἢ καὶ μὴ τέλεον δόντες ἔχειν παρ' αἶσαν,
ὕβριν δ' ἐτύμως στυγοῦντες, εὖ
πέλοιτ' ἂν ἔνδικοι νόμοις.

Unaufhaltsam und geradeaus fällt die Entscheidung des allmächtigen Zeus, wenn auch sein Ratschluss unergründlich ist (V. 82 f.):

πίπτει δ' ἀσφαλὲς οὐδ' ἐπὶ νώτῳ,
κορυφᾷ Διὸς εἰ κρανθῇ πρᾶγμα τέλειον.
δαυλοὶ γὰρ πραπίδων δάσκιοί τε τεί-
νουσι πόροι κατιδεῖν ἄφραστοι.

Leicht ist dem Gott jegliches Thun:

ἰάπτει δ' ἐλπίδων
ἀφ' ὑψιπύργων πανώλεις βρότους,
βίαν δ' οὔτιν' ἐξοπλίζει.
πᾶν δ' ἄπονον δαιμονίων.
μνῆμον ἄνω φρόνημά πως
αὐτόθεν ἐξέπραξεν ἔμ-
πας ἑδράνων ἀφ' ἁγνῶν.

Daher bitten sie den Göttervater (V. 120 fg.):

τελευτὰς ἐν χρόνῳ
πατὴρ ὁ πανόπτης
πρευμενεῖς κτίσειεν —

und seine Tochter, die jungfräuliche Artemis (V. 126 fg.):

> θέλουσα δ' αὖ θέλουσαν ἁ-
> γνά μ' ἐπιδέτω Διὸς κόρα,
> ἔχουσα σέμν' ἐνώπι' ἀσφαλές.
> παντὶ δὲ σθένει
> διωγμοῖς ἀσχαλῶσ'
> ἄδμητος ἀδμήτας
> ῥύσιος γενέσθω.

Aus diesen dem gewaltigen achtzehnstrophigen Danaidengesange entnommenen Stellen erkläre ich mir die Schillerschen Verse:

> Doch den sichern Bürger schrecket
> Nicht die Nacht,
> Die den Bösen grässlich wecket:
> Denn das Auge des Gesetzes wacht.
>
> Heil'ge Ordnung! Segenreiche
> Himmelstochter! die das Gleiche
> Frei und leicht und freudig bindet.

„Das Auge des Gesetzes“ sind die Götter *εὖ τὸ δίκαιον ἰδόντες*, die „treu Gesetz und Recht wahren und den Frevel hassen“. Zeus ist es, der „die Frevler von dem Turmbau stolzen Wahnes herabstürzt“. An den Begriff „Nacht“ knüpft Schiller hier die antike Vorstellung an und lässt jene in kühner Personifikation (vergl. „der allsehende Äther“, Braut von Messina) das wirken, was dem allsehenden Zeus zukommt, der durch den Verderben bringenden Blitzstrahl den Bösen zu dessen Entsetzen aus dem Wahn, in der Nacht sicher zu sein, herausreisst. *Ἁγνὰ Διὸς κόρα* hat Schiller in dem Hymnus durch „segenreiche Himmelstochter“ wiedergegeben und sie als gleichberechtigt neben die „heilige Ordnung“, d. i. neben Zeus gestellt, der den „im Himmel wohlbedachten Gedanken auf dem geweihten Throne gleich zur That werden lässt“: die weibliche neben die männliche Gottheit. „Segenreiche Himmelstochter“ ist also keineswegs (vgl. Evers' Kommentar zur „Glocke“ (1893) S. 104) als Apposition zu „heilige Ordnung“ aufzufassen. Denn Artemis ist es, die als *θέλουσα* gnädig ansieht *αὖ θέλουσαν*, die sich zuwendet der, die sich ihr zugewandt, oder wie Schiller sagt: „die das Gleiche bindet,“ aber doch nur in Gemeinschaft mit ihrem allmächtigen Vater. Denn die Bestimmungen „frei“, „leicht“, „freudig“ weisen wieder auf die Wirksamkeit des Zeus. Er ist frei, denn „die Schattenpfade seiner Gedanken sind für des Menschen Auge nicht zu erschauen“, auch „legt er das Rüstzeug der Kraft nicht an“, denn „mühelos ist dem Gott jegliches Thun“ (*πᾶν δ' ἄπονον δαιμονίων*), und endlich kann „der allsehende Zeus den Ausgang freudig gestalten“ (*τελευτὰς πρευμενεῖς κτίσαι*). So wird auch Viehoffs Vorwurf, diese Stelle enthalte einen logischen Widerspruch, gegenstandlos. Denn nicht die Ordnung als Abstraktum — die kann freilich nicht wirken, was sie selbst ist — sondern die ordnende Gottheit, und zwar die männliche und weibliche zusammen, ist es, die ohne Hindernis, ohne Mühe und

gern mit denen einen Bund schliesst, welche den Willen der Gottheit zu dem ihrigen machen, sie ist es auch,

Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Zur Heimat sind die Danaiden, vor den Ägyptussöhnen fliehend, trotz der Gefahren des Meeres vom Gestade des Nil zurückgekehrt, Argos hat sie gastlich aufgenommen, und nun singen sie zum Dank als zweites Stasimon V. 614 fg. das Segensgebet: Nie möge der wilde Ares die Pelasgerstadt mit Flammenglut tilgen! Seuchen und Aufruhr mögen nie sie verheeren, die Kraft der Jugend ungebrochen blühen, in den Hallen würdige Greise zahlreich tagen, die Früchte des Feldes, die Herden der Trift gedeihen und Götterhuld jedwedes segnen! Die Sänger mögen solche Huld in Liedern feiern und die Stadt ihre Ehren wahren!

Der Eingang des Liedes:

Μήποτε πυρίφατον τάνδε Πελασγίαν
τὸν ἄχορον βοὰν κτίσαι μάχλον Ἄρη,
τὸν ἀρότοις θερίζοντα βρίτους ἐν ἄλλοις,

und die *στροφὴ β*:

Μήποτε λοιμὸς ἀνδρῶν
τάνδε πόλιν κενώσαι·
μήδ' ἐπιχωρίοις στάσις
πτώμασιν αἱματίσαι πέδον γᾶς.
ἥβας δ' ἄνθος ἄδρεπτον
ἔστω, μηδ' Ἀφροδίτας
εὐνάτωρ βροτολοιγὸς Ἄ-
ρης κέρσειεν ἄωτον —

sowie die Gegenstrophe:

καὶ γεραροῖσι πρεσβυτοδόκοι γέμου-
σαι θυμέλαι φλεγόντων·
τὼς πόλις εὖ νέμοιτο..

entsprechen dem zweiten Teile der Schillerschen Strophe:

Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben;
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

während der Schluss der *στροφὴ γ*, wo Apollo als Beschützer der Jugend des Landes angerufen wird:

εὐμενὴς δ᾽ ὁ Λύκειος ἔ-
στω πάσᾳ νεολαίᾳ,

und deren Gegenstrophe, in welcher sich der Chor an Zeus wendet:

Καρποτελῆ δέ τοι Ζεὺς ἐπικραινέτω
φέρματι γᾶν πανώρῳ
πρόνομα δὲ βοτὰ τῶς πολύγονα τελέθοι,
τὸ πᾶν τ᾽ ἐκ δαιμόνων λάχοιεν.
εὐφήμοις δ᾽ ἐπὶ βωμοῖς
μοῦσαν θεῖατ᾽ ἀοιδοί·
ἁγνῶν τ᾽ ἐκ στομάτων φερέ-
σθω φήμα φιλοφόρμιγξ —

von unserm Dichter in die Worte zusammengefasst sind:

Holder Friede!
Süsse Eintracht!
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!

von denen die beiden letzten, die unzweifelhaft das im griechischen Liede auf Argos gehende *τάνδε πόλιν* wiedergeben, zur Vergleichung beider Gedichte auffordern. Und hierbei wird uns nun ein Blick in die Werkstatt des Dichters gewährt, wir können sehen, wie sich der deutsche Genius mit dem griechischen Geiste vermählt und etwas dem deutschen Geiste Homogenes geschaffen hat. Statt der Götter, welche in dem griechischen Gebete angerufen werden, sind hier die Wirkungen ihrer Macht gesetzt. Und doch lassen wieder die personificierenden Ausdrücke „hold“, „freundlich“ (vgl. *εὐμενὴς ὁ Λύκειος ἔστω*) und „wild“ (vgl. *μάχλος Ἄρης*) die Frieden stiftende und Krieg erregende Gottheit selbst in dieser Abstraktion erkennen. Die Eintracht nennt der Dichter „süss“, weil die im Schutze der Götter stehenden „Sänger an klangreichen Altären Gesang anstimmen“ und „von lauterem Munde saitenliebende Weisen emporschweben.“ Und das Wort des Chores: *τῶς πόλις εὖ νέμοιτο* klingt wieder in dem Weihespruch:

Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine,

und aus dem Schlussaccord:

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

ertönt der Segenswunsch:

τὸ πᾶν τ᾽ ἐκ δαιμόνων λάχοιεν.

Aber noch andere Stellen zeigen den Einfluss der „Schutzflehenden“ des Äschylus. Bevor die Danaiden in die Stadt einziehen, mahnt der Vater Danaos sie in ernsten Worten, ihre blühende Unschuld zu wahren, denn für sie:

ὥραν ἐχούσας τήνδ᾽ ἐπίστρεπτον βροτοῖς,

die im Blütenalter ständen, das Männer reizt, sei es nicht leicht, die zarte Blüte zu hüten:

τέρειν᾽ ὀπώρα δ᾽ εὐφύλακτος οὐδαμῶς,
Und nach der Mädchen liebesüsser Wohlgestalt
Entsendet jeder, wer des Wegs vorübergeht,
Sehnsuchtbefangen seiner Augen Zauberpfeil:
καὶ παρθένων χλιδαῖσιν εὐμόρφοις ἔπι
πᾶς τις παρελθὼν ὄμματος θελκτήριον
τόξευμ᾽ ἔπεμψεν ἱμέρου νικώμενος.

In den Versen:

Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da fasst ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz —

hat der Dichter *ὥραν ἐχούσας* wörtlich durch „in der Jugend Prangen" und *ἱμέρου νικώμενος* durch „fasst ein namenloses Sehnen des Jünglings Herz" übersetzt, aber *παρθένων χλιδαὶ εὔμορφοι*, „der Mädchen liebesüsse Wohlgestalt", nach der jeder *ὄμματος θελκτήριον τόξευμα* entsendet, durch „wie ein Gebild aus Himmels Höh'n sieht er die Jungfrau vor sich stehn" wiedergegeben, so dass die Jungfrau als ein den Jüngling bezauberndes und von ihm bezaubertes und deshalb gleichsam als ein höheres Wesen erscheint. „Schön wie ein Gott und männlich wie ein Held," sagt Beatrice in der „Braut von Messina", sei ihr der Geliebte erschienen:

O, mein Empfinden nennen keine Worte!
Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,

und Don Cesar bekennt, „dunkel mächtig, wunderbar" nicht „von dem Glanz der göttlichen Gestalt" seiner Geliebten, sondern von ihrem „tiefsten und geheimsten Leben" wie von „Zaubers Kräften unbegreiflich" sei er ergriffen worden,

Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel geistig zu berühren.

Während der Chor der Danaiden die Orchestra durchschreitet, recitiert die Chorführerin den Prologos, der beginnt:

Zeus, Flüchtlingshort, sieh gnädig herab
Auf unsern Zug, der am Borde des Schiffs
Von dem Dünengestad' an des Nilstroms Thor
Aufbrach! Wir meiden der Heimat
Hochheilige Flur an der syrischen Mark,
Nicht dass uns um Blut ein Bürgergericht
Mit dem Bann der Gemeinde geächtet:
Nein, eigenen Stammes brautwerbender Schar,
Des Ägyptusgeschlechts unlauterem Bund,
Wehrt unsere Flucht.
So ersann, so begann uns Danaos selbst,
Mein Vater, den Plan, da mit weisem Bedacht
In dem Leide den Ruhm er erkoren,

Ungesäumt zu entfliehen durch Meeresgewog'
Und den Argosstrand zu betreten.

Der Chorführer in der „Glocke" ist der Meister. Er ruft seine Gesellen, die hier den Chor bilden, zur Hilfeleistung bei dem bevorstehenden Werke auf, sie weist er auf Gott hin, von dem der Segen kommt, und ermahnt sie dann zur ernsten Prüfung ihres eigenen Wollens und Könnens. Die Chorführerin betet zum Zeus, der gnädig auf ihr Beginnen blicken möge:

Ζεὺς μὲν ἀφίκτωρ ἐπίδοι προφρόνως
στόλον ἡμέτερον —

und berichtet dann, dass Danaos den Plan zur Flucht nach dem Argiverstrand zuerst ersonnen und als Anführer des Zuges mit weisem Bedacht, ruhmvoll sich abmühend, auch ausgeführt habe:

Δαναὸς δὲ πατὴρ καὶ βούλαρχος
καὶ στασίαρχος τάδε πεσσονομῶν
κύδιστ᾽ ἀχέων ἐπέκρανεν.

Was von der Handlungsweise des Danaos in dem konkreten Falle erzählt wird, erhebt Schiller zur allgemeinen Regel:

Den schlechten Mann muss man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Dass er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Der *στασίαρχος* muss auch *βούλαρχος* sein, was einer vollbringen will, muss es zuvor bedacht haben. Und wenn er das, was er „mit seiner Hand erschafft" (*ἀχέων ἐπέκρανεν*), „im innern Herzen spüret" (*πεσσονομῶν*), dann hat er, „was den Menschen zieret" (*κύδιστα*).

Wenn nun Schiller in seinem Briefe an Goethe unter dem 7. Juli 1797 von einer bei der Gestaltung seines Glockengiesserliedes zu verarbeitenden „grossen Masse" redete, so meinte er offenbar die drei Dramen: „die Schutzflehenden", „Antigone" und „Alkestis". Aus ihrem reichen Inhalt wollte er die Gedanken schöpfen, welche für sein Gedicht die Grundlage bilden konnten. Denn nicht das speciell Christliche — das allgemein Christliche war ja schon durch die Bedeutung der Glocke für das Menschenleben gegeben — auch nicht das speciell Heidnische, sondern das allgemein Menschliche sollte hier zur Darstellung gebracht, das Antike mit dem Modernen zu einem harmonischen Ganzen verwoben werden. Und es ist nicht Zufall, dass Schiller gerade jene drei Stücke sich für seinen Zweck gewählt hat. Sind sie doch unter den erhaltenen gerade die menschlichsten. Nach Frauen sind sie benannt, Frauen sind in denselben die Heldinnen. In keinem waltet das blinde Schicksal, kein unedles Motiv treibt die Handelnden zur That. Die schutzflehenden Danaiden finden unser wie der Argiver Mitleid, Antigones Schicksal ergreift uns, denn sie handelt nach dem Grundsatz: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da," Alkestis rührt uns, weil sie freiwillig für ihren

Gatten in den Tod geht. Zufall ist es aber auch nicht, dass „Antigone“ und „Alkestis“ im ersten, „die Schutzflehenden“ hauptsächlich im zweiten Teile der „Glocke“ zur Verwendung gekommen sind. Dort erscheint der Mensch als Mitglied der Familie, hier als Bürger einer staatlichen Gemeinschaft. Und dieser Gegensatz entspricht dem Verhältnis, in welchem Sophokles und Euripides rücksichtlich der Wahl ihrer Stoffe zu Äschylus stehen. In die Mitte des ersten Teiles ist aus der „Antigone“ das Lied von der ἄτη eingefügt, den Schluss bildet das Trauerlied aus der „Alkestis“. Für das ganze Gedicht waren die „Schutzflehenden“ massgebend, indem nicht allein aus der Parodos und dem zweiten Stasimon, sondern auch aus dem Prologos und der Exodos ganze Gedankenkomplexe umgegossen und im Feuer des schöpferischen Geistes mit des deutschen Dichters eigenen Ideeen verschmolzen sind. Und diese „grosse Masse“ in einem Gedichte von einem verhältnismässig geringen Umfange zu „verarbeiten“, war, wie Schiller ebenfalls Goethe gegenüber bekannte, „wirklich keine kleine Aufgabe“. Kam es ihm doch eben darauf an, in dieses Gedicht vom Menschenleben die Frucht seines Studiums der griechischen Tragiker hineinzuarbeiten und so das herrlichste und vollendetste Produkt des griechischen Geistes mit dem deutschen zu vereinen. Dass diese Aufgabe gelöst ist, beweist der Erfolg, wie sie zustande gebracht ist, zwingt uns zur Bewunderung. Wer aber im deutschen Unterrichte dieses kunstvollste aller Schillerschen Gedichte zu behandeln hat, dürfte, des Dichters eigenen Intentionen entsprechend, die einzelnen Strophen am angemessensten in folgender Weise gruppieren und erläutern. Und dass die Strophen in der „Glocke“ anders, als es in den Ausgaben geschieht, einzuteilen sind, ist eine Forderung, der auch Evers in seinem Texte unter Berücksichtigung der Gedankenabschnitte durch Absetzen und Einrücken von Versgruppen nachzukommen sucht. Da ich nun den Beweis erbracht zu haben glaube, dass der Dichter das strophische griechische Chorlied für sein Gedicht zum Vorbild genommen hat, so dürfte man schon aus diesem Grunde überall da, wo ein Gedankenabschnitt ist, eine Strophe schliessen lassen. Aber Schiller hat dafür gesorgt, dass man auch aus der Symmetrie der Hauptteile seiner Dichtung, aus dem verschiedenen Rhythmus und der Reimstellung fast immer die einzelnen Strophen erkennen kann.

Anordnung der Strophen.

Prolog.

1. Fest gemauert — 2. Zum Werke — 3. Nehmet Holz — 4. Was in des Dammes —.

Erster Akt.

I. Teil.	II. Teil.
5. Weisse Blasen —	27. Bis die Glocke —
6. Denn mit der Freude —	28. Munter fördert —
7. Vom Mädchen reisst sich —	29. Schwer herein —
8. O zarte Sehnsucht —.	30. Markt und Strassen —
	31. Heil'ge Ordnung! —.

Zweiter Akt.

I. Teil.	II. Teil.
9. Wie sich schon —	
10. Denn wo das Strenge —	32. Tausend fleiss'ge Hände —
11. Lieblich in —	33. Holder Friede! —.
12. Der Mann muss hinaus —	
13. Und drinnen waltet —	
14. Und der Vater —	
15. Rühmt sich —.	

Dritter Akt.

I. Teil.	II. Teil.
16. Wohl! Nun kann —	34. Nun zerbrecht —
17. Wohlthätig —	35. Der Meister kann —
18. Wehe! wenn —	36. Weh, wenn sich —
19. Hört ihr's wimmern —	37. Freiheit und Gleichheit! —
20. Leergebrannt —	38. Gefährlich ist's —.
21. Einen Blick —.	

Vierter Akt.

I. Teil.	II. Teil.
22. In die Erd' —	39. Freude hat —
23. Dem dunkeln Schoss —	40. Herein! Herein! —
24. Von dem Dome —	41. Und dies sei —
25. Ach! die Gattin —	42. Nur ewigen —
26. Ach! des Hauses —.	43. Und wie der Klang —.

Epilog.

44. Jetzo mit der Kraft —.

Ausser dem Prolog (Str. 1—4) und dem Epilog (Str. 44) sind in den beiden durch den Verlauf der Giessarbeit gebildeten Teilen dieses dramatischen Gedichtes je vier Akte zu unterscheiden, in denen die Anfangsstrophen dem Meister als dem Chorführer, die übrigen dem mit dem Meister den Chor bildenden Gesellen zugeteilt sind. Den symmetrischen Aufbau der beiden Teile erkennt man am deutlichsten aus dem dritten Akt, in welchem die Strophen 16 und 34, 17 und 35, 18 und 36, 19 und 37 genau mit einander korrespondieren. So darf man auch ohne Bedenken im vierten Akte nicht nur für den ersten Teil, wie schon Evers in seinem Kommentar S. 101 richtig erkannt hat, sondern auch für den zweiten Teil des Gedichtes 5 Strophen annehmen, zumal sich eine Dreiteilung in 41—43 ebenso leicht erkennen lässt wie in 28—30, die bisher wie jene als eine einzige Strophe gedruckt sind. Dass 6 und 12 als besondere, in sich abgeschlossene Strophen gelten müssen, ergiebt sich daraus, dass in jener die 9. mit der 4. und 2., in dieser die 10. mit der 1. Zeile reimt, und Str. 10 verhält sich zu 11 wie Str. 6 zu 7. Endlich entsprechen sich Str. 8 und 31, denn beide bilden in beiden Teilen den zum höchsten Schwunge gesteigerten Abschluss des ersten Aktes.

Fasst man den Gedankeninhalt der Chorlieder zusammen, so stimmen die ersten sechs sowohl in ihrer Reihenfolge als auch in ihrer Stellung neben einander wunderbar überein:

I. Teil.	II. Teil.
Erster Akt.	
Das Naturgesetz bestimmt die Vereinigung der Menschen zum ehelichen Bunde. Hymnus auf die Jüngling und Jungfrau verklärende Liebe.	Die göttliche Ordnung vereinigt die Menschen zur staatlichen Gemeinschaft. Hymnus auf die den Menschen zur Gesittung führende Gottheit.
Zweiter Akt.	
Bethätigung des einzelnen als Mitglied der Familie. Aber das Glück kann durch übertriebenes Vertrauen auf eigne Kraft gestört werden.	Bethätigung des Bürgers im Staate. Aus dem Segensgebet für die Stadt erklingt die Furcht vor Krieg und Aufruhr.
Dritter Akt.	
Die Feuersbrunst zerstört des Menschen Haus und Habe und macht ihn arm.	Die Revolution vernichtet den Staat und. wirft den Menschen in den Zustand der Unkultur zurück.

Während aber das Chorlied am Schlusse des ersten Teiles im Hinblick auf die durch den Tod der Hausmutter herbeigeführte Zerstörung des Familienglückes in einen Grabgesang ausklingt, enthält das Schlusslied des ganzen Gedichtes die Ausführung des vom Chorführer über die fertige Glocke gesprochenen Gebetes. Dort bleibt das Auge in hoffnungslosem Schmerz der Erde zugewendet, hier richtet der Chor im Bewusstsein seiner Bestimmung den Blick voll Hoffnung zum Himmel empor.

Alias

scripsit

Ludovicus Jeep

nunc Regimontanus.

Tecum saepe in horto tuo ambulanti, cum multis rebus adversis vehementissime opprimerer et tu me consolari studeres, praeter alia semper mihi etiam id in mentem revocasti, neminem feliciorem esse quam qui fida officiorum functione animi tranquillitatem sibi parasset, eumque tanto feliciorem habendum quanto latiorem laboris campum sibi aperuisset. Quare nihil intermisisti, quin me indefesso studio impelleres, ut ego quoque idem facerem. Auxi igitur scholas, in quarum numerum illo tempore primum ex tuo voto grammaticam latinam recepi, nec me piguisse satis scis. Sed ut id denuo probarem die huius anni sollemni, quo die septuagenarius factus es, saltem minutam quaestiunculam de re grammatica tamquam tesseram gratiarum libro in tuum honorem edito etiam ego addere volui.

Quid sit 'alias' inter viros doctos non constat.

De significatione in frustulis quae falso sub nomine Capri grammatici circumferuntur Gr. Lat. K. VII, p. 92 seqq., quorum tamen omnia nequaquam ab illo 'antiquitatis doctissimo inquisitore' aliena esse denuo Henricus Keil l. c. p. 88 seq. docuit, legimus haec l. c. p. 97,16: 'alias temporis adverbium est, quod Graeci ἄλλοτε dicunt, aliter ἄλλως.'[1]) Cui interpretationi in libello de orthographia Gr. Lat. K. VII, 295, 14, quem Albino seu Alcuino deberi iam notum habemus ex libris manuscriptis, quibus servatur, respondent similia quae subieci: 'alibi alio loco, alias alio tempore significat', quae verba Beda de orthogr. Gr. Lat. K. VII, 262, 21 ita repetit ut addat 'attamen invenimus alias non numquam pro aliter sive pro alio loco positum'.[2])

Ad prostremum referendus est locus G. Julii Romani apud Charisium Gr. Lat. K. I, p. 194, 22 seqq., quo loco 'aliter' pro 'alias'

1) Cf. Corp. glossar. II, p. 14, 40 alias ἄλλοτε. ἄλλως; p. 14, 37 alias et alias ὁτὲ μέν, ὁτὲ δέ p. 14, 47 aliter ἄλλως.

2) Cf. Corp. glossar. IV, p. 13, 55 et p. 481, 53 alias aliter; Acron in Hor. Serm. I, 4, 63 'alias: alio tempore, alio in loco'.

et vice versa usurpatum exemplis ex Sallustio et Terentio sumptis antiquus grammaticus demonstrasse sibi visus est.

At sicut apud Charisium locus translatione titulorum et lacuna est perturbatus, id quod Keilius perspexit, sic locus ex Sallustio promptus (Sall. histor. frg. ed. Maurenbrecher II, p. 49, 116) in exemplari historiarum, quo Romanus usus est, corruptus erat: nam non 'Sanctus alias et ingenio validus' scribendum quod ille legit, sed cum Servio ad Aen. III, 594 'Sanctus alia' cet., ut hoc loco ne cogitare quidem possimus de mutatione illarum vocularum notionis. Alterum vero exemplum (Sall. histor. frg. ed Maurenbrecher II, p. 28, 60) 'insanum aliter sua sententia atque aliarum mulierum', quod omnes, qui de eo egerunt, ad Sullam referendum esse sibi persuaserunt, Romani adeo non comprobat iudicium, ut refutet: nam h. l. vir, quicumque fuit, significatus est cum aliis naturae suae inclinationibus insanus tum adulterinis. Tenet igitur 'aliter' locum et notionem. Ita simul fit, ut non cupidi simus artificiosae Maurenbrecheri interpretationis qua a nobis petitur, ut credamus antea rem aliquam narratam fuisse ad Sullae voluptates spectantem et eandem aliis in viris insanam ab ipso Sulla dictam, tum etiam adulteria commissa a Sulla.

Etiam longe a vero abest quod Romanus eodem loco dixit, Terentium in Andria III, 2, 49 (529):

'quid alias malim quam hodie has fieri nuptias?'

'alias' pro 'aliter' adhibuisse, cum hic ea prorsus confirmentur, quae excerptis ex Capro supra commemoratis docemur, 'alias' notionem graeci ἄλλοτε habere. Cuius Capri iudicium Romanus non omisit addere; nam 'Fl. Caprum ait de latinitate non ausum esse affirmare 'alias' pro 'aliter' dici, cum neque pronomen sit neque adverbium temporis', quamquam Romanus ipse in falsa sententia perstitit. Haec de grammaticorum veterum sententiis.

Usus quamvis rarus voculae 'alias' interdum etiam dupliciter positae, qualis apparet ex antiquissimis litterarum monumentis, notionem principalem re vera graeci ἄλλοτε in 'alias' fuisse confirmat. Sic Plauti Curculio v. 63 seq.:

Alias me poscit pro illa triginta minas,
Alias talentum magnum.

Neque omiserim prologi Asinariae v. 15, quem quidem prologum posteriore tempore consutum putant, ubi legimus:

Uti vos alias, pariter nunc Mars adiuvet.[1]

Ad locum Terentianum supra ex Andria v. 529 conlatum accedit alter ex Hecyra I, 2, 5 (80):

Alias ut uti possim causa hac integra.

Quibus locis duobus Donatus 'alias' recte 'alio tempore' interpretatus est, ad Hecyrae locum vocem illam simul ab 'alia', quod 'aliter' explicat, accurate discernens.

Soluta oratione Varro rer. rust. lib. II, 1, 15 triplex testis est:

---

1) Pessime igitur Holtze, synt. prisc. script. lat. II, 295 'alias, quod = alio tempore apud Plautum nusquam'.

'in emptione alias stipulandum sanum esse, alias e sano pecore, alias neutrum'.

Ex aliis commemoro Vitruvium de arch. IX, 4, 7 (p. 220 ed. Rose) 'ex eoque non numquam plures dies in uno signo commorantur, alias celerius ingrediuntur in alterum signum,' praeter quem locum ter etiam duplex 'alias' a Vitruvio adhibitum est.

Huc iam numerandum est 'optanda alias' apud Sallustium Coniur. Catil. 10, 2, ubi pro 'aliis' legendum 'alias' dudum cognitum est idque ad tempus pertinere patet.

Cicero, qui quidem in orationibus rarius quam in scriptis philosophis 'alias' vocula usus est, idem docet. Pro pluribus descripsi unum locum ex oratione post. red. in sen. § 30 'non semper eosdem atque alias alios solemus et venerari et precari', unde significatio nostrae voculae optime elucet. Quare iam Drakenborchius ad Liv. XXI, 56, 2 ante multos annos rectissime iudicavit, 'alias' pro 'aliter' apud Ciceronem et aequales scriptores haud facile occurrere, ut dicere mallet ignotum fuisse.

Quamquam post urbanitatis aetatem usus voculae in localem significationem inclinavit, sicut praecipue in scriptis iuris consultorum factum esse unusquisque ex latinitatis thesauris facile videbit, tamen id non saepe factum est. Nonnullis locis librorum huius aetatis, quibus prius localis vis adverbii 'alias' probata esse videbatur, ex iusta interpretatione dudum temporalis notio voculae cognita est vel vocula, ubi non recte tradita erat, emendata. Neque dubito, quin etiam aliis locis, quibus interpretes in locali notione voculae adhuc perseveraverunt, non semper id bene fecerint. Sed id videant, ad quos res pertinet. Nobis qui principalem et genuinam notionem voculae 'alias' ex antiquissimo usu et ex scriptoribus, qui eum interdum servant, quaerimus, posterioris aetatis erroribus non opus est. Qua ratione ab initio nostrae voculae temporalem notionem vindicandam esse nemo negabit. Sed de forma vocis quomodo iudicandum sit, non satis liquet.

Tacebo de grammaticis, qui obsoleta disciplina imbuti 'vices' seu tale aliquid ad 'alias' supplent, cum adverbia eiusmodi nesciant suam significationem totam intrinsecus habere, sed eis extrinsecus opus esse nihil. Inter quos quod etiam Carolum Brugmannum Gr. d. vergl. Gr. II, p. 704 invenio,[1]) qui ceteroqui hoc loco recte iudicasse videtur, id tamen ita dubitanter ut vaticinio suo interrogationis signum addiderit, valde miratus sum.

Principalis quidem quaestio est, quemnam casum — casum enim fuisse constat — in vocula nostra habeamus.

Atque primum Buechlerus dignus est, qui commemoretur, cum in praeclaro de declinatione latina libello edit. pr. p. 32 iudicarit antiquum genetivum singularis esse generis feminini idque tanta fiducia iudicarit, ut omnium prudentium plausum exspectaret. Attamen nihilo minus Corssenus hoc modo sapiens esse noluit, et vereor, ne bene egerit, praesertim cum Buechlerus ad sententiam suam confirmandam

1) Cf. Lindsay, The Latin language, 1894, p. 557.

'intervias' contulerit, in qua verborum coniunctione eandem figuram videbat, quam prae se fert nostrum 'unterwegs'. Nam ex tali comparatione fit aliquando explanatio rei, argumentatio non fit.

In altera editione eiusdem libelli sub nomine Windekildii prolata Buechlerus p. 63 non modo suam sententiam immutatam denuo pronuntiavit, sed etiam argumentis, quae in priore editione desiderari non iniuria iam Corssenus pluribus locis questus erat, defendere conatus est. Iterum viam, quam prius praeiverat, ingressus est 'interdius' genetivi loco accipiens, praesertim cum illi interpretationi respondere loquellam nostram 'untertags' videret, non minus quam supra comparationi vi demonstrandi vindicata. Praeterea autem Corsseni reprehensionem — ad illum enim credo virum doctum spectare — genetivi usum loco adverbii latinum non fuisse Buechlerus affirmatione reiecit, 'nox' in fragmento tabularum duodecim 'si nox furtum faxsit, si im occisit, iure caesus esto' ex genetivo 'noctis' coortum esse, quocum graecum νυκτός et vernaculum 'nachts' conferri posset. Item 'fors' (= zufällig) raro pro 'forte' adhibitum ex genetivo 'fortis' deduxit, et cum eo Oscum illud 'fortis' in tabula Bantina comparavit, quod v. 12 sic 'svae pis ionc fortis' legitur, quae in latinum sermonem translata 'si quis eum forte' significant.

Neque tamen satis constat quod de 'nox' dictum est, neque quod de 'fors'. Concedendum est 'nox' Gellii et Macrobii auctoritate pro 'noctu' scriptum hoc loco defendi, etiam hoc simili Ennii fragmento Ann. XVI, v. 439 (ed. L. Mueller):

'si luci, si nox, si mox, si iam data sit frux'.

Sed mihi prorsus Joh. Schmidt 'Die Pluralbildungen der Indogerm. Neutra', 1889, p. 50 persuasit, in 'nox' vestigium localis casus pluralis latere, cuius casus vestigia tradita nobis esse etiam graecis formis ὕλαισι, ἀγροῖσι cet. ipse Buechlerus rectissime monuit ed. II, p. 127. Neque illepida coniectura est, quam ex Stolzii gram. lat.[2] p. 315 cognovi, eandem γένεσιν redolere adverbia 'mox vix'.

'Fors' autem abstinere non possum quin ex 'fors sit' deducam, sicut prius fecerunt. Sed apage etiam hic ellipsin, de qua plurimi cogitaverunt. Quidnam facilius est et magis ad latinitatis naturam adaptatum quam 'fors' ita explicare, ut 'sit' enclitice adhaesum pronuntiatione delituerit, praesertim cum loco notissimo Horatii sat. I, 6, 49 in fine hexametri legamus 'ut forsit honorem', quam formam etiam a Prisciano Gr. L. K. III, p. 79, 6 (cf. ibid., p. 87) confirmari scimus. In hac forma tamquam pontem habemus, quo a 'fors sit' ad 'fors' pervenimus. Sed denique Oscum illud 'fortis' num re vera genetivum contineat, in ambiguo est, neque sciam an potius cum Osco 'ligis' in tabula Bantina v. 25 conferendum sit, ut pro ablativo pluralis habeamus.

Quae cum ita sint, me in eorum numerum non adscribam, qui 'inter vias' antiquum genetivum viae voculae ostendere putant, sed pro partibus Corsseni sto, qui in composito illo, si modo id est, nihil inesse iudicavit, nisi sicut in aliis eiusmodi elocutionibus praepositionem cum accusativo pluralis coniunctam. Id eo certius confiteri

debere sibi visus est, quo minus exempla a Buechlero collata vulgari illi explicationi contradicebant.

Cavebo, ne litem minus diiudicatam quam compositam hac schedula de adverbiis 'antea, interea, praeterea, posthac' aliisque quae similem figuram praebent redintegrem; praeteribo item istud 'arvorsum ead' senatus consulti de Bacchanalibus, unde ei qui Ritschelium[1]) sequebantur pertinacia concludebant fuisse olim sermonis latini aetatem qua praepositiones, quae ubique accusativo serviunt, etiam aliis casibus copularentur. At non omittam Buechleri conatum notare, quo ficticii illius genetivi exemplum ingeniose, sed ex mea sententia non recte Ennio vindicavit Ann. v. 311 (ed. L. Muell.), qui versus est hic:

'hunc inter pugnas Servilius sic compellat',

quo loco quare praepositioni cum accusativo ut saepe temporis spatium significare non liceat, non perspiciam.

Neque tamen eis adstipulandum est, quibus 'alias' accusativus pluralis feminini generis esse videtur. Sane constat multis et notissimis exemplis accusativum singularis feminini generis adverbialiter prolatum linguae latinae proprium fuisse. De accusativo pluralis eiusdem generis idem vulgo non factum est.

Ab 'alias', de quo agitur, non separandum est 'alteras', quod pro 'alias' positum esse Festus testatur p. 20 (ed Ponor). Servatur adhuc in fragmento Catonis ter apud Charisium Gr. L. K. I, p. 215, 20 'in his duobus bellis alteras stipendio agrique parte multati, alteras oppidum vi captum, alteras primo pedatu et secundo'. Cf. edit. Jord. p. 85, 4 seq. Quod autem Ritschelius hiatum expuncturus Plaut. Trin. v. 539 finxit 'alternas', si modo recte fecit, nominativum pluralis esse adeo patet, ut id tantum commemoraverim, ne quidquam desideraretur. 'Foras' adverbio, quod haud dubie accusativus pluralis feminini generis est, si 'alias' idem esse defenderis, frustra erit. Nusquam enim ubi genuina notione prodiit illa vocula accusativi naturam prorsus abiecit, cum eundi seu omnino movendi verbis subiunctum eorum notionem in universum semper accuratius circumscriberet, quod huius casus officium ab initio fuisse notum est. Ne eodem modo 'alias' interpretemur, obstat notio verbi qua antiqui utebantur: quo fit, ut duarum vocum formas separemus. In transcursu commemoro Priscianum Gr. L. K. III, p. 77, 14 nos docere 'aliàs' in extrema circumflexe pronuntiatum esse. Utcumque haec res se habet, patet illum grammaticum seu potius eius auctorem ne cogitasse quidem de accusativo pluralis.

Significatio voculae 'alias' ad officia casus ablativi ducit, inter quae officium est temporis circumscriptionis. Ablativi casus formam pluraliter in —as exire potuisse similis casus dativus in antiqua et notissima inscriptione C. J. L. I, n. 814 quae est 'Devas Corniscas sacrum' hodie satis testatur. Ad hoc, ut supra dixi, etiam Brugmannus cum ex suae disciplinae ratione de locativo pluralis ageret, brevissime simulque dubitanter monstravit neque rem prorsus absolvit.

1) Cf. quae denuo vir doctissimus dixit Neue Plaut. Exc. p. 82.

Nostra autem interpretatio tanto plus veri speciei prae se fert, quanto similior est usus ablativi pluralis 'alternis', ad quem ut plenum sensum haberet multi adhuc alteram voculam sicut 'vicibus' male supplebant naturae et notionis casuum non satis gnari.

Quae cum ita sint, iam licebit iudicium facere de 'utrasque', quam vocem antiquitus traditam habemus. Legimus enim apud Nonium Marcellum I, p. 269 (ed. L. Muell.) haec: 'Utrasque pro utrimque vel utrobique. Hemina Historiarum lib. IV: in Hispania pugnatum bis. utrasque nostri loco moti. — Caecilius Titthe:

atque hercle utrasque te, cum ad nos venis,
subfarcinatam vidi.'

Quorum exemplorum utrumque ad locum spectare apparet.

Praeterea sexies etiam Lucretius illam voculam adhibuit. Sunt hi loci:

II, 517 extima enim calor ac frigus mediique tepores
inter utrasque iacent explentes ordine summam
III, 306 inter utrasque sitast cervos saevosque leones
V, 472 inter utrasque globi quorum vertuntur in auris
V, 476 et tamen inter utrasque ita sunt ut corpora viva
versent
VI, 362 inter utrasque igitur cum caeli tempora constant
VI, 1062 inter utrasque igitur ferri natura locata.

Quibus locis Buechlerus contendit 'utrasque' genetivum esse eumque quamquam a praepositione 'inter' quae praecedit non dependentem, tamen cum ea in compositum 'interutrasque' coalescentem.

Similiter Lachmannus non modo compositionem finxit, sed omnibus locis quos contulimus, idem in ea librarii mendum inesse voluit, ut nimia pertinacia usus omnibus scriberet 'interutraque', quod quidem ex Nonio interpretatus est et defendit notis illis compositis qualia sunt 'antea postea', similia.

Lachmanni coniecturam quamvis arbitrariam neque miror sectatores eius laudasse neque miror quod Buechlerus monuit, ne tali interpretationi applauderemus. Quamquam in reliquis, quae vir doctissimus ad rem contulit, ei assentiri non ausim.

Concedo fieri nequire, ut cum Corsseno 'utrasque' pro accusativo habeamus, cui 'inter' praepositio serviat, quoniam ex Nonii libro didicimus 'utrasque' solum adhibitum esse. Sed inde itidem sequitur, ut dubium fiat, num 'inter' cum 'utrasque' apud Lucretium in compositum coaluerit. Quod ut negem, efficiunt ipsi loci ex Lucretio supra descripti. Primum enim locum Lachmannus non recte interpretatus est. Putavit scriptura codicum 'inter utrasque', quam ubique recepi, nos delegari ad duplicem zonam temperatam, ut quinque hoc loco zonae fingendae essent, id quod cum de eis Lucretius nihil usquam dixisset, fieri nequiret. Sed vir doctissimus non vidit medios tepores, quos poeta circumscribit, non utrimque caloris bis ab eo inter calorem et frigus cogitari, sed semel tantum, ut ab utraque ipsorum parte medii tepores illa contingant. Quae interpretatio etiam tum non inepta esset, si vere Lucretius quinque zonas posuisset. Nam quamquam a Plutarcho de placit. phil. III, 14 de quinque zonis, quas

Pythagoras statuit, dictum est, tamen unius temperatae fines describit, quam solam antiqui notam habebant, hisce verbis:
ἡ δὲ οἰκητή ἐστιν ἡ μέση τῆς θερινῆς καὶ χειμερινῆς εὔκρατός τις οὖσα.

Inde patet 'inter' seorsum accipiendum esse et paene adverbii vim habere[1]), sicut Lucr. III, 262 'inter enim cursant primordia principiorum'. Quo de praepositionum usu apud Lucretium alia exempla Holtze praebet Synt. Lucret. p. 69 seqq., ex quorum numero hoc alterum addam, quod ad praepositionem 'ante' pertinet et legitur Lucr. V, 735 seqq.:

it ver et Venus et veris praenuntius ante
pennatus graditur zephyrus cet.

Prorsus eodem modo res se habet ll. cc. V, 472. 476; VI. 362. 1062. 'Utrasque' autem, in quo illis locis notio adverbii localis inest, eandem formam prae se ferre, quam in 'alias' cognovimus, confidenter conicio.

Non perducor, ut sententiam mutem, quod omnibus illis Lucretii locis 'utrasque' semper cum eadem antecedenti praepositione 'inter' coniunctum invenimus: nam talia apud Lucretium metrica quadam commoditate effectum esse certissime puto.

De III, 306 nescio an ex antiqua coniectura scribendum sit cum Munro 'inter utrosque', ut locus huc non amplius spectet. Non minus septimus quidam locus (V, 836) hic excludendus est, qui versus non legitur in codicibus, qualis ex Lachmanni auctoritate in editionibus recentioribus non recte quantum video scribi solet:

androgynum interutraque nec utrum utrimque remotum,

sed talis est in codicibus mss.:

androgynem inter utras nec utramque utrumque remotum.

Lucretium voluisse idem dicere, quod Ovidius, ut solent poetae Latini, similem rem verbis similibus tractans Met. IV, 378 dixit:

Nec duo sunt et forma duplex nec femina dici
Nec puer ut possit; neutrumque et utrumque videntur,

nemo non videt. Locus Lucretii autem a Lachmanno in antiquum statum non restitutus est, sed tantum secundum regulam, quam sibi finxerat, transformatus.

---

1) Cf. Prisc. Gr. L. K. III, p. 42, 27.

Zur Betonungs- und Verslehre des Altenglischen.

Von

Max Kaluza, Königsberg i. Pr.

Im Vorwort zu den *Fables* hat Dryden über den Versbau Chaucers folgendes Urteil gefällt: „The verse of Chaucer, I confess, is not harmonious to us; but is like the eloquence of one whom Tacitus commends, it was auribus istius temporis accommodata; they who lived with him, and some time after him, thought it musical; and it continues so even in our judgment, if compared with the numbers of Lydgate and Gower, his contemporaries; there is the rude sweetness of a Scotch tune in it, which is natural and pleasing, though not perfect. 'Tis true, I cannot go so far as he who published the last edition of him; for he would make us believe the fault is in our ears, and that there were really ten syllables in a verse where we find but nine; but this opinion is not worth confuting; 'tis so gross and obvious an error that common sense (which is a rule in everything but matters of faith and revelation) must convince the reader that equality of numbers in every verse which we call heroic, was either not known or not always practised in Chaucer's age. It were an easy matter to produce some thousands of his verses, which are lame for want of half a foot, and sometimes a whole one, and which no pronunciation can make otherwise".

Dryden übertrug also die englische Aussprache des 17. Jahrhunderts, in der das *e* der Endsilben bereits völlig verstummt war, auf die Sprache des 14. Jahrhunderts, in der es noch volle Geltung hatte und demnach auch im Verse als Senkungssilbe gebraucht werden konnte. Er erklärte darum den Versbau Chaucers für durchaus fehlerhaft und unregelmässig, und er war von der Richtigkeit dieser seiner Anschauung so sehr überzeugt, dass er die gegenteilige Meinung, Chaucers Vers habe bei richtiger Aussprache dennoch regelmässig zehn Silben enthalten, für so irrtümlich und dem gesunden Menschenverstande widersprechend hielt, dass es ihm nicht der Mühe wert erschien, sie zu widerlegen. Und doch ist diese Ansicht heute

die allgemein geltende; die Äusserungen Drydens erregen bei den Sachverständigen nur ein stilles Lächeln.

Aber auch heutzutage sind wir in manchen Punkten nicht viel weiter gekommen als Dryden, und es begehen viele denselben Fehler wie er und dieselbe Ungerechtigkeit gegen die alten Dichter, wenn sie die moderne deutsche oder englische Aussprache und die modernen Betonungsverhältnisse auf die Sprache und den Vers der ältesten deutschen oder englischen Dichtungen übertragen und infolge dessen den Versbau derselben für regellos und willkürlich halten, wenn sie ausser stande sind, die schwächeren Hebungen des Allitterationsverses noch als Hebungen zu empfinden, und darum in demselben einen streng regelmässigen Wechsel von Hebung und Senkung vermissen oder Verse von zwei, drei und vier Hebungen, von vier und fünf Gliedern, von ungleich langen Füssen und von geregeltem Takt beliebig mit einander abwechseln lassen, wie dies in verschiedenen der neueren Theorieen über den Allitterationsvers geschieht. Die Mahnung Schades (Weimarisches Jahrbuch I, S. 2), dass wir bei Erforschung der alten Vermasse 'gänzlich von unseren heutigen Begriffen über diesen Gegenstand . . ., mit denen die alte Zeit nichts gemein hat', absehen müssen, wird nicht beachtet. Weil wir z. B. heutzutage Verse wie *lange hwīle*, *geong in geardum*, *þurh mīne hand, in geārdagum* u. ä. nur mit zwei Hebungen lesen würden, darum müssen in einer etwa tausend Jahre zurück liegenden Zeit, wo doch 'das gesprochene Wort ein weit höheres Gewicht hatte, als heute' (Kögel, Geschichte der deutschen Litteratur I, S. 290), nicht bloss diese, sondern auch weit längere Verse, die selbst wir bequem vierhebig skandieren können, wie z. B. *gewāt him þā tō waroðe, gehēdde under heofenum, mid his hæleða gedriht* u. ä., mit zwei Hebungen sich begnügen. Und gerade so wie Dryden verhalten sich auch die modernen Metriker durchaus ablehnend gegenüber jeder Auffassung, welche in den alten Versen streng regelmässige Gebilde von einer fest bestimmten Zahl von Hebungen zu erblicken sucht; ohne ausreichende Prüfung wird dieselbe einfach als verwerflich und irrtümlich und dem gesunden Menschenverstande widersprechend von der Hand gewiesen. Hoffen wir, dass in abermals 200 Jahren die Sachverständigen für die Theorieen der Metriker, die ich im Auge habe, ebenso ein stilles Lächeln haben werden, wie wir heute für die Ansicht Drydens. Aber inzwischen dürfen wir doch die Hände nicht in den Schoss legen, sondern müssen versuchen, die vorhandenen irrigen Anschauungen über den Versbau und die Betonung der alten Zeit nach Möglichkeit zu berichtigen und aufzuklären. Ich will darum einige der heut verbreiteten Ansichten über die Betonungsverhältnisse der altgermanischen Sprachen, insbesondere solche, die für die Erkenntnis des alten Versbaues von Wichtigkeit sind, etwas näher beleuchten. Wie in meiner Schrift über den altenglischen Vers (Studien zum altgermanischen Allitterationsvers. Berlin 1894, Heft 1. 2) beschränke ich mich dabei vorwiegend auf das dem Kreise meiner sonstigen Studien am nächsten liegende Altenglische.

1. Die Betonung einfacher zweisilbiger Wörter mit langer Stammsilbe im Altenglischen.

Innerhalb der vielen einander widersprechenden Meinungen über die altgermanische Metrik erscheint als einziger fester Punkt der Vers Otfrids, dessen innerer Bau durch die scharfsinnigen Untersuchungen Lachmanns für alle Zeiten so klargelegt ist, dass keine spätere Forschung mehr etwas daran ändern kann. Wollen wir nun aber auf dem von Lachmann gebahnten Wege weiter fortschreiten und, auf seinen Resultaten fussend, die Eigentümlichkeiten des Otfridschen Verses in Bezug auf die Zahl und Abmessung der Hebungen auf den nur wenig älteren Allitterationsvers übertragen, dann erhebt man Einspruch gegen den Versuch, 'das Bild des germanischen Verses, welches sich aus der unbefangenen Analyse der Quellen ergiebt, durch einseitig theoretische Korrektur . . . vom Standpunkte des späteren Reimverses aus zu entstellen' (Sievers, Altgerm. Metrik S. 1). Und doch weiss ich nicht, was natürlicher wäre, als dass wir die aus dem klaren und durchsichtigen Versbau Otfrids erschlossenen Gesetze der altgermanischen Metrik nun auch auf die Dichtungen der älteren Zeit anwenden, anstatt dieselben einzig nach unserem modernen Gefühle, mag dasselbe auch noch so 'unbefangen' erscheinen, zu beurteilen, und ich halte darum unter allen Argumenten, welche zu Gunsten der Lehre von den vier Hebungen des Allitterationsverses sich anführen lassen, diesen Hinweis auf die Eigentümlichkeiten des Otfridschen Versbaues für das wichtigste und unwiderleglichste. Wenn, wie ich in meiner Schrift über den altenglischen Vers (Studien 1, S. 15) ausgeführt habe, bei Otfrid am Versschluss Wörter von der Form — × stets zweihebig, solche von der Form — — × stets dreihebig gebraucht werden, so muss diese Messung, die Otfrid nicht dem lateinischen Hymnenverse entnommen hat, und die er auch nicht selbständig erfunden haben konnte, aus dem älteren Allitterationsverse herstammen. Wir müssen also auch dort zunächst am Versschlusse Wörter wie *drihten*, *hwīle*, *fingras*, *wordum*, *mihte* etc. zweihebig, solche wie *lǣtende*, *ǣrende*, *yldesta*, *moncynnes*, *lagu-strǣte* dreihebig messen, und daraus folgt ohne weiteres die Unmöglichkeit der Zweihebungstheorie, die Notwendigkeit der vier Hebungen.

Kurz nach dem Erscheinen meiner Schrift, aber offenbar unabhängig von derselben, äusserte sich Kögel in seiner Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters I, S. 289 f. ungefähr in demselben Sinne. Er sagt: „Der Vers schliesst stets mit der vierten Hebung. . . . . . Die Schlusshebung darf also nie eine Senkung bei sich haben. Daraus folgt, dass die Ausgänge –́ × und –́ – × zu rhythmisieren sind –́ ×̀ und –́ –̀̀ ×̀. Es ist dies ein Fundamentalsatz aller echt germanischen Metrik, dessen Vernachlässigung eine Hauptschwäche des Sieversschen Systems bildet: und dieser Fehler ist allein hinreichend, um es als unhaltbar zu erweisen. Woher hätte denn der Reimvers jene Ausgänge, wenn nicht aus der Allitterationspoesie? Und wenn noch in mittelhochdeutscher Zeit selbst in den bloss recitierten kurzen Reimpaaren, wie Paul (Grundriss II, 1, 932) mit Recht annimmt, der Ausgang — ⏑ noch immer –́ ⏑̀

gemessen wird, mit welchen Gründen wäre da eine andere Messung für den Stabreimvers wahrscheinlich zu machen? Dass unserem heutigen Geschmacke die klingenden Ausgänge nicht mehr zusagen, was kann das für die alte Zeit beweisen? Namentlich da sie ja in der Volkspoesie noch heute üblich sind. Ich kenne alemannische Kinderverschen, die nicht gesungen und nicht getanzt, sondern nur hergesagt werden: und doch besteht darin jener uralte Ausgang, der ja weit über die Sonderexistenz der Germanen zurückreicht (wie der Saturnier und die ältesten griechischen Masse lehren) noch in ungeschwächter Kraft. Vergessen wir doch nicht, dass man sich in der alten Zeit viel mehr Zeit zum Sprechen nahm und dass das gesprochene Wort ein weit höheres Gewicht hatte als heute. Dann verstehen wir die schwerwuchtigen, langsamen Rhythmen, wo jeder Takt nur durch eine Silbe gefüllt wird. Für den gedankenschweren Inhalt der alten Lieder ist dieser grossartige rhythmische Lapidarstil die einzige adäquate Form. Ihn mit Rücksicht auf den Geschmack von heute wegdisputieren, heisst der alten Kunst die Seele knicken."

Ebenso müssen auf englischem Gebiete diejenigen, welche den Vers Layamons vierhebig lesen, wenn sie konsequent sein wollen, den altenglischen Allitterationsvers in gleicher Weise behandeln und auch ihm vier Hebungen zusprechen. Trautmann, der zuerst den Vers Layamons mit dem Otfrids identifizierte (Anglia II, 153 ff.), in ihm also vier Hebungen erkannte, während er den Allitterationsvers noch für zweihebig hielt, suchte diesen Widerspruch in seiner Auffassung dadurch zu mildern, dass er einmal den Vers Layamons für eine direkte Nachbildung des Otfridschen erklärte, eine Annahme, die ganz unwahrscheinlich ist, und dass er ferner einen Unterschied machte zwischen Lachmanns Betonungsgesetzen und Lachmanns Versregeln. „Lachmann," so sagt er in seinem Aufsatz Zur alt- und mittelenglischen Verslehre, Anglia V, Anz. S. 111, „hat das nicht geringe Verdienst, dass er den Vers Otfrids und die entsprechenden mittelhochdeutschen als regelmässige Verse von vier Hebungen erkannte und lesen lehrte. Er fiel aber in den Irrtum, dass er gewisse Eigentümlichkeiten dieser Verse auf Wortbetonungsgesetze zurückzuführen suchte, die es nicht giebt und nicht gab. Ich lese die Verse Otfrids, die entsprechenden mittelhochdeutschen, die des Brut und einer ganzen Reihe anderer mittelenglischer Schriften, wie Lachmann that oder thun würde, d. h. ich erkenne für die betreffenden Gedichte die Giltigkeit seiner Versregeln an; aber ich lehne die Giltigkeit seiner Betonungsgesetze ab," und etwas weiter, S. 113, sagt er: „Wenn ich Lachmanns Versregeln als im grossen und ganzen giltig annehme, seine Betonungsgesetze aber entschieden verwerfe, so trennt mich von ihm eigentlich nur die verschiedene Ansicht über den Grund gewisser Betonungen. Lachmann meint, im Alt- und Mittelhochdeutschen wurde gesprochen z. B. *wísóta fólló éndéten námé*, und weil so gesprochen wurde, finden wir diese vom Neuhochdeutschen abweichenden Treffigungen in alt- und mittelhochdeutschen Versen. Ich dagegen meine, im Alt- und Mittelhochdeutschen wurde in gewöhnlicher Rede wie im Neuhochdeutschen,

also *wísota, fóllo, éndeten náme,* gesprochen und die zweiten Treffe solcher Wörter *(wisóta, námé)* sind, wo sie sich in gebundener Rede finden, nicht Wort-, sondern Verstreffe." Auch in seiner 1877 veröffentlichten Schrift: Lachmanns Betonungsgesetze und Otfrids Vers (S. 12 f.) äussert sich Trautmann in ähnlicher Weise: „Die Nebentöne, die wir in alt- und mittelhochdeutschen Dichtern immerhin häufig auf der zweiten Silbe von Wörtern finden, deren erste lang ist, sind nicht Worttöne, wie Lachmann will, sondern Versaccente; sie haben lediglich in einer Freiheit des altdeutschen Versbaus ihren Grund, in der Freiheit, dass eine lange und betonte Silbe für Hebung und folgende Senkung stehn darf. . . . . In den Versen 2, 3, 57 *in krísté girédinól*, 2, 2, 6 *soso ih hiar fórná giscréip,* 2, 2, 4 *sie ráfsta thár so hártó* haben die Wörter *kriste forna harto* einen Accent auch auf der zweiten. Ist dies etwa der Fall auf Grund eines Betonungsgesetzes C 'zweisilbige mit langer erster haben einen Nebenton auf der zweiten'? Lachmann hat dies nicht behauptet, und auch heutiges Tages würde es wohl niemand zu behaupten wagen; die Unhaltbarkeit eines solchen Gesetzes wäre doch gar zu handgreiflich. Der zweite Accent in *kriste forna harto* lässt sich nur als ein metrischer erklären," und selbst jetzt, wo Trautmann endlich zu der Einsicht gekommen ist,[1]) dass der altgermanische Stabvers nicht ein Zweitakter ist, sondern ein „Viertakter, wie Otfrids Vers, sein Abkomme" (Anglia Beiblatt 5, 87), dass demnach der Allitterationsvers nach denselben Gesetzen zu beurteilen und zu skandieren ist, wie Otfrids Vers, scheint er seine Ansicht von der Ungültigkeit der Lachmannschen Betonungsgesetze nicht geändert zu haben, da er (Zur Kenntnis des altgermanischen Verses, vornehmlich des altenglischen, Anglia Beiblatt 5, 91) wiederholt davon spricht, dass auch 'untreffige' Silben in die Hebung treten und einen ganzen Takt füllen können, und da er in der Besprechung meiner Schrift über den altenglischen Vers (Anglia Beiblatt 5, 134) es mir zum Vorwurf macht, dass ich „an das längst abgethane Gesetz der absteigenden Betonung" glaube.

Auf einem ähnlichen Standpunkt wie Trautmann steht Sievers, der in einem Aufsatz: Zur Accent- und Lautlehre der germanischen Sprachen. 1. Das Tieftongesetz ausserhalb des Mittelhochdeutschen (Paul und Braune, Beiträge 4, 522 ff.) die von Lachmann aufgestellte Regel, dass bei langer Stammsilbe die folgende, bei kurzer Stammsilbe die dritte den Ton trägt, angegriffen und dagegen behauptet hat: „Wir haben kein Recht, die Endungsvokale zweisilbiger Wörter

---

1) Es wird auch Luick, der neuerdings (Pauls Grundriss der germ. Philologie II, 1, 996 ff.) den Vers in Layamons Brut und in King Horn mit vier Hebungen misst, durch die Konsequenz der Thatsachen dazu geführt werden, den Allitterationsvers gleichfalls für vierhebig zu erklären. Davon ist er gegenwärtig freilich noch sehr weit entfernt; aber auch Trautmann hat früher (Anglia II, 168 f.) ebenso entschieden wie jetzt Luick (Anglia Beiblatt 4, 294) gegen die Vierhebungstheorie sich ausgesprochen und hat sich doch endlich zu ihr bekehrt. Schipper (Grundriss der englischen Metrik, Wien 1895) leugnet zweihebige Messung zweisilbiger Wörter mit langer Stammsilbe sowohl für den altenglischen Allitterationsvers als für die Dichtungen der frühmittelenglischen Zeit; er ist also wenigstens konsequenter als Luick.

im Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen ohne weiteres für tieftonig zu erklären" (S. 528). Die thatsächliche Verwendung der Flexionssilben als Schlusshebung bei Otfrid und im späteren Reimvers erklärt er ebenso wie Trautmann: „Die Ictusfähigkeit der *e* von *hōrte*, *blinde* im Gegensatz zu dem von *tage* beruht nicht sowohl auf der grösseren Accentstärke der ersteren als indirekt auf der Fähigkeit der Stammsilben, einen ganzen Verstakt auszufüllen." Dieser Ansicht von Sievers pflichtete sodann Paul (Zur Geschichte des germanischen Vokalismus, Paul und Braune, Beiträge 6, 134) bei: „Nach Sievers' Erörterungen kann es nicht mehr zweifelhaft sein, dass die Stellung des Nebentones im Germanischen nicht, wie man bis auf ihn angenommen hat, von der Quantität der haupttonigen Silbe abhängig ist," und Heusler (Über germanischen Versbau S. 63) sagt: „Ebenso stimme ich Sievers (Altgerm. Metrik S. 16) bei, dass Möller im Unrecht war, den Zusammenhang von sprachlicher Quantität und sprachlichem Nebenton nach Lachmannscher Regel festzuhalten. Wenn nur *wīsa*, nicht aber *witan* zu ⊥ ̀× gedehnt werden kann, so liegt der Grund lediglich in der Dehnbarkeit des *wī-*, in der Undehnbarkeit des *wi-*. Hier spielt also nicht der sprachliche Accent, sondern die Quantität unmittelbar eine Rolle." Heusler sucht dann weiterhin die zweihebige Messung der Wörter von der Form — × am Versende schon dem indogermanischen Urverse zu vindicieren und fährt fort: „Einen Zweifel halte ich danach nicht für möglich, dass schon der indogermanische Urvers die klingende Messung besass, und dann ist ja klar, dass ein exspiratorischer Nachdruck auf den Endsilben hier ausser Spiel ist. Die metrische Dehnung eines zweisilbigen Wortes oder Wortteiles mit dehnbarer Paenultima zu der Form ⊥ ̀× geht von Anfang an auf einen rein verstechnischen Brauch, nicht auf eine sprachliche Notwendigkeit zurück."

Auch in Pauls Grundriss der germanischen Philologie, der doch den gegenwärtigen Stand der Forschung fixieren soll, ist diese neue Lehre von der absoluten Unbetontheit aller End- und Flexionssilben zweisilbiger Wörter bei vorhergehender langer Stammsilbe sanktioniert worden. Ten Brink (Altengl. Litteratur, Grundriss II, 1, 517) sagt zwar: „Die Rangabstufung der Hebungen entspricht im Bereich der Halbzeile im allgemeinen der natürlichen Abstufung in der Tonstärke der Silben," aber Sievers in seiner Darstellung der altgermanischen Metrik (Grundriss II, 1, 889, ebenso in seinem Buche Altgerm. Metrik S. 126) behauptet: „Alle Schlusssilben gelten für unbetont, unbeschadet ihrer Quantität." Paul (Deutsche Metrik, Grundriss II, 1, 919) sagt über den Ausgang des Otfridschen Verses: „Der Vers schliesst viel häufiger mit einer Nebenhebung. . . . . Diese Nebenhebung fällt am häufigsten auf eine in der Prosa unbetonte Silbe, die unmittelbar auf eine lange, die Trägerin der zweiten Haupthebung, folgt." Kluge endlich sucht die Unbetontheit der Flexionsendungen sprachgeschichtlich zu erweisen, indem er ausführt (Grundriss I, 342): „Aus den Auslautsgesetzen ergiebt sich, dass *ă ĭ ŭ (ŏ ĕ)* — die syn- oder apokopierten Vokale — in den Endungen nicht tiefbetont gewesen sein können: einhebig waren also *dáya(z)*

wúlfa(z) gásti(z) dáuþu(z); birizi biriđi berome berandi; dáyami(z) wúlfami(z) yástimi(z) Dat. Plur.; *súniwiz* N. Plur. 'die Söhne'; *námini(z)* lat. *nomini(s)*; *yúmini(z)* lat. *homini(s)*.

Wenn nun *ă ĭ* und *ŭ* in *daga wulfa gasti dauþu wordō-wordu* nicht tieftonig fürs Urgermanische resp. Urwestgermanische anzusetzen sind, ergiebt sich, dass die zweite Wortsilbe nicht tieftonig, sondern unbetont ist."

Ganz dieselbe Argumentation finden wir endlich auch bei Cosijn wieder, der in einer Besprechung meiner Schrift über den altenglischen Vers (Museum II, Heft 10) meiner Messung *lángè hwīlè* u. ä. folgendes entgegenstellt: „In de ags. flexie namelijk is elke eindlettergreep onmiddellijk na een silbe met den hoofdtoon toonloos. Dit bewijst *word* uit *wordu:* want apocope is alleen bij volstrekt gemis aan klemtoon mogelijk. Ergo hebben ook *ealde lāfe* etc. absoluut toonlooze vocalen; de *e* is uit *ā* verzwakt, en alleen haar kleur, of hoe gij het noemen wilt, beschermde haar tegen verstomming. *Ealde lāfe* heeft dus in geen geval *vier* ictus, zelfs niet twee hoofd- en twee „Nebenictus", maar alleen *twee* ictus, niet meer. Vinden we tevens nu verzen als *wīsfaest wordum*, dan is het waarschijnlijker dat de dichter er geen bezwaar in vond om een bijtoon in de daling te bezigen, dan dat hij op een absoluut toonlooze lettergreep een hoofd- of bijictus deed vallen. Het beroep op Otfrid bewijst niets hoegenaamd: deze rijmelaar met zijn *fingar thīnan* en soortgelijke monstruosa *(fingar* met svarabhaktische *a* !) schreef voor den zang, niet voor het reciet. De conclusie is toch wel wat gewaagd dat alle oudgermaansche dichters halzen van versificatoren geweest moeten zijn, omdat de weissenburger monnik het zich zoo bijster gemakkelijk maakte."

Aus allen diesen Äusserungen, die noch vermehrt werden könnten, geht hervor, dass ein grosser Teil, vielleicht die Mehrzahl der heutigen Forscher der Ansicht sind, dass einfache Wörter mit langer Stammsilbe im Altgermanischen einen sprachlichen Nebenton auf der zweiten Silbe nicht oder doch nur in seltenen Fällen zu beanspruchen hatten. Wenn dennoch derartige Wörter am Schlusse des deutschen und englischen Reimverses zweihebig gemessen werden, so soll dies nach ihrer Ansicht nur dadurch ermöglicht worden sein, dass hier ein Versictus auf eine von Natur unbetonte Silbe fiel. Otfrid und die späteren deutschen Dichter, wie auch Layamon und die Dichter der frühmittelenglischen Zeit waren elende Reim- und Verseschmiede, die in ihrem Ungeschick sich nicht anders zu helfen wussten, als dass sie auch sprachlich unbetonte Silben in die Vershebung setzten. Nur die Verfasser der Allitterationsdichtung machten eine rühmliche Ausnahme, indem sie sich von dieser sprachwidrigen Betonung — denn als solche muss sie doch erscheinen — frei hielten und nur den wirklichen Hochton des Wortes berücksichtigten. Darum hat der Allitterationsvers nur zwei Hebungen, nicht mehr, höchstens mitunter einmal eine Nebenhebung.

Thut man da dem braven Otfrid und Layamon und ihren Zeitgenossen und Nachfolgern nicht ein schweres Unrecht? Kannten sie

wirklich ihre Sprache so wenig, dass sie es wagten, dem innersten Wesen des germanischen Verses, der einzig und allein auf der Betonung sich aufbaut, so zuwiderzuhandeln, dass sie Silben in die Hebung setzten, die von uralten Zeiten her stets völlig unbetont waren, dass sie also Verse zu stande brachten, die an Betonungswidrigkeit etwa dem bekannten Distichon zu vergleichen sind: '*In Weimar únd in Jená macht mán Hexámeter wíe der, Dóch die Péntametér sínd noch viel éxcellentér.*'

Es ist wohl möglich und zulässig, dass eine früher betonte Silbe, deren Accent im Laufe der Zeit sich etwas abgeschwächt hat, in die Senkung tritt, aber es ist unmöglich, anzunehmen, dass eine ursprünglich unbetonte Silbe in die Hebung gesetzt wird, denn wir leugnen damit, dass der germanische Vers auf dem Accent aufgebaut ist. Und selbst wenn einzelne Dichter es gewagt hätten, unbetonte Silben als Hebungen auszugeben, so hätten dieselben doch von ihren Zuhörern niemals als wirkliche Hebungen aufgefasst werden können. Mit vollem Recht sagt Heath (The Old English Allitterative Line, Transactions of the Philological Society 1891—93, S. 381 f.): „Scholars have denied that Lachmann's Law applied to the spoken language. But this is a priori improbable, for it neglects the very close connection between verse and the spoken tongue in Early Germanic times — besides which, if it only applied to the verse, this highly conventional system of accentuation (as it then would be) would certainly strike an audience as unnatural and fail to catch on."

Im Gegensatz also zu Trautmann und Sievers, Paul und Heusler, Kluge und Cosijn bin ich der festen Überzeugung, dass Otfrid und Layamon und die Allitterationsdichter, deren Vers von dem Reimverse principiell gar nicht verschieden ist, die Flexionsendungen zweisilbiger Wörter mit langer Stammsilbe nur darum in die Hebung gesetzt haben und setzen konnten, weil dieselben von urgermanischer Zeit her wirklich betont waren. Weil Wörter wie *lange, hwīle, folcum, geardum, wolcnum, bearme, wīde* u. s. w. zu der Zeit, aus der die Allitterationsdichtungen stammen, zwei deutlich ausgeprägte sprachliche Accente trugen, einen Hauptton auf der ersten und einen Nebenton auf der zweiten Silbe, darum konnten die Dichter gar nicht anders, als auch zwei Vershebungen auf diese Wörter zu verlegen, so dass sie einem derartigen Worte im Verse nur noch ein zweihebiges oder zwei einhebige Wörter mit oder ohne dazwischen stehender Senkung vorausschickten (*lange hwīle, folcum gefrǣge, geong in geardum, wēox under wolcnum*) oder, wenn ein solches Wort in der Mitte des Verses stand, ihm nur noch eine Hebung vorangehen und eine folgen liessen (*him on bearme laeg, blǣd wīde sprang*). Nur am Anfange des Verses, vorzugsweise in den schwächer betonten Wortklassen (Verbum, Pronomen, Präpositionen), kann der der zweiten Silbe ursprünglich gebührende Nebenton zurücktreten; es ist also dort einhebige Messung der in Rede stehenden Wörter gestattet (z. B. *grētte Gēata lēod, sīde sǣ-næssas, sægdest from his sīte, hæfde þā gefǣlsod, ond mīnra eorla gedriht* etc.); im Vers-

innern ist dies auch bei Präpositionen der Fall (z. B. *wēox under wolcnum*).

Die sprachliche Entwickelung des Deutschen wie des Englischen drängte zu weiterer Abschwächung der Endsilben des Wortes. Darum darf es nicht wunder nehmen, wenn wir nach dem Untergange der Allitterationsdichtung, also bei Layamon und Otfrid, zweihebige Messung dieser Wörter im Versinnern nur noch dann finden, wenn ihnen eine Senkungssilbe folgt, welche durch ihre eigene Unbetontheit den auf der voraufgehenden Flexionssilbe ruhenden, aber bereits etwas abgeschwächten Nebenton besser hervortreten lässt. Am Versende bleibt die zweihebige Messung dieselbe wie früher. In einer noch späteren Zeit wird auch am Versende der ursprüngliche Nebenton nicht mehr als besondere Hebung des Verses gerechnet, aber ganz untergegangen ist er darum auch heute noch nicht. Auch wir verleihen zweisilbigen Wörtern am Vers- oder Satzende einen deutlich vernehmbaren Nebenton, nicht bloss im Gesange (*Im Krug zum grünen Kránzè*, *In einem kühlen Gríndè* etc.), sondern auch bei Kinderreimen (*Wer bäckt Kúchèn, Der muss súchèn*), in der Frage und überhaupt bei jedem langsamen Vortrag, so namentlich in der Deklamation von Gedichten und in der Predigt.

Diese Auffassung, dass ein ursprünglich den Flexionsendungen zweisilbiger Wörter mit langer Stammsilbe gebührender Nebenton im Laufe der Jahrhunderte allmählich schwächer geworden ist und darum in der Allitterationsdichtung noch an allen Stellen des Verses, in der Reimdichtung bis etwa zum dreizehnten Jahrhundert wenigstens noch am Versschluss als Hebung in Anrechnung gebracht werden konnte, während er jetzt aus der gewöhnlichen Rede verschwunden ist und nur im Gesange oder bei feierlichem Vortrage zum Vorschein kommt, entspricht doch sicher der wirklichen Sprachentwickelung weit besser als die umgekehrte Annahme, dass die Flexionsendungen in den ältesten Zeiten ganz unbetont waren, trotzdem aber in einer späteren Zeit von den Schöpfern des deutschen oder englischen Reimverses als vollgültige Vershebung gebraucht werden konnten. Ist es denn wirklich denkbar, wie noch kürzlich L. R. in der Revue de Métrique I, 2, S. 59 behauptet, dass ganz dieselben Verse im Muspilli 14 (*dār ist līp āno tōd, lioht āno finstrī*) mit zwei Hebungen gelesen wurden, bei Otfrid 1, 18, 9 (*thār ist līb āna tōd, lioht āna finstrī*) aber mit vier? Demgegenüber kann nicht oft genug wiederholt werden: „Nirgends und zu keiner Zeit ist in einem echt germanischen Metrum der klingende Ausgang anders als zweitaktig gemessen worden. Dass er im Allitterationsverse diese Messung verloren haben sollte, ist eine Annahme, die völlig in der Luft schwebt" (Kögel, Z. f. d. A. 39, Anz. S. 331).

In sehr ansprechender Weise hat Fleischer, Das Accentuationssystem Notkers in seinem Boethius (Z. f. d. Ph. 14, 153f.) die Gültigkeit des Lachmannschen Tieftongesetzes aus dem allgemeinen Rhythmus der Sprache abgeleitet, der mit dem Rhythmus der Musik wesensgleich sein muss. In der Musik folgen im Vierviertaltakte aufeinander: „hochbetonte, unbetonte, nebenbetonte, unbetonte Kürze ♩́ ♩ ♩̀ ♩. Es

können aber auch zwei Kürzen zu einer Länge zusammengezogen werden; tritt solcherweise an Stelle der beiden ersten Viertel eine halbe Note, so ist klar, dass derselben nun der nebenbetonte Bestandteil des Taktes folgen muss: 𝅗𝅥́ 𝅘𝅥̀ 𝅘𝅥. Gleicherweise müssen auch in der Rhythmik der Rede, der gesprochenen Sprache, hauptbetonte, unbetonte, nebenbetonte und wieder unbetonte Kürze oder hauptbetonte Länge, nebenbetonte und dann unbetonte Kürze einander folgen, und dies ist die natürliche Grundlage des Lachmannschen Gesetzes.“ Hier möchte ich nur noch hinzufügen, dass das vierte Viertel des Taktes sowohl am Ende des Verses wie im Innern desselben durch eine Pause ersetzt werden kann; es bleibt also auch bei nur zweisilbigen Wörtern mit langer erster Silbe der Nebenton auf der zweiten, bei dreisilbigen Wörtern mit kurzer erster Silbe auf der dritten, *wórdùm, héofenùm.*

Aber auch durch die geschichtliche Entwickelung des Altenglischen aus der urgermanischen Grundsprache lässt sich die Notwendigkeit des Lachmannschen Gesetzes, dass auf eine lange hochtonige Silbe unmittelbar eine tieftonige folgen muss, auf das klarste erweisen. Der von Kluge als negatives Kriterium für die Erschliessung des germanischen Tieftones aufgestellte Satz (Grundriss I, 342): „Kein durch Synkope geschwundener Vokal kann tieftonig gewesen sein; völlige Unbetontheit ist vorhistorisch für alle auf Grund der Auslautsgesetze synkopierten Vokale anzunehmen: also waren unbetont die Endungsvokale in *wulfa(z) gasti(z) dauþu(z) bëridi-biridi berandi.* Unbetont ferner alle synkopierten Mittelvokale wie *hauzida* (ae. *hȳrde*), *háirizō* (ae. *hērro*), *lángito* (ahd. *lęnzo*)“ ist zwar richtig, und es ergiebt sich daraus, dass das Lachmannsche Tieftongesetz auf das Urgermanische nicht ohne weiteres anwendbar ist; aber schon der weiteren Schlussfolgerung Kluges (S. 342): „Wenn nun *ă ĭ ŭ* in *daga wulfa gasti dauþu wordō-wordu* nicht tieftonig fürs Urgermanische resp. Urwestgermanische anzusetzen sind, ergiebt sich, dass die zweite Wortsilbe nicht tieftonig, sondern unbetont ist“, kann man nur zustimmen, wenn diese Regel ausdrücklich, was von Kluge nicht geschieht, auf einfache zweisilbige Wörter des Urgermanischen resp. Urwestgermanischen vor der Wirkung der Auslaut- und Synkopierungsgesetze beschränkt wird, denn zweisilbige Wörter vor und zweisilbige Wörter nach dem Inkrafttreten der Auslaut- und Synkopierungsgesetze, also z. B. urg. *wulfaz* N. Sg. und ae. *wulfas* N. Pl., urg. *dauþum* A. Sg. und ae. *wulfum* D. Pl., urg. *gastim* A. Sg. und ae. *dryhten* N. Sg., können nicht ohne weiteres einander gleichgesetzt werden, da ja die altenglischen Wörter auf dreisilbige urgermanische Wortformen zurückzuführen sind. Es ist darum auch ganz ungerechtfertigt, wenn Cosijn in der oben angezogenen Stelle aus dem Abfall des *u* in *wordu* schliesst, dass auch die Endsilben von *ealde lāfe* etc. „absoluut toonloze vocalen“ gehabt haben und dass ‘in der ags. Flexion jede unmittelbar auf eine hochtonige Silbe folgende Endsilbe tonlos’ war. Wären wirklich, wie Cosijn annimmt und Kluge anzunehmen scheint, alle ae. Flexionsendungen, z. B. das *-e* des Dat. Sg., das *-a*

des Gen. Pl. oder die konsonantisch ausgehenden Endungen *-es* im Gen. Sg., *-as* im Nom. Pl., *-um* im Dat. Pl. der *o*-Stämme, ursprünglich ebenso unbetont gewesen wie das *a i u* in *wulfaz, gastiz, dauþuz, wordu*, so hätten sie ja ebenso wie diese unter der Einwirkung des Hochtones der Stammsilbe verstummen müssen. Gerade der Umstand also, dass gewisse Endvokale im Altenglischen abgefallen sind, andere aber nicht, beweist, dass im Urgermanischen nur ein Teil der Flexionsendungen unbetont war, und dass diejenigen Flexions- und Ableitungssilben, welche von den Wirkungen der Auslaut- und Synkopierungsgesetze nicht betroffen wurden, ursprünglich betont gewesen sein müssen, da sie durch diesen Ton vor dem Untergange bewahrt wurden. Cosijn beruft sich zwar weiter darauf, dass in *ealde lāfe* u. ä. das *e* aus älterem *a* abgeschwächt sei, aber blosse Abschwächung und Veränderung des Vokals, durch die Kluge (Grundriss I, 342) sogar Unbetontheit der zweiten Bestandteile von Zusammensetzungen erweisen will, ist durchaus kein Zeichen von absoluter Tonlosigkeit, da, wie jedermann bekannt, in den altgermanischen Sprachen auch die Vokale starktoniger Silben den mannigfachsten Veränderungen und Schwankungen unterliegen.

Kluges Gesetz von der Unbetontheit der zweiten Wortsilbe gilt aber nicht einmal für das Urgermanische uneingeschränkt, denn es müssen davon zunächst diejenigen Wörter ausgenommen werden, die urgermanisch auf der zweiten Silbe den Hauptton tragen. Dieser Hauptton kann nach der Accentverschiebung nicht sofort spurlos verschwunden sein, er muss sich noch lange als Nebenton in den germanischen Einzelsprachen erhalten haben; es fand darum auch bei diesen zweisilbigen Wörtern ein Vokalverlust nicht statt. Nach Hirt (Der idg. Akzent S. 13. 30. 45 u. ö.) entsprach im Urgermanischen wie im Keltischen, Italischen und noch heut im Polnischen einem Hauptton auf der zweiten oder dritten ein Nebenton oder 'Gegenton' auf der ersten Silbe; die Accentverschiebung bestand also bei diesen Wörtern nur in einem 'Austausch zwischen Hoch- und Tiefton' (Sievers, Beitr. 4, 539. Anm. 1). Jedesfalls also dürfen wir für diese Gruppe von Wörtern noch in den germanischen Einzelsprachen neben dem jüngeren Hauptton auf der ersten noch einen Nebenton (an Stelle des früheren Haupttones) auf der zweiten Silbe ansetzen, also z. B. ae. *óxà, túngè, fóldè, mōdòr, éahtà, búndòn, wúrdòn* etc. betonen.

Auszunehmen von der Klugeschen Regel sind ferner diejenigen zweisilbigen Wörter des Urgermanischen, welche aus ursprünglich dreisilbigen Formen durch idg. oder urg. Kontraktion der Vokale der beiden Endsilben entstanden sind, z. B. **wulfai* D. Sg. aus **wulfo-ai*, **wulfōs* N. Pl. aus **wulfo-es*, **wulfēm* G. Pl. aus **wulfe-ēm*, denn diese stehen in Bezug auf ihre Betonung den urg. dreisilbigen Wörtern durchaus gleich, zumal ja die Dreisilbigkeit auch durch den 'schleifenden' Ton der Endsilben noch gewahrt ist (vergl. darüber Hirt, Vom schleifenden und gestossenen Ton in den idg. Sprachen, Idg. Forsch. I, 1 ff. 195 ff. und Der idg. Akzent S. 114 f. u. ö.).

Von den urg. zweisilbigen Wörtern mit langer erster Silbe ist

also Unbetontheit der zweiten Silbe nur festgestellt für *wulfaz*, *gastiz*, *dauþuz*, *wordu* (aus älterem *wordō* mit gestossenem, nicht schleifendem Ton) und ähnliche Wörter, die ja sämtlich im Altenglischen durch den Abfall der Endsilbe zu einsilbigen geworden sind, *wulf, giest, dēað, word* etc., so dass ein Nebenton für sie im Altenglischen überhaupt nicht in Betracht kommen kann. Ein Teil der hierher gehörenden Wörter, nämlich diejenigen, deren Stamm auf silbenbildendes *l*, *r*, *m*, *n* ausgeht, ist allerdings späterhin im Altenglischen durch Einschiebung eines sekundären Vokals wieder zweisilbig geworden, so z. B. *tempel* (lat. *templum*), *winter* (got. *wintrus*), *māðum* (got. *maiþms*), *tācen* (got. *taikns*). Den zweiten Silben dieser Wörter gebührt ihrer Entwickelung nach ein Nebenton nicht, und in der That sind gerade dies die einzigen zweisilbigen Nomina mit langer Stammsilbe, die im altenglischen Allitterationsvers auch ausserhalb des Einganges der D-verse einhebig gebraucht werden, vergl. z. B. *Salomōnes templ* Dan. 60; *rodorbeorhtan tungl(u)* Dan. 369; *symb(e)l-winne drēoh* B 1783; *wæl-fāgne wint(e)r* B 1129; *ald(o)r-bealu eorlum* B 1677; *hæfde kyninga wuld(o)r* B 666; *morð(o)r-bealu māga* B 1080; *þǣr wæs hæleþa hleaht(o)r* B 612; *māðm-ǣhta mā* B 1614; *sinc-māð(ðu)m sēlra* B 2194; *hord-māð(u)m* (so ist statt *hord-māðmum* zu lesen) *hæleða* B 1199; *mǣre māð(ðu)m-sweord* B 1024; *wǣp(e)n ond gewǣdu* B 292; *beorht bēac(e)n godes* B 570; *þæt wæs tāc(e)n sweotol* B 834; *lāc ond luf-tāc(e)n* B 1864; während ganz ähnlich aussehende Wörter (z. B. *candel, ēðel, engel, fengel, īdel, brōðor, dohtor, mōdor, ealdor* 'Herrscher', *ellor, lāðum* D. Sg., *wrāðum* D. Sg., *dryhten, þēoden, ǣfen, ellen, morgen* etc.), bei denen der Vokal der zweiten Silbe schon im Urgermanischen vorhanden war und einen Nebenton trug, ausserhalb des Einganges von D-Versen ausnahmslos zweihebig gebraucht werden; vergl. z. B. *rodores candel* B 1573; *ēðel sīnne* B 1961; *mihtig engel* Ex. 205; *snotra fengel* B 2157; *oð þæt īdel stōd* B 145; *yldra brōðor* B 1325; *þēodnes dohtor* B 2175; *Grendles mōdor* B 1539; *ealdor þīnne* B 1849; *lāð æfter lāðum* Ex. 195; *þǣr mē wið lāðum* B 550; *waca wið wrāðum* B 661; *Gēata dryhten* B 1832; *þēoden mǣrne* B 353; *mǣre þēoden* B 129; *ǣfen-ræste* B 647; *him þā ellen-rōf* B 340; *on morgen-tīd* B 484 etc. Erst in jüngeren Texten sind die Wörter mit sekundärem Vokal in zweiter Silbe denen mit ursprünglichem Vokal oft gleichgestellt und darum wie diese im Verse zweihebig gebraucht, z. B. *ōðer wundor* Ex. 108; *morðor fremedon* Ex. 146; *cyninga wuldor* El. 5; *wēa-tācen nān* Phoen. 51; *sigores tācen* El. 85. Im Beowulf ist dieser Gebrauch äusserst selten und wohl nur in jüngeren Partieen anzutreffen, z. B. *wīg ofer wǣpen* B 686; *aldor-lēasne* 'leblos' B 1588. 3004. Hier, aber auch nur hier, kann man davon sprechen, dass einer ursprünglich unbetonten Silbe dem Verse zu liebe ein Nebenton verliehen worden ist.

Fragen wir nun nach der Betonung der urgermanisch dreisilbigen Wörter mit langer Stammsilbe, so müssen wir vor allem den Satz im Auge behalten: „Es können nicht zwei aufeinanderfolgende Silben ganz gleiche Tonhöhe oder gleiches Ton-

gewicht haben." Diese von Paul (Beitr. 6, 131) aufgestellte, von anderen (z. B. Bechtel, Hauptprobleme S. 106, Kaufmann, Z. f. d. Ph. 26, 265) ausdrücklich gebilligte „Behauptung, es seien nicht zwei gleich stark betonte Silben nebeneinander möglich, hat nicht den Charakter einer Hypothese, sondern beruht auf einem Gesetze der Apperception; vergl. Wundt, Psychologie II³, 248 ff." (Michels, Idg. Forsch. Anz. I, 32; Hirt, der idg. Akzent S. 12). Es folgt daraus, dass in urg. dreisilbigen Wörtern ausser dem Hauptton auf der ersten noch ein Nebenton auf einer der beiden folgenden Silben geruht haben muss, und die Auslaut- und Synkopierungsgesetze des Altenglischen setzen uns zugleich in den Stand, die Lage dieses urgermanischen Nebentones genauer zu bestimmen. Denn da nur eine unbetonte Silbe abfallen konnte, eine nebentonige aber nicht, so muss bei Abfall der dritten Silbe die zweite, bei Ausstossung der zweiten die dritte Silbe der urgermanischen Grundform nebentonig gewesen sein, und dieser Nebenton konnte auch nach der Verkürzung des Wortes im Altenglischen und in den übrigen germanischen Sprachen nicht sofort völlig schwinden; er musste noch lange Zeit sich in der Sprache erhalten, wenn er auch im Laufe der Jahrhunderte weiterer Abschwächung unterworfen war. Kluge ist also im Unrecht, wenn er (Grundriss I, 342) sagt: „Einhebig waren . . . . *birizi biriđi berome berandi; dáγami(z) wúlfami(z) γástimi(z)* Dat. Plur.; *súniwiz* N. Plur. 'die Söhne'; *námini(z)* lat. *nomini(s); γúmini(z)* lat. *homini(s)*"; vielmehr müssen wir aus ae. *blindne blindre blindra hȳrde* eine ältere Betonung *blíndanȫ, blíndizȫ, blíndizḕ, háuzidȍ* und aus ae. *dryhten, wulfes, blindum, bindan, bindađ* etc. eine Betonung *blíndàmma, drúhtìnaz, wúlfèso, bíndònom, bíndàndi* erschliessen, und das Vorhandensein eines Nebentones in diesen älteren dreisilbigen Formen berechtigt uns wieder, den oben genannten zweisilbigen ae. Wörtern einen Nebenton auf der zweiten Silbe zuzuweisen, also *blíndnè, blíndrè, blíndrà, hȳ́rdè, blíndùm, drȳ́htèn, wúlfès, bíndàn, bíndàđ* etc. Dass diese Schlussfolgerung richtig ist, erkennt ja auch Sievers ausdrücklich an (Beitr. 4, 527): „Während sich für g. *blinde* ahd. *blinto* die Existenz eines Tieftones in unserem Sinne durch nichts erweisen lässt, muss es wenigstens als sehr wahrscheinlich gelten, dass Wörter wie *hōrta* aus *hōrita* auch nach ihrer Verkürzung noch den wirklichen Tiefton zeigten." Ebenso sagt Brugmann (Grundriss I, 559): „Wenn z. B. in ahd. *hōrta* (got. *háusida*) das *i* ausgefallen ist, das *i* in *nérita* (got. *násida*) blieb, so muss die zweite Silbe dort schwächer betont gewesen sein als hier, und weiter zeigt *hōrta*, dass in dem älteren **hōrita* die letzte Silbe einen Nebenton hatte," und Paul (Beitr. 6, 134) erklärt: „Unter allen Umständen muss *mikils* zunächst auf eine Grundform **mikìlaz* zurückgeführt werden."

Diejenigen ursprünglich dreisilbigen Grundformen, die schon in urgermanischer oder indogermanischer Zeit durch Kontraktion der beiden Endsilben zu zweisilbigen reduziert worden waren, hatten, wie schon oben (S. 111) bemerkt ist, 'schleifende' Betonung auf der Flexionssilbe. Es ist darum selbstverständlich, dass diese Silben

durch die Auslautgesetze keine weitere Kürzung mehr erfahren konnten und auch im Altenglischen noch einen Nebenton bewahren mussten, dass wir also zu betonen haben: *wúlfè wúlfàs, wúlfà, bíndè* Conj. Praes. etc.

Trugen dreisilbige Wörter ursprünglich auf der zweiten Silbe den Hauptton, so behielt diese Silbe nach der Verschiebung des Accentes auf die erste wenigstens einen Nebenton, der auch in die germanischen Einzelsprachen übergehen musste; die dritte Silbe aber war unbetont und fiel darum ab. So entprechen sich gr. *μητέρα* und ae. *mṓdòr;* skr. *catvā́ras,* und ae. *féowèr.*

Endlich haben wir im Urgermanischen auch einfache viersilbige Wörter mit langer Stammsilbe. Bei diesen muss nach der Paulschen Regel ausser der hochtonigen ersten Silbe noch entweder die dritte allein oder die zweite und vierte einen Nebenton tragen. Im ersteren Falle gehen im Altenglischen die beiden unbetonten Silben, die zweite und vierte, verloren; die dritte Silbe aber mit dem ihr gebührenden Nebentone blieb erhalten; vergl. urg. *drúhtinèso* ae. *drýhtnès,* got. *háilagàmma* ae. *hā́lgùm.*[1]) Im letzteren Falle wird die unbetonte dritte Silbe synkopiert, die beiden nebentonigen Silben bleiben im Altenglischen erhalten, und zwar müssen jetzt wiederum nach dem oben angeführten Paulschen Gesetz die beiden Nebentöne gegen einander und gegen den Hauptton abgestuft werden; es wird darum der erste Nebenton, der auf eine infolge der Synkope durch Position lang gewordene Silbe fällt, der stärkere. Wir erhalten also aus urg. *háilàganṑ, háilàgizṑ, háilàgizḕ* die dreifach abgestuften ae. Formen *hā́lìgnè, hā́lìgrè, hā́lìgrà.* Ist die Ableitungssilbe von vornherein durch Position oder von Natur lang, z. B. *-ing-*, *-end-*, *-est-*, *-ō-*, dann kann sie auch in denjenigen Fällen, wo ein ursprünglicher Nebenton auf der dritten Silbe des Wortes liegt, ihren eigenen Ton nicht verlieren, sie kann nicht synkopiert werden, und wir erhalten auch hier dreifach abgestufte Betonung: *Scýldìngàs, Scýldìngùm, ýldèstà, þáncodè.*

Auf alle Einzelheiten der altenglischen Flexion kann ich hier nicht eingehen; ich muss es auch anderen überlassen, die aus vorstehenden Ausführungen für das Althochdeutsche, Altsächsische und Altnordische sich ergebenden Konsequenzen zu ziehen; soviel aber dürfte aus den angeführten Beispielen doch klar geworden sein und wird durch eine eingehendere Untersuchung sicher bestätigt werden, dass 1. alle einsilbig kurzen oder verkürzten Flexionssilben des Urgermanischen (*-az*, *-iz*, *-uz*, *-an*, *-u* aus *-ō*) unbetont waren und darum im Altenglischen unmittelbar nach einer langen Stammsilbe abgefallen sind, 2. dass alle einsilbig langen Flexionsendungen, die durch Kontraktion aus zwei kurzen Silben entstanden sind und darum „schleifenden" Ton hatten, im Altenglischen einen Nebenton auf der Endsilbe sich gewahrt haben, 3. dass alle urg. zweisilbigen

---

1) Erst jüngere Schreiber setzen nach der Analogie der Nominativform den synkopierten Vokal der zweiten Silbe in diesen Formen wieder ein: *hāliges, hāligum,* natürlich ohne dass demselben ein Nebenton gebührte.

Ausgänge auf einer der beiden Silben einen Nebenton tragen mussten, und dass diese nebentonige Silbe im Altenglischen erhalten blieb, während die unbetonte verloren ging. Für die kurzen Ableitungssilben wie *druht-in-*, *hail-ag-* etc. ergiebt sich, dass dieselben vor einem einsilbig kurzen Suffixe einen Nebenton tragen mussten und darum erhalten blieben, während sie vor einem ursprünglich zweisilbigen Suffixe, dessen erste Silbe nebentonig war (vokalisch beginnende Suffixe) unbetont waren und darum ausfielen. Vor denjenigen Suffixen, deren zweite Silbe den Nebenton trug, und die darum nach Synkope der ersten Silbe konsonantisch beginnen, wird die Ableitungssilbe durch das Zusammentreten zweier Konsonanten lang; sie kann daher nicht ausfallen, sondern muss sogar einen stärkeren Nebenton erhalten als die Schlusssilbe, so dass hier eine dreifach abgestufte Betonung eintritt. Lange Ableitungssilben (*-ing-*, *-end-*, *-est-*, *-els-*, *-ō-* etc.) können auch vor vokalisch beginnenden ursprünglich zweisilbigen Suffixen nicht synkopiert werden; sie erhalten darum gleichfalls einen stärkeren Nebenton als die etwas schwächer betonte Endungssilbe.

Bei dieser Auffassung sind die Auslaut- und Synkopierungsgesetze des Altenglischen in die engste Beziehung gesetzt zu der urgermanischen Accentverschiebung. Der starke exspiratorische Accent auf der erten Silbe des Wortes unterdrückte jede ihm unmittelbar folgende unbetonte Silbe, sowohl in zweisilbigen, wie in drei- oder viersilbigen Wörtern (*wúlfaz — wúlf, blindanȫ — blíndnè, háiligàmma —hā́lgùm*), eine unmittelbar folgende nebentonige aber blieb erhalten (*mṓdòr, wúlfùm* aus *wúlfàmiz, hā́lignè* aus *háilàganȍ*), weil dieselbe dem starken Tone der ersten Silbe einen selbständigen, wenn auch schwächeren Ton entgegenstellen konnte. Eine unmittelbar auf eine nebentonige folgende kurze Schlusssilbe war ebenfalls dem Verstummen preisgegeben (*wúlfès* aus *wúlfèso, wúlfùm* aus *wúlfàmiz*). Wenn aber der Hauptton neben sich keine unbetonte Silbe duldete, dann folgt daraus, dass der im Altenglischen auf eine lange, hochtonige Silbe folgende Nebenton nicht etwa selbst wieder in kurzer Zeit dem Untergange verfallen konnte, sondern dass er noch lange, also auf dem Gebiete des Englischen jedesfalls bis tief in die me. Zeit hinein in der Sprache vorhanden war.

Nach all diesen Erörterungen also darf ich wohl als sicher feststehend behaupten, dass das Lachmannsche Gesetz, wonach bei langer erster Silbe die folgende, und wenn diese lang war, auch noch die dritte einen Nebenton trug, sich für das Altenglische in vollem Umfange als gültig erwiesen hat.[1]) Man wird also anerkennen müssen, dass alle ae. Endsilben unmittelbar nach einer langen hochtonigen oder stark nebentonigen Silbe von urgermanischer Zeit her einen Nebenton hatten und es darum nicht mehr auffallend finden, wenn die altenglischen Dichter diese nebentonigen Silben geradeso wie

---

1) Selbst die Wörter mit silbenbildendem *l*, *r*, *m*, *n* sind in den jüngeren Texten dieser Regel bereits unterworfen (s. o. S. 112). Eine Ausnahme bilden also höchstens die jüngeren Schreibungen *hāliges*, *hāligum*, *dōgores* u. ä.; s. o. S. 114 Anmerkung.

Otfrid und die späteren Reimdichter als volle Vershebung verwendeten. Wie lange dieser Nebenton in der wirklich gesprochenen Sprache sich erhalten hat, ist eine Frage für sich; wir können aber in der Entwickelung des englischen und deutschen Versbaues die allmähliche Abschwächung des Nebentones deutlich verfolgen. In der ae., ahd. und as. Allitterationsdichtung, vereinzelt auch noch bei Otfrid (*fingar thīnan*, *mahtig druhtin*), kann ein zweisilbiges Wort mit langer Stammsilbe an allen Stellen des Verses zweihebig gemessen werden, bei Layamon und Otfrid und in dem späteren, frühmittelenglischen und deutschen Reimvers bildet die zweihebige Messung dieser Wörter im Versausgang noch ausnahmslos die Regel; im Versinnern aber ist sie nur gestattet, wenn die folgende Senkung durch eine besondere Silbe ausgefüllt ist. In einer noch späteren Zeit endlich wird auch am Versende der den Schlusssilben früher gebührende Nebenton nicht mehr oder doch nur in Ausnahmefällen (Kinderreime, Deklamation, Gesang) als volle Vershebung verwendet.

2. Die Betonung einfacher dreisilbiger Wörter mit langer Stamm- und langer Mittelsilbe im Altenglischen.

In engem Zusammenhange mit der Frage nach dem Vorhandensein eines Nebentones auf der Endsilbe zweisilbiger Wörter mit langer Stammsilbe steht die andere nach der Betonung dreisilbiger Wörter mit langer Stamm- und langer Mittelsilbe. Schade, Grundzüge der altdeutschen Metrik (Weimarisches Jahrbuch I, 11) sagt hierüber: „Das Verhältnis der minder betonten Silben eines Wortes ist nun in den alten Sprachen folgendes: Ist die betonteste Silbe eines Wortes lang, so ist die nächsthohe Betonung auf der folgenden Silbe. Die hinter dieser folgenden Silbe hergehenden müssen wieder aus demselben Gesichtspunkte betrachtet werden; man muss also bei ihnen immer wieder fragen, ob die unmittelbar vorhergehende lang oder kurz ist.“ Demnach haben *hālígne, hāligre, hāligra, murnende, Scyldinga, yldesta, þancōde, scēawēdon, scēawian* u. ä. drei Accente, einen Hochton auf der ersten, einen starken Nebenton auf der zweiten, einen schwächeren Nebenton auf der Endsilbe, wie ich dies in dem vorigen Abschnitt (s. o. S. 114) auch durch die sprachgeschichtliche Ableitung dieser Wörter aus älteren Formen bereits dargelegt habe. Im ae. Allitterationsvers tragen derartige Wörter an allen Stellen des Verses drei Hebungen; es kann ihnen also nur noch eine Hebung vorangehen oder eine folgen: *him sē yldesta, sǣ-līdende, gode þancōde; murnende mōd; egsōde eorl;* nur die Praet. auf *-ōde* werden am Versanfang vereinzelt zweihebig gebraucht: *weardōde hwīle, tryddōde tīr-fæst.* Da nun aber hier zwei verschiedene Nebentöne auf den beiden letzten Silben ruhen, die, wie oben bemerkt, gegen einander abgestuft sind, so muss, wenn wir z. B. *murnende* mit *murnan* vergleichen, der Nebenton auf der zweiten Silbe von *murnende* allerdings stärker gewesen sein, als der auf der zweiten Silbe von *murnan*, aber es muss auch der auf der Endsilbe von *murnende* ruhende Nebenton schwächer gewesen sein als der auf der Endsilbe von *murnan*, ein Verhältnis, d[illegible]wa durch die Formel $\overset{3}{mur}\overset{2}{nen}\overset{1}{de}$, $\overset{3}{mur}\overset{1\frac{1}{2}}{nan}$ ausdrücken können.

Wenn dies richtig ist, dann muss die Schlusssilbe eines dreisilbigen Wortes der Form — — × früher aufgehört haben, eine Vershebung zu tragen, als die Schlusssilbe eines zweisilbigen Wortes der Form — ×, und in der That war dies der Fall. Denn während in der ae. Allitterationsdichtung ein Wort wie *murnende* an allen Stellen des Verses ausnahmslos dreihebig gebraucht werden muss, finden wir im Heliand am Versanfang und im Versinnern neben der dreihebigen auch schon zweihebige Messung, so z. B. mit drei Hebungen: *waldandes kraft* Hel. 277; *waldandes word* Hel. 577; *hēlagna gēst* Hel. 11; *muodagna kuning* Hel. 686, aber daneben mit zwei Hebungen: *waldandes willeon* Hel. 106; *habda im hēlagna gēst* Hel. 467; *tho sagde hē waldande thank* Hel. 475; am Versschluss aber ist auch dort stets dreihebige Messung anzutreffen. Bei Otfrid und Layamon werden die in Rede stehenden Wörter am Versende zwar auch noch mit drei Hebungen gelesen, aber am Versanfang und im Versinnern haben sie ausschliesslich zwei Hebungen. Es ist also gegen den Heliand und mehr noch gegen die ae. Allitterationsdichtung eine weitere Abschwächung eingetreten. In dem späteren Reimvers ist dreihebige Messung dieser Wörter am Anfang und im Innern des Verses natürlich ebenfalls völlig ausgeschlossen; aber auch am Ende des Verses begegnen einfache dreisilbige Wörter mit langer Stamm- und langer Mittelsilbe nur vereinzelt (vgl. Pauls Grdr. II, 1, 933 f. *swaz man der werbenden, an einem ābende*), entsprechende Komposita, wie *urloubes, unlange, hūsherre,* aber häufiger in dreihebiger Messung, weil die auf der zweiten und dritten Silbe von zusammengesetzten Wörtern der Form — — × ruhenden Nebentöne etwas stärker waren als die einfacher Wörter.

Auch Orm macht einen Unterschied zwischen den Endsilben von zweisilbigen und denen von dreisilbigen Wörtern. Da ein Zusammenstoss zweier Hebungen bei ihm nicht gestattet ist, so muss er im Versinnern die schwächeren Hebungen der Endsilben beider Gruppen von Wörtern in die Senkung setzen, woraus dann für die dreisilbigen zugleich folgt, dass die erste Silbe ebenfalls in die Senkung und die zweite allein in die Hebung kommt; er betont also *tiþénnde, Ennglisshe* u. s. w. In dem klingenden Ausgang der zweiten Halbzeile finden wir aber nur zweisilbige Wörter, *wrohhte, fowwre, wille, nemmnedd* etc., auch als zweite Teile von Zusammensetzungen, *(goddspell)bokess, (lerrninng)cnihhtess, (þeossterr)nesse, (sahht)nesse* etc., oder allenfalls lateinische Eigennamen mit dem Hauptton auf der vorletzten, wie *Bapptiste*; ausgeschlossen aber sind einfache dreisilbige Wörter wie *Ennglisshe, Judisskenn, tiþénnde, þusénnde* u. s. w. Es folgt daraus einmal, was ich oben bemerkt habe, dass der Nebenton auf der Endsilbe dreisilbiger Wörter früher abgeschwächt war, als auf der Endsilbe zweisilbiger, und sodann, dass bei Orm der klingende Ausgang auch wirklich zweihebig gemessen wurde, der zweite Halbvers also ebenso vier Hebungen enthielt, wie der erste: *þiss bōc iss némmnedd Órrmulúmm, forþi þatt Órm itt wróhhtè,* denn sonst wäre es ganz unverständlich, warum Orm einerseits kurzsilbige Wörter, wie *sune, gode, lufe, tale,* andrerseits dreisilbige, wie *tiþennde, Ennglisshe,* am Ausgange der zweiten Halbzeile durchaus vermeidet.

Auch dieses Gesetz von der dreifach abgestuften Betonung der Wörter von der Form — — × wird von vielen nicht anerkannt. Nach Sievers (Altgerm. Metr. S. 125; Grundriss II, 1, 889) sind zwar lange Mittelsilben nach langer Wurzelsilbe 'schwer nebentonig' und können in C-versen sogar die zweite Haupthebung auf sich nehmen; aber die Endsilben hält er wie alle anderen Endsilben für unbetont. Möller und Heusler geben diesen Wörtern drei Hebungen in C-versen, in denen sie auf zwei Takte verteilt werden, *him sē |yl-|desta*, aber nur zwei Hebungen in D-versen, in denen sie einen Takt ausmachen: |*sǣ-*| *līdende;* es bleibt dann die Schlusssilbe unbetont. In seiner Schrift „Über germanischen Versbau“ S. 65 ff. sucht zwar Heusler diese verschiedenartige Messung derselben Wörter gegen die Einwendungen von Sievers zu rechtfertigen; aber Kögel (Z.f.d.A. 39, Anz. 326) hat die Unzulänglichkeit der Heuslerschen Beweisgründe und die Notwendigkeit der dreihebigen Messung der Wörter von der Form — — × völlig überzeugend nachgewiesen, und nach dem im vorigen Abschnitt Ausgeführten kann ein Zweifel daran, dass auch die Endsilben dreisilbiger Wörter mit langer Stamm- und langer Mittelsilbe von alter Zeit her einen Nebenton zu beanspruchen hatten, nicht aufkommen.

Während aber Sievers und Heusler diesen Wörtern nur den schwächsten Accent streitig machen, also Betonung der Schlusssilben leugnen, hat Trautmann (Lachmanns Betonungsgesetze und Otfrids Vers) auffallenderweise gerade die Existenz eines Tieftones auf der zweiten Silbe in Frage gestellt und die thatsächlich bestehende dreihebige Messung am Ausgange. die Verlegung des Tieftones auf die Mittelsilbe im Innern des Otfridschen Verses nur durch metrische Rücksichten zu erklären versucht: „Wenn Otfrid am Schlusse des Verses betont *ìlòntò stéinòtì drúhtìnès*, so ist wiederum kein Betonungsgesetz, sondern lediglich ein metrischer Grund im Spiele: Otfrid musste den betreffenden Wörten drei Accente geben, um nicht Verse mit überklappender Senkung zu erhalten. . . . . Er hätte sich auch wirklich kaum schwerer gegen sein Vorbild, den Dimeter jambicus acatalecticus vergehen können als durch Zulassung von Versausgängen mit überklappender Senkung. Aber was wäre geschehen, wenn Otfrid *ìlòntò stéinòtì drúhtìnès* etc. nicht zur ein für alle mal feststehenden Betonung des Versausganges gemacht hätte? Seine Leser, durch viele Hunderte von Beispielen gewöhnt, eine lange Stammsilbe für Hebung und Senkung zu setzen, würden frischweg *ìlònto* anstatt *ìlontó, stéinòti* anstatt *stéinotì, drúhtìnes* anstatt *drúhtinès* gesprochen, also den Vers mit überklappender Senkung geschlossen haben . . . . Schon um seinem Verse Bestimmtheit zu geben, um den Leser nicht in Verlegenheit zu setzen und nicht selber jeden Augenblick beim Versemachen ins Gedränge zu kommen, musste Otfrid oder derjenige, der zuerst in seiner Weise dichtete, sich für eine stets gleiche Betonung der dreisilbigen am Versausgange entscheiden“ (Lachmanns Betonungsges. S. 16 f. und S. 17 Anm.).

Diese höchst eigentümliche Auffassung von der Art, wie Otfrid seine Verse dichtete und seine Zeitgenossen sie lasen, ist bereits von

Behaghel (Germ. 23, 365 ff.) gebührend beleuchtet und zurückgewiesen worden; trotzdem aber scheint Trautmann auch heute noch an seiner früheren Auffassung festzuhalten, denn in seinem Aufsatz Zur Kenntnis der altgerm. Stabzeile (Angl. Beibl. 5,93) bemerkt er über die dreitaktige Messung dreisilbiger Wörter der Form — — × : „Es braucht wohl kaum ausdrücklich gesagt zu werden, dass diese Verwendung in ihrem letzten Grunde eine rein technische Sache ist", und in seiner Besprechung meiner Schrift über den altenglischen Vers tadelt er es, dass ich „an das längst abgethane Gesetz der absteigenden Betonung" glaube. „Nein! *ǣresta* hatte nicht zwei Nebentreffe, sondern nur einen, und diesen auf der letzten Silbe, so dass es *ǣrestà* lautete; aus der Weiterentwickelung von *ǣresta* und ähnlichen Worten geht dies deutlich genug hervor. Die Erklärung der Erscheinung, auf welche Sievers hinweist, muss also in andren Dingen gesucht werden; und sie hat m. E. hauptsächlich einen technischen Grund etc." (Anglia Beibl. 5, 134). Trautmann glaubt also auch jetzt noch, dass die altgermanischen Dichter ihren Vers nicht auf der wirklichen Betonung der Wörter, sondern auf einer ganz konventionellen Verteilung der Versaccente auf betonte oder auch unbetonte Silben aufgebaut haben, eine Annahme, die dem innersten Wesen des germanischen Verses so sehr widerspricht, dass ich wohl nicht nötig habe, sie ausführlich zu widerlegen. Nur einen Punkt möchte ich hier noch näher beleuchten. Trautmann behauptet, „aus der Weiterentwickelung von *ǣresta* und ähnlichen Worten" gehe deutlich genug hervor, dass dieselben „nicht zwei Nebentreffe, sondern nur einen und diesen auf der letzten Silbe" gehabt haben. Nun finden wir allerdings *earste* (Kath. 855) aus *ǣreste* und *erst* (Chaucer) aus *ǣrest;* aber dieses Wort nimmt eine Sonderstellung ein, weil hier das *r* mit dem folgenden *st* zu der sonst beliebten Konsonantenverbindung *rst* zusammentrat und somit das schwächer gewordene *e* der Mittelsilbe unterdrückt wurde. In allen andern 'ähnlichen' Wörtern aber zeigt gerade die Weiterentwickelung z. B. von *yldesta* zu *eldest*, von *cēnoste* zu *keenest*, von *ǣrende* zu *errand*, von *murnende* zu *mourning*, von *slǣpende* zu *sleeping*, von *þancōde* zu *thanked*, aufs klarste, dass die zweite Silbe, die auch im Neuenglischen noch erhalten ist, stärker betont war, als die dritte, dass also das Gesetz der absteigenden Betonung durch Trautmann noch nicht 'abgethan' ist.

Ebenso beweisend für einen stärkeren Nebenton auf der zweiten Silbe ist die Behandlung dieser Wörter bei Orm. Waren sie wirklich, wie Trautmann meint, nur auf der ersten und dritten Silbe betont, nicht auf der zweiten, so wäre doch nichts natürlicher gewesen, als dass Orm geradeso wie dreisilbige Wörter mit kurzer Stammsilbe (z. B. *lúfedé* 16712, *þóledé* 11822, *wídewé* 8632, *séfenndé* 4169) auch die dreisilbigen mit langer Stammsilbe auf der ersten und dritten Silbe betont hätte, *tíþenndé, Énnglisshé, tácnedé* etc. Dies thut er aber nie; vielmehr heisst es ausnahmslos *tiþénnde* D 176; *þusénnde* 1316. 7757; *bærnénnde* 17447; *ehhténnde* 543; *Ennglisshe* D 130. 132. 306. 308 etc.; *mennisske* D 218; *Judisskenn* 283. 300 etc.; *gildéne* 8180; *Cristéne* D 122. 337; *tacnéde* 1756. 1772. 1776; *shifftédenn* 470.

497 etc. etc. Wie kann Trautmann angesichts dieses so klaren Beweises noch weiter behaupten, dass die Mittelsilben dieser Wörter im Altenglischen unbetont gewesen seien? Mochte Orm ein noch so schlechter Verseschmied und die Verteilung der Vershebungen auf die Silben des Wortes noch so sehr dem Belieben des Dichters anheimgestellt gewesen sein, so hätte doch zu keiner Zeit ein germanischer Dichter es gewagt, gerade die unbetonte Silbe eines Wortes in die Vershebung und die beiden betonten Silben in die Senkung zu setzen. Es sind also auch diese Einwendungen Trautmanns durchaus hinfällig, und das Lachmannsche Gesetz von der absteigenden Betonung bleibt in Kraft.

3. Die Betonung zweisilbiger Wörter mit kurzer Stammsilbe im Altenglischen und ihre Verwendung im Verse.

Auch wenn wir, wie dies durch die voraufgehende Untersuchung wohl ausreichend gerechtfertigt ist, auf die Endsilben zweisilbiger Wörter mit langer Stammsilbe und dreisilbiger mit langer Stamm- und langer Mittelsilbe eine Vershebung verlegen, bleiben doch noch ziemlich viel altenglische Allitterationsverse (etwa 8—10%) übrig, welche nur dann vier Hebungen enthalten, wenn wir die am Versschluss stehenden zweisilbigen Wörter mit kurzer Stammsilbe zweihebig messen. In diesem Falle geht dem am Versende stehenden Worte der Form ◡× stets eine von Natur oder durch Position lange, starkbetonte Silbe voran (*in geār-dagum, on bearm scipes, lēof landfruma, brego Beorht-Dena, mǣre mearc-stapa, bōt eft cuman, swutol sang scopes, scencte scīr wered, gūð-rinc monig, mago-driht micel*), während in anderen Fällen, in denen das am Ende stehende Wort der Form ◡× der ganzen Anlage des Verses nach nur eine Hebung tragen kann, stets eine schwächere Hebung oder eine Senkung unmittelbar vorausgeht (z. B. *wið Grendles gryre, wið fēonda gehwone, heal-þegnes hete, fǣr-nīða gefremed*). Aus diesem Thatbestand habe ich (Stud. 1,78) das für die gesamte ae. Allitterationsdichtung geltende Gesetz abgeleitet: „Am Versende erhält ein aus zwei kurzen Silben bestehendes Wort zwei Hebungen, wenn demselben eine lange, starktonige Silbe unmittelbar vorhergeht; es wird aber nur für eine Hebung gerechnet, also die beiden kurzen Silben verschleift, wenn es auf eine schwächere Hebung oder auf eine Senkungssilbe folgt".

Diese Regel ist nicht bloss eine rein verstechnische Vorschrift, sondern sie hat eine tiefere Begründung. Im ersteren Falle ordnet sich nämlich, wie aus obigen Beispielen ersichtlich ist, das am Ende stehende zweisilbige Wort mit kurzer Stammsilbe dem vorhergehenden einsilbig langen Worte, welches die stärkste Hebung des Verses trägt und mit dem es grammatisch eng verbunden ist, im Tone unter; es bildet also mit ihm zusammen einen Takt mit absteigender Betonung:
3 2 1 3 2 1 3 2 1 3 2 1
geār-dagum, bearm scipes, scīr wered, rinc monig etc. Im letzteren Falle aber ist das zweisilbige Wort mit kurzer Stammsilbe unabhängig von der vorhergehenden schwächeren Hebung oder Senkung; es trägt daher einen Hauptton, und für diesen reicht eine kurze Silbe nicht

aus; er bedarf, wie an anderen Stellen des Verses, einer langen oder zweier kurzen Silben. Wir erhalten demnach die Formen $\overset{3}{\textit{gry}}\textit{re}$, $\textit{ge}\overset{3}{\textit{hwo}}\textit{ne}$, $\overset{3}{\textit{he}}\textit{te}$, $\textit{ge}\overset{3}{\textit{fre}}\textit{med}$. Nach meiner Auffassung kommt also einem zweisilbigen Worte mit kurzer Stammsilbe niemals Haupt- und Nebenhebung zu, wie etwa den beiden Silben von $\overset{3}{\textit{la}}\overset{1\frac{1}{2}}{\textit{nge}}$, $\overset{3}{\textit{hwī}}\overset{1\frac{1}{2}}{\textit{le}}$, $\overset{3}{\textit{mur}}\overset{1\frac{1}{2}}{\textit{nan}}$, sondern nur stärkere und schwächere Nebenhebung, wie der zweiten und dritten Silbe von $\overset{3}{\textit{yl}}\overset{2}{\textit{des}}\overset{1}{\textit{ta}}$, $\overset{3}{\textit{mur}}\overset{2}{\textit{nen}}\overset{1}{\textit{de}}$, also nicht $\overset{3}{\textit{da}}\overset{1\frac{1}{2}}{\textit{gum}}$, $\overset{3}{\textit{sci}}\overset{1\frac{1}{2}}{\textit{pes}}$, $\overset{3}{\textit{mo}}\overset{1\frac{1}{2}}{\textit{nig}}$, sondern $\overset{2}{\textit{da}}\overset{1}{\textit{gum}}$, $\overset{2}{\textit{sci}}\overset{1}{\textit{pes}}$, $\overset{2}{\textit{mo}}\overset{1}{\textit{nig}}$.

Auf diesen wichtigen Unterschied hat Trautmann bei Besprechung meiner Schrift über den ae. Vers (Anglia Beibl. 5, 134) nicht genügend Rücksicht genommen, wenn er es für 'höchst verwerflich' hält, dass 'ich ein solches Durcheinanderwerfen kurzer und langer Silben dem 7. und 8. Jahrhundert' zuschreibe, während Orm noch im 13. Jahrhundert 'so genau zwischen kurzen und langen Silben' scheidet, 'dass er unter 20000 Versausgänge der Form — × nicht einen einzigen der Form ⏑ × mischt'. Sein Vorwurf wäre nur dann berechtigt, wenn ich, wie Kögel es früher (Gesch. d. d. Litt. I, 289) that, ganz allgemein behauptet hätte: „Am Versschluss kann für — × in allen Fällen ⏑ × eintreten“, wenn also z. B. *mǣrne þēoden* und *mǣrne cyning*, *secgan wolde* und *secgan wile*, *secga gehwylcum* und *fēonda gehwone* ganz nach Belieben miteinander hätten wechseln können. Und für Orm ist die Vertauschung des Versausganges — × mit ⏑ × schon dadurch unmöglich geworden, dass bei ihm einem am Ende stehenden zweisilbigen Worte niemals eine lange, starktonige Silbe vorausgehen kann, wie dies durch obige Regel gefordert ist. Es ist also sowohl der Hinweis auf Orm als auch der Vorwurf, dass ich kurze und lange Silben durcheinanderwerfe, ganz ungerechtfertigt.

Um nun der Schwierigkeit, auf zwei kurze Silben zwei Hebungen verlegen zu müssen, aus dem Wege zu gehen, lässt Trautmann, ähnlich wie früher Amelung, eine einzige lange Silbe z w e i Vershebungen tragen; er betont also *in gēàr-dágum*, *òn béàrm scipes* etc., und ihm schliesst sich neuerdings (Z. f. d. A. 39, Anz. 325) auch Kögel an, der früher (s. o. S. 121) Gleichwertigkeit des Ausganges — × und ⏑ × behauptet hatte. Nun frage ich zunächst: Ist es nicht viel unwahrscheinlicher, dass eine einzige, wenn auch lange Silbe Haupt- und Nebenhebung in sich vereinigt, als dass zwei schwächere Hebungen auf zwei verschiedene, wenn auch kurze Silben fallen? Denn es ist ein für alle Zeiten der altgermanischen Dichtung geltender Grundsatz, dass jede Hebung mindestens durch eine Silbe vertreten sein muss; vergl. z. B. Schade, Weimar. Jahrb. I, 19: „Die geringste Anzahl der Silben für den gewöhnlichen Vers sind also vier, a u f d e r e n j e d e e i n e H e b u n g f ä l l t“. Wenn wir aber auch zugeben wollten, dass eine lange Silbe wie *geār*, *bearm*, *sǣ*, *rinc*, *land* zwei Hebungen in sich aufnehmen könnte, dann bliebe es erst recht unverständlich, warum denn diese zweihebige Messung langer Silben nur dann eintreten darf, wenn ein Wort von der Form ⏑ × am Versende steht, nicht

aber auch in anderen Fällen, warum es also z. B. heisst *on stefn stigon*, aber niemals *on stefn stāh*, *ođ þæt sōđ metod*, aber niemals *ođ þæt sōđ god*, *sē þē holmclifu*, aber niemals *sē þē holmclif*, *on forđ-wegas* oder *fūs on forđ-weg*, aber niemals *on forđ-weg*, *gūđ-rinc monig* oder *gūđ-rinc gold-wlanc*, aber niemals *gūđ-rinc wlanc* u. s. w., warum also dreisilbige Allitterationsverse unmöglich sind.

Trautmann führt allerdings einige seiner Meinung nach korrekte Verse an, die nur aus drei Silben bestehen und in denen ein 'sinnstarkes' einsilbiges Wort 'zwei Takte füllen' darf, auch ohne dass ein Wort der Form ⏑ × am Ende steht; es sind: El. 377 *mōd-cwange* (in der Handschrift und in allen Ausgaben steht aber *mōd-cwānige*); Andr. 489 *giū ond nū* (lies: *nū þā*); Andr. 1706 *ond sȳđ nō* (lies *syđđan*); Gen. 1312 *fær Nōes*; Gen. 1423 *earc Nōes* (lies *Nōēes*; vgl. Sievers, Beitr. 19, 448 f. Anm.); Wyrde 81 *feoh þicgan* (lies: *ond feoh þicgan*; vgl. Wyrde 61 *and welan þicgan*). Aber welches ist denn eigentlich in den Versen Andr. 489, 1706 das 'sinnstarke' Wort? Und will Trautmann auch den kurzen[1]) Silben *fær* und *feoh* zwei Hebungen zuweisen? Wären wirklich neben den viersilbigen auch dreisilbige Allitterationsverse ohne weiteres gestattet gewesen, warum kommen sie da unter ca. 60000 uns überlieferten ae. Halbzeilen in so verschwindend geringer Zahl vor, und warum lassen sie sich da, wo sie vorkommen, mit leichter Mühe in vierhebige umwandeln? Auch Kögel vermag unter den von ihm (Z. f. d. A. 39, Anz. 325 Anm.) angeführten Heliandbeispielen nicht einen einzigen dreisilbigen Vers aufzuweisen, obwohl er sagt: „Einsilbiger Schlusstakt wird auch in 'verkürzten' Typen nicht ganz gemieden". Giebt es aber keine dreisilbigen Verse, dann kann auch niemals eine Silbe zwei Hebungen in sich vereinigen.

Ähnlich wie Kögel und Trautmann haben auch andere, die im Princip den Allitterationsvers für einen Vers von vier, nicht von zwei Hebungen halten, an der zuerst von Schubert, De Anglosaxonum arte metrica p. 12 ff. aufgestellten zweihebigen Messung zweisilbiger Wörter mit kurzer Stammsilbe Anstoss genommen und, um derselben aus dem Wege zu gehen, irgend welche Ausnahmen konstatiert. So hat Möller die Existenz stumpfer Takte (×́×) neben klingenden (×́××̀) angesetzt; Hirt hält die 'verkürzten' C- und D-verse für dreihebig, ten Brink für 'unvollständig'; Fuhr sieht den Ausgang *-dagum* für 'stumpf' an und giebt den 'zweisilbig stumpfen' Versen *in geār-dagum* u. ä. ebenso drei Hebungen, wie den 'einsilbig

1) Trautmann (Anglia Beibl. 5, 134) tadelt es, dass ich Silben wie *god þaet saet waes sceal* für kurz halte. Er fragt: „Sind nicht alle diese Wörter langsilbig, und schreibt nicht Orm *þatt wass godd* u. s. w.?" Was Orm schreibt, ist zunächst gleichgültig. Ich habe gelernt, dass nur diejenige Silbe lang ist, die einen langen Vokal enthält oder einen kurzen Vokal vor mehrfacher Konsonanz (vgl. z. B. Schade, Weim. Jahrb. I, 11). Ich weiss auch, dass die Praxis des ae. Allitterationsverses gegen Trautmanns Auffassung spricht, denn es darf z. B. in der ersten Hebung der A-verse eine nach meiner Auffassung lange Silbe stehen, z. B. *land gesāwon*, *geong in geardum*, *wēox under wolcnum*, *sōđ is gecȳđed* etc., aber niemals eine nach Trautmanns Ansicht lange Silbe, wie *god*, *faer*, *feoh* etc.

stumpfen' *him on bearme læg* u. ä. Aber alle diese Versuche, die zweihebige Messung von *-dagum* u. ä. am Versschluss zu vermeiden, sind undurchführbar; es liegt kein hinreichender Grund vor, dreihebige Verse neben vierhebigen, unvollständige neben vollständigen anzusetzen (vgl. auch Stud. 1, 24 ff.).

Dass auch die Vertreter der Zweihebungstheorie die vierhebige Messung von Versen wie *in geār-dagum, on bearm scipes* etc. nicht billigen (vergl. z. B. Sievers, Altgerm. Metr. S. 11; Luick, Anglia Beibl. 4,294), ist selbstverständlich. Immerhin war Sievers derjenige, der zuerst auf die verschiedenartige Behandlung der Wörter von der Form ◡×, je nachdem eine lange, starktonige oder eine nebentonige resp. unbetonte Silbe vorhergeht, hingewiesen hat. Im ersteren Falle bilden sie nach Sievers zwei, im letzteren nur eins der vier 'Glieder' des Verses.

Sehen wir nun zu, ob es denn wirklich ganz unmöglich ist, dass ein Wort von der Form ◡× am Versende unter bestimmten Bedingungen zwei Hebungen trägt.

Dass in der That zweisilbige Wörter mit kurzer erster Silbe neben dem Hauptton auf der ersten auch einen Nebenton auf der zweiten Silbe haben können, lehrt uns das Altnordische, welches nach den Untersuchungen von A. Kock (Språkhistoriska undersökningar om Svensk akcent, Lund 1887, und Zur urgermanischen Betonungslehre, Btr. 14,75 ff.) „auf fast jeder Silbe, die auf eine kurze, haupttonige Silbe eines einfachen Wortes folgt", einen starken Nebenton hatte. „Der starke Nebenton ist seinem Ursprunge nach ein reducierter Hauptton. Dessen Dasein deutet demnach an, entweder dass die stark nebentonige Silbe einst haupttonig war, oder dass das Wort zusammengesetzt ist, oder dass es seine Betonung nach der Analogie eines zusammengesetzten Wortes bekommen hat" (Noreen, Geschichte der nordischen Sprache, Pauls Grundriss I, 457).[1]

Was im Altnordischen möglich war, kann für das Altenglische nicht ohne nähere Prüfung abgelehnt werden. Ich könnte also schon durch den blossen Hinweis auf die im Altnordischen geltende Betonung die Zulässigkeit der zweihebigen Messung zweisilbiger Wörter mit kurzer Stammsilbe im ae. Allitterationsvers rechtfertigen. Da aber von Kock sowohl wie von Noreen — wenn auch von beiden in etwas verschiedener Weise — dieser auf der zweiten Silbe ruhende Ton auf die urg. oder idg. Betonung zurückgeführt wird, so wird es sich

---

1) Es ist auffallend, dass Sievers in seiner Darstellung der altnordischen Metrik sowohl in Pauls Grundriss wie in seinem Buche Altgerm. Metrik Kocks und Noreens Betonungsregeln weder berücksichtigt noch widerlegt hat und nur die aus seiner Auffassung der Metrik resultierenden starken Nebentöne in positionslangen Schlusssilben zweisilbiger und in Mittelsilben dreisilbiger Wörter (Grundriss II, 1, 877; Altgerm. Metrik 59 ff.) anerkennt. Sievers hat ja doch selbst (Beitr. 4, 526) den richtigen Grundsatz aufgestellt, dass bei Feststellung der ursprünglichen Betonung lautgeschichtliche Gründe schwerer wiegen als metrische. Er hätte demnach sein System nach den Resultaten von Kock und Noreen modifizieren sollen; freilich hätte er es dann vollständig umstürzen und auf der Basis der vier Hebungen neu aufbauen müssen.

empfehlen, wenn wir für das Altenglische im einzelnen festzustellen suchen, welche von den im Allitterationsverse vorkommenden zweisilbigen Wörtern mit kurzer erster Silbe auf einen Nebenton in der zweiten Silbe Anspruch erheben dürfen und welche nicht.

In dem ersten Abschnitt (s. o. S. 110 ff.) habe ich durch Zurückgehen auf die ältern Formationen festgestellt, dass von den urgermanischen Flexionsendungen diejenigen, die im Altenglischen nach langer Silbe abgefallen sind — es sind dies alle ursprünglich kurzen oder später verkürzten einsilbigen Endungen, z. B. *-az*, *-iz*, *-uz*, *-u* aus *-ō* — unbetont waren, dass dagegen alle urg. einsilbigen Flexionsendungen mit 'schleifender' Betonung, die durch Kontraktion aus zweisilbigen entstanden waren, und alle urg. zweisilbigen, die später zu einsilbigen reduziert wurden, einen Nebenton trugen, der auch in ae. Zeit noch vorhanden war und darum im Verse als Hebung Verwendung fand. Was aber dort für die Wörter mit langer Stammsilbe galt, gilt ebenso für die mit kurzer Stammsilbe. Es kann eine ursprünglich zweisilbige Form wie *dagaz*, *saliz*, *sunuz* geradeso wie *wulfaz*, *gastiz*, *dauþuz* natürlich nur auf der ersten Silbe einen Ton gehabt haben; es können darum auch die im Altenglischen zweisilbig gebliebenen *séle*, *súnu* geradeso wie die einsilbig gewordenen *dæg*, *wulf*, *giest*, *déaþ* nur einen Accent auf der ersten Silbe haben. Ebenso muss unbetont gewesen sein das aus *w* entstandene *u* des N. A. Sg. der *wo-* und *wā-*Stämme, z. B. *béadu*, *béalu*, *séaru*. Ihnen schliesst sich an der N. A. Pl. der Neutra und der N. Sg. der Feminina auf *u* (aus *ō* mit 'gestossenem' Ton); also ist auch einhebig *fátu*, *clífu*; *wrácu*, *gífu*. Dagegen mussten nach dem Paulschen Gesetz die ursprünglich dreisilbigen Formen, also *dágèso dágàmi* ebenso wie *wúlfèso*, *wúlfàmi*; *gládàmma* ebenso wie *blindàmma*; *béràna*, *béràndi* ebenso wie *bindàna*, *bindàndi*; *gládanȍ*, *gládizȍ*, *gládizȅ* ebenso wie *blindanȍ*, *blindizȍ*, *blindizȅ* auf einer der beiden letzten Silben einen Nebenton tragen, und dieser Nebenton ging auch in das Altenglische über. Wir haben also auch dort zu betonen *dǽgès*, *dágùm*, *gládùm*, *bérùn*, *béràd*, *glǽdnè*, *glǽdrè*, *glǽdrà* u. s. w., und ebenso muss auch die urg. 'schleifende' Betonung auf den Endungen *-e* des Dat. Sg. und des Conj. Praes., *-as* des Nom. Pl., *-a* des Gen. Pl. der vokalischen Stämme und des Nom. Sg. der *n*-Stämme im Altenglischen noch als Nebenton sich erhalten haben: *sélè* D. Sg.; *dǽgè*, *dágàs*, *dágà*; *gúmà*, *námà*; *bérè* Conj. Praes. etc. Die zweisilbigen Stämme wie *weorold*, *eorod*, *gamol*, *fæder*, *monig*, *micel* u. ä. haben ebenfalls Anspruch auf einen Nebenton in der zweiten Silbe; denn es sind entweder Composita, wie *weorold* aus *wer* + *alduz*, *eorod* aus *eoh* + *rād*, *gamol* aus *ga* + *māl*, oder sie hatten den Hochton ursprünglich auf der zweiten Silbe, wie *fǽdèr* aus älterem *fadér* gr. πατήρ etc. und die Praet. Plur. und Part. Praet. starker Verba *stigòn*, *drúgòn*, *gifèn*, *hródèn* etc., oder endlich es sind die zweisilbigen Stämme im Nom. Sg. aus dreisilbigen Formen entstanden, die nach der Paulschen Regel einen Nebenton auf der zweiten Silbe haben mussten: *micèl* aus *mikilaz*, *mónìg* aus *mánàgaz* u. s. w. Nur diejenigen zweisilbigen Stämme, deren zweite Silbe erst in altenglischer Zeit aus silbenbildendem *l*, *r*, *n* sich entwickelt hat, wie *fugol* (got.

fugls), *æcer* (got. *akrs*), *þegen* (gr. *τέκνον*), *segen* (lat. *signum*), dürfen ebenso wie die entsprechenden langsilbigen Stämme *tempel, winter, mādum, tācen* etc. keinen Nebenton auf der zweiten Silbe tragen; ebensowenig auch *byrig* Dat. Sg. zu *burg, burh*, weil dort *i* nur die palatale Aussprache des *g* andeuten soll. Es dürfen also *fugol, æcer þegen, byrig* u. ä. nicht zweihebig gebraucht werden, wohl aber *micel, sweotol, fæder, wæter, eodor, rodor, bysig, monig* u. ä., bei denen der Vokal der zweiten Silbe bereits in urgermanischer Zeit vorhanden war.

Sehen wir nun, wie zu diesen theoretischen Aufstellungen die wirkliche Verwendung der zweisilbigen Wörter von der Form ⏑× im ae. Allitterationsverse stimmt. Ich lege hier wieder die ersten 1000 Verse des Beowulfliedes zu Grunde, die ich bereits in meiner Schrift über den ae. Vers (Stud. Heft 2) nach Gruppen geordnet abgedruckt habe, so dass jeder meine Angaben leicht nachkontrollieren kann. Wir finden zweisilbige Wörter mit kurzer Stammsilbe an verschiedenen Stellen des Verses und in verschiedener Funktion gebraucht:

1) Die beiden kurzen Silben stehen gleichwertig mit einer langen betonten Silbe, die nur eine More des rhythmischen Schemas füllt (⏑̇⏑ = ẋ oder ⏑́⏑ = x́), sie werden also auf der Hebung verschleift. Dies ist der Fall a) in der zweiten, vereinzelt auch in der vierten Hebung der A-verse: *folc-stede frætwan* B 76 (gleichwertig mit *wīs-fæst wordum* B 627); *nȳd-wracu nīd-grim* B 193, vereinzelt *fyrd-searu fūs-līcu* B 232 (= *snellīc sǣ-rinc* B 691); b) in der vierten Hebung von B-, D²- und E-versen: *on Grendles gryre* B 478 (= *on flōdes ǣht* B 42); *wīg-hēap gewanod* B 477 (= *sǣ-bāt gesæt* B 634); *sǣ-manna searo* B 329 (= *heal-ærna mǣst* B 78) u. s. w.

2) Die beiden kurzen Silben stehen gleichwertig mit einer langen starkbetonten Silbe, welche zwei Moren des rhythmischen Schemas ausfüllt; sie stehen also für Hebung und Senkung (⏑̇× = –́). Dies ist der Fall a) im Eingange von D¹- und D²-versen: *mere-līdende* B 255 (= *sǣ-līdende* B 377); *flota stille bād* B 301 (= *blǣd wīde sprang* B 18); b) in der ersten oder dritten Hebung von A-versen: *gamol of geardum* B 265 (= *geong in geardum* B 13); *fela-hrōr fēran* B 27 (= *fea-sceaft funden* B 7); *manna mægen-cræft* B 380 (= *Grendles gūd-cræft* B 127); c) in der ersten Hebung von E-versen, hier natürlich nur als erster Bestandteil von Zusammensetzungen: *wlite-beorhtne wang* B 93 (= *niht-longne fyrst* B 528); d) in der zweiten Hebung von C- und D¹-versen, sowohl als erster Teil von Compositis wie auch als selbständiges Wort: *ofer lagu-strǣte* B 239 (= *ofer hron-rāde* B 10); *þā wid gode wunnon* B 113 (= *þone god sende* B 13); *hwetton hige-rofne* B 204 (= *setton sǣ-mēde* B 325).

3) Die beiden kurzen Silben stehen am Ende des Verses gleichwertig mit einer langen und einer kurzen Silbe, welche zwei Moren des rhythmischen Schemas füllen; sie tragen dann eine stärkere und eine schwächere Nebenhebung (⏑̈ẋ = ẍ ẋ). Dies geschieht am Ende von C- und D¹-versen, sowohl in dem zweiten Teile von Zusammensetzungen als in selbständigen Wörtern, die sich eng an ein vorhergehendes einsilbig langes Wort anschliessen: *in geār-dagum* B 1 (= *for his won-hȳdum* B 434); *on stefn stigon* B 212 (= *on sǣ*

wǣron B 544); *lēof land-fruma* B 31 (= *fēond mancynnes* B 164); *snotor ceorl monig* B 909; *gūđ-rinc monig* B 839; vereinzelt auch in dem ersten Takt von E-versen: *Norđ-Denum stōd* B 784 (= *weorđ-myndum þāh* B 8).

Wenn nun wirklich, wie ich oben (S. 124 f.) ausgeführt habe, ein Teil der Wörter von der Form ⏑ × auf der zweiten Silbe unbetont war, während ein anderer Teil von alters her einen Nebenton auf derselben trug, der auch im Altenglischen noch vorhanden war, dann müssen wir erwarten, dass auch in der verschiedenartigen Verwendung dieser Wörter im Verse dieser Unterschied in der Betonung zum Ausdruck kommt, so zwar, dass vorwiegend oder ausschliesslich diejenigen Wörter der Form ⏑ × auf der Haupt- oder Nebenhebung verschleift werden, deren zweite Silbe unbetont war, und dass umgekehrt nur diejenigen am Ende des Verses zweihebig gemessen werden können, die wirklich Anspruch auf einen Nebenton in der zweiten Silbe erheben dürfen, während da, wo am Anfang oder im Innern des Verses ein zweisilbiges Wort mit kurzer Stammsilbe für Hebung und Senkung steht, beide Gruppen beliebig Verwendung finden können. Dieser theoretisch aufgestellte Unterschied in dem Gebrauch der Wörter von der Form ⏑ × wird nun thatsächlich in der altenglischen Dichtung ziemlich streng beobachtet, wie ich an dem Beispiel der ersten 1000 Verse des Beowulfliedes jetzt zeigen will.

1[a]. Überall da, wo zwei kurze Silben auf der zweiten oder vierten Hebung von A-versen, also auf einer schwächeren Hebung verschleift werden, sind ausschliesslich solche Wörter anzutreffen, deren zweite Silbe unbetont war, also N. A. Sg. von *i*-Stämmen (*gilp-cwide* B 641; *mund-gripe* B 754; *dryht-sele* B 485. 768; *gest-sele* B995; *gold-sele* B716; *folc-stede* B76; *frēo-wine* B430); N.A.Sg. von *u*-Stämmen (*mægen-wudu* B 236; *sǣ-wudu* B 226; *sund-wudu* B 208); N. A. Sg. Pl. Ntr. von *wo*-Stämmen (*feorh-bealo* B 156; *morđ-bealo* [so, nicht *morđ-bealwa*, ist für *morđ-beala* der Hs. zu lesen] B 136; *fyrd-searu* B 232; *gūđ-searo* B 215. 328); N. A. Pl. Ntr. von *o*-Stämmen (*brim-clifu* B 222; *sinc-fato* B 623); N. Sg. Fem. von *ā*-Stämmen (*nȳd-wracu* B 193; *frēo-licu* B 642); ebenso bei der selten vorkommenden Verschleifung auf der vierten Hebung eines A-verses: N. Pl. Ntr. (*fūs-licu* B 232; *wyn-sumu* [so ist für *wyn-sume* der Hs. zu lesen] B 613). Ein Wort, dem ein sprachlicher Nebenton auf der zweiten Silbe gebührt, kommt also in der zweiten Hebung eines A-verses überhaupt nicht vor, denn es müsste ja dann nach dem oben (S. 120 f.) Gesagten ein derartiges Wort auch zweihebig (als stärkere und schwächere Nebenhebung) gebraucht werden, wie dies in den 'verkürzten' E-versen: *bēag-hroden cwēn* B 624; *Sūđ-Dena folc* B 463; *Norđ-Denum stōd* B 784 (s. u. S. 130) der Fall ist.

1[b]. Bei Verschleifung von zwei kurzen Silben auf der letzten Hebung von B-, D²-, und E-versen, also auf einer Haupthebung, kann, wie gleichfalls schon oben (S. 120 f.) ausgeführt wurde, ein etwa auf der zweiten Silbe von Wörtern der Form ⏑ × stehender Nebenton im Verse nicht zur Geltung kommen, weil er durch den unmittelbar vorausgehenden Hauptton unterdrückt wird; darum finden

wir hier neben Wortformen, die auf der zweiten Silbe unbetont waren, vereinzelt auch solche mit ursprünglichem Nebenton; doch gehören diese zumeist den schwächer betonten Wortklassen (Pron., Adv., Verb.) an. Unbetont sind auf der zweiten Silbe: N. A. Sg. von *i*-Stämmen (*gryre* B 384. 478; *hete* B 142; *hyge* B 267; *mere* B 846; *wine* B 376); N. A. Pl. von *u*-Stämmen (*fela* B 36. 311. 408. 592. 877. 996); N. A. Pl. Ntr. von *wo*-Stämmen (*searo* B 329); N. A. Pl. Ntr. von *o*-Stämmen (*gesceapu* B 651; *gewiofu* B 698); wohl auch *hador* B 414 und die Part. Praet. schwacher Verba (*ā-seted* B 668; *gefremed* B 476. 955; *gewanod* B 477; *besmiđod* B 776). Einen sprachlichen Nebenton hatten ursprünglich auf der zweiten Silbe: Pronomina (*hine* B 679. 880; *hwone* B 155; *gehwone* B 294. 801); Adverbia (*þonan* B 820; *hređe* B 992); Verbalformen (*hafađ* B 474; *wile* 3. Sg. B 346. 446; *gewiton* B 854; *ā-hafen* B 128); ferner *mægen* B 518 und einige Formen von starken oder schwachen Substantiven (*feore* D. Sg. B 934; *gemete* D. Sg. 780; *sæce* B 154 — *sefa* B 49; *sefan* B 278).

2. Da, wo am Versanfang oder im Versinnern ein zweisilbiges Wort mit kurzer erster Silbe in der Haupthebung steht, kann ein der zweiten Silbe ursprünglich etwa gebührender Nebenton natürlich noch weniger als am Ende des Verses dem vorhergehenden Hauptton gegenüber seine Selbständigkeit bewahren; darum sind hier zur Füllung von Hebung und Senkung am Anfang und im Innern des Verses beide Arten von Wörtern der Form ⏑ ×, sowohl die auf der zweiten Silbe unbetonten wie die betonten, in gleicher Weise verwendbar. Im einzelnen finden wir folgendes Verhältnis:

2ª. Von den im Eingange der D¹- und D²-verse stehenden Wörtern der Form ⏑ × waren auf der zweiten Silbe unbetont: N. A. Sg. von *i*-Stämmen (*gryre-lēođ* B 787; *hige-þyhtigne* B 747; *mere-līđende* B 255; *sele* B 81. 827; *sele-rǣdende* B 51; *sele-weard* B 668; *Sige-Scyldinga* B 598; *sige-rōf* B 620; *wine* B 30. 148); N. A. Sg. von *u*-Stämmen (*brego* B 427. 610; *duru* B 722; *freođo* B 188; *heađo-rǣs* B 557; *mago-driht* B 67; *medo-ærn* B 69; *medu-benc* B 777; *medo-ful* B 625; *medo-stīg* B 925; *sunu* B 268. 524. 591. 646. 981; *wudu* B 216. 298. 398); N. A. Sg. von *u*-Stämmen (*georo* B 121); N. A. Pl. Ntr. von *u*-Stämmen (*fela* B 153. 993); N. A. Pl. Ntr. von *wo*-Stämmen (*searo-hæbbendra* B 237; *searo-wundr* B 921); N. A. Pl. Ntr. von *o*-Stämmen (*brimu* B 570; *wado* B 546. 581), ferner *Heorot* B 166. 432; *segen* B 47; *snotor* B 909. Dagegen hatten einen ursprünglichen Nebenton auf der zweiten Silbe, der aber im Verse unterdrückt wurde: G. D. Sg. Pl. von *o*-Stämmen (*godes* B 712. 787; *smiđes* B 406; *gode* B 227. 626; *fromum* B 21); A. Sg. von *ā*-Stämmen (*trode* B 844); N. Sg. von *jo*-Stämmen (*here-spēd* B 64); D. Sg. Pl. von *i*-Stämmen (*wine* B 170; *Denum* B 768. 824); alle Formen der *n*-Stämme (*Breca* B 583; *draca* B 893; *flota* B 218. 301; *flotan* B 294; *guma* B 653. 869; *guman* B 215. 306; *gumum* B 127. 321; *maga* B 189. 979; *witan* B 779); N. A. Sg. zweisilbiger Stämme (*duguđ* B 498; *eafođ* B 961; *eodor* B 428. 664; *eofor* B 303; *eoton* B 669; *fæder* B 55. 316; *geofon* B 515; *ides* B 621; *mægen* B 445; *reced* B 412. 771; *werod* B 652 — *atol* B 159. 165. 593. 733. 817. 849; *micel* B 129. 270. 502; *swutol* B 90);

Adverbia (*glæde* B 58; *rade* B 725; *foran* B 985; *þanon* B 123; *hider* B 370. 394); Infinitive (*etan* B 444; *swefan* B 730); Praes. 3. Sg. (*byreð* B 448; *eteð* B 449; *nymeð* B 599); Imper. (*hafa* B 659); Part. Praet. (*hroden* B 495).

2[b]. In der ersten oder dritten Hebung von A-versen waren auf der zweiten Silbe unbetont: N. A. Sg. von *i*-Stämmen (*hyge* B 756; [*hyge-rōf*] B 403; *mere-dēor* B 558; *sele-ful* B 620; *sige-hrēð* B 490; *wine* B 457. 530); N. A. Sg. von *u*-Stämmen (*freoðo-burh* B 522; *heaðo-dēor* B 689; *heaðo-rēaf* B 401; *heaðo-rōf* B 381; *Heoro-gār* B 61; *mago-þegn* B 408; *medo-heal* B 484; *fela-hrōr* B 27); N. A. Sg. Pl. von *wo*- und *wā*-Stämmen (*beado-hrægl* B 552; *geolo-rand* B 438; *searo-grim* B 595; *searo-net* B 406), wohl auch *snotor* B 827; Imper. auf -*e* (*site* B 489) und Part. Praet. schwacher Verba (*genered* B 828). Dagegen waren auf der zweiten Silbe ursprünglich nebenbetont: N. G. D. Pl. von *o*-Stämmen (*weras* B 216; *wera* B 994; *leomum* B 97); G. Pl. von *i*-Stämmen (*Dena* B 498; *gryra* B 592); alle Formen von *n*-Stämmen (*flota* B 210; *guman* B 615. 667; *nacan* B 295; *sceaða* B 274; *sefa* B 595); N. A. Sg. zweisilbiger Stämme (*eafoð* B 603. 903; *eoton* B 762; *hæleð* B 52; *mægen* B 236. 380; *metod* B 110. 180; *ofost* B 256; *wæter* B 93; *gamol* B 58. 265. 609; *geatol-līc* B. 215. 308; *seofon* B 517); Adverbia (*hraðor* B 543; *geador* B 491; *samod* B 387. 730; *hider* B 240; *þider* B 379; *þanon* B 463; *ufan* B 330); Infinitive (*beran* B 231; *cuman* B 244; *swefan* B 119; *wesan* B 272); Praes. 3. Sg. (*sweføð* B 601); Imper. auf -*a* (*gesaga* B 388; *waca* B 661); Praet. Pl. starker Verba (*bugon* B 327; *glidon* B 515; *sigon* B 307; *gewiton* B 301); Part. Praet. starker Verba (*scofen* B 919). Hieran schliessen sich die wenigen Auflösungen auf der zweiten Hebung der B-verse, und zwar auf der zweiten Silbe unbetont: *i*-Stämme (*Hyge-lāc* B 435); *u*-Stämme (*Heoro-gār* B 467): ursprünglich betont: D. Sg. von *i*-Stämmen (*sele* B 714. 920); N. A. Sg. von zweisilbigen Stämmen (*fyren* B 916; *geogoð* B 66).

2[c]. In der ersten Hebung von E-versen sind ohne Nebenton auf der zweiten Silbe: *i*-Stämme (*hete-nīðas* B 152; *Higelāces* B 194; *Scede-landum* B 19; *sele-reste* B 691; *sige-drihten* B 391; *sige-folca* B 645; *sige-lēasne* B 788; *Sigemunde* B 885; *wlite-beorhtne* B 93); — *u*-Stämme (*heaðo-wylma* B 82; *heoro-drēore* B 850; *heoro-drēorig* B 936; *lagu-cræftig* B 209; *mago-rinca* B 731; *meodo-setla* B 5); *wo*- und *wā*-Stämme (*beadu-scrūda* B 453; *nearo-þearfe* B 422; *scadu-helma* B 651; *searo-þoncum* B 776), ferner *meðel-wordum* B 236; mit ursprünglichem Nebenton auf der zweiten Silbe: *jo*-Stämme (*here-sceafta* B 335), konsonantisch ausgehende zweisilbige Stämme (*fæder-æðelum* B 912; *fyren-þearfe* B 14; *mægen-ellen* B 660; *woruld-āre* B 17).

2[d]. Auf der zweiten Hebung von C- und D[1]-versen finden wir zweisilbige Wörter der Form ⏑ × ohne Nebenton auf der zweiten Silbe: *i*-Stämme (*gryre-geatwum* B 324; *hete-þancum* B 475; *hige* B 594; *Hygelāces* B 261. 342. 407. 738. 759. 814. 915; *hyge-þrymmum* B 339; *mere-faran* B 502; *mere-fixa* B 549; *mere-strengo* B 533; *myne* B 168; *sele* B 411; *Sigemundes* B 876; *sige-hrēðig* B 94; *sige-wǣpnum*

B 805; *wine* B 350; *wine-drihten* B 863; *wine-dryhtne* B 360; *wine-māgas* B 65; *wlite* B 250); *u*-Stämme (*[duru]* B 389; *ealo-wǣge* B 481. 495; *ealo-scerwen* B 770; *heađo-deōrum* B 773; *heađo-lāce* B 584; *Heađo-lafe* B 460; *Heađo-rǣmas* B 519; *heađo-rǣsa* B 526; *heađo-rincum* B 370; *heađo-rōfe* B 865; *heađo-wǣdum* B 39; *heoru-drēore* B 487; *lagu-strǣte* B 239; *lagu-strēamas* B 297; *magu-þegnas* B 293; *meodu-healle* B 639; *sceadu* B 708; *fela* B 164); *wo*-Stämme (*beadu-folme* B 991; *beadu-rūne* B 501; *bealo-hȳdig* B 724; *searo-nīđa* B 582); Imper. auf *-e* (*gemyne* B 660); mit Nebenton auf der zweiten Silbe *jo*-Stämme (*here-brōgan* B 462; *here-griman* B 396; *Here-mōdes* B 902; *here-wæsmum* B 678); G. D. Sg. Pl. von *o*-Stämmen (*brimes* B 28; *grames* B 766; *gode* B 113; *getrume* B 923; *feorum* B 73); D. Sg. Pl. von *i*-Stämmen (*mere* B 856; *sele* B 323; *gryrum* B 483); D. Sg. von *u*-Stämmen (*medo* B 605); N. Pl. Adj. (*cwice* B 98); *n*-Stämme (*banan* B 158. 588; *Brecan* B 506. 531; *graman* B 778; *magan* B 944; *sefa* B 490; *sefan* B 473); endungslose Formen zweisilbiger Stämme (*fæder* B 21. 188; *geogođ-fēore* B 537, *gomen-wāđe* B 855; *metod* B 707. 968; *Weder-mearce* B 298; *worold* B 60; *gehwæđer* B 584. 815); Adverbia (*fela* B 587. 695. 810; *þanon* B 692; *fore-mǣrost* B 309; *fore-mihtig* B 970); Infinitive (*onberan* B 991; *to-brecan* B 781; *gefaran* B 739; *ā-gifan* B 355; *ongytan* B 308); Part. Praet. starker Verba (*tō-brocen* B 998; *beholen* B 414; *gehroden* B 304; *forscrifen* B 106; *forsworen* B 805; *gewaden* B 220).

3. Da, wo am Ende von C- und D[1]-versen oder vereinzelt in dem ersten Takte von E-versen Wörter der Form ⏑ × zweihebig gemessen sind, dürfen wir, wenn anders die Dichter bei der Bildung ihrer Verse auf die wirkliche Betonung der gewöhnlichen Rede Rücksicht nahmen, nur solche Wörter finden, deren zweiter Silbe von urgermanischer Zeit her ein Nebenton zukam. In der That sind hier die unter 1) und 2) häufig genug vorkommenden Wörter ohne Nebenton in der zweiten Silbe sehr selten. Es gehören hierher: N. A. Sg. von *i*-Stämmen (*Healf-Dene* B 57; *ecg-hete* B 84 [die Stelle ist dunkel]; *wīn-sele* B 772 [vielleicht ist nach B 715. 994 auch hier *wīn-reced* zu lesen]); N. Pl. von *u*-Stämmen (*fela* B 530 [vielleicht ist nach B 2004. 2543 *worna fela* zu lesen]); N. A. Pl. Ntr. von *o*-Stämmen (*holm-clifu* B 230; *fen-hleođu* B 821; *fen-hopu* B 765; *mōr-hopu* B 450); N. Sg. von *ā*-Stämmen (*hand-sporu* B 987; *benc-belu* B 486); N. Sg. von *wo*-Stämmen (*gearo* B 77). Es sind also nur elf Ausnahmefälle, in denen ein auf der zweiten Silbe unbetontes Wort am Versende zweihebig gemessen wird, und diesen stehen gegenüber 218 Fälle, in denen aus den oben (S. 124f.) besprochenen Gründen die zweite Silbe des Wortes wirklich seit alter Zeit einen Nebenton getragen hat, der nun im Verse auch als selbständige Hebung gerechnet wird. Hierher gehören: G. D. Sg. N. A. G. D. Pl. von *o*-Stämmen (*godes* B 570; *scipes* B 35. 897; *scopes* B 90; *dæge* B 197. 791. 807; *ǣr-dæge* B 126; *deađ-dæge* B 187. 886; *līf-dagas* B 794; *foldwegas* B 867; *wīd-wegas* B 841; *wera* B 120; *ealdr-dagum* B 719. 758; *geār-dagum* B 1; *mist-hleođum* B 711; *ār-stafum* B 317. 382. 458; *hærg-trafum* B 175; *feor-wegum* B 37;

gramum B 424); D. A. Sg. von *ā*-Stämmen (*aldr-ceare* B 907; *folc-scare* B 73; *bēor-þege* B 117. 618; *mōd-þræce* B 385; *līf-wraðe* B 972; *fen-freoðo* B 852; *mǣl-ceare* B 189; *andsware* B 354; *ecg-þræce* B 597); G. D. Sg. N. G. Pl. von *i*-Stämmen (*gegn-cwida* B 367; *Healf-denes* B 189. 268. 344. 469. 646; *Hring-Dene* N. Pl. B 116; *Dena* B 242. 253. 658. 669; *Beorht-Dena* B 427. 610; *East-Dena* B 392. 617; *Gār-Dena* B 1; *East-Denum* B 829; *Gār-Denum* B 602; *West-Denum* B 383; *mund-gripe* D. Sg. B 380. 966; *nȳd-gripe* D. Sg. B 977; *fǣr-gripum* B 739; *fǣr-gryrum* B 174; *bēor-sele* D. Sg. B 482. 492; *gūð-sele* D. Sg. B 443; *hēah-sele* D. Sg. B 648; *wīn-sele* D. Sg. B 696; *hēah-stede* D. Sg. B 285); alle Formen von *n*-Stämmen (*gāst-bona* B 177; *hand-bonan* B 460; *cwealm-cuman* B 793; *wilcuman* B 388. 394; *mere-faran* B 502; *land-fruma* B 31; *ord-fruma* B 263; *wīg-fruma* B 665; *guma* B 20. 974; *seld-guma* B 249; *driht-guman* B 99; *dǣd-hata* B 276; *līc-homa* B 813; *yð-lidan* B 198; *bān-locan* B 743. 819; *eard-lufan* B 693; *nacan* B 214; *nama* B 343; *naman* B 78; *nefan* B 882; *and-sacan* B 787; *dol-sceaðan* B 479; *fēond-scaða* B 554; *hearm-scaða* B 767; *mān-scaða* B 713. 738; *syn-scaða* B 708; *syn-scaðan* B 802; *dēað-scua* B 160; *mōd-sefa* B 349; *mōd-sefan* B 180; *mearc-stapa* B 103; *folc-togan* B 840; *wiga* B 630; *scyld-wiga* B 288; *and-wlitan* B 690); endungslose Formen zweisilbiger Stämme (*cyning* B 11. 620. 864. 921; *gūð-cyning* B 199; *lēod-cyning* B 54; *fæder* B 262. 459; *eald-fæder* B 373; *hæleð* B 190. 331; *metod* B 980; *eald-metod* B 946; *heal-reced* B 68; *horn-reced* B 705; *wīn-reced* B 715. 994; *wæter* B 509; *wered* B 496; *werod* 290. 319; *flet-werod* B 476; *līf-bysig* B 967; *monig* B 399. 690. 777. 839. 855. 909. 919; *micel* B 67. 69. 146. 170. 772; *nacod* B 539; *sweotol* B 818. 834; *swegl-wered* B 607); Pronomina (*hyra, heora* B 178. 699); Adverbia (*eal-fela* B 870. 884; *hraðe* B 224. 741. 749; *tela* B 949; *heonan* B 252; *þanon* B 764. 845; *geador* B 836; *fore* B 136); Infinitive (*beran* B 48. 291; *cuman* B 281; *faran* B 124. 866; *galan* B 787; *sacan* B 439; *sehan* B 921; *witan* B 252. 288; *wrecan* B 874); Praes. 2. 3. Sg. Pl. (*hafast* B 954; *talast* B 595; *byreð* B 296; *nimeð* B 441. 447; *nereð* B 572; *wereð* B 453; *hafað* B 940. 976; *leofað, lyfað* B 945. 955. 975; *starað* B 997; *þolað* B 284; *wunað* B 284); Praes. Conj. (*bere* B 437; *cume* B 23; *nime* B 452; *sleahe* B 682); Praet. Pl. starker Verba (*bidon* B 400; *drugon* B 15. 799. 832; *sculon* B 684; *stigon* B 212. 225); Praet. Ind. 2. Sg. (*flite* 507); Praet. Conj. (*mæge* B 681; *duge* B 590; *stige* B 677; *swice* B 967); Part. Praet. starker Verba (*cumen* B 376; *gyfen* B 64; *gilp-hlæden* B 869; *gold-hroden* B 615. 641; *liden* B 223; *hond-locen* B 322. 551; *wīd-scofen* B 937; *sprecen* B 644); Praet. schwacher Verba (*dyde* B 444. 672. 957; *dydon* B 44). Hieran schliessen sich drei verkürzte E-verse, in denen gleichfalls nur Wörter mit Nebenton auf zweiter Silbe möglich sind (*bēag-hroden cwēn* B 624; *Norð-Denum stōd* B 784; *Sūð-Dena folc* B 463).

Diese Thatsachen reden doch eine ziemlich deutliche Sprache. Wenn bei der Verschleifung von zwei kurzen Silben auf der Nebenhebung von Versen des Typus A ausschliesslich solche Wörter gestattet sind, welche nie einen Nebenton auf der zweiten Silbe gehabt

haben, und wenn umgekehrt bei zweihebiger Messung am Ende der Verse des Typus C und D[1] mit ganz verschwindenden Ausnahmen nur solche Wörter gebraucht werden, deren zweite Silbe von alters her einen Nebenton trug, dann muss doch wirklich auch in der sprachlichen Betonung dieser beiden Gruppen von Wörtern in altenglischer Zeit noch ein fühlbarer Unterschied vorhanden gewesen sein; sonst wären die Dichter gar nicht imstande gewesen, diese Scheidung so sauber durchzuführen. Wer hätte die Dichter gelehrt, *sele* D. Sg., aber nicht *sele* N. A. Sg.; *swutol*, aber nicht *fugol; mægen*, aber nicht *þegen; gifen*, aber nicht *swefen; bysig*, aber nicht *byrig* am Versende zweihebig zu messen, wenn nicht wirklich *sele* D. Sg., *swutol, mægen, gifen, bysig* u. ä. einen sprachlichen Nebenton auf der zweiten Silbe hatten, der *sele* N. A. Sg., *fugol, þegen*, *swefen, byrig* u. ä. abging? Und warum würde der Unterschied gerade in diesen beiden Fällen, wo er durch den Versrhythmus gefordert war, so streng beobachtet; in anderen Fällen aber, wo er nicht erforderlich war, nämlich bei Verwendung von zwei kurzen Silben auf einer Haupthebung am Versanfang oder im Versinnern, nicht berücksichtigt worden sein? Zu ihrem blossen Vergnügen, etwa um die Versbildung schwieriger zu machen, werden doch die Dichter eine derartige Scheidung nicht vorgenommen haben, und sie hätten dieselbe bei ihrer mangelhaften Kenntnis des Urgermanischen und Indogermanischen auch gar nicht durchführen können, wenn nicht die urgermanischen Betonungsverhältnisse wirklich noch in der lebenden und gesprochenen altenglischen Sprache vorhanden gewesen wären. Es wird darum hoffentlich in Zukunft niemand mehr behaupten können, dass der Versausgang ◡́ × in allen Fällen denselben Wert hat; vielmehr wird man anerkennen müssen, dass die Dichter je nach dem Rhythmus des Verses und nach der sprachlichen Betonung der zur Verwendung gelangenden Wörter denselben Versausgang ◡́ × das eine Mal einhebig, das andere Mal zweihebig messen konnten.

4. Betonung einfacher drei- und viersilbiger Wörter mit kurzer Stammsilbe im Altenglischen.

Bei den dreisilbigen Wörtern mit kurzer erster und kurzer Mittelsilbe bedarf es nicht erst der Herleitung aus urg. viersilbigen Formen, um die Existenz eines Nebentones auf der dritten Silbe zu erweisen; Wörter wie *manigo, bisigu*, *metodes, werodes, weroda, sceaðena, eaferan, nigene, fremedon* u. ä. müssen nach dem Paulschen Gesetz unbedingt einen Nebenton auf der dritten Silbe haben, und dieser Nebenton kann auch im Verse nicht unterdrückt werden, so lange die Formen selbst nicht zu zweisilbigen reduziert worden sind. Darum finden wir z. B. im Eingang der 'gesteigerten' D-verse *(grētte Gēata lēod, mǣre mearc-stapa, sīde sǣ-næssas, hwetton higerōfne)* zwar Wörter der Form — × einhebig gebraucht, aber nicht Wörter der Form ◡́ ◡ ×, die doch sonst (in den Verstypen A und B) mit ihnen abwechseln können, und auch Orm muss dreisilbigen Wörtern mit kurzer erster Silbe zwei Vershebungen zuweisen (Bei-

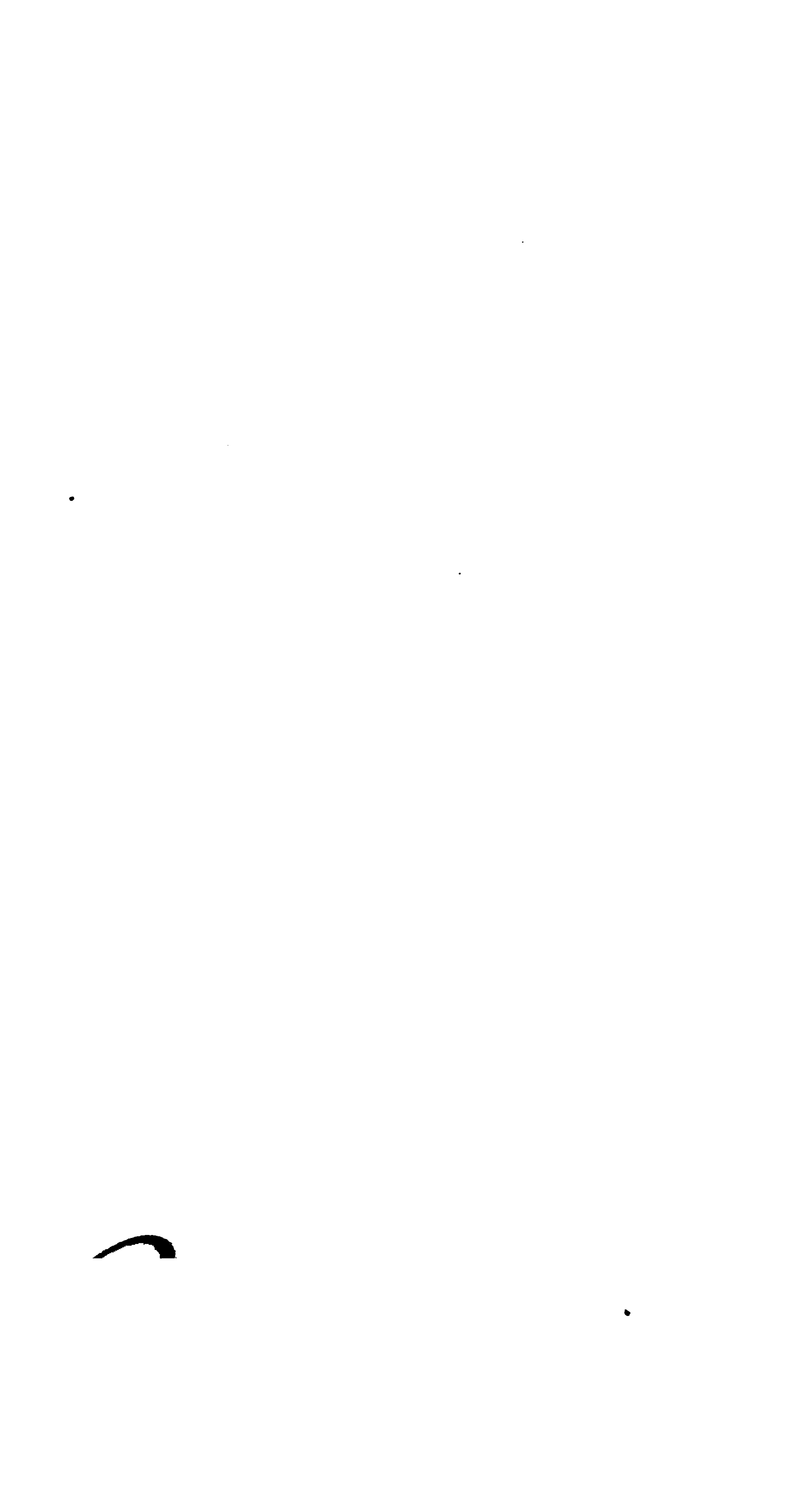
spiele s. o. S. 119). Wenn wir aber nun sehen, dass in den A-versen Wörter der Form ◡ ◡ ×, die unbedingt zwei Hebungen tragen müssen, ganz beliebig für — × gesetzt werden können, so zwar, dass sie bald im ersten, bald im zweiten Takte stehen, bald in beiden, z. B. *metodes hyldo* B 671; *werodes wīsa* B 259; *weoroda rǣswa* B 60; *sceaðena þrēatum* B 4; *Wedera lēode* B 225 — *mādma mænigo* B 41; *Scyldes eaferan* B 19; *rinca manige* B 729; *ellen fremedon* B 3 — *bealuwa bisigu* B 281; *mægenes Deniga* B 155; *niceras nigene* B 575 etc., so folgt daraus zugleich auch unbedingt zweihebige Messung für alle in den Versen des Typus A vorkommenden Wörter der Form — ×, es ist dies also ein neuer zwingender Beweis für die Notwendigkeit und Richtigkeit der Lehre von den vier Hebungen.

Wie die Anhänger der Zweihebungstheorie es fertig bringen, Wörter der Form ◡ ◡ × in den oben angeführten und ähnlichen Versen mit nur einer Hebung zu lesen, weiss ich nicht, da sie sich nicht näher darüber aussprechen. Sievers scheint sich damit zu beruhigen, dass er diesen Wörtern, wenn sie auch nur eine Hebung tragen, doch zwei 'Glieder' des Verses zuweist; aber dieser von Sievers neu geschaffene Begriff „Glied" ist in der germanischen Metrik sonst völlig unbekannt. Ein 'Glied' kann sowohl Hebung als Senkung sein und ist doch keins von beiden, weder Fleisch noch Fisch, weder warm noch kalt; ein metrisches System, das auf einer so schwankenden Grundlage aufgebaut ist, kann daher unmöglich zu befriedigenden Resultaten führen.

Eine gesonderte Besprechung erfordern noch die dreisilbigen Wörter mit kurzer erster und langer Mittelsilbe, wie *cyninga, wesende, þolōde* u. ä. Stehen diese Wörter allein für sich, dann können auch sie nur zwei Hebungen des Verses auf sich nehmen, wie z. B. *hæfde cyninga wuldr* B 666; *hwīlum cyninges þegn* B 868; *þolōde þrȳð-swȳð* B 131 etc. Wo sie sich aber an ein vorhergehendes einsilbig langes Wort anlehnen können, da tritt eine Accentverschiebung ein, indem die erste kurze Silbe sich dem vorhergehenden starktonigen Worte als nebentonige Silbe anschliesst und die schwere Mittelsilbe nunmehr in die Haupthebung rückt. Wir haben also zu betonen *þēod-cyningà* B 2; *cniht-wèséndè* B 372. 535; *ánd-swàrōdè* B 258. 340, ähnlich wie mhd. *lánt-pflegǽre* (s. Schade, Weimar. Jahrb. I, 9. 14). Diese Verse gehören also nicht zu dem Typus D[1], zu dem ich sie in meiner Schrift über den ae. Vers (Stud. 2, 79) gestellt habe, sondern es sind A-verse, die in ihrem Rhythmus denen des Typus 5 *(lánd gèsáwòn, wíl-gèsīðàs)* am nächsten stehen.

Endlich sind die viersilbigen Wörter der Form ◡ ◡ — × in ihrer Betonung und in ihrer Verwendung im Verse den dreisilbigen der Form — — × durchaus gleichzustellen; sie haben also wie diese einen Hauptton auf der ersten, einen stärkeren und einen schwächeren Nebenton auf den beiden letzten Silben und müssen demnach im Verse stets dreihebig gebraucht werden, z. B. *lifigende lāð* B 816 (= *murnende mōd* B 50); *æðelinga gedriht* B 118 (= *Wælsinges gewin* B 878); *hū þā æðelingas* B 3 (= *þæt mid Scyldingum* B 274); *unlifigende* B 468 (= *sǣ-līðende* B 377).

Um die Lehre von der Betonung der Wörter des Altenglischen und von ihrer Verwendung im Verse vollständig zu erschöpfen, müsste ich auch auf die Betonung der zusammengesetzten Wörter noch etwas näher eingehen, zumal auch auf diesem Gebiete verschiedene irrtümliche Anschauungen richtig zu stellen sind. So glaubt z. B. Hirt (Liter. Centralbl. 1895, Sp. 1288), dass es keine weniger betonten Silben giebt, als die Praefixe *ge-*, *be-*; Kluge (Grundriss I, 344) zieht aus einigen Vokalabschwächungen und ganz vereinzelten Vokalausstossungen in dem zweiten Teile von Zusammensetzungen den falschen Schluss, „dass die Wurzelsilben zweiter Kompositionsglieder nicht eo ipso tieftonig sind“, und Luick (Anglia Beibl. 4, 294) und Trautmann (ib. 5, 134) nehmen Anstoss daran, dass ich für bestimmte Versarten (*sǣ-bāt gesæt*; *medo-stīg gemæt; gūð-rinc monig*; *mago-driht micel)* Verschiebung des Haupttons von dem ersten auf das zweite Glied der Zusammensetzung angenommen habe, obwohl gerade Luick und Trautmann wissen müssten, dass dieselbe Accentverschiebung zu allen Zeiten in der englischen Metrik üblich war und dass auch heute noch in der gewöhnlichen Rede für einen grossen Teil der Composita '*level stress*' gilt (vgl. Vietor, Elemente der Phonetik, 4. Aufl. S. 287). Die Erörterung aller dieser und ähnlicher Fragen muss ich mir aber für eine spätere Gelegenheit aufsparen, da ich fürchte, den mir von den Veranstaltern dieser Festschrift gütigst zugebilligten Raum bereits über Gebühr in Anspruch genommen zu haben. Hoffentlich genügen schon meine Ausführungen über die Betonung der verschiedenen Formen der einfachen Wörter des Altenglischen und ihre Verwendung im Verse, um darzuthun, dass die Lehre von den vier Hebungen, die man so gern als der natürlichen Wortbetonung widersprechend hinstellt, gerade weit besser als jede andere Auffassung des Allitterationsverses mit der sprachgeschichtlich festzustellenden Betonung der altgermanischen Wörter in Einklang steht, und dass selbst die 'so oft gerügte' zweihebige Messung zweisilbiger Wörter mit kurzer Stammsilbe am Ausgange des Allitterationsverses in der sprachlichen Entwickelung ihre Begründung hat.



Walhallklänge im Heliand.

Von

Emil Lagenpusch, Königsberg i. Pr.

Kühn, wohl weiss ich's, mutet den Leser der Titel dieses Aufsatzes an: „Walhallklänge im Heliand." Und doch — versenken wir uns mit ganzer Seele in dies herrliche Denkmal altsächsischer Poesie, so glauben wir, wie aus weiter Ferne, Walhalls goldigglänzenden Saal flimmern zu sehn, und Klänge dringen an unser Ohr, die an den ehernen Schwerterschall der Einherjar, an Walhalls Wonnen gemahnen.

So spröde auch der Stoff für den alten Germanen war, er wusste ihm doch gerecht zu werden, denn er war ein gläubiger Christ. Aber er war auch ein begeisterter Anhänger Wodans von Walhall — wie viel schöne Gesänge hat er wohl auf ihn gedichtet! Darum bricht immer und immer wieder die glühende Begeisterung für „seine" Götter hindurch, blitzähnlich, für ein empfänglich Ohr von wahrhaft bezaubernder Wirkung. Schwer ist es gerade nicht, diese Walhallklänge aufzufinden, es gehört nur ein empfänglich Ohr dazu; und wenn man dazu noch einen so bewährten Führer wie Vilmar hat, kann man's getrost wagen, jenen zauberhaften Klängen nachzugehen.

Auf Vollständigkeit mag der Leser aber nicht Anspruch erheben; der Rahmen unserer Abhandlung verbietet's; nur einige Goldkörner greifen wir heraus — und damit wollen wir nicht zögern.[1])

I.

Die Beziehungen auf die deutsche Mythologie, welche sich im Heliand finden, sind von J. Grimm und Vilmar[2]) ausführlich besprochen, wir zählen sie an dieser Stelle nur auf und fügen einige Ergänzungen hinzu.

1) Citiert wird nach den Heliandausgaben von Sievers und Behaghel.
2) Deutsche Altertümer im Heliand, 2. Aufl. 1862.

Die Erde wird genannt middilgard 52. 4650. 5768. — Der Himmel wird bezeichnet als Himmelsaue: hebhanwang 1303. 325. 948. hebheneswang 1682. 275. 411. godes wang 1865. 1323. grôni godes wang 82. 757. (Vgl. Volkwang, Freias Burg.) wang (vgl. Vilmar, S. 22): Aue, blumiges Gefilde. So einmal im Hel. grôni wang paradîse gelîc, an. vangr, g. vaggs παράδεισος 2. Cor. 12, 4: jah vait thana svaleikana mannan . . . thatei fravulvans varth in vagg jah hausida unqêthja vaurda, καὶ οἶδα τὸν τοιοῦτον ἄνθρωπον καὶ ἤκουσαν ἄρρητα ῥήματα. Hieraus ergiebt sich, dass dem Worte vaggs der Begriff des Lieblichen, Friedsamen beiwohnt. S. Myth.[2] 781. Vgl. als Ortsnamen „die Wange“, das Land westlich von Neukuren bis zur sog. „Wanger Spitze“ (Küste des ostpreussischen Samlands), das Wirtshaus „Wangenkrug“, Dorf „Alexwangen“, Besitzung „Wange“, Ortschaften Wangitt, Wangnicken, Wangritten, Wangoten, Powangen, Uderwangen, Kinwangen, Turwangen, Abschwangen u. a. (alle gelegen in den ostpreussischen Landschaften Samland, Natangen, Barten). S. Schade ADWB 1089—90 und vgl. auch Thrudwang, Thors Heim. Anklänge an das Wessobrunner Gebet (vgl. 2 dat ëro ni was. . . noh ûphimil): 2886 erde endi uphimil.

Der Weltuntergang: mudspelli 4358 (vgl. Musp. 57 dâr ni mag denne mâk andremo hëlfan vora dëmo muspille). 2591. Anklänge an das Muspilli: 79 brinnandi fiur, 2602 wallandi fiur, 2603 bittra lôgna (vgl. Musp. 50—59). — Bezeichnungen für Hölle: an hellia 898, swarton hel 3357, helliagrund 2601, swart lôgna 4368, fern 3358, bittra lôgna 2603, sinnahti 2146, brêda lôgna 2460, wallandi fiur 2602, thrâwerk 2604, 3367 lôgnu, ferndal 1115 (Höllenthal), helldoron 5774 (Höllenthor), helliwiti (Höllenstrafe) 1483, helligrund 1491, infern 1490, helligithwing 1500, hêtan hel 88. 2511, an dalun thiustron . . . ferristan ferne 2140, hellie fiures 2639, an hellia grund 2601, grâdag lôgna 4283, grâdag fiur 3395, fiur êwig 4420, hard hellie gethwing, hêt endi thiustri, diap dôdes dalu 5170, gramono hêm 3359; helsîd 2354 (Weg zum Tode, Tod). — Teufel: diubhal (vgl. Musp. 68 daz dër tiwal dâr pî kitarnit stentit), gramo 901, gramono hêm 3359.

Tarnhelm: helidhelm 5450: gisiuni quâmum thuru thes dernien dâd an dages liothe an helidhelme bihelid. (Vgl. Musp. 68 daz dër tiwal dâr pî kitarnit stentit.) S. Schade ADWB 387: helôthelm auch helanthelm ahd. st. M. latibulum Graff 4, 845, zauberhafte Verhüllung, eig. bergende Hülle, unsichtbar machender Helm, Kopfbedeckung, der man durch Zauberkraft Unsichtbarmachen der Gestalt zuschrieb. Myth.[2] 432. Vgl. Weinhold, Altnord. Leben[2] S. 168: „kâpa, kâpi, bedeckte den ganzen Körper . . . für das Gesicht ein Visier, die grîma.“

Unter den Geistern sind zu nennen die Wihti (vgl. Merovech, Chlodewech = Ruhmeswicht). Nach ihren verschiedenen Eigenschaften charakterisiert der Heliand diese wihti: dernea wihti 1055. 2989 dernero dwalm 23, craftiga wihti 1030, wrêđa wihti 2481, lêđea wihti 2502. 1610, môdaga wihti, unholde 3930. Das Böse, Mächtige in ihrem Wesen wird weniger betont als das Geheimnisvolle, das

sich hinter dem Tarnhût gern verbirgt und im Geheimen sein Wesen treibt; derni, tarni ist heimlich, heimtückisch; dazu tarnjan, tarnhût, tarnkappe d. h. unsichtbar machender Mantel (vgl. Nib. 337, 1. 1059, 3).

Schicksal ist urđ und metod: 4778 thia wurđ is at handun, 761 wurđ fornam Erodes thana kuning, wurđ benam 2189, wurđ farnimid 3633. — wurđ st. F. 2. Schicksalsgöttin, Todesgöttin, Schicksal, Todesgeschick, Tod; vom Schicksal bestimmte Zeit, Schicksalszeit, Todesstunde, überhaupt Zeit, Stunde. Ahd. wurt: fatum, fortuna, eventus; und in wêwurt. An. Urdhr (aus Vurdhr) eine der drei Nornen; ags. Vyrd, g. [Vaurths] Myth.[2] 376 ff. Schade ADWB 1218. Skuld (Schuld) auch im Heliand. In der DMyth. Name der dritten Norne (Vilmar S. 13). Ferner für Schicksal: berhtun giscapu 367. 778 (Vilmar S. 15), regangiscapu 2593, wurđgiscapu 127, metod 128, metodogiscefti 2210, metodogiscapu 2190, torohton tîd 4182, gilagu 5346, aldarlâgo 3882, orlaghwîle 3355, orlegas word 3697, erđlifgiscapu 1331 (Vilmar S. 12 u. 15). metod (Weinhold, Deutsche Frauen i. MA I, 52: „Ein ags. Name der Nornen scheint „mettena“ gewesen, die „Messenden“): Messer, Ordner, Bildner, Schöpfer; metodogiscapu st. N. Pl., metodogiscefti st. N. Götterbeschluss, göttlicher Ratschluss, Schicksalsfügung. Zu mezan (Schade ADWB 604; Vilmar S. 11).

Ragin gr. γνώμη, Rat, Beschluss, Ratschluss. An. regin N. Pl. (Gen. ragna) die ratschlagenden und beschlussfassenden göttlichen Gewalten, Götter; as. nur im Gen. Pl. reginô in reginô giscapu, reganô g.; regangiscapu st. N. Pl. Beschlüsse der ratschlagenden göttlichen Gewalten, Götterbeschluss, göttlicher Ratschluss, Schicksalsschluss. Ahd. regin, mhd. rein, z. B. erhalten in Reinhart, raginburgjo RA 774 fg. 293 fg., vgl. ragineis σύμβουλος got.; raginôn: regieren, ragna rök (in ält. Edda) st. N. Pl. der bedeutsame Verlauf (des Lebens und Wirkens) der waltenden Götter, besonders ihr bedeutsames Ende, die grosse Katastrophe beim Untergange der Welt. Vigf. 507; ragna rökr, ragnarökr (in Snorris Edda) st. N. Verfinsterung der waltenden Götter, Götterdämmerung. Vigf. 507. Myth.[2] 773 fg. lag (Vilmar S. 14), ahd. st. M. 1., as. lag (in: gi-, aldar-, or-) Pl. lagu st. N.: das, was liegt, was fest bestimmt ist; nordfries. lag, log: Satzung, Gesetz; an. lag st. N. richtige Lage, Ordnung, rechte Stelle, Genossenschaft, Bündnis, Stoss, Hieb, Melodie, Metrum eines Liedes, Pl. lög Gesetz, gesetzlicher Verband; an. lagamađr st. M. Gesetzkundiger, lögmađr; lögsögumađr Gesetzsprecher, d. i. der auf drei Jahre gewählte Präsident des Althing auf Island (der Präsident der Republik), der die Gesetze vorzulesen und zu erklären und neue vorzuschlagen hatte (Schade 530).

Gaskafts g. st. F. 2. Geschöpf, Schöpfung. Ahd. gaskaft. Vgl. Otf. 2,1,1: engilo giscefti die Ordnungen der Engel. Über torohteon tîd und berhteon giscapu s. Vilmar S. 15. Ebenso S. 12 zu regin.

Regin (Vilmar S. 20) in reginblind 3554, nach Vilmar „der durch einen Schluss der ratenden, ordnenden Götter von Anfang an Blinde“; reginscađo 5398, reginthiof 4655 der zum Schädiger und Diebe durch die raginî Bestimmte. — Gegen die Erklärungen Vil-

mars reginblind = Wotan, regin scado und reginthiof = Loki, müssen wir uns entschieden erklären (vgl. Reinhart. aus Raginhart). regin ähnlich wie irmin zu fassen, z. B. irmingot, irminman, irminthiod 4987, irminsûl (vgl. Hild. 14 irmindëot, 32 irmingot). S. Schade ADWB 445: „ein uraltes, vielleicht mit myth. Vorstellungen zusammenhängendes, zur Zeit dem lebendigen Verständnis bereits entrücktes Wort, noch als Vorsatz vor andern Wörtern gebraucht, deren Begriff zu steigern, zu erhöhen, zu verallgemeinern". — Ähnlich vorgesetzt thiod, z. B. thiodarbêdi, thiodgod 1728, thiodgumo 2783, thiodkunning, thiodquala, thiodskaðo, thiodwelo (Schade 104); sin, z. B. sinlîf 2083, sinnahti 2146, sinhîwun 3594; heru, z. B. herusêl 5169, herugrim 4660, heruthrum 5707, herubendi 4919. 5226. 5490.

Krieg: hild 5043, wîc, dazu wîgand 5543; helid, hildiskalk; urlagi 4333 bedeutet Schicksal, z. B. 3697 orlegas word, eig. Entscheidung des Schicksals (vgl. Edda, Völundarkvidha).

Gott: aldfater 3396, aldan fader 1184, sigidrohtin 1575. Vgl. sigfödr in der Edda, Völuspâ 54: sigfödr, Siegvater, ein Beiname Odhins. Ferner waldand 39, ein im Germanischen sehr häufiges Wort, z. B. Waltbote, der kêsures bodo im Heliand, der Missus dominicus der Karolingischen Zeit (vgl. Schade ADWB 1084). Hildebr. 51 wëlaga nu waltant got, 65 dëserô brunnônô bêderô waltan, Wiener Herdensegen 4: dër gawërdô walten hiuta dëro hunto, dëro zohôno; Musp. 43: der himiles kiwaltit; im Hel. waldand Crist 3723. 5417, waldand frô 4861, giwaldan vom Richter 5345, obhar al that landskepi liudio giwêldun 344, folkes giwêld 5335. — hebhencuning 1939. —

Engel heissen Himmelswächter, hebhenwardos 1608. 2599. Wir werden erinnert an Heimdall, den Wächter der Regenbogenbrücke Bifröst, der laut ins Horn stösst beim Herrannahen der Feuerriesen.

Walhalls Wonnen: mannô drôm 3350, liudio drôm 3389. 3576, drôm drohtines 2084. Diese Wendungen rufen den Gedanken wach an das fröhliche, sorglose Leben der Helden bei Walvater in Walhall, wo weissarmige Walküren immer von neuem die Methörner füllen und der Eberbraten nie zu Ende geht, wo Jagd und Kampf mit dem fröhlichen Mahle abwechseln.

Drôm, troum: ahd. mhd. troum, as. drôm buntes, fröhliches Weben und Treiben durcheinander, Jubel, Gesang, Musik, himmlischer Jubel, himmlische Freuden. — Grassm. bei Kuhn 12, 133 wie Wack. Wb. 298 vermuten, troum zu triugan: trügen, bezaubern, so dass troum benannt sei nach den Trug- und Schattengestalten, mit denen er die Seele bezaubert, die Musik als das die Seele Bezaubernde, Berückende. Aber Traum wie fröhliche Lust bei Gesang und Musik gehen zurück auf den Begriff des bunten Treibens durcheinander, des tönenden Getümmels: daher mit Grein 1,204 zu vgl. gr. θρέομαι, θρεῦμαι; θροῦς Lärm, Schall von Gesängen mit Flöten, θόρυβος Lärm (Schade 959).

Walküren (Vilmar 19 u. 26). Folgende Wendungen spielen auf die auf Wolkenrossen durch die Luft jagenden Walküren an: an fedarhâmun 1669. 5798. Man denkt an die Schwanenhemden (Edda,

Völundarkvidha); lioht wolcan skên, glîtandi glîmo — etwa „gleissender Glast“ — 3145, at himil wolcnun 5096, gisâhun finistri an twê telâtan an lufte, quam lioht godes wânum thurh thiu wolcan 392; sâhun sie sô wîslîco undar thana wolknes skion 655; liohtes skîne thurh wolcânskion 4289; blicandi sô thiu berhte sunne; sô tilêt thiu luft an twê.

Rîkiun thionon 108 (vgl. Vilmar). Da rîkiun nur Dat. Pl. sein kann, muss man dies als die Mächtigen, d. i. die Götter, fassen — also wieder eine „heidnische Reminiscenz“. Bei metod denkt Vilmar (S. 11) an Donar, der mit dem Hammerwurf die Grenzen des Landbesitzes bezeichnet. Er beruft sich auf die Stelle im Heliand: metod gimarcod. Nach den Resultaten von Grimm DGrenz-Alt. S. 18—24 kann sich metod auch auf Wotan beziehen. Metod scheint eine ähnliche Bedeutung zu haben wie hd. got, g. guth, das bei Schade ADWB 342 als „der die Dinge ins richtige Verhältnis setzt, der Füger, Ordner der Welt und Schicksale“ bezeichnet wird. (Siehe die Begründung dort.) Metod wird bei Schade ADWB. 605 „Messer, Ordner, Bildner, Schöpfer“ übersetzt und gehört zu dem Verbum mezan, d. i messen, abmessen, ausmessen, zumessen, zuteilen, geben, messend gestalten, bilden, dichten. — ôdas-hêm hält Vilmar (S. 22) für eine heidnische Bezeichnung der Wohnung der Seligen: ôdashêm, uppôdashêm; hierin spreche sich das lebhafte altgermanische Heimatsgefühl aus. Hervorzuheben ist, dass ôd ahd. (in ôtmahali und vielen Eigennamen), mhd. (in kleinôt), as. ôd (Gen. ôdas ôdes) st. N. Besitz Gut Reichtum Glück bedeutet; an. audhr st. M. Reichtum, g. [auds auths] st. M. 1. oder [aud, auth] st. N. (in audahafts) Reichtum, Glück (Schade ADWB 669); davon alôd aus al (totus) u. ôd (bonum) im Gegensatz zu beneficium (Lehen).

Wanum (Vilmar S. 23). Heyne schreibt: wân wânami wânans wânlik wânum, Dat. Pl. wanum adv. 168. 392. 447. 649. 687. (wanu Mon.) 4105. Für wânom nahton 5768 Cott. ist wohl — wie Vilmar will — wânamon nahton (ebenso Schade WB 188) zu lesen; oder wânom adv. auf die glänzende Erscheinung der gerüsteten Wächter zu beziehen (Heyne, Heliand-Ausg. 253); wân Nom. 4291. Grimm, Schade, Heyne schreiben wân, dagegen kurzes a bei Vilmar S. 24; Heyne übersetzt: wanom nahtun bidun undar iro bordon 1714 „unter den hellen Zeichen“ (Grimm „Glanznächten“), oder besser sei „unter günstigen Himmelszeichen“ oder „unter ihren Schilden wachsam hervorblickend, warteten sie in den Nächten“. „Jedenfalls“, sagt Schade WB 1088, „mit â oder a zu germ. St. van, ig. van, s. won“. — Einige Namen mit wan- giebt Vilmar S. 25.

Wlitig nennt Vilmar ein unübersetzbares Wort (S. 29); es bezeichnet Heiterkeit, Anmut der Gesichtszüge. Maria heisst: allaro wîbo wlitigost. Schade ADWB 1195: glänzend schön; vlitigan bedeutet glänzend, schön machen; intr. schön werden; zu g. vlits, vleitan d. i. *πρόσωπον*, *βλέπειν*.

Pferd hat verschiedene Bezeichnungen: wigg st. N., im Hd. nur 389. Schade 1149: Zu wëgan, benannt nicht von seiner Schnelligkeit (s. ehu, hros), sondern wozu es dem Menschen am meisten dient, vom

Fortbewegen. — ëhu nur im Compos. ehuscalc 388. Schade 125. g. [aihvs od. aihvus] st. M. in aihvatundi, Dornstrauch; skr. açvas a. urspr. akvas, eig. Läufer, Renner zu Wz. ak laufen. — hros, ros auch im Hel. (auch „ors", z. B. Parz. 9,7. 44,15 u. ö.). Schade WB 426: Ross zum Ziehen und Reiten. Heyne hat das Wort in sein Glossar nicht aufgenommen.

Trinkgefässe (Vilmar S. 37): scapu, Sg. scap Schaff, Schaffel, Bottig, Holzgefäss für Flüssigkeiten; Getreidemass, Scheffel, Boot, Nachen; zu skapjan. Schade 778. Davon scapwardôs.

Ful (Hel. 2047): st. N. Becherkrug; fulfat 4539 Krug, Flasche. orc: Krug; g. aurkeis aus lat. urceus. alofat: Gefäss, Kanne, eig. Bierkanne; ags. ealu, engl. ale, an. schwed. dän. öl, lit. alús Bier. So Schade WB 12, aber Grimm will ags. alfät coculum (vgl. Vilmar S. 37. Anm.). wêgi: Hel. 2043 an ên wêgi hladan, 5476 watar an wêgie, Geschirr für Flüssigkeiten, Schale zum Händewaschen des Pilatus 5476, Schale oder Kanne zum Schöpfen des Weines aus den grossen Steinkrügen (stênfatun 2043). fal: as. ahd. faz st. N. Gefäss, Fass, Kasten, Schrein, Hel. 2040. scala Hel. 2008. 2044. 2741: Schale, Trinkschale.

Saal (Vilmar S. 39): flet u. fletti as. platter, ebener Fussboden, Tenne, Hausflur, Halle; Lagerstelle, flaches Flussufer. hornseli: vgl. Heyne, Gloss. Besser Schade ADWB 418. Heliand 3686.

Tempel (Vilmar S. 39): alah, g. alhs. eig. geschützter, eingefriedigter Ort. Vgl. gr. *ἀλαλκεῖν ἀλκή ἀρκεῖν ἄρκιος*. lat. arcere arx arca (Schade S. 11).

Wîh st. M. as. Tempel. friduwîh; fridu ist Schutz, Sicherheit, Friede. Einfriedigung. Ähnliche Zusammensetzungen: fridudink, fridugumo, fridusam.

Rakud as. st. M. Haus. seli as., ahd. sal: Wohnung, Sal, Tempel. godeshûs.

Besitz, Schmuck (Vilmar S. 43): feho am häufigsten, g. faihu (Vieh) zu fahan.

Skat, ahd. skaz, skr. skhad spalten, gr. *σκεδάννυμι*, *σχέδος* Tafel, Blatt, lat. scandula. So Schmeller. Schade ADWB 783 skaz ahd., as. scat, scatt, g. skatts. Wie tt andeutet, ein entlehntes Wort, und zwar von den Slaven: aslav. skotu M. Vieh (Zucht-, Herden-, Weidevieh), das den Besitz ausmacht und zu Verkauf und Tausch verwandt wird. Vilmar meint, dass skatt die urspr. Bedeutung „Tier" hat (S. 43). Zumeist kommt dies Wort in der Bedeutung „Münze" vor, wie auch bei Ulfilas, z. B. Hel. guldine scattos, silubarscatt, êrine scattos. Auch das Compos. fehoscatt findet sich öfters. — mêthom. Grimm hält es für gleichbedeutend mit Pferd (Gr. 3, 325), es bedeutet *θησαυρός*: diurie mêthmos, mêthmos, mêthmo Kust, mêthomhord. g. maithms, dasselbe Wort mhd. meidem Pferd, indem wohl die Urbedeutung bewahrt sei, weil im hohen Altertume vorzugsweise Pferde geschenkt wurden, das Hauptstück des Heergerätes, dann jene Abstraction leicht angenommen habe. Wohl zu g. [meithan], ahd. mîdan nach Gr. 2, 16 Anm. Vgl. lat. mutuus, geliehen, geborgt, wechselseitig; gr. *μοῖτος* Gegengabe, Erwiderung. Schade ADWB

584. — welo, allgemeinster Begriff, sehr häufig: welo wunsam, wîdo welo; auch in Composs. thiodwelo, goldwelo, ôdwelo. — gistriuni — ein ähnlich allgemeiner Ausdruck — lucrum Gewinn, zu striunjan (vgl. Schade ADWB 882) instruere, ausrüsten, ausschmücken; lucrari; mhd. striunan, vagabundieren und Excesse begehen 11477 Renner, spät mhd. erstraunen, ausstöbern, durchstöbern; streunen, nach guten Bissen, kleinen Genüssen und Vorteilen umhersuchen; herumstreunen, in solcher Absicht herumgehen, laufen, vagieren; das gestreun (s. striuni) das Herumsuchen und Laufen, das sich dabei Ergebende; nnd. (entspr. dem bair. streun) strüne, ein erwachsenes, unnützes Frauenzimmer; strünen, strömen, von dem in Menge fallenden Regen; ag. stréonan, strienen, strynen und gestréonan, erwerben, gewinnen, (Kinder) bekommen. sink, sinc: Schatz, Reichtümer.

Beispiele für die Allitteration (Vilmar S. 41): bû endi bodlôs; hobhos endi hîwiski; êgan endi erbi; barn in burgun; wonon an willeon; wân endi willio; werk endi willeon; wunnia endi willeon: welon endi willeon; ferner settian endi singan 33 (vgl. Lachmann, Singen und Sagen); graf an griote 5824 (vgl. Vilmar), gibenkeon endi gibeddeon 147, barn an giburdeon 205, wis an is winseli 229, barn an is bôsma 292, weros an willeon 1385, wlîtig endi wunsam 1393, helidos an hallu 1409, man mid is mâgskepi 1441, wîties endi wammes 1535, sacono endi sundeono 1568, ne wordo ne werco 1578, saca endi sundea 1715, helid an helsîd 2354, handmahal endi hôbhidstedi 4127, wegas endi waldes 603.

Höllenstrafen werden Hel. 2590—2620 (vgl. dazu Muspilli) und 4310—33 und — 63 erwähnt.

Bezeichnungen für das Meer: lagustrôm 2955. 4363. lagu lago, See, Meer [lagulîdandea 2919. 2965]; meristrôm 2931. 2240; hôstrôm umbihring 2945; sêostrôm 2947; meri 2233. 2245; strôm 2961; wâgo strôm 2235; wâg wâc ahd., as. wâg wêg, bewegtes wogendes Wasser in einem Flusse, See oder im Meere, Wasserstrom, Wasserschwall, auch blosses Wasser; an. vâgr Meer, Meeresbucht Egilsson 841. Möbius 489; g. vêgs σεισμός Matth. 8,14, κλύδων Luc. 8,24. Bei Luther: die woge, hochgehende Welle. Weig. 2[2],1132. Zu wegan, cf. Schade ADWB 1074. — ûdiun 2242. 2914. 2944. sêu 1243. sêwe 2250. sêwa 2257. sê 2920. sêo 2922. sêe 2930. 2954. wâg 2946. flôd 2941. Ferner wind endi water 2244. water 2249. 2908. wateres wîti 2935. diap water 2943. wateres craft 2953. strômos 2250. 2963. wind endi wâg 2263. obhar thesan gebhenes strôm 2936. gëbhen as. st. N. Meer, ags. geofan gifen gyfen st. N. dass. hluttar water 2958. brêd water 2962. wateres gewin 2965. 2973. — ûst (Sturmwind) 2242.

Seewesen: naco, Schiff, Nachen 2237. Wederwîsa weros 2239. swang, Schwanken 2243. hôh hurnidskip 2266. neglitskip 1186. lagulîdand 2918. 2964. sêulîdand 2909. sûdarliudi 3036. wâglîdand 2913. skêdan skîr water 2908. naht nebulo biwarp 2910. nâdidun forđwardes an flôd 2911. hlamodun ûdiun 2914. segel upp dâdiun 2238. lietun wind after manon 2239. up stîgan (vom Sturm: weteres craft, ûst) 2242. wahsan (von den Wellen: ûdiun) 2242. swang giswerc an gimang 2243. sêu ward an hrôru 2243. meri ward sô muadag

2245. weder stillodun 2259. naco furder skreid 2265. obhar bord skipes 2932. 2960.

Sterben (Vilmar S. 21): agebhan gardos 4496, lioht agebhan 4756, agebhan gardos, gadulingo gimang, liudiô drôm 578, mannô drôm agebhan 3350. Diese Wendungen drücken so recht die Freude an den „gardos“, an dem „mannô drôm“, dem Treiben der Menschen auf der Erde aus.

Zeitbestimmungen. Nach Nächten und Wintern zählt der Germane. Jahr ist gêr 217. 449. gêrtal 786. 2729. gêrtala 4150 (furndagun 3523); 4199 sehs nahtun êr; 449 gêr furder skrêd unthat that fridubarn godes fiartag habda dago endi nahto (cf. Lucas 2); 1053 an fastunna fiortig nahto, 1994 umbi threa naht after thiu, 4458 obhar twâ naht; 144 habdun aldres êr efno twentig wintro an uncro weroldi; 146 antsibunta wintro, 198 skrêd te wintar ford, geng thes gêres gital, 465 sô filu wintro endi sumaro gelibid an themo liohta, 510 sibun wintar, 725 wintargital, 514 fior endi antahtoda wintro, 725 wêt is wintargitalu, 963 thrîtig habdi wintro an is weroldi. — 2028 mîna tîdi, 3882 thero idis aldarlâgo (vom Schicksal bestimmte Lebenszeit), 5631 ant nuon dages, 3492 te nônu dages, 5781 skrêd fordwardes swigli sunnun lioht, 4241 lioht ôstene quam, 5748 thuo ward âbhand cuman, naht mid neflu, 5713 gisêgid ward sedle nâhor hêdra sunna mid hebhantunglon an them druobhen dage, 5767 berehto dag obhar middilgard mannon quâmi liudon te liohte, 785 gêrtalo twelibhi habhde, 2819 antthat an âbhand sêg sunne te sedle, 2908 skrêd lioht dages, sunne ward an sedle, 2911 thiu fiorde tîd thera nahtes, 3418 adro an ûhtan, früh am Morgen; an undoron 3419. 3465 (Schade WB 996 und 1051); morganstunda 3465; 3419 an middian dag, 3420 te nônu, 3420 niguda tîd sumarlanges dages: elliftun tîd 3422, gêng thâr âbhand tuo, sunna ti sedle 3422, âbhand nahid 3494, thiu liohte giwêt sunne ti sedle 4233, an moragan 3436, skrêd westar dag, sunna te sedle 4502, te nônu dages 3492, an them ahtodun daga . . that he Hêliand te namon hebhbhian scoldi 441, skrêd ford wardes swigli sunnun lioht 5781. — uhtvô od. ûhtvô st. F. (nur Marc. 1,35 air uhtvôn πρωΐ ἔννυχον λίαν, It. Vulg. dilucido valde). as. uhta schw. st. F. (nur an uhtan Hel. 3419 C u. an uhte 3463 C), ahd. uhtâ, uohtâ, mhd. uhte, uohte schw. F. frühe Morgenzeit, Morgendämmerung, diluculum, tempus matutinum, vigilia matutina; mhd. auch Nachtweide, Weide; s. Graff 1,138ff. Mhd. WB 3,191. Nnd. ucht st. F. frühe Morgenzeit, Morgendämmerung (im Osnabr. auch Abenddämmerung) Brem. WB 5,146; ags. uhte schw. F. Morgendämmerung Grein 2,615, an. ôtta schw. F. dass. Vigf. 473. Davon ital. otta, Zeitpunkt, Stunde, in Comp. allotta, talotta, moltotta; u. ital. dotta, rechte Zeit wohl aus adv. d'otta. DzWb 2[3],50. Vgl. Schade ADWB 995—996. undorn, untorn untarn untern ahd., mhd. untarn undarn untern undern st. M. meridies, Mittag, ahd. ze untarne Sam. 2 (n. Joh. 4,6 hora erat quasi sexta) um die Mittagszeit, zu Mittag, mhd. ze undorn, zundern dass., ahd. after untorn, after unterne, after untornes, a. untorns post meridiem; mhd. auch Mittagessen, Nachmittagessen, Vesperbrot. Graff

1,385. Mhd. Wb. 3,189. Mhd. HWBb. 2,1792. Nhd. bair. „der untern", Essen, welches zwischen den gewöhnlichen Mahlzeiten, z. B. um 9 Uhr früh oder um 3 Uhr nachmittags, eingenommen wird, hauptsächlich aber letzteres, Vesperbrot; Verb. untern (vom Rindvieh auf der Weide) sich in den Mittagstunden niederlegen und ruhen Schm. 1,87; tirol. kärnt. untern, M. auch untermâl Jause, Vesperbrot; untern Verb. die Jause halten Schöpf 783, Lex. 248. — Im Heliand C 3419 u. 3465 undorn undern. An. undorn, auch undurn undarn st. M. die Mitte zwischen Mittag und Abend (Völuspâ 6 v. d. Göttern: morgin hêtu ôk midhjan dag, undorn ok aptan, ârum at telja). — Das Wort ist nicht über das ganze germ. Sprachgebiet gleichmässig verbreitet: es scheint nicht alamannisch, findet sich nicht im eig. Hessen und Thüringen; es ist bairisch und fränkisch in mittel- und niederländischen Gebieten bis an die Niederlande, dann wieder friesisch an der ganzen Küste hinauf, auch bei den Ditmarschen, im ganzen skandinav. Norden (mit Ausnahme Islands) und bei den Goten. Vgl. Schade ADWB 1051—52.

Anklänge an andere altdeutsche Denkmäler: skerida im thô te wîtea (vgl. Hildebr. 54 dâr man mih êo scerita in folc scëotanterô), harmscara 240 (Ludw. 14 harmscara tholoda), hêl wis thu Maria 259 (Otf. I, 5,15 Heil magad zieri), wester obhar thesa wërold 597 (Hild. 45 wëstar ubhar wentilsêo), wegas endi waldes 603 (Herdensegen 6 sô wara sê geloufân waldes ode wëges ode heido), thô gifragn ic 630 (Wess. Geb. 1 dat gafregin ih), gesûnfader 1176 (Hild. 4 sunufatarungô), wunnia 1349 (Ludw. 8 thia czala wuniôno), irminthiod 1773 (Hild. 14 cûd ist mi al irmindëot), an them hlêwe 5805 (Musp. 83 lôssan sich ar (dërô) lêwô vazzôn — nach Schade). — irmin as., mhd. irmen ërmen in Jrminsûl und in Eigennamen; ags. eorman, eormen in Appell. u. Npr. Grein 1,261. 2,784, an. iörmun in Jörmungandr Midgardschlange, iörmungrund, Jörmunrekr Egilsson 451, Vigf. 328; g. [airman, airmana] im Eigennamen [Airmanareiks] bei Jornandes: Ermanricus, ein uraltes, vielleicht m. myth. Vorstellungen zusammenhängendes, zur Zeit dem lebendigen Verständnis bereits entrücktes Wort, noch als Vorsatz vor andern Wörtern gebraucht, deren Begriff zu steigern, zu erhöhen, zu verallgemeinern. Vergl. Gram. 2,448 fg. 542. GSpr. 596 fg. Myth.[2] 106 fg. 325 ff. Schade 454. hlêo, ahd. hlêo lêo (Gen. hlêwes, Pl. lêwâ lêâ), mhd. lê (Gen. lêwes) st. M. 1., g. hlaiv st. N. 1. μνημεῖον τάφος Grab, mausoleum; agger tumulus Hügel; as. hlêo Grabstein, ags. hlaev, hlâv st M 1. Grabhügel Grabstein Grabdenkmal Hügel Höhle. Grein 2,81. Schade 405. waldes hlêo, ênôdies ard 1124—25 bezeichnet den „wilden Wald", den Aufenthaltsort der wilden Tiere und der Friedlosen, wozu den Gegensatz bildet das unmittelbar darauf folgende erlô gimang mannô drôm 1125—26.

Friedlosigkeit: wrekkiun 631, wracsid 554, warg 5168, waragtreo 5563. Hierher gehört auch das Wort elilendi 632, unser „Elend", eigentlich „Fremde", vgl. Otf. I, 18, 25 wolaga elilenti, harto bistû herti, worin sich das starke Heimatsgefühl der Germanen ausspricht. So sind in den Nibelungen die „ellenden recken" die fremden, die aus der Fremde an Etzels Hof kommenden Helden.

Gardos kommt in Verbindungen vor, die die Freude der Germanen am Leben in der freien Natur ausdrücken; ebenso in Wendungen wie afgebhan gardos 578, an thesun gardun 1769, wîngardo 3417, bômgardo 4983, wunnia farsliti, gôdes an gardun 3378. — weges endi waldes 603. Vgl. Schade 1081: Im Sinne der ungebahnten und unbetretenen Wildnis als Gegensatz von wĕg, nnd. wold wôld, Wald, da für die Deutschen der Wald, in alter Zeit noch Urwald, immer den Begriff des Wilden und Wüsten gehabt hat, da im Gegensatz zu Felde (Walth. Lm. 35, 18: wünsche mir ze velde und niht ze walde) und dem Anbau der Menschen er ihm als eine unbewohnte, weglos wilde Stätte galt, wo Raubtiere, vor allem der blutgierige Wolf, hausten, Räuber und Mörder und landflüchtige Verbrecher sich verbargen (wie denn auch mhd. der wilde wald, nhd. der wüste wald formelhaft erscheint, wie bei Otf. wuast-waldi, im Hel. sinweldi dem Deutschen die Wüste des Orients versinnbildlicht, wie ahd. u. as. wĕg und wald Gegensätze sind, die Verwünschung in den Wald ein furchtbarer Fluch war) — da somit der Wald in seiner furchtbaren Einsamkeit dem geselligen Menschen der Inbegriff alles Schreckens, alles Wüsten und Wilden war."

Neglitskepi (Vilmar S. 28) 1186, mit Nägeln versehenes Schiff. Ähnlich Naglfar, Nägelschiff, Schiff des nordischen Mythus, das beim Weltuntergange flott wird, wenn die elementare Wut der Midgardschlange (des Meeres) wieder losbricht; Völ. 51. Es ist aus den schmalen Nägelschnitzen der Leichen zusammengesetzt, die erloschene Liebe unbeschnitten liess; es wird gewarnt, die Nägel der Toten unbeschnitten zu lassen, dass der Bau des Schiffes nicht beschleunigt werde, den doch Götter und Menschen verspätet wünschen. Snorris Edda (Egilsson) 41. Myth. 774 fg. m. Anm. Simr. Myth.[3] 115 fg. 132. Vgl. Schade ADWB S. 634—635. — Ähnliche Namen: Nagelrinc, Name von Heimes im Laurin, auch wohl von Wolfharts Schwerte, benannt von dem mit Nägeln (wohl Goldnägeln) ausgenieteten Ring am Schwertgriff, wie von solchem Nägelbeschlage auch andere Schwertnamen, ags. Nägling, Name von Beowulfs Schwerte (Beowulf 2680) u. an. Naglfari (Egils. 592. 157), genommen sind. Vgl. Schade 634—635.

Hort ahd. mhd. st. N., gew. mhd. st. M. (gesammelter und verwahrter) Schatz, Hort, thesaurus; Angesammeltes, Fülle, Benennung des Geliebten, Schatz. As. hord hordh, horth st. N. Schatz, verschlossenes oder geheimes Innere, adytum, Inneres der Brust oder des Herzens, arcanum Grein 2, 96 fg.; g. huzd st. N. 1. θησαυρός. Nach Gr. Myth.[2] 922 eigentlich das Gehütete, Bewachte und mit hûs (das Hegende, Schützende) zu vgl., lat. custos Wächter, custodia Wache. Schade ADWB S. 419. Im Hel. goldes hord 2490, mêdomhord 3261. — Das Wort spielt in der germanischen Myth. und Sage eine grosse Rolle; wir erinnern nur an den Nibelungen-, den Amelungenhort.

Idis, Hel. 79 u. ö., wird von Maria häufig gesagt, so wie von andern Frauen (Otf. I, 5, 6); vgl. Graff 1, 159 (Hatt. 1, 264. Diut. 2, 338). Stets im Sinne eines ehrwürdigen, wenn auch jungen und

unverheirateten Weibes; amd. (im 1. Mers. Zaub. 1) idisî N. Pl. st. F. 2. göttliche Frauen, die in Schlacht- und Kriegsangelegenheiten eingreifen; as. Hel. Weib, Frau, ohne Rücksicht auf Alter oder ehelichen Stand; ags. ides st. F. von Königinnen, Frauen, Witwen, Jungfrauen gebraucht, im Beowulf von Grendels Mutter, überhaupt weibliche Wesen (Beow. 1352). Gram. 2, 270 u. dazu 999. 3, 322. Nach Myth.[2] 372 schien es schon in früher Zeit gleich dem griechischen *νύμφη* vorzugsweise auf übermenschliche Wesen angewandt, die geringer als Göttinnen, höher als irdische Frauen angesehen werden; und dahin auch (ebds. und Abhdl. üb. d. Mers. Zbl. 5 fg.) der Name des Entscheidungsschlachtfeldes zwischen Germanen und Römern Idistaviso Tac. Ann. 2, 16, zu bessern und zu erklären idisjâ visa, nympharum pratum, Frauenwiese. G. Spr. 656. Nach J. Grimm ebds. a. idis durch Aphäresis, auch an. dìs st. F. (Pl. dîsir) Weib, Frau, Schwester, göttliches Weib, Art Halbgöttin, Göttin, Schutzgöttin, Schutzgeist. Egils. 100. Vigf. 100. Nach Gram. 2, 45 Nr. 504 vielleicht eigentlich femina formosa, splendida, also zu Wz. idh brennen (Vgl. Schade ADWB 460).

Holm as. st. M. Berg, Hügel. Ags. holm st. M. 1. (Pl. holmas) die hochgehenden Meereswogen, gleichsam Wasserhügel, überhaupt wogendes Meer oder Wasser. Grein 2, 94, engl. Hügel, Klippe, Insel, Werder; an. hôlms st. M. kleine Insel, besonders in einer Bucht, einem See oder Flusse. Vigf. 280; g. [hulms]. — holmganga an. schw. F. Holmgang, d. i. der in der ältesten Zeit auf einem Holme abgehaltene Zweikampf. Möb. 199. — holmclif as. st. N. Hügel, Berg, Bergabhang; ags. holmclif st. N. Fels am Meer, Vorgebirge (Schade 414). stênholm felsiger Berg, Felsenhügel 2682. 2683. 4843. 4855. 4734. 1395. 2674.

Fridhof 4494, ahd. mhd. vrîthof, as. frîdhof st. M. 1. Schutz und Schonung gewährender Hof, Bezirk um ein Heiligtum, ein Tempel, um Wohnungen von Fürsten und Richtern, der dem Verfolgten als Freistätte zeitweiligen Schutz gewährte (Myth.[3] 75. RA 886 ff.), daher überhaupt Tempelvorhof, Vorhof eines Palastes, atrium, Wohnung eines Statthalters, praetorium, Burgfreiheit, Schlossfreiheit (NhdWB 4, 123), auch cymeterium, Gottesacker, Kirchhof, Friedhof (eig. nhd. Friethof Frisch 1, 294. Schm. 1, 620 fg. NhdWB 4, 123. Schade 226). Vgl. g. freidjan schw. V. schonen, *φείδεσθαι*; gafreideins st. F. 2. Verschonung, Erhaltung, *περιποίησις ἀφειδία*. Ahd. [frîtjan], vrîten schw. V. fovere hegen hätscheln. An. frîda schw. V. schmücken, zieren (Schade 222). Burg ahd., burc mhd. st. F. 2. befestigter Platz, Schloss, Burg, Kastell; Stadt. g. baurgs, as. burg, burug, ags byrig, engl. borough, an. schwed. dän. nnld. borg. Mit bërg zu bërgan. — burges wal 2674. 3685. mârean burg 3679. berhton burg 3707 (hôha hornseli 3686). berhtun bû 3654.

Volksversammlung: 1245. 1279 (vgl. meine Abhandlung über „Das germanische Recht im Heliand" in den „Untersuchungen z. D. St.- u. R.-Gesch." von Dr. Otto Gierke, Heft 46. Breslau 1894). — Gerichtswesen: Siehe ebenda und Vilmar S. 46 ff.

II.

Vilmar giebt vollständig, was sich auf germanisches Wesen, Mythologie, Sitte, Recht und Denkungsart bezieht; wir weisen nur kurz auf nachfolgende Stellen des Heliand hin und suchen hie und da etwas nachzutragen.

1. Die Hochzeit zu Kana. Hel. 1994—2087 (vgl. Vilmar S. 38 u. 39): thar he (Christus) te ênum gômun ward, gebedan that barn godes: thar scolda man êna brûd gebhan: — da ging godes barn an that hôha hûs, thar the heri dranc, zu dem gastseli. — Drinnen herrscht Festesfreude und Fröhlichkeit; 2005 ff: werod blîdode wârum thar an luston liudi atsamne, gumon gladmôdie. Gengun ambahtman, skenkion mit skalun, drôgun skîrianne wîn mid orcun endi mid alofatun; was thar erlo dróm fagar an flettea, thô thar folc undar im an them benkeon sô bezt blîdsea afhóbhun, wârun thar an wunneon.

Ausdrücke für Gastmahl: gôma 1995; gômean 2065; werdskepi 2056 (gaman Lustbarkeit 2749); brûd Hochzeit 1996; für Saal: hôha hûs 2001; gastseli 2002; flet 2010; halla 2782; für Volk: heri 2001; werod 2005; liudi 2006; gumo 2007; erl 2009; folc 2010; menigi 2027; für Gast: gast 2045; druhting 2061; für Schenk: ambahtman 2007; skenkeo 2008; skapward 2033; für Gefäss: scala 2008; ork 2009; alofat Biergefäss 2009; skap 2015; für Wein: wîn 2012; lîđ 2013; für Wirt: werdos 2020; für Aufseher: the thes folkes giwêld 2047; für Bräutigam: brûdigomo 2050.

2. Gastmahl bei dem Gleichnis vom reichen Manne mit dem armen Lazarus 3325—40. Der Reiche hatte welono genôg, sinkas gisamnod, und hatte in Menge gold und godowebbiu, fagarun fratahun, endi imu at gômun sat allaro dago gehwilikes, habde imu diurlîc lîf, blitzea an is benkiun. — Ausdrücke für Gastmahl: at sumble 3339; te ênumu gômun 1995, 2002; werdskepi 2056.

3. Mahl des Herodes 2733—42: thô ward thar an thene gastseli megincraft mikil manno gisamnod, heritogono an that hûs, thar iro hêrro was an is kuningstôle. Quâmun managa Judeon an thene gastseli. — Froh geht es dort her: drôg man wîn an flet skiri mid scalun, skenkeon hwurbhun, gengun mit goldfatun; gaman was thar inne hlûd an thero hallu, helidos drunkun; was thes an lustun landes hirdi, hwat he themu werode mêst te wunniun gifremidi. -- Ausdrücke für Wirt: bâggebho 2738, d. h. nur an dieser Stelle in der Bedeutung „Wirt“, sonst „Ring-Spender“; landes hirdi 2743; burgesward 2772; für Gast: bâgwini (doch nur hier) 2756; helidos 2742; für Mundschenk: schenken 2740; für Saal: halla 2742; gastseli 2733; für Gefässe: scala 2740; goldfatun 2741.

4. Heereszug bei Jericho 3520 ff.: Da hören die reginblindun that megin faren; sie fragen, wer der rîki man wäre, under themu folkskepi furista, hêrôst an hôbhid, wobei es auffällt, dass sie plötzlich „sehen“ können (hêrôst an hôbhid). Darauf antwortet einer aus dem Heereszuge, ên helid, das sei Krist, der hêrôst der fôri mid is folcu. Die Blinden rufen Krist um Hilfe an: neri ûs af thesaru nôdi! Da lässt sie der Herr vor sich führen, lêdian thurh thea liudi, fragt

sie nach ihrem Begehr fur theru menigi. Sie bitten, er möge ihnen das Augenlicht wiedergeben, auf dass sie der liudio drôm wiedersehen könnten.

5. Meeresfahrten: a. 2239—66. Krist fährt mit seinen Jüngern, den wedarwîsa weros, in einem nacon, einem hôh hornskip, auf dem meri (wâgo strôm, meristrom, sêu). Die Segel werden aufgespannt: segel upp dâdun, lietun wind after manon obhar thena meristrôm; Krist entschlummert sîdworig; ûst up stîgan ûđiun wahsan; thuo bigan wedares craft. Das wilde Wogen des Meeres wird durch die Worte wiedergegeben (2243): swang giswerc an gimang; thie sêu ward an hrôru, wan wind endi water. Immer höher gehen die Wellen, des wederes craft. Die Jünger wecken Krist: er möge sie vom Untergange erretten; die weder stillodun, wind endi wâg gehorchten auf sein Wort. Krist hatte sie gerettet, ginerid fan theru nôdi, the naco furđor skreid, hôh hurnidskip. — b. 2907—73: In hôh hurnidskip fahren die Jünger, sêoliđandean, wâglîđand, lagulîđandea, über das Meer: naht nebhulo biwarp sie . . . ward thiu fiorde tîd thera nahtes cuman; da kam ein wind mikil, hôh weder . . . hlamodun ûđeon, strôm an stamne; strîdiun feridun thea weros wider winde, was im wrêđ hugi sebho sorgono ful; selbhon ni wândun lagulîđandea an land cumen thurh thes wederes gewin. Da sehn sie den Heiland über das Meer kommen. Petrus, ên thero manno, ruft dem Herrn obhar bordskipes zu, er möge ihn zu sich rufen.

Ausdrücke für „Meer“: meri 2233. 2245. wâgo strôm 2235. strôm 2961. 2906. 2915. meristrôm 2240. 2931. ûđiun 2242. 2914. 2944. sê 2243. 2250. 2257. 2920. 2922. 2930. 2954. wind endi water 2244. strômos 2250. 2963. wind endi wâg 2263. gebhenes strôm 2936. flôd 2941. 2921. hô strôm umbi hring 2945. sêo strôm 2947. lagustrôm 2955. 4363. ûst (Sturmwind) 2242. wateres wîti 2935. water 2937. diap water 2943. wateres craft 2953. wâg 2946. hluttar water 2958. brêd water 2962. wateres gewin 2965. 2973.

Ausdrücke für das „Seewesen“: naco (Nachen, Schiff) 2237. wederwîsa weros 2239. swang (Schwanken) 2243. hôh hurnidskip 2266. neglitskip 1186. lagulîđand 2918. 2964. sêulîdand 2909. wâglîđand 2913. skêdan skîr water 2908. naht nebhulo biwarp 2910. nâdidun fordwardes an flôd 2911. hlâmodun ûđeun 2914. segel upp dâdun 2238. lietun wind after manon 2239. up stîgan (vom Sturm: wederes craft, ûst) 2242. wahsan (von den Wellen uđiun) 2242. swang giswerc an gimang 2243. sêu ward an hruoru 2243. meri ward sô muadag 2245. weder stillodun 2259. naco furdor skreid 2265. obhar bord skipes 2932. 2960.

6. Beschreibung des Fischens: 2629—34.

7. Götterdämmerung-Weltuntergang: 4310—33 und 4358 — 4363. Vgl. noch 2590—2620. Fast wörtliche Übereinstimmungen mit dem Muspilli finden sich: an them mâreon daga, dem jüngsten (Gerichts-) Tage, that wirdid hêr êr an themu mânon skîn iac an theru sunnon sô same. Von Sonne und Mond heisst es: giswerkad siu bêđiu mid finistre werdad bifangan; fallad sterron, hwît hebben-

tungal, endi hrîsid erđe, bibhod thius brêde werold . . .: grim mid the godes sêo, wirkid thiu gebhenes strôm egison mid is ûdiun erđbûandiun; than thorrot thiu thiod thurh that gethwing mikil, folc thurh thea forhta. Kein friđu ist mehr, sondern wîg auf der ganzen Welt, obhar these werold alla: wirđid kuningo giwin, meginfard mikil; wirđid managoro qualm, open urlagi; that is egislîc thing, that io sulic mord sculun man afhebbian. Alle Schrecken werden entfesselt sein: wirđid wôl (d. i. Verderben) sô mikil obhar these werold alle, mansterbono mêst, thero the gio an thesaru middilgard swulti thurh suhti; liggiad seoka man, driosat endi dôiat endi iro dag endiad, fulliad mid iro ferahu. ferid unmet grôt hungar hetigrim obhar heliđobarn metigêdeôno mêst: an dem dômes dage (— lazto dag, duomdag the mârco). Dann heisst es dort weiter: the lazto dag liudiun nâhid mâri te mannun endi thes hêlagon kumi drohtines mid is diuriđun; mûtspelli cumit an thiustrea naht, al sô thiof ferid darno mid is dâdiun, sô kumid the dag mannun, the lazto theses liohtes, sô it êr these liudi ni witun, sô samo sô thiu flôd deda an furndagun, the thar mid lagustrômun liudi farteride bi Noeas tîdiun. brinnandi fiur ia land ia liudi logna farteride: so wirđid the lazto dag.

8. Beim Einzuge Krists in Jerusalem wird mit wenigen, aber charakteristischen Worten das Blinken der Burg hervorgehoben (3865): gesah waldand Krist . . . blîcan thene burges wal endi bû Judeono, hôha hornseli endi ôk that hûs godes, allaro wîho wunsamost. Dann wird der Einzug selbst beschrieben des manno drohtin in thiu berhton burg: mid thiu gumono folcu sêg mid thiu gesîđu. Gesang ertönt, burg ward an hrôru, alles forscht, wer da Einzug halte, bis ên man angegin sprak, es sei Hiesu Krist fan Galilêolande, fan Nazarethburg.

9. Die Bergpredigt hat viel Ähnlichkeit mit einer germanischen Volksversammlung; man vergleiche 1279 ff., 1385 ff. und 1580 ff.

III.

So umrauschen uns im Heliand überall auf Schritt und Tritt Anklänge an das alte Germanentum. Dort ist die Erde middilgard, der Himmel hebhanwang, d. i. die Himmelsaue, indem die Blumenaue, die wunja, d. i. Wiese, Weideland,[1] dem Germanen als der Inbegriff alles Lieblichen, Ergötzlichen, als der Inbegriff der Freude und Wonne gilt: daher auch in Walhall die Burg Balders Breidablick (wo man einen weiten Ausblick auf die weite Ebene hat), Thors Heim Thrudwang, Freias Haus Volkwang und der Himmel selbst als Blumenaue erscheint.

Walhalls Wonnen breiten sich vor unsern geistigen Blicken aus. Die hohen Engel sind dort die hebhanwardos, die Himmelshüter. Wie Heimdall mit dem Giallarhorn auf der Regenbogenbrücke Bifröst, stehen sie vor dem Himmelseingang, jedem Sünder den Eintritt wehrend. Dort gehen die Mundschenken, ambahtman, skenkeon, scapwardos, eilfertig durch die hölzerne Halle, halla, gastseli, hôha

1) Vgl. Ludwigslied v. 8: thia czala wunniôno.

hûs, flet, und füllen die Becher, scalon, orcun, alofatun, mit Wein win, lîd,[1]) die Aufsicht führt „the thes folkes giwêld". Der Wirt (werdos Plur.) geht bei den Gästen umher „an them benkiun", sieht zu, dass jedem das Seine wird; alles ist in heiterer, gehobener Stimmung (blîdsea, blîdode, an luston, gladmôdie). Man sieht das fröhliche Treiben (liudiô, erlo drôm), man lebt darin, man steht mitten unter den zechenden Helden, hört die fröhlichen Stimmen, das Gesumme eines grossen Gastmahles.

So bei der Hochzeit in Kana; aber nicht minder bei dem Gastmahle des Herodes. Hier sitzt der Hausherr in hehrer Halle auf dem Hochsitz (kuningstôle), wie König Ring im Frithjof oder Odhin selbst in Walhall; die Gäste sitzen auf Bänken (an them benkiun). Der Wein wird aufgetragen, die Schenken tummeln sich (sehr bezeichnend gebraucht der Dichter das Wort „hwurbhun"), gengun mid goldfatun. Laut schallt die Halle von der fröhlichen Laune der Helden (gaman was thâr inne hlûd an theru hallu, helidos drunkun), der Wirt — hier auch bâggëbho,[2]) d. i. Ringspender als König, dann landes hirdi, burges ward — freut sich mit ihnen (was thes an lustun landes hirdi, hwat he themu werode mêst te wuniun gifremidi), ungebundene, sorglose Fröhlichkeit herrscht unter den Gästen (blitzea an is benkiun).

Wenn wir auch hier die Walküren, die weissarmigen Wunschmädchen, vermissen, an einigen Stellen konnte der Dichter doch nicht umhin, auf die Schildjungfrauen, Wotans schimmernde Töchter anzuspielen. Wer denkt bei dem Wort „an fedarhâmun" nicht an die Schwanenhemden der Walküren? Wer sieht sie nicht im tannenumsäumten Waldsee bei Mondlicht baden? Und bei „lioht wolcan skên, glîtandi glîmo", „gisâhun finstri an twê telâtan an lufte . . quam lioht godes wânum thurh thiu wolcan". Wer denkt bei diesen Worten nicht wieder an die schimmernden Wotanstöchter, die auf grauen Wolkenrossen, tote Helden im Sattel, von der Walstatt gen Walhall dahin jagen? Und wenn der Dichter die heilige Jungfrau idis nennt, hat er sie nicht im Geiste mit jenen idisi verglichen, die „eiris sâzun . . hëra duoder" (Merseb. Zauberspr.), jenen zauberkundigen Göttinnen, die durch geheimnisvolle Zaubersprüche die Schlacht lenken?

Gott nennt der Dichter nicht nur „waldand", sondern auch auf Walvater, den Gott der Schlachten, auf Odhin selbst spielt er an, wenn er ihn „Sigidrohtin" nennt, anlehnend an Sigfödr der Edda (vgl. Völuspâ 54). — Irmin finden wir in zahllosen Zusammensetzungen, es ist ursprünglich wohl ein Name Odhins, hat sich aber nur noch in jenen Zusammensetzungen erhalten wie irminfolc, irmingot, irminthiod u. s. w. Ragin findet sich ebenso meist in zusammengesetzten Wörtern, z. B. reginblind, reginthiof, reginscado, reganogiscapu. Metod hat auch die Bedeutung „Gott". Das Wort bedeutet eigentlich den, der die Dinge der Welt in das rechte Verhältnis setzt, den Ordner der Welt und der Geschicke. Auch rîki

1) S. Ludwigslied 54: bitteres lîdes.
2) Seine Gäste heissen hier bâgwini, d. i. Ringfreunde.

scheint an einer Stelle des Heliand (V. 108) auf die Götter zu gehn: sie sind also die „mächtigen Gewalten“. Wenn uns diese Stelle richtig überliefert ist, so ist der Dichter diesmal recht in sein altes Heidentum zurückgefallen, indem er statt des einen Christengottes eine Mehrzahl von Göttern setzt.

Der Name der ersten, oft einzigen Norn, Urdr, im Heliand wurd, wird für das Schicksal gebraucht, z. B. 4778 thia wurd is at handun, 761 wurd fornam Erodes thana kuning, 2189 wurd benam, 3633 wurd farnimid, wurd nâhida. Daneben kommt auch vor metod, ferner berthun-, regan-, wurd-, metodo-giscapu; endlich das auch Krieg, Kampf bedeutende urlagi 4333, orlegas word 3697 (vgl. Edda, Völundarkvidha). Für Krieg finden wir neben urlagi (an. örlög Pl. N.) noch hild 5043; nach diesem Wort ist der Name einer der Walküren gebildet, „Hilde“ (an. Hildr, vgl. j. Edda, Gylfaginning V. 36). Und in Brünhilde, Kriemhilde finden wir denselben Namen wieder. Auch das Wort wîc findet sich für den Kampf. Anspielungen auf den unsichtbarmachenden Tarnhelm fehlen auch nicht: so spricht der Dichter von dem helidhelm 5450, in dem die „gisiuni quâmun thuru thes dernien dâd an dages liohte, an helidhelme bihelid“. Ebenso kommen im Heliand vor die Elben und Dämonen, die wihti: dernea wihti 1055. 2989, dernero dwalm 53, craftiga wihti 1030, wrêda wihti 2481, lêdea wihti 2502. 1610, môdaga wihti, unholde 3930. Diese wihti sind gewaltig (craftiga), böse (wrêda, lêdea, môdaga, unholde), vor allem aber wird ihr geheimnisvolles Schaffen betont (dernea); unter der Tarnkappe verborgen, treiben sie heimlich ihr Wesen.

Die Götterdämmerung (Ragnarök), der jüngste Tag, das „Muspilli“, wird in allen denkbaren Schrecknissen geschildert. Nicht fehlt die Anspielung auf das neglitskipi (V. 1186), jenes grausenerregende Geisterschiff, das aus den Nägeln der Toten gebildet wird; nicht fehlt die Midgardschlange, „nâdra thiu fêha, gelowa wurm (1877); von dem helsîd wird gesprochen, dem Wege zu Hel, der hohlwangigen, grässlichen Göttin der Totenwelt. Lassen wir die charakteristischen Stellen folgen: Than tefarid erda; der berhto drohtin — wir werden lebhaft an Odhin in glänzender Brünne mit drohendem Adlerhelm erinnert — kommt mit der Engel Schar. Die hebhanwardos werden erwähnt; zweifellos hat dem Dichter Heimdall vorgeschwebt, der ins Horn stösst. Schon eilen die Götter über Bifröst, die Regenbogenbrücke, zum letzten Vernichtungskampf, jeder sich bewusst zu fallen und doch fest entschlossen, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. (Vgl. Heliand 2590 ff.) Bei den Worten wallandi fiur, bittra lôgna denken wir an Muspelheims sprühende Funken, an Surturs Flammenschwert: die altdeutschen Worte und Wendungen werfen uns immer wieder vom Christentum in die graue Vorzeit zurück, „da Are sangen, heilige Wasser rannen von Himmelsbergen“. (Edda, Helgakivdha Hundingsbana fyrri.)

An die Schrecken des Fenriswolfes und der Midgardschlange erinnern die Worte „that is that egislicôst allaro thingo“. Echt germanisch erfunden ist es, wann es heisst: forhtlicôst firiho barnun, that sie sculun wid iro frâhon mahlien, gumon wid thene gôdan droh-

tin. Was konnte es auch für den Germanen Furchtbareres geben als Kampf des Gefolgsmannes gegen seinen Gefolgsherrn? Basiert doch auf diesem Treuverhältnis das ganze altgermanische Staatswesen, sind doch Huld des Herrn und Treue des Gefolgsmannes die eigentlichen Angelpunkte, um die sich jenes altgermanische Staatswesen dreht!

Vergleichen wir die Götterdämmerung, wie sie die Völuspâ giebt, mit dem Muspilli im Heliand (4310ff.) — wie ähnlich! Wenn wir der Völuspâ V. 59ff. und dem Muspilli V. 50ff. den Heliand gegenüberhalten (V. 4310ff.), so wird auch hier von „furchtbaren Zeichen" (têcan, bôkno filu) gesprochen. Dann heisst es weiter:

That wirđid hêr êr an themu manon skîn
iac an theru sunnon sô same: giswerkad siu bêđiu,
mid finistre werđad bifangan; fallad sterron,
hwît hebhentungal, endi hrîsid erđa,
bibhod thius brêde werold — wirđid sulicano bôkno filu:
grimnid the grôto sêo, wirkid thie gebhenes strôm
egison mid is ûđiun erđbûandiun.

Nicht Friede (friđu), sondern Krieg (wîg sô manag, open urlagi) herrscht obhar these werold alla. Furchtbare Hungersnot (unmet grôt hungar hetigrim) fährt über das Menschenvolk dahin. — Auch die Schilderung von dem Einbrechen des Muspilli erinnert lebhaft an die Götterdämmerung. Das Muspilli kommt in finstrer Nacht, eine mächtige Flut (flôd) steigt auf (mid lagustrômun), Feuer fällt vom Himmel herab, schwarze Lohe (swart lôgna, grim endi grâdag) umfängt die Erde, brennendes Feuer verzehrt Land und Leute. So furchtbar ist der „lazto dag", dass der Dichter mit der Mahnung schliesst:

sô wirđid the lazto dag. For thiu scal allaro liudio gehwilic
thenkean fura themu thinge: — thes is tharf mikil
manno gihwilicumu —: bethiu lâtad iu an iuwan mod sorga.

Der Schauplatz der Handlung ist im Heliand vom Dichter aus dem jüdischen Lande nach Deutschland verlegt; die Städte erscheinen als feste Burgen des Sachsenlandes, in denen die Edelinge des Volkes hausten. Das Schiff, auf dem der Heiland mit seinen Jüngern über das Meer fährt, ist das hôh hurnidskip der Seekönige, der Vikinger. — Die Weisen aus dem Morgenlande sind snelle thegnos gleich Siegfried, Gunther und Hagen. Zacharias wird als altdeutscher Held dargestellt, der neugeborene Johannes als deutsches Kind beschrieben. Die Apostel sind altdeutsche Seefahrer, die auf hochgehörnten Schiffen durch die wilden Wogen dahinrudern. Die Hirten auf dem Felde, denen die Geburt des Heilandes verkündet wird, sind ehuscalcôs, Pferdewärter; bei Nacht sind sie auf dem Felde, der Rosse (wiggeo) zu hüten. (Vilmar S. 37.)

Krist ist im Heliand der mächtige Volkskönig, der durch sein Land zieht, die Jünger seine Gefolgsmannen, die ihm in Dienst- und Lehnstreue ergeben sind: und doch verlassen sie, sehr zum Verdrusse des Dichters, ihren Herrn, als er in den Tod gehen muss. In der Bergpredigt wird Krist dargestellt als ein König, der mit den Herzogen im Angesicht des ganzen Volkes und Heeres Gericht hält.

Als mächtiger Heerkönig thront er vor den Versammelten, die von allen Burgen und Festen mit ihrem Gefolge gekommen sind. Und sind die Heereszüge bei Jericho und nach Jerusalem nicht Heerfahrten eines mächtigen Volkskönigs an der Spitze seiner getreuen Dienstmannen und seines Heeres? An Haupteslänge überragt Krist alle andern (hêrôst an hôbhid). Die Schar, welche ihm folgt, sind Helden (ên helid). In der Ferne schimmern die Zinnen der Burg, es „blinkt" der „Burgeswall", das hôha hornseli, der Volkskönig zieht ein in die „berhton burg". So zieht der Heiland mit seinen Jüngern bei dem altsächsischen Dichter in Jerusalem ein.

Die zahlreichen Bezeichnungen für das Meer (meri, sêo, wâgo strôm, meristrôm, sêostrôm, flôd u. s. w.), ebenso die vielen Wörter für Schiff (hornidskip, naco, neglitskip), die Bezeichnungen für die Seeleute (wedarwisa weros, sêolidandea, wâglidandea, lagulidandea) sowie endlich Wendungen, die das bewegte Meer wiedergeben (vgl. S. 147), weisen auf die Vertrautheit des Nordgermanen mit dem wilden Meere hin. Auch die Art und Weise, wie der Fischfang erzählt wird, lässt erkennen, wie vertraut der Dichter mit all diesen Dingen war.

Altgermanisch sind ferner die Zeitbestimmungen. Nach Nächten und Wintern rechnen die Germanen; so heisst es 4199 sehs nahtun êr, 1053 an fastunna fiortig nahto, 1994 umbi threa naht after thiu, 4458 obhar twâ naht; 144 habdun aldres êr efno twentig wintro an uncro weroldi, 146 antsibunta wintro, 198 skrêd te wintar ford, 465 sô filu wintro endi sumaro gelibid an themo liohta, 510 sibun wintar, 514 fior endi antahtoda wintro, 963 thritig habhdi wintro an is woroldi. Auch die 40 Nächte, die im Rechtsleben eine so wichtige Rolle spielen, finden wir vertreten: 449 gêr furder skrêd unthat that fridubarn godes fiartag habhda dago endi nahto.

Bezeichnend für die Lebensfreudigkeit der Germanen sind die Ausdrücke für das Sterben; wir fühlen recht mit, wie schmerzlich es dem Germanen war, seine „gardos", den „mannô drôm" zu verlassen. Vgl. die Ausdrücke agebhan gardos 4496, 578, lioht agebhan 4756, agebhan gardos, gadulingo gimang, liudiô drôm 578, mannô drôm agebhan 3350.

Rührend ist es oft, wie sich der Dichter gar nicht von seinem Odhin losreissen kann. Wie Odhin die Raben Hugin und Munin auf der Schulter sitzen und ihm ferne Kunde ins Ohr raunen, so fliegt bei der Taufe des Heilandes (V. 988) eine Taube dem Heiland auf die Schulter.

Zahllos sind die Anklänge aus dem alten Germanentum, fast in jeder Zeile finden wir sie wieder. Der Dichter kann, obgleich er ein gläubiger Christ ist, aus seiner alten Germanenhaut nicht heraus, und wir danken ihm diese Anhänglichkeit an seine Götter, an sein Germanentum. Zahllos sind die Anklänge; und sie liessen sich bei emsigem Suchen noch unendlich vermehren, aber der Raum verbietet es, hier andere Beispiele hinzuzufügen. Wir schliessen mit den Worten, die wir am Ende des Gylfaginning finden: „Nimm hiermit, Leser, vorlieb!"

Erinnerungen an Oskar Erdmann.

Von

Arthur Ludwich, Königsberg in Pr.

Einem jugendlich warmen Cartellverhältnisse zwischen einer Leipziger und einer hiesigen Burschenschaft verdanke ich meine erste Begegnung mit Oskar Erdmann. Nachdem er bereits vier Semester in Leipzig und zwei Semester in Berlin classische und germanische Philologie studirt hatte, kam er, erst zwanzig Jahre alt, im Herbst 1866 nach Königsberg, um hier seine Studien zu beendigen. Ein halbes Jahr zuvor hatte ich mir den Doctorgrad erworben, befand mich zur Zeit bereits in anstrengender Lehrthätigkeit und stand überdies unmittelbar vor der Staatsprüfung: nur selten durfte ich mir in dem Studentenkreise, dessen Mitglied ich gewesen war, als 'alter Herr' ein Erholungsstündchen gönnen. Dort lernte ich eines Abends Erdmann kennen. Zu den gesprächigen Gesellschaftern gehörte er nicht, eher zu den in sich gekehrten, welche die Aussenwelt zeitweise kaum zu beachten scheinen. Sowie aber das gemeinsame Studiengebiet berührt wurde, kam Leben und Theilnahme in ihn; und mir, der ich nie 'im Reich' studirt hatte, sind seine lebhaften Schilderungen von den dortigen Verhältnissen, von Fr. Zarncke, Müllenhoff, G. Curtius, M. Haupt und anderen Universitätslehrern, deren Vorzüge er mit grossem Eifer und aufrichtiger Bewunderung hervorzuheben liebte, noch heute unvergesslich. Er war ein sehr fleissiger und gescheiter Collegienbesucher gewesen. Das verriethen theils seine ausgebreiteten Kenntnisse, theils seine nachgeschriebenen Hefte, die ich mir später geben liess, um Art und Methode seiner von ihm stets mit so wohlthuender Pietät hochgehaltenen Lehrer noch genauer kennen zu lernen. Nachdem er dann zu Ostern 1867 als Probecandidat dem hiesigen Friedrichscollegium überwiesen worden war, an welchem ich selber seit Jahresfrist unterrichtete, gewann ich ihn bald nicht bloss als einen herzensguten und äusserst pflichttreuen Collegen, sondern auch als einen echt wissenschaftlichen, von dem edelsten geistigen Streben erfüllten, tief angelegten, charakterfesten Mann lieb. Seit jener Uebergangszeit von froher Jugend zum gesetzteren Mannesalter ist mir

Erdmann bis zu seinem Tode unentwegt in allen wechselnden Lebenslagen der treueste Freund geblieben. Nur hieraus schöpfe ich die Zuversicht, keinem Berufeneren[1]) hemmend in den Weg zu treten, wenn ich an dem frischen Grabhügel des so früh Dahingeschiedenen auch meinerseits einige Worte der Erinnerung zu sprechen wage; denn wissenschaftlich freilich trennten sich trotz meines Freundes altphilologischer Doctordissertation 'De Pindari usu syntactico capita quinque' (Halle 1867) doch schon hier in Königsberg unsere Wege, die nach damaligem, durch Lachmann's grosses Vorbild geheiligtem Brauche während unserer Studienzeit eng vereint gewesen waren: bald nämlich wandte sich Erdmann ganz der germanischen, ich hingegen der classischen Philologie zu, doch so, dass ein jeder von uns zugleich an des Andern Arbeiten einen sehr lebendigen Antheil nahm, der dann, als unser persönlicher Verkehr aufhörte, durch einen regen Briefwechsel[2]) treulich bis zuletzt wach erhalten worden ist. Diese Briefe eben sind es hauptsächlich, die mir als äusserer Antrieb zur Abfassung der vorliegenden Zeilen gedient haben. Bin ich auch, wie gesagt, nicht Fachmann genug, um Erdmann's wissenschaftliche Leistungen gehörig würdigen zu können, so verdanke ich ihm doch manche unmittelbare Mittheilung, welche mir geeignet erscheint, ein klareres Licht wenigstens über das, was er gewollt und erstrebt hat, zu verbreiten.

Schon im Frühling 1868 verliess Erdmann Königsberg. Er war zum zweiten ordentlichen Lehrer des Gymnasiums zu Graudenz designirt worden und trat nach Pfingsten dort sein Amt an. Von seiner definitiven Anstellung musste zunächst Abstand genommen werden, „weil seine Militärdienstverhältnisse noch nicht endgiltig geregelt waren. Für diensttauglich befunden genügte er seiner Militärpflicht vom 1. April 1870 bis zum 31. März 1871; bei der im Juli desselben Jahres erfolgten Mobilmachung ward auch er sofort zu den Fahnen einberufen.“ Erst nach seiner Rückkehr wurde er definitiv angestellt. „Trotz des Kriegsdienstes, der ihn zwar nicht auf das Schlachtfeld selber führte, aber doch mannigfach in Anspruch nahm, hat er die siegreiche Lösung einer von der Wiener Akademie der Wissenschaften [am 28. Mai 1869] gestellten Preisaufgabe (Otfrid's Syntax) zu ermöglichen gewusst.“[3]) Dies war die reifste Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in Graudenz. Auch in pädagogischer und sonstiger Hinsicht fand er dort seine Befriedigung. „Mit dem Aufenthalt hier“, so berichtete er mir am 8. Mai 1868, „kann ich, da

1) Auch solche haben sich mittlerweile, seitdem diese Erinnerungen niedergeschrieben wurden, bereits öffentlich vernehmen lassen. Bekannt sind mir die warmen Nachrufe von Hermann Wunderlich (in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 23. Juli 1895 Nr. 167) und von Hugo Gering (in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXVIII 1895 S. 228 ff.).

2) Ich besitze noch jetzt 134 Briefe von ihm, was ich nur erwähne, um anzudeuten, in welchem Grade mittheilsam er im Grunde war, obwohl er demjenigen, der ihn nicht näher kannte, wohl eher das Gegentheil zu sein schien.

3) Worte des Directors Hagemann (im Osterprogramm des Graudenzer Gymnasiums 1872). Erdmann's 'Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids' sind in zwei Theilen 1874 und 1876 zu Halle erschienen.

ich einmal aus Königsberg fort bin, nur zufrieden sein. Ich wohne in einer mir von Hossenfelder reservierten Stube, der seinigen gegenüber, bei vorzüglichen Wirthsleuten, die für alle Bedürfnisse aufs beste sorgen; Möbel habe ich sechsmal soviel als in meiner Königsberger Wohnung. Für leibliche Verpflegung ist in Graudenz überhaupt sehr gut gesorgt; was die geistige betrifft, so ist die Bibliothek allerdings schwach, hat aber vorläufig noch jährlich 400 Rthr. zu verzehren, so dass schon angeschafft werden kann. Allerdings ist z. B. der Stephanussche *Thesaurus* seit undenklicher Zeit auf der Wohnung des Geschichtslehrers, der einmal etwas über die Skythen darin hat nachsehn wollen . . . Wir gehn täglich mit einander spazieren; die Gegend ist besser als ihr Ruf, und namentlich an der Weichsel wunderschöne Partien. — Was die Schule betrifft — denn das Handwerk darf doch nicht ganz übergangen werden — so sind die Jungen äusserlich vorzüglich discipliniert, d. h. sie sitzen in der Stunde wie die Mauern, leider nur oft ebenso stumm wie diese; das hindert allerdings nicht, dass, wie am letzten Busstage, ein Untertertianer einen Quartaner halb tot schlägt. Doch fängt sich das Gymnasium offenbar in jeder Beziehung zu heben an, und wenn erst die letzten Ueberreste der antediluvianischen Realschulzeit, die jetzt noch in Tertia und Secunda spucken, überwunden sein werden, so wird man zufrieden sein können. Französisch und Geographie[1]) — letztere ohne ein eingeführtes Lehrbuch — habe ich hier auch; sonst kann ich mit meinen Stunden zufrieden sein, wenn ich auch eine über die gewöhnliche Zahl zu geben habe. Zum August soll die Sexta (von 72, Ordinarius mit lateinischer und deutscher Correctur Hossenfelder!) geteilt werden; der Magistrat will nur nicht heran, einen Hülfslehrer anzustellen . . . Grosse lasse ich bitten, mir möglichst genau den Titel und Preis des Kriegsatlas von Kraner mitzuteilen; ich möchte ihn für die Tertianer auch anschaffen; der hiesige Hofbuchhändler konnte mir keine Auskunft geben. Von der Ausdehnung seines Geschäfts zeugt, dass er mir, ausser einer Petroleumlampe und vielen eingebundenen Büchern neulich zehn Holländer Pfefferkuchen mit einer Interimsnota 'zur gefälligen Ansicht' zuschickte.“... (28. November 1868) „Meinen Mitteilungen über das Graudenzer Leben habe ich nicht viel hinzuzufügen; am Gymnasium ist meine Stellung ziemlich angenehm geblieben und noch durch Reduction meiner Stundenzahl[2]) verbessert worden; Normaletat (dritter Klasse) steht von 1871 an in Aussicht, wenn ich nicht durch inzwischen errungene militärische Lorbeern diesen Aussichten entzogen werden sollte. Als unverheirateter Mann kann man auch mit der Geselligkeit zufrieden sein . . . Sonnabends sammeln auch wir die Blüte der Graudenzer Intelligenz um uns und verleben angenehme Abende. Allerdings gehört eine Rückkehr nach Königsberg doch noch immer zu meinen stillen Wünschen.“ . . . (3. Mai 1873) „Mir geht es in

1) Ausserdem waren dort ebenso wie später in Königsberg Deutsch, Latein und Griechisch seine Unterrichtsgegenstände, Deutsch indessen anfänglich nur in sehr mässigem Umfange.
2) Sie schwankte dort zwischen 18—22 wöchentlich.

Schule und Hausstand[1]) gut; normal sind wir freilich noch lange nicht. Die Schülerzahl ist in erwünschter Weise mässig, keine Klasse über 40, so dass namentlich bei immer wachsender Bekanntschaft und Beziehung mit der Stadt und ihrer Bevölkerung schon auszukommen ist. Einigen, obwohl nicht bedeutenden Abzug hat uns das jetzt unter Eckardts Leitung gestellte Strasburger Gymnasium gemacht. — Im September war ich als patriotischer Westpreusse in Marienburg bei Lucht.“

Siebeneinhalb Jahre vergingen, ehe er wieder nach dem ersehnten Königsberg zurückkehren konnte. Endlich im Herbst 1874 hatte er die Freude, als zweiter ordentlicher Lehrer hierher an das neu begründete Wilhelmsgymnasium berufen zu werden[2]). Es fügte sich sogar glücklich, dass ich ihn zu meinem Hausgenossen gewann: allein dessen haben wir uns nicht lange erfreut; denn zu derselben Zeit, als er herkam, trat ich eine längere Studienreise nach Italien an und siedelte dann bald nach Breslau über. Immer aber erhielt er mich über sein Thun und Treiben, seine Leiden und Freuden auf dem Laufenden. Am 19. Juni 1876 schrieb er mir: „Donnerstag den 29. soll ich meinen Vortrag über Klinger los werden, falls nicht etwa, wie ich im Stillen hoffe, die Sommerluft das ganze Auditorium abhält, sich nach Hôtel de Prusse[3]) mit seinem schlechten Bier und heisser Luft zu begeben. Ich habe die ganze Zeit ausser den Schularbeiten nichts weiter treiben können. Originalausgaben von dem 'Otto', den 'Zwillingen', sowie dem 'Simsone Grisaldi' — auch in dem hier nicht vorhandenen 4. Teile des 'Theaters' Riga 1787 — würden mir sehr wünschenswert sein, um über einige Vermutungen Gewissheit zu erhalten; sollten sie Dir zum Preise bis zu 1 Rthr. pro Stück aufstossen, so würde ich Dir für die Besorgung sehr dankbar sein. Im Ganzen bin ich aber doch froh, mich nach oder schon in den Sommerferien wider etwas auf den alten Otfrid werfen zu können und mit ruhigerem und resignierterem Sinne noch das Eine oder Andere auszuführen. Hoffentlich komme ich noch dazu, den *codex* in Wien einmal zu besuchen, und werde jetzt für alle Vertretung die ich habe geben müssen mich auch gar nicht genieren, dazu Urlaub zu erbitten.“ . . . (20. Sept. 1876) „Sonst wird unser pädagogisches Stillleben nur ab und zu durch eine heilsame Katharsis, die denn auch mit Furcht und Mitleid auf verschiedenen Seiten verbunden ist, unterbrochen; in diesem Falle hat eine Aufführung des 'geschundenen Raubritters' in einem öffentlichen Locale Seitens einiger talentvollen Zöglinge der vereinigten Königlichen Gymnasien von Königsberg diese tragische Wirkung gehabt. — . . . Ausserdem habe ich jetzt ernstlich angefangen, den Otfrid-Commentar nebst Wörterbuch auszuarbeiten, obwol mehrere Änderungen in der Stundenverteilung mir auch ver-

---

1) Er hatte sich 1871 mit einer Graudenzerin, Fräulein Martha Höltzel, vermählt.

2) Allmählich rückte er hier bis zum zweiten Oberlehrer auf.

3) Wo die 'Deutsche Gesellschaft' damals ihre Sitzungen hielt. Erdmann's Abhandlung 'über F. M. Klingers dramatische Dichtungen' erschien ein Jahr darauf im Jahresbericht des Wilhelmsgymnasiums.

mehrte Arbeit in Aussicht stellen." ... (30. Mai 1878) „Wie Du vielleicht aus einigen Dir übersandten Klingerstudien ersehen hast, habe ich einige Partien der Sturm- und Drangperiode genauer und quellenmässig kennen gelernt. Daneben habe ich langsam am Otfrid weiter gearbeitet; jedoch bin ich nach der in manchen Punkten wirklich, wie es mir scheint, abschliessenden oder nicht leicht zu überbietenden Ausgabe, die mein Herr College Piper in Altona mit saurem Fleisse zu Stande gebracht hat, zweifelhaft geworden, ob mein (und Zachers) ursprünglicher Plan einer vollständigen Ausgabe sich noch wird ausführen lassen. Nur in Bezug auf Quellennachweis, schriftstellerische Würdigung und namentlich in Bezug auf Erklärung der einzelnen Stellen, die Hr. P., soweit er sich überhaupt darauf einlässt, zum sehr grossen Teil aus meinen früheren Arbeiten entnommen hat, würde ich dem von ihm Geleisteten noch Neues entgegenstellen können."

Bei meiner Rückkehr nach Königsberg (Herbst 1878) fand ich den Freund in reichster und befriedigendster Wirksamkeit, dabei in einem körperlichen Wohlsein, das nahezu jeder Anstrengung zu spotten schien. Wenn er, was im Sommer häufig vorkam, nach mühevoller Wochenarbeit am Sonnabend Nachmittag rüstig zu Fuss den vier Meilen weiten Weg nach Cranz marschirt war und sich durch ein Seebad. wie er es gerade dort wegen des stärkeren Wellenschlages ungemein liebte, erquickt hatte, pflegte er gern noch mit den Seinigen oder mit Bekannten durch den Wald oder die See entlang zu streifen und am Spätabende noch manches fröhliche Tänzchen im Curhause zu machen. Solche starke Körpergymnastik war für ihn eine wahre Lust: um so frischer kehrte er dann jedesmal zu seiner Geistesarbeit in Schule und Haus zurück. Im Vordergrunde seiner wissenschaftlichen Interessen stand immer noch Otfrid's Evangelienbuch, und als er im Jahre 1879, einen vierzehntägigen Urlaub nebst den Sommerferien benutzend, die Wiener Handschrift an Ort und Stelle selbst durchgeprüft hatte, da wurde ihm klar, dass hier doch bei weitem mehr für ihn zu thun übrig wäre, als er früher geglaubt hatte. Seine beiden Ausgaben sind laut Titelangabe erst 1882 erschienen; doch hat er mir bereits am 30. October 1881 ein vollständiges Exemplar der grösseren (welche 'dem Andenken Graff's geweiht' ist) überreicht. Ihr Erfolg war ein so günstiger und ermuthigender, dass er endlich dem Drängen seiner Freunde nachgab und sich im Sommer 1883 als Privatdocent an der Albertina für deutsche Sprache und Litteratur habilitirte[1]). Er las über Hartmann von Aue, über die deutsche Poesie von 1773—1785, über deutsche Syntax und hielt Interpretationsübungen. Kaum aber war das dritte Semester seiner Docententhätigkeit zu Ende gegangen, so warfen ihn

1) Der am 13. Juni 1883 vor der Facultät gehaltene Vortrag handelte 'über die Textkritik und litterarische Würdigung von Otfrids Evangelienbuch'. Hieran knüpfte sich das Colloquium mit unserem beiderseitigen ehemaligen Lehrer O. Schade. Zur öffentlichen Probevorlesung, welche einige Tage darauf (20. Juni) stattfand, hatte Erdmann das Thema gewählt: 'über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Syntax.'

Verdauungsstörungen schlimmster Art aufs Krankenlager. Schon damals brachten sie ihn hart an den Rand des Grabes: sie sind auch die Ursache zu seinem frühen Ende geworden.

Es war ein herbes Verhängniss, dass gerade in diese Leidenszeit seine Berufung als Professor extraordinarius nach Breslau fallen musste. Wie würde ihn diese Berufung unter anderen Umständen beglückt und mit frischer Lebenslust erfüllt haben! Jetzt wirkte sie fast niederschlagend auf ihn; denn er fühlte bitter, wie wenig er augenblicklich im Stande war, sich in neue Verhältnisse und neue Aufgaben einzuarbeiten. Nur mit Widerstreben riss er sich (Anfangs Mai 1885) von dem alten, lieben Wirkungskreise los, und noch lange nachher sehnte er sich wieder zurück an die Lehranstalt, welcher er zehneinhalb Jahre hindurch seine beste Kraft gewidmet hatte. Das bezeugen nicht bloss die an mich, sondern auch die an andere Freunde gerichteten schwermüthigen Briefe.

An eine sofortige Übernahme seiner amtlichen Pflichten in Breslau war natürlich nicht zu denken. Er wurde für das Sommersemester beurlaubt, ging, um seine 'dyspeptische Neurasthenie' zu bannen, nach Bad Langenau im Glatzer Gebirge, dann nach der Kaltwasserheilanstalt in Zuckmantel (österr. Schlesien), später nach Krummhübel und versuchte endlich in Breslau selbst mancherlei Curen: allein mit der Besserung ging es trotzdem kaum merklich vorwärts. „Wenigstens habe ich", schrieb er mir indessen am 15. September 1885, „mit aller Energie, deren ich noch fähig bin, es durchgesetzt, c. 3 Stunden täglich zu meinen angekündigten Collegien zu arbeiten; die Concepte schwellen, wenn auch sehr langsam, an, und es kommen manchmal doch einige Augenblicke der Hoffnung und Lebensfreude über mich. Aber die übrige Zeit mit Nichtsthun und einsamen Spaziergängen hinzubringen, ist recht entmutigend." . . . (21. September) „Meinem Danke für Deine lieben Worte und Gaben füge ich als Beilage dieses Briefes die in meinen Händen befindlichen Lehrs-Manuskripte bei; mir hat sie R. Arnoldt gegeben. Obenauf liegt eine vollständige Kantrede[1]) vom 22. April 1849; sodann Aphorismen namentlich über den 'vor-künstlerischen', als 'klopstockisch und schubartisch' charakterisierten Schiller. Dass Lehrs diesen nicht leiden konnte, ist (auch vor Mauthners Lindauparodie) sehr begreiflich; mir gefällt nun freilich an der verhimmelnden Ästhetik der späteren Zeit 1788—1795 auch nicht alles, und sehr richtig finde ich die Bemerkung, dass die 'Künstler' selbst, dies Gedicht des Preises der Harmonie, selbst durchaus nicht harmonisch durchgeführt und ausgeführt sind. Vielleicht kannst Du einiges von den Manuscripten noch für Deine Sammlung der *Lehrsiana* verwerten." . . . (17. November) „Meine Kollegia habe ich eröffnet, das *privatum* über Otfrid mit 7, das *publicum* über den jungen Goethe mit 31 Zu-

1) Dieselbe ist in der Altpreussischen Monatsschrift XXIII 1886 S. 80ff. von mir veröffentlicht worden. Dort habe ich auch angedeutet, dass die Herausgabe der kleinen Schriften von Lehrs, die ich schon beinahe druckfertig vorbereitet hatte, im letzten Augenblicke leider auf ein äusseres Hinderniss stiess, das erst der Tod beseitigte, als es — zu spät war.

hörern. Aber es fehlt sehr viel daran, dass ich sorgenfrei in die Zukunft sehen könnte; gerade wo sich alle Verhältnisse mir wie einem anderen Menschen eröffnen, muss ich bitter fühlen, wie viel dazu gehört in meiner Stellung und als Familienvater seine Pflicht auch nur notdürftig zu erfüllen und sich den dringendsten Anforderungen jedes Tages gegenüber zu behaupten."

Erst das nächste Jahr brachte meinem Freunde eine entschiedene Besserung. Mit der erfreulichen Botschaft von der Wiederaufnahme seiner litterarischen Thätigkeit erhielt ich von ihm zugleich die Gewissheit, dass es mit seiner Gesundheit doch, wenn auch äusserst langsam, stetig zur Genesung ging. Es ist das Jahr, in welchem er uns die erste Abtheilung seiner 'Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung' geschenkt hat. Unter wie grosser Ungunst der Umstände er dies bewerkstelligte, ahnt kein Leser des Buches. Auch aus den wenigen Brieffragmenten, die ich den vorstehenden noch anreihe, tritt es kaum in vollem Umfange zu Tage. (21. Jan. 1886) „Meine Kollegia habe ich gehalten, zwei Feuilletons für die Breslauer Zeitung geschrieben, einen Vortrag für den preussischen Beamtenverein übernommen, 157 Paragraphen meiner Syntax druckfertig gemacht; aber leider sehe ich die Unvollkommenheit aller dieser Leistungen deutlich ein und wünschte sehr, dass ich es besser machen könnte. . . Ich habe erfahren, dass die drei Kurgäste der Wasserheilanstalt, denen ich persönlich näher trat, sämmtlich bereits gestorben sind; das kann etwas mit ernsten Gedanken erfüllen. Und doch ist aussichtslos leben oft noch schlimmer. Ich klammere mich noch an die Hoffnung, dass es mir einmal besser gehen könnte, als es mir leider in diesem verflossenen Jahre gegangen ist; aber wie wenig der gute Wille gegenüber dem Mechanismus der äusseren Verhältnisse und Bedrängnisse vermag, das habe ich leider viel empfunden. Ich höre so eben meine kleinste Tochter antrippeln; die ist dick und fett und gesund; aber die Sorge, was später einmal aus den Kindern werden soll, beunruhigt mich oft genug!" . . . (31. Januar) „Ich sehe die Notwendigkeit ein, mir vor allen Dingen ein *repertorium* von Vorlesungen zu schaffen, und dies ist schwer, da ich wie ein Amphibium zwischen alter und neuer Literaturgeschichte, zwischen Grammatik und Philologie schwebe und in Bezug auf die moderne Sprachforschung mit ihrer ewigen Lautlehre mich gern für mich und die Studenten mit einem viel geringeren Quantum von Wissen begnügen möchte, als auf den meisten Stellen für zulässig erachtet wird. Für nächstes Semester habe ich angezeigt: Lessing 2stündig, Hartmann von Aue 2stündig, gotische Uebungen 2stündig; Syntax soll zum Winter bleiben." . . (16. Mai) „Bei Deiner Freundlichkeit und Teilnahme wirst Du gern wissen wollen, wie es mir ergeht — und ich kann leider nur sagen: traurig, ohne dass ich eine Möglichkeit absehe, es zu ändern. Ich zehre in jedem Sinne das geringe Kapital von Gesundheit, Wissen und Geld, das ich noch habe, auf und sehe den Zeitpunkt herannahen, wo es eben aufgezehrt sein wird, wenn nicht eine besondere Fügung mich noch heraus- oder emporreisst. Meine Kollegia habe ich notdürftig

zu Stande gebracht; über die etwas beschämend geringe Zahl der Zuhörer würde ich mich hinwegsetzen, wenn ich sonst Mut und Kraft fühlte, etwas zu unternehmen. Aber bei allen Versuchen, die ich gemacht, bin ich im Anfange stecken geblieben. An den ersten Bogen meiner Syntax wird gedruckt (NB. in einer des altdeutschen Drucks gänzlich ungewohnten Druckerei, so dass die Korrektur eine Heidenarbeit ist), aber die Fortsetzung auszuarbeiten ist mir wahrhaft unmöglich, obwol ich gänzlich darauf verzichte, neue Gedanken und neues Material zu dem vorhandenen in meinen Papieren hinzuzufügen. Dieser unbeschreiblichen geistigen Stumpfheit gegenüber wollen alle körperlichen Leiden, die ich habe oder auch nicht habe, gar nichts bedeuten; und ein Mittel dagegen kann mir keiner angeben ... Und böse ist die Stellung eines germanistischen Docenten, der nicht ganz sicher auf den Füssen steht, in allen Fällen — zwischen dem zu viel der neuesten Modewissenschaft und dem zu wenig dessen, was die anderen Kollegen dem Fache gönnen möchten, findet sich gerade für einen Extraordinarius wenig günstiges Fahrwasser. Ich werde vielleicht noch in der mhd. Metrik am ersten mein Glück machen können.“ . . . (12. Juni) „Hätte ich wieder 3—4 Stunden täglich mit geringer Vorbereitung zu geben — das würde ich noch am ersten leisten können. Ich habe 2 Stunden an einem höheren Töchterinstitut übernommen — das sind mir Erholungsstunden. In meinen gotischen und ahd. Uebungen mache ich traurige Erfahrungen. Das Häuflein kommt zwar ziemlich treu — aber ich sehe jetzt erst, wie viel es eigentlich für einen Studenten heisst, sich die altdeutsche Formenlehre gedächtnismässig einzuprägen — NB. ohne, oder mit ganz unzulänglichen Büchern. Und daher ist das, was ich in einer zweistündigen Sitzung zu Wege bringe, unglaublich wenig. In nächstem Semester habe ich — ausser deutscher Syntax — mhd. Uebungen angezeigt — vielleicht geht es damit etwas besser.“ . . . (14. September) „Freilich hast Du nicht meine Natur, dem die geringfügige Arbeit des Jahres 1883/4 bereits einen unheilbaren Stoss versetzt hat. . . Aber — die Geschicklichkeit zur Verwertung und Fixierung der Gedanken selbst zum Zwecke einer Mädchenschulstunde oder einer Zeitschriftnotiz oder eines Collegs fehlt mir trotz aller Mühe, die ich mir gebe; und ich bringe so Stunden und Tage und Wochen in unnützem Grübeln hin — was für Höllenqualen damit verbunden sind, das sieht und weiss keiner. . . Ich war mit meiner Frau 6 Wochen in Colberg an der Ostsee, habe auch gebadet und einige körperliche Erfrischung davon getragen — wie lange es in dem ungesunden Breslau vorhalten wird, das muss ich abwarten, und will auch noch nicht ganz verzagen. Nur den Herzenswunsch habe ich: noch einmal in kleinere und nicht so grossstädtische Verhältnisse zu kommen; ob es mir noch einmal blühen wird, darauf sind meine Hoffnungen freilich schwach. Wie die menschlichen Dinge liegen, könnte ja nach den Berliner Vacanzen eine Verschiebung der germanistischen Professuren eintreten — aber dass sie ihre Wellenkreise bis an mich treiben werde, das wage ich kaum zu hoffen. Meinen ersten Teil der Syntax, der fertig gedruckt ist, werde ich Herrn . . . an

den Kopf werfen — er wird vielleicht die Schwächen weniger empfinden als meine eigene Seele mir sie zu meinem Schmerze zeigt. Es glaubt eben keiner, wie schwer es ist, ein wissenschaftliches Handbuch gut zu schreiben, zumal mit angegriffenem Kopfe. Und ob ich den zweiten Teil jemals schreiben werde, das weiss ich auch noch nicht, obwol zu sämmtlichen Kapiteln die dicksten Manuscriptstösse bereits vorliegen.“ . . . (28. November) „Mein Privatcolleg über Syntax ist sehr kümmerlich zu Stande gekommen und macht mir trotzdem entsetzliche Arbeit; und meine mittelhochdeutschen Uebungen werden zwar besucht, aber von einer sehr wechselnden und verschiedenartigen Zuhörerschaft, mit der nicht viel zu machen ist; hauptsächlich deshalb, weil ich mir zu vielerlei dabei vorgenommen habe. Zu spät sehe ich ein, dass ich besser getan hätte, neben diesen Uebungen ein mehrstündiges Elementarcolleg zum Einpauken der mhd. Grammatik und Metrik anzusetzen. Es ist nur entsetzlich schwer, hier eine passende Stunde zu finden, und auch in dieser Beziehung habe ich mich gründlich verfahren. — Doch was hilft's — ich muss mich mit dieser kümmerlichen Tätigkeit, die mir dennoch den Kopf warm genug macht, durchschleppen. Ein wenig Freude machen mir noch die Stunden bei den jungen Mädchen, die ich wieder übernommen habe. Was mir sonst aber das Förderlichste wäre: schriftstellerische Tätigkeit — das ist mir noch immer ganz unmöglich. Mir schaudert bei dem blossen Gedanken, auch nur die schon vorhandenen Manuscripte zum zweiten Teile meiner Syntax durchzuarbeiten oder ein sonstiges systematisches Kolleg auszuarbeiten. Reden und vorlesen über einen mir wirklich vertrauten Gegenstand kann ich noch, aber Excerpte ordnen und disponieren nicht, und das ist sehr böse.“

Zwar verstummten allmählich diese bitteren Klagen, dennoch aber blieb die Syntax unvollendet. Die erwähnte erste Abtheilung derselben ist überhaupt das letzte Buch, welches Erdmann veröffentlicht hat. Ausser allem andern Uebel hatte die langwierige Krankheit auch noch das im Gefolge gehabt, dass ganz ungewöhnliche Anforderungen an seine Casse gestellt wurden, denen er nur durch Nebeneinnahmen, die er sich verschaffte, gerecht werden zu können glaubte. Hierin lag der Hauptgrund, der ihn bestimmte, die ihm angetragene Redaction der belletristischen Zeitschrift 'Nord und Süd' zu übernehmen. Sie brachte ihm eine ausgedehnte Correspondenz, überwältigende Massen von Lese- und Recensirstoff, zeitraubende Correcturen und andere stetige Zerstreuungen, die wohl für seine Gemüthsstimmung von Nutzen sein mochten, aber nicht für seine wissenschaftlichen Aufgaben. Allerdings lässt sich wohl kaum in Abrede stellen, dass diese Redactionsthätigkeit gerade wesentlich dazu beigetragen hat, ihm die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Breslau nach manchen Richtungen hin angenehmer als die erste zu gestalten. In seinen Briefen an mich vermeidet er es übrigens anfangs geflissentlich, von jenem verhängnissvollen Schritte zu reden. — (30. Januar 1887) „Ich sitze, nachdem ich die begonnenen Kapitel des zweiten Teiles meiner Syntax, wieder um einige Haufen be-

schriebenen Papieres vermehrt, bei Seite gelegt habe. seit 10 Tagen an einer Arbeit über die deutschen Nebensätze für die im Teubnerschen Verlage neu angekündigte Zeitschrift für deutschen Unterricht, und kann die einfachen Gedanken, die ich zum Heile der Wissenschaft und der Lehrerwelt darin entwickeln möchte — namentlich gegenüber dem in neuester Zeit wieder sehr grassierenden Schematismus, der alle Nebensätze nach dem Vorbilde der Casusconstructionen des Nomens zurechtschneiden will — immer nicht die zweckentsprechende Form finden.“ . . . (29. April) „Ich habe ein Uhland-Feuilleton in der Breslauer Zeitung verbrochen und deshalb die vielen aus anderen Blättern mir zu Gesichte gekommenen mit besonders geschultem Auge gelesen. Es ist doch merkwürdig, wie wenig feststehende Begriffe die moderne Aesthetik und Poetik hat. Das erschwert auch die literarhistorische Würdigung und Zusammenstellung.“ . . . (16. Mai) „Hier habe ich das Semester mit einigem Erfolge eröffnet. Meine 'mittelhochdeutsche Grammatik und Metrik' nebst 'Uebungen' scheint wenigstens in einem kleinen Kreise einem Bedürfnis entgegenzukommen, denn ich habe 13 belegt habende Zuhörer, was doch immer etwas ist. Mit dem 'Schiller' dagegen sieht es dünner aus, und doch macht er mir viel mehr Arbeit als jenes Kolleg, das ich ganz elementar halte. Er ist doch vielleicht keine Speise für Studenten . . . Meine Abhandlung über die Nebensätze ist gedruckt; jetzt soll ich das dicke Buch von Gerber 'die Sprache als Kunst' recensieren. Ich weiss nicht, ob Du es einmal gesehen hast; massenhafte Sammlungen von zum Teil sehr interessantem Material, aber confus behandelt, zum Teil nach den Kunstausdrücken der alten Grammatiker geordnet, zum Teil mit recht unklarer phantastischer Sprachphilosophie gemischt und mit ungenügender Kenntnis der neueren historischen Grammatik dargestellt. Der alte Herr konnte freilich das dicke Buch, das vor 16 Jahren erschien, nicht mehr umarbeiten.“ . . . (24. Juni) „Besten Dank für die freundliche Zusendung[1]), die mich lebhaft an die Zeiten erinnert, in denen ich bemüht war, den Inhalt der Bücher von Ilias und Odyssee auch mit Hülfe mnemotechnischer Hülfsmittel den Lernenden einzuprägen. — Ich bewege mich jetzt hauptsächlich in elementarer Behandlung der mhd. Grammatik und Metrik vor dem gebliebenen Stamme von Zuhörern und habe für eigentlich strenge Studien wenig Zeit übrig. Doch habe ich mich zu zwei Entgegnungen[2]) aufgerafft, von denen die eine in der nächsten Litztg. stehn wird.“ . . . (18. Juli) „Wieder

1) 'Homeri Iliadis et Odysseae periochae metricae,' Universitätsprogramm 1887 II.

2) Auf die Angriffe, welche seine 'Syntax' erfuhr. Die meisten von ihnen erwiesen sich bald als hinfällig. Richtig aber ist, dass Erdmann für die Dialekte und überhaupt für alles echt Volksthümliche, namentlich Humoristische, wenig Sinn besass. Fritz Reuter's 'Stromtid' bis zu Ende zu lesen, sei ihm, gestand er mir einmal, gar nicht möglich. Einst brachte ich ihm Tillier's 'Onkel Benjamin': er war fast entrüstet, wie ich ihm 'ein so albernes Buch' empfehlen könnte. Aehnliche Erfahrungen machte ich öfter mit ihm, z. B. bei Uebersendung des von mir übersetzten Homerischen Hermes-Hymnus (s. unten die briefliche Aeusserung vom 17. Febr. 1891).

hast Du mir einen gedruckten Beweis Deiner fortwirkenden Tätigkeit übersandt, für den ich bestens danke, wenn mir auch ein Eingehn auf die in dem *opusculum*[1]) enthaltenen Einzelheiten für jetzt nicht gut möglich ist, und nur das '*Verum vidit Düntzer*', auf das ich beim Durchblättern stiess, mir ein gewisses Interesse abgewann. Es ist doch gut, dass diese fleissige Henne so manches Korn herausgescharrt hat. Wie geistlos und abgeschmackt auch manchmal seine Urteile sind, wo er sich auf das Aesthetische einlässt, so hat er doch als Sammler und Sichter des Stoffes für Goethe und die ganze Literatur seiner Zeit sehr viel Tüchtiges geleistet, vor dem die geistreichen Herren mehr Respekt haben sollten, als es meistens der Fall ist. — Ich selbst habe in diesen Sommermonaten eigentlichen eigenen Studien ganz entsagt und mich nur begnügt, meine Kollegia abzuhalten, was mir bis jetzt auch mit leidlichem Erfolge gelungen ist. Das Auditorium hat sich trotz der schmählichen Hitze von 3—4 doch ziemlich besetzt gehalten. Ich will auch für den Winter bei dem Nachmittage bleiben, da ich in dieser Zeit zwar philosophische, aber keine philologische Konkurrenz habe. Ich will für den Winter halten: 1. althochdeutschen Cursus (Grammatik und Interpretationsübungen vereinigt — was ich Sievers abgesehen habe); 2. Gudrun; 3. Deutsche Verslehre (bis auf die neueste Zeit, nicht bloss altdeutsche). Dem Erfolge sehe ich mit einiger Ruhe und ohne allzu sanguinische Hoffnungen entgegen. Ich bin wenigstens mit meiner Gesundheit jetzt wieder ziemlich in Ordnung." . . . (26. Juli) „Wenn ich weiter gesund bleibe, so hoffe ich doch auch selbst als Extraordinarius und ohne Beteiligung an der Prüfungscommission nicht ganz erfolglos wirken zu können. Das Schlimmste ist noch immer einerseits die arge sachliche Concurrenz, welcher die deutsche Philologie (ich meine als Fach für die Studenten) von den klassischen Philologen nicht nur, sondern auch von den vielen Historikern und Philosophen zu bestehn hat; und andererseits die so ganz verschiedenen Schichten von Zuhörern, die ich zusammen bekomme — teils alte Philologen der verschiedensten Semester, die etwas Altdeutsch lernen wollen — aber ja nicht zu viel; teils neuphilologische Realschulabiturienten, die fleissig sind, aber grösstenteils entsetzlich dumm; teils Leute, die etwas neuere Literatur treiben wollen — unter diesen sind merkwürdigerweise die meisten katholische Theologen. Und allen Anforderungen zugleich kann man nicht genügen; noch weniger die literarischen Pläne, die von vielen Seiten sich lockend darbieten, ausführen. Ich habe bei Gelegenheit meines Collegs mich überzeugt, dass es factisch kein einigermassen brauchbares Buch über Schiller gibt — bis auf den alten breiten Hoffmeister. Am meisten reizt mich der Gedanke, ein wirklich gutes Colleg über deutsche Verslehre zu Stande zu bringen; wenn ich die Ideen ausführen könnte (mit gedruckten Beispielen), die ich im Kopfe habe, so würde ich sehr froh sein. — Einige Genugtuung empfinde ich dar-

---

1) 'Didymi de Aristarchea Odysseae recensione reliquiarum supplementum.' Universitätsprogramm 1887 III (p. 10).

über, dass in der jetzt kommenden Nr. 7 (Juli) des 'Literaturblattes für germ. und roman. Philologie' der Herr Behaghel eine Entgegnung von mir aufgenommen und mit so schwachen Gegenbemerkungen begleitet hat, dass selbst dem auf die Einzelheiten nicht genau achtenden Leser doch wohl ein etwas anderes Urteil über meine Leistungen entgegentreten wird." . . . (24. November) „Ueber den Inhalt Deiner Arbeit[1]) kann ich nach flüchtigem Durchblick, zumal es sich um mir gänzlich unbekannte Autoren handelt, mir kein Urteil erlauben. Wohl aber möchte ich im Interesse solcher Leser, wie ich es bin, einen Wunsch über die formelle Einrichtung aussprechen. Stelle doch an die Spitze eines jeden Abschnittes noch eine specielle Ueberschrift, welche den Leser gleich über den Inhalt und Gegenstand etwas genauer orientiert, als es durch den allgemein gehaltenen Gesammttitel möglich ist. Es ist das einer der Kunstgriffe, durch welche z. B. Scherer auch bei Behandlung ganz streng wissenschaftlicher Fragen auch das grössere Publikum sofort zu fesseln verstand; und dem Verfasser selbst kann es eine ganz willkommene Probe sein, wenn er nach Abschluss seiner Studie sich gewöhnt, für dieselbe eine die Richtung und das Resultat der Forschung andeutende Ueberschrift zu suchen . . . Das Semester habe ich frischer und mutiger begonnen als irgend ein früheres und bin mit den bisherigen Erfahrungen zufrieden. In meinem 4stündigen Privatcolleg über althochdeutsche Grammatik habe ich 14 Zuhörer, das ist für die jetzigen Verhältnisse der hiesigen Facultät gar nicht wenig. In meine 'deutsche Verslehre', die mehr die allgemeine Bildung zu befördern sucht, sind nur 10 gekommen, und in mein *publicum* über Gudrun, welches mit meinem grossen philosophischen Namensvetter collidiert, 13 — aber auch damit bin ich zufrieden. Es wird den Studenten von den vielen klassischen Philologen, den 4 Philosophen und den 6 historischen Professoren so viel geboten, dass nicht jeder bei jedem hören kann. Meine weiblichen Studenten bilde ich auch noch in zwei Stunden wöchentlich, und ausser einem Vortrage im Beamtenverein (60 Mark) habe ich auch noch am 11. November eine Schillerrede gehalten und für nächsten Monat einen Vortrag im literarischen Verein und für den März einen im Humboldtverein übernommen; andere Aufforderungen habe ich abgelehnt. — Literarischen Plänen habe ich für die nächste Zeit gänzlich entsagt; für die Zukunft nicht völlig. Vielleicht komme ich im Sommer dazu, die 'Grundzüge der deutschen Syntax, II' in der beabsichtigten knappen Begrenzung druckfertig zu machen oder wenigstens anzufangen; Vorarbeiten im Manuscript habe ich reichlich. Noch lockender erscheint mir bei meinem jetzt entstehenden Kolleg ein Buch in etwa gleichem Umfange: 'Grundzüge der deutschen Verslehre, nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt von Oskar Erdmann'; und wenn ich noch zehn Jahre so gesund bleibe, wie ich bei vernünftiger Zeiteinteilung jetzt bin, so dürfte dieses Buch noch das

---

1) 'Streifzüge in entlegenere Gebiete der griechischen Litteraturgeschichte,' Königsberger Studien I 1887 S. 61 ff.

Licht der Welt erblicken.“ . . . (31. December) „Mit grossem Interesse habe ich G. Freytags 'Erinnerungen' gelesen; ferner neulich in einem älteren Hefte von 'Nord und Süd' eine Novelle von Richard Voss: 'die Mutter der Catonen'. Ich bin ja nicht in Florenz gewesen; aber ich kann mir denken, dass die Menschen dort gerade so sind, wie sie hier dargestellt werden; und bei der meisterhaften Schilderung der italienischen Menschennatur, welche die Handlungen bedingt und erklärt, verlieren die nach deutscher Auffassung höchst unsittlichen Vorkommnisse sogar das Verletzende und können nicht unschön, sondern nur im edelsten Sinne humoristisch wirken.“ . . . (19. Februar 1888) „Die Vorbereitung für die Collegien mit recht bescheidener Zahl ausharrender Zuhörer hat neben den Stunden bei den höheren Töchtern und vier öffentlichen Vorträgen meine Arbeitskraft vollkommen mit Beschlag belegt, so dass ich 10—12 kleinere Arbeiten und Recensionen seit Wochen, zum Teil seit Monaten auf meinem Schreibtische liegen habe, ohne dass sie druckfertig geworden sind. Unter meinen Vorlesungen erwarte ich für die Zukunft Einiges von meiner 'deutschen Verslehre', die ich nur ganz bescheiden zweistündig vorgetragen habe, die aber den Kern zu einem grösseren Kolleg in sich trägt, und auch zu einem Handbuche, das einerseits den sehr ungenügenden populären Unterrichtsbüchern, andererseits der neuen Sieversschen Metrik gegenüber . . . seine Stelle wird behaupten können.“ . . . (7. April) „Den 70. Geburtstag von Hertz hatte ich Dir im besten Glauben auf den 8. April angegeben; er ist aber, wie ich erst vor wenigen Tagen sicher erfuhr, schon heute am 7. eingetreten. Ich war unter den Gratulanten anwesend und hörte mehrere der schönen Erwiderungen, welche er in geistvoller und schlagfertiger Beredsamkeit den glückwünschenden Deputationen gab.“ . . . (1. Jan. 1889) „Glückt es mir, in nächster Zeit dort [in Marburg] oder anderswo ein Ordinariat zu erhalten, so gebe ich natürlich die Redaction [von] 'Nord und Süd' ab, die ich zwar nicht ohne Vergnügen und auch nicht ohne das Bewusstsein einer förderlichen Wirksamkeit geführt habe, die aber doch Zeit und Gedächtnis arg in Anspruch nimmt.“ . . . (13. April) „Weinhold ist schon in Berlin; seine Stelle wird im Sommer noch nicht besetzt und ich habe mittlerweile die Prüfungscommission und das Seminar zu verwalten. Alles andere scheint noch ganz unbestimmt zu sein.“

Weinhold's Weggang von Breslau brachte eine weitere Verschiebung mit sich, und Erdmann wurde zu Michaelis 1889 als Ordinarius nach Kiel berufen. Ich hatte die Freude, ihn zuvor noch einmal wiederzusehen, da er die Sommerferien zum Theil in dem nahen Seebade Cranz verbrachte. Als er mich auf der Durchreise besuchte, erchien er vollkommen in alter körperlicher Rüstigkeit, noch dazu in gehobenster, glücklichster Stimmung. Sah er sich doch nunmehr am Ziele seiner Wünsche und fühlte er doch auch die Kraft in sich, um seinen hohen Ansprüchen an sich selbst in Amt, in Wissenschaft und in allen anderen Lebensverhältnissen zu genügen. Auf gemeinsamen Spaziergängen an der See that ich manchen tieferen Einblick in das, was hinter ihm lag, sowie in das, was er sich von der Zukunft versprach.

Nichts weniger als sanguinisch klangen in letzterer Beziehung seine Hoffnungen: aber auch selbst in dem bescheidenen Umfange, wie er sie für die Zukunft hegte, sollten sie sich nicht erfüllen. — „Wir sind seit 8 Tagen glücklich hier", schrieb er mir am 16. October aus Kiel, „und schon völlig eingerichtet; 58 Antrittsvisiten sind auch schon gemacht. Es lässt sich hier Alles recht gut an; die Stadt und die Menschen sind viel anziehender, als ich dachte. — In Görlitz [auf der Philologenversammlung] war es übrigens recht schön. Hertz präsidierte in vollster Rüstigkeit." Und bald darauf: „Dabei ist natürlich doch auch vielerlei zu tun. Obwohl ich sämmtliche drei Collegia (Verslehre — Goethe's Lyrik — Iwein im Seminar) schon einmal gehalten habe, erweitere ich sie jetzt doch erheblich und präpariere mich jedesmal neu; ich bin auch mit dem Besuch zufrieden, es sind nicht allzu viele, aber anständige und intelligente Leute hier. Zwei von Vogt überkommene Doctorarbeiten habe ich auch schon censieren müssen, und drei Examenarbeiten liegen noch auf meinem Tische. Mir ist Alles hier sehr freundlich entgegengekommen . . . Das Leben an der See ist hier recht interessant, die Buchen-bewachsenen Ufer der Kieler Bucht auch recht schön; freilich auch recht teuer." . . . (4. December) „Ich selbst befinde mich in einer mit der Deinigen in homerischen Dingen einigermassen vergleichbaren Lage gegenüber den durch Sievers aufgebrachten metrischen Theorien, wenigstens soweit sie das Althochdeutsche und die darauf folgende Entwicklung betreffen. Es sind da mit grossem Pomp und dem Anscheine tiefster Wissenschaftlichkeit Auffassungen der überlieferten Verse vorgebracht (und zwar mit Ausblicken bis auf Goethes Verskunst herab, für die mir S. herzlich wenig Verständnis zu haben scheint), die ich für ebenso unsinnig als unnütz halte; und doch haben dieselben vielseitige Zustimmung und niemals eine richtig begründete Zurückweisung gefunden. Ich selbst werde mir auch durchaus nicht die Arbeit machen, etwas dagegen zu schreiben; es ist möglich, dass diese Sachen still in sich zusammensinken und dass nach 10 Jahren kein Mensch mehr daran denkt. Ich habe nur mein Colleg zum zweiten Male ohne besondere Rücksicht auf diese neuen Theorien gehalten. — Das akademische Leben und Wirken gefällt mir hier ferner sehr gut; nur geht im Semester mit dem täglichen Arbeiten von Tag zu Tag, mit Einschluss der Prüfungen und der (hier nicht einmal sehr häufigen) Sitzungen die Zeit hin, so dass ich zu einer eigenen productiven Arbeit für den Druck hier noch nicht gekommen bin." . . . (28. Jan. 1890) „Ich habe nächsten Sonnabend schon die fünfte germanistische Doctorprüfung, und die sechste germanistische Dissertation ist mir von Greifswald her angekündigt. Die vier ersten waren (grösstenteils sehr tüchtige) Zöglinge von Vogt, der fünfte ein auswärtiger Lehrer, der sechste hat sich wegen des Gegenstandes der selbständig gemachten Arbeit (Quellen Otfrids) gerade an meine Person gewandt. — Auch in die Redaction der 'Zeitschrift für deutsche Philologie' bin ich bei Vorbereitung für das im April erscheinende Heft bereits sehr tätig eingetreten und habe mehrere Tage lang meine Kunst an der kritischen Bearbeitung eines von sehr

unphilologischer Hand in London gefundenen, schauderhaft entstellten, aber nicht uninteressanten mhd. Textes (Beschreibung der Kreuzfahrt eines österreichischen Herzogs) gewandt. Zu grösseren eigenen Arbeiten komme ich dabei nicht; doch habe ich einige Recensionen und auch zwei kleine Miscellen für die genannte Zeitschrift fertig." . . . (15. Febr.) „Ueber die 'freie Bühne', deren Zeitschrift auch mir in's Haus geschickt ist, denke ich gerade wie Du. Ich habe als Mitredacteur von 'Nord und Süd' mich redlich bemüht, sowohl das 'junge' Deutschland (Bleibtreu, Conrad, Alberti und Genossen), als dieses 'allerjüngste' von der Monatsschrift gänzlich fern zu halten. Hoffentlich macht es mein Nachfolger (Dr. Hamburger, unter Scherer promoviert) ebenso, obwohl er mit Schlenther befreundet ist. Es ist mir namentlich auffallend und betrübend, dass auch wissenschaftlich gebildeten jungen Leuten (z. B. auch zweien meiner Brüder) dieser Schund imponiert. Paul Lindau ist doch noch immer ein anderer Mann, auch in seinen Romanen und Novellen; die 'Spitzen' möchte ich Dir wirklich empfehlen zu lesen, wenn Du einmal Zeit zu so etwas hast; ich habe es gerade in der Nacht vor meinem Geburtstage getan, als ich einige Stunden nicht recht schlafen konnte und nicht schon aufstehn wollte. Und für das grössere Publikum sind die Schottländerschen Zeitschriften ('Hausfreund' mit seinen Beiblättern) eine ganz gute und empfehlenswerte, dabei recht billige Lectüre, frei von jeder politischen, religiösen und ästhetischen Propaganda, aber auch frei von solchen Ausartungen und Geschmacklosigkeiten. Gebildetere Leser können zu 'Nord und Süd', oder zu Westermanns Monatsheften greifen." . . . (2. April) „Im allgemeinen bin ich gegen die Stundung [der Collegienhonorare] aus moralischen Gründen noch mehr, als aus ökonomischen. Hier spielt sie keine grosse Rolle, denn c. $^3/_4$ der Philologen bezahlt baar. Und — natürlich nicht dies allein, aber neben anderem — ist das charakteristisch für den hiesigen Studenten, der schwerlich bis zur Stufe des Stats- oder auch des von $^3/_4$ der hiesigen Philologen gemachten Doctorexamens auf irgend einer Universität wissenschaftlich und persönlich betrachtet einen besseren Eindruck machen wird als hier, so weit bisher meine Erfahrungen reichen. Ich war nun gerade in der Lage, bei fünf von meinem Vorgänger angeleiteten Doctorcandidaten als Examinator resp. Beurteiler der Dissertation zu fungieren, und bei einer recht grossen Zahl von Examinanden die Statsprüfungen abzuhalten, und ich habe mich gewundert, welches Mass von Kenntnissen diese jungen Leute, die daneben auch recht tüchtige klassische Philologen oder Historiker oder Theologen (diese Combination ist hier recht zahlreich) waren, mit Sicherheit und Bescheidenheit zu Tage brachten. Keine Ueberreizung und Ueberbürdung in der Schulzeit und eine gewisse ausreichende (d. h. für die Lebensgewohnheiten ausreichende) materielle Unterstützung während der Studienzeit ist wohl die Grundlage, auf welcher bei der gesunden Bevölkerung dieser Landschaften solche Resultate erwachsen können. — Nach dieser Seite hin kann ich in Kiel sehr zufrieden sein; nach anderen gibt es Manches, was mir weniger gefällt, zumal man in späteren Jahren doch immer

schwerer alte Gewohnheiten aufgibt . . . Gearbeitet habe ich wenigstens für meine Collegien und für die Redaction der Zeitschrift für deutsche Philologie Einiges; der zweite Band meines Syntax-Grundrisses wird hoffentlich in den Sommerferien sich der Druckfertigkeit nähern. Mir sind die Gegenstände desselben jetzt durch einige Recensionen für die Zeitschrift nahe gebracht worden, und ich halte es allerdings für meine Pflicht, das Buch in der von vorn herein eng gefassten Begrenzung des Umfanges zu Ende zu bringen.“ . . . . . (16. Mai) „Auf meiner Osterfahrt, bei der ich in Berlin seit 15 Jahren zum ersten Male alle meine Geschwister zusammentraf, war ich auch in Halle, Göttingen, Hannover, Hamburg. Die drei letzten, zum ersten Male von mir besuchten Städte haben mir sehr wohl gefallen. In Göttingen besuchte ich ausser meinem alten Graudenzer Freunde G. Röthe auch Dziatzko, Molitor (der mich durch die pompöse Bibliothek führte) und Moritz Heyne, der mich in der von ihm begründeten, schon recht ansehnlichen Sammlung deutscher Altertümer so lange festhielt, dass ich Viertel (wie ich mir vorgenommen) zu besuchen keine Zeit mehr fand. Solch eine Rundreise hier im Nordwesten ist keine Hexerei; aber auch den Nordosten bis Königsberg hineinzunehmen, dazu gehört schon ein ganz anderer Entschluss, den ich von Kiel nicht so leicht fassen werde, wie von Breslau aus.“ . . . (5. Juni) „Heute habe ich auch wieder zu c. 3 Druckbogen revidiertes und redigiertes Manuscript für unsere Zeitschrift nach Halle abgeschickt. Darunter war auch eine Sprichwörter-, resp. Volksrätselsammlung vom alten Frischbier. Die Mehrzahl oder wenigstens eine erhebliche Zahl dieser 'Volksrätsel' war von der Art, dass neben der angegebenen, sehr unanstössigen Lösung der Gefragte an eine andere, unanständige denken soll; ich habe mir bei aller Vorurteilslosigkeit denn doch erlaubt, einige der allerschlimmsten herauszustreichen. Auch sonst habe ich mit der Redaction, ebenso mit Durchsicht von Seminar-, Doctor- und Statsexamenarbeiten hinreichend zu tun.“ . . . (1. December) „Das Buch [A. Ohlert 'die deutsche Schule und das klassische Altertum'] ist unserer Zeitschrift als Recensionsexemplar zugegangen. — Diese Zeitschrift macht ja allerhand Arbeit, ist mir aber doch recht lieb; ich wünschte ihr nur etwas mehr Abonnenten und Leser. Die Hefte erscheinen auch bei den Einrichtungen der Buchhandlung immer erst zu spät. Das neulich erst ausgegebene Doppelheft ist schon fast vor einem Vierteljahre im Druck fertig gewesen, und die als Neuigkeiten am Schlusse gegebenen Mitteilungen kommen *post festum*. — Vom neuen Semester ist nicht viel Besonderes zu erzählen. Die Philologen sind auch hier dünn, und mit einer mässigen Zahl (zwischen 6 und 12) von Zuhörern muss man zufrieden sein. Ich habe mich auf zwei Privatcollegien zu je zwei Stunden, neben dem Seminar, beschränkt, weil ich es unter diesen Verhältnissen für doppelt unangebracht halte, die Studenten mit allzu vielen Stunden Colleg zu zersplittern oder zu überbürden. Aeltere Leute, welche ganz tüchtige Seminar-, Doctor- und Examenarbeiten zu Stande bringen, habe ich immer noch mehrere. — Im Allgemeinen ist der Holsteiner ja leistungsfähig, bieder und

freundlich; aber auch recht umständlich und schwer beweglich. Auch in communalen Verwaltungsangelegenheiten trifft man oft eine unglaubliche Schwerfälligkeit. Der ganze Geschäftsgang entspricht noch der Zeit, als Kiel (vor 25 Jahren!) nicht 70000, sondern 25000 Einwohner hatte. Von der schrecklichen Stadtverordnetenwahl, bei der sich 8000 Wähler in vier Stunden eine enge Treppe hinaufzwängen sollten, hast Du vielleicht gelesen.“ . . . (31. Dec) „Besten Gruss zum neuen Jahre! Hier scheint dasselbe grimmig kalt anfangen zu wollen, und bei den ewigen scharfen Seewinden empfindet man die Kälte viel mehr als anderswo. Die Weihnachts- und Ferientage habe ich deshalb hauptsächlich in Ruhe zugebracht, mit Lectüre (Minor, Schiller: Wielands Briefwechsel mit seinem Schwiegersohne, dem Kieler Philosophen Reinhold u. s. w.) und einigen Correcturen und Recensionen. Neulich habe ich auch einmal eine Hs. collationiert und 4000 Verse (Hartmann's Gregorius) vollständig abgeschrieben; doch wird das wohl zunächst nur einer Kieler Dissertation zu Gute kommen.“ . . . (17. Jan. 1891) „Deinen Neujahrsgruss habe ich zwar erhalten, die in Aussicht gestellte Universitätsschrift mit Uebersetzung des Hermeshymnus aber bisher nicht; sollte sie irgendwo im Schnee stecken geblieben sein? Ich bin sehr begierig darauf, zumal ich die Theorie und Technik der deutschen Hexameterschreiber seit Klopstock ebenfalls verfolgt habe und einmal einen Seminaristen hier zu einer Arbeit darüber anregte; der Mann ist dann aber davon abgegangen und hat eine gute Dissertation über die ahd. mhd. Concessivsätze geschrieben, die jetzt gedruckt wird. Auch drei andere Dissertationen sind der Vollendung nahe. Dies, Collegia und Prüfungen kosten viel Zeit; sonst bin ich gesund und vergnügt.“ . . . (17. Febr.) „Ich habe mir erlaubt, noch eine Reihe Veränderungsvorschläge zu Deinen deutschen Hexametern aufzusetzen. Die Veranlassung, die mich in jedem Falle zu meinem Vorschlage trieb, wird Dir wohl überall klar sein; dass sie Dir alle annehmbar erscheinen werden, wage ich nicht zu hoffen. — Das Gedicht ist ja recht wohl abgerundet in Deiner Herstellung und eine angenehme Lectüre, wenn man sich an die etwas derbe Behandlung göttlicher Verhältnisse gewöhnt hat und an der Spitzbubenmoral (die im Reineke Fuchs doch nur zu Gunsten eines Tieres verfochten wird) in diesen Kreisen keinen Anstoss nimmt.“ . . . (14. Juni) „Ich bin ruhig in dem noch immer nicht sommerlichen Kiel seit vorigem September sitzen geblieben und werde auch wohl auf jeden Ausflug im August und September verzichten, weil ich die Reisekosten bei dem entsetzlich teuren Leben hier nicht erübrigen kann. Dennoch würde ich einen Ausflug, gleichgültig wohin, zur Auffrischung meiner productiven Lebensgeister sehr gut brauchen können, da ich zwei durchaus nicht verächtliche Aufgaben vor mir sehe. Für die eine — Textausgabe und Commentar zu Hartmanns Gregorius, mit Benutzung der neu gefundenen, sehr wertvollen Konstanzer Handschrift, die ich bereits abgeschrieben habe — scheint sich freilich wider Erwarten kein Verleger zu finden; ich habe von zwei Seiten, was ich nicht vermutet hatte, ablehnende Antworten erhalten. Während des Semesters begnüge ich mich sonst mit Abwicke-

lung der regelmässigen täglichen Geschäfte.“ . . . (24. October) „Dabei habe ich ausser den regelmässig fortlaufenden Redactionsarbeiten und einigen selbstgeschriebenen kleinen Artikeln für unsere Zeitschrift nichts zu Stande gebracht; mir fehlt eine kleine Reise, fort aus diesem zähen Klima, um wissenschaftliche Productionslust anzuregen. Meine Collegia habe ich etwas vervollständigt, in diesem Semester noch durch ein Nibelungencolleg und durch Seminarübungen über den Parzival; so fehlt mir von dem in Aussicht genommenen Repertoire nur noch ein Gesammtcolleg über altdeutsche Litteraturgeschichte, das ich wohl für das nächste Wintersemester in Aussicht nehmen werde. Viele Studenten haben wir hier natürlich nicht; aber es scheint doch alles mit mässigem Besuch zu Stande zu kommen.“ . . . (12. November) „Der trübe und feuchte Kieler Winter ist angebrochen; man friert hier factisch bei 2 Grad Wärme mehr, als in Königsberg bei 5 Grad Kälte, und Körper und Geist neigen zur Trägheit oder wenigstens Langsamkeit des Arbeitens. Ich führe mein Nibelungencolleg vor ganzen 3 Zuhörern weiter und lege mir die alten und neuen Fragen der Textkritik auch für didaktischen Vortrag zurecht. Nachher will ich ein tüchtiges Stück interpretieren; es ist unglaublich, wie wenig die zahllosen Ausgaben für diesen wichtigen Zweck wirklich bieten.“ ... (3. Januar 1892) „Freilich ist mhd. Textkritik dadurch sehr erschwert, dass fast jeder Schreiber ein selbständiger Bearbeiter des Textes (manchmal mit Geschick und Verständnis!) ist. Es bleibt da, wo viele Handschriften erhalten sind (die doch immer nur wahrscheinlich einen sehr kleinen Teil der im 13.—15. Jahrhundert vorhanden gewesenen repräsentieren) oft wirklich nichts anderes übrig, als in angemessener Beschränkung eklektisch zu verfahren. Gerade beim Gregorius sind bis jetzt alle Versuche, einen Stammbaum der Hss. zu entwerfen, nicht zur endgiltigen Sicherheit gelungen.“ . . . (24. April) „Aus der von mir mit unterzeichneten Postkarte von Münster wirst Du ersehen haben, dass ich meine Reise doch noch angetreten hatte. Sie hat mich noch über Erwarten erfrischt und befriedigt. Ich war als *professeur voyageur* in Frankfurt (Goethehaus!), Heidelberg, Strassburg, Bonn, Köln, Münster und Bremen (Ratskeller!). Ueberall habe ich die mir einigermassen sympathischen Fachgenossen besucht und stets freundlichen, zum Teil sogar sehr belehrenden und anregenden Empfang gefunden. Die Universität in Strassburg (gegenüber dem neuen Kaiserpalast) ist wirklich imponierend, zumal im Inneren.“ . . . (20. Juni) „Den zweiten Teil meines syntaktischen Handbuches erhältst Du noch immer nicht. Das Manuscript ist längst dem Schicksal verfallen, ein veraltetes zu sein. Es liegt noch ziemlich genau in dem Zustande, in dem es 1886 war, mit Ausnahme vieler eingelegten Zettel und der mehrfachen Benutzung zu meinem Colleg über Syntax, für welche ich es allerdings in Kapitel und Paragraphen eingeteilt habe. Ich habe allerdings die Absicht, es in dem ursprünglich beabsichtigten kleinen Umfange (dessen Abgrenzung wohl überlegt war) dennoch drucken zu lassen; aber ich würde dazu ein von aller anderen Nebenarbeit freies halbes Jahr brauchen, und das findet sich nicht so leicht, wenn man Redacteur

ist und noch alle Augenblicke Dissertationen und Prüfungsarbeiten zu censieren und zurechtzustutzen hat. Viel schwerer liegt mir die aus gleichen Gründen erfolgte Verzögerung meiner Ausgabe des Hartmannschen Gregorius auf dem Herzen, zu der ich wertvolles, noch unbenutztes Material gesammelt habe. Sie müsste aber wo möglich mit einer Auseinandersetzung mit Sievers, Paul und anderen neueren Herausgebern mittelhochdeutscher Texte verbunden werden (die neue Ausgabe des Iwein von Henrici ist im Hintergrunde von Sievers in anti-lachmannischem Sinne redigiert worden!); und dazu habe ich recht wenig Lust. Die Germanisten haben jetzt alle als Docenten und als Forscher sehr viel manigfaltigere Beschäftigung als früher; und deshalb bleiben solche Ereignisse wie die neue Iweinausgabe u. A. so lange ohne lauten Widerspruch. Es wäre aber leicht möglich, dass bei dieser Veranlassung (und auch bei einigen anderen!) wieder ein Kampf zwischen der Berliner und der Leipziger Schule losbräche, der ebenso heftig würde, wie irgend ein früherer.“ ... (2. August) „Ich halte zwar das Bücherschreiben nicht unter allen Umständen für die wichtigste Pflicht des Universitätsdocenten. Selbst für wissenschaftliche Probleme auf verschiedenen Gebieten behält man manchmal einen freieren Blick, wenn man nicht selbst an der Lösung und Ausarbeitung eines einzigen sich abarbeitet. Aber ich gebe zu, dass man mindestens die Abschliessung meines syntaktischen Handbuches von mir hätte bereits erwarten können. Ich kann als Entschuldigung neben Anderem, was ich Dir früher schon geschrieben habe, die Redaction der Zeitschr. f. d. Phil. anführen, in der wirklich viel mehr Arbeit steckt, als die Meisten denken. Bei Düntzer habe ich manchmal acht volle Stunden an einem Bogen corrigiert, weil ich alle Citate controllieren musste; er hatte es unterlassen, und der Setzer hatte bei der gänzlich unleserlichen Handschrift massenhaft Fehler in Ziffern und Wörtern gemacht. Sieh Dir einmal darauf hin die langen Recensionen 23, 294 und 24, 513 ff. in unserer Zeitschrift an! Ich wollte nicht dulden, dass eine Polemik gegen Nachlässigkeiten der Weimarer Ausgabe selbst nachlässig gedruckt würde. — Und nun noch die vielfach zersplitternde Correspondenz mit den Herren Einsendern von Beiträgen!“ ... (10. November) „Recensionen wenigstens habe ich jetzt auch mehrere vollendet, auch die über Kelle's Litteraturgeschichte. Wenn Du Dich übrigens einmal über die deutsche Litteratur bis 1039 (weiter reicht das Buch noch nicht!) wirklich gut orientieren willst, so kann ich Dir dieses Buch aufrichtig empfehlen. Es vereinigt reiche Quellennachweise (auch aus der lateinischen Litteratur in Deutschland) mit klarer und lesbarer Darstellung; sehr verschieden von Scherer, bei dem gerade dieser Teil vielleicht am wenigsten gelungen ist, auch am wenigsten zu der bei Scherer fortwährend versuchten Anlegung moderner Massstäbe passt. Viel besser ist bei Scherer die mhd. Blütezeit dargestellt. — Meine Kollegia sind mit genügender Beteiligung zu Stande gekommen: man muss wenigstens hier mit 12—4—9 Zuhörern in philologischen Vorlesungen zufrieden sein. Die Studenten halte ich noch immer für das Beste in Kiel.“ ... (30. December) „Ich bin jetzt in der Tat ernstlich an die neue

Textesrecension des Gregorius von Hartmann von Aue gegangen, mit Benutzung der noch nicht verwerteten Konstanzer Handschrift. Mit 400 Versen ($^1/_{10}$ des Ganzen) incl. Varianten aller Handschriften bin ich fertig. Es ist aber eine mühsame Arbeit. Lachmann hat in seinen Briefen an Haupt auch einige Conjecturen zu dem Texte gemacht; er hatte aber sehr wenig handschriftliches Material. Einen sicheren Stammbaum der Handschriften zu machen, ist aber sehr schwierig und vielleicht gar nicht möglich. Dieses Gedicht muss (was nach dem Inhalt begreiflich ist) sehr viel abgeschrieben worden sein, so dass überall Mittelglieder fehlen; und die meisten Schreiber ändern willkürlich und 'dichten' stellenweise selbst. — Von meiner Syntax trage ich in diesem Semester nur die ungedruckten Kapitel als dreistündiges Kolleg vor; aber von da bis zur Druckfertigkeit ist noch ein weiter Weg. Gerade dieser von mir seit zwanzig Jahren (und mehr) durchdachte Stoff greift mich mehr an als ein anderer, wenn ich ihn druckfertig abschliessen soll. In den meisten Punkten bin ich viel resignierter geworden in Bezug auf Erkenntnis vorhistorischen Sprachgebrauches." . . . (22. Februar 1893) „Mit dem Gregorius-text bin ich bis auf das erste Drittel gekommen. Das neue Material ergibt manche Neugestaltung des Textes, und deshalb halte ich die Arbeit für fruchtbar; das Schwierigste ist für mich aber die einheitliche Entscheidung über orthographische und ähnliche Fragen, die ich bis zum Schlusse aufgespart habe. Es sind darüber die Meinungen sehr verschieden, und man kann fast sicher sein, auf einer Seite in jedem Falle Anstoss zu erregen. Übrigens werden jetzt wieder altdeutsche Textausgaben in erheblichem Umfange publiciert; neulich die 'Kaiserchronik' von Edw. Schröder — eigentlich sein erstes grösseres Buch. Wenn Du ein modernes Beispiel für die rhetorische Figur 'Aposiopesis' brauchst, so empfehle ich Dir die Stelle seiner Vorrede, in der er von seinem Vorgänger Massmann spricht." . . . (16. Mai) „Auf die Reise zur Goethegesellschaft nach Weimar habe ich ebenso wie auf die weitere nach Wien verzichtet, obwol ich zu dieser zweiten mehrere sehr herzliche Aufforderungen aus Österreich erhalten habe. Ein Kollege von der böhmischen Universität in Prag (Mourek) hat einen über 300 Seiten starken Band (Akademieabhandlung) über gotische Syntax geschrieben, der sich zum grossen Teil mit Dingen beschäftigt, die ich gerade vor zwanzig Jahren behandelt und damals wol zuerst ausgesprochen habe. Ich werde wol nicht umhin können, auf die in gewissem Sinne für mich ehrenvolle Polemik irgendwie einzugehn, zumal er sich auch brieflich an mich gewandt hat. Es ist leicht möglich, dass er gerade diese Dinge auch in Wien zur Sprache bringt. Sonst liegt es von meinen augenblicklichen Beschäftigungen sehr ab." . . . (4. Juli) „In Bezug auf den Gregorius ist es mir sonderbar ergangen. Ich hatte das ganze Jahr 1893 eifrig daran gearbeitet, und war gerade so weit gekommen, dass mir die Gruppierung der Handschriften klar und mannigfache Resultate verheissend vor Augen lag — da erscheint in dem letzten Heft der Z. f. d. Alt. ein langer Aufsatz, in dem alle diese Dinge von Dr. Zwierzyna in Wien, der die Handschrift K schon vor mir gehabt

hatte, ausführlich dargestellt sind. Da ich ihm in den meisten Punkten völlig zustimmen muss, also auch nicht das Verhältnis meiner Arbeiten zu den seinigen etwa so ist, wie seiner Zeit in Bezug auf Otfrid zwischen mir und Herrn Piper, und da er auch eine Ausgabe beabsichtigt, so wird mir wol nichts übrig bleiben, als mit der meinigen zurückzutreten und mich mit dem Bewusstsein zu begnügen, dass ich den Gregortext zu meinem Privatvergnügen und freilich nicht ohne manche Belehrung durchgearbeitet habe. — Mir ist sonst nichts Besonderes passiert. Im Allgemeinen bringt das Bewusstsein, sich dem 50. Jahre immer mehr zu nähern, manche resignierte Stimmung und manche ernste Erwägung nahe. Ich kann nicht leugnen, dass ich mich gern in den freudig-gläubigen Idealismus des siebzehnten und achtzehnten, auf Leibnitzischem Optimismus ruhenden Jahrhunderts zurückversetze, der sich freilich im Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts so schwer festhalten und behaupten lässt. Aber die Schopenhauer-Buddhistische Philosophie, die auch hier ihre Vertreter hat, ist mir greulich.“ . . . (31. December) „An Gesundheit hat es uns allen nicht gefehlt; die meinige ist freilich mit zunehmender Bequemlichkeit verbunden gewesen, die ich mir manchmal als Faulheit selbst vorwerfe. An litterarischer Productivität hat mich im Wintersemester mein Kolleg über die ganze altdeutsche Litteraturgeschichte gehindert, das mir die Pflicht auferlegte, den ganzen massenhaften Stoff zu überblicken und einigermassen selbständig zu gruppieren und zu beurteilen.“ . . . (9. April 1894) „Auch bin ich Dir dankbar für die gute Meinung, die Du von meiner Befähigung zur Fortführung des Grimm'schen Wörterbuches hast. Mir selbst ist noch gar nicht recht wohl dabei, da ich immer mehr sehe, wie massenhaft das Material bloss an bereits vorhandenen Vorarbeiten (älteren Wörterbüchern und anderen Sammelwerken) ist, die alle beschafft und beständig eingesehen werden müssen. Aus interessanten Quellen selbst neu zu sammeln und Wörter auszuschreiben ist, wenn es nicht bis zur Ermüdung betrieben wird, eine ganz angenehme und lehrreiche Beschäftigung; aber das ist es gar nicht, was hauptsächlich meine Aufgabe bleibt; vielmehr muss ich mich, bei der Unmöglichkeit selbst auch nur einen erheblichen Teil der Quellen zu excerpieren, hierfür auf die auch schon massenhaft vorliegenden Excerpte anderer verlassen, die ich nur da, wo bestimmte Lücken sich zeigen, zu ergänzen suchen muss. Immerhin wird noch einige Zeit vergehn, ehe ich an die Ausarbeitung eines Artikels gehn kann. Ausserdem habe ich immer sehr verschiedene andere Aufgaben vor mir . . . Angenehm war mir die Aufgabe, eine kurze empfehlende Anzeige der jetzt neubearbeiteten und zum ersten Male (— 1870) vollendeten deutschen Litteraturgeschichte von (Wackernagel) Martin zu schreiben. Gerade die beiden letzten Lieferungen sind nach meinem Urteil sehr gut gelungen, und das Ganze ist ein wahrhaft wissenschaftliches Handbuch, das vielleicht auch Du gern einmal benutzen wirst.“ . . . (17. Mai) „Ich selbst bin durchaus nicht faul gewesen, habe namentlich im Interesse der Zeitschrift für mehrere 'Mitarbeiter' selbst schwer 'mitgearbeitet', was mir von dem einen als einziges Honorar wenigstens die schrift-

liche Bezeugung eingetragen hat, dass ich ein wahrhaft nobler Redacteur sei. (Ich hatte auf meine Kosten auch eine Collation einer Hs. in Wien machen lassen.) Mit der Hauptarbeit aber, dem Grimmschen Wörterbuch, kann ich mich erst allmählich befreunden. Nachtragszettel habe ich in Menge gesammelt und auch sammeln lassen, auch einen grossen Teil der erforderlichen Hülfsmittel beisammen; aber die Hauptsache, das Ausarbeiten der Artikel, ist eine schwere Arbeit, die auch Stimmung verlangt und von glücklichen Eingebungen abhängig ist. Ich habe bisher nur den '*tölpel*' angefangen, bei dem manche Schwierigkeiten sind; das Wort muss zuerst: Pfahl, Türpfosten oder -schwelle bedeutet haben (vgl. die Entwicklung von Bengel, Klotz u. v. a.), später vielleicht mit *dörper* (= *rusticus*, niederdeutsch!) vermengt. Aber die bestimmten Belege sind schwer zu finden. — Nächstens nehme ich versuchsweise *ton*, *tönen*, *tonart* u. s. w. vor . . . Nichts zersplittert mehr als das ewige Recensieren. Zwei ausgearbeitete Besprechungen von mir erscheinen aber in unserem nächsten Hefte, darunter auch eine gründliche Beleuchtung der Inversion nach 'und'." . . . (5. August) „Ich habe in den letzten Wochen sehr angestrengt gearbeitet und dabei doch so viele, namentlich redactionelle, Sachen unerledigt liegen lassen, dass ich in den ersten Ferienwochen noch wenig Musse vor mir sehe. Die Arbeit für das D. Wb. ist wahrhaftig kein Spass! Ich habe doch schon Manches gearbeitet, und bin auch hier in Kiel durchaus nicht faul gewesen, besonders in receptiver Arbeit, die dem Germanisten sehr nötig ist, freilich von vielen ungebührlich vernachlässigt wird. Aber eine solche harte und drückende Arbeit hat doch noch nie auf mir gelastet, und es bedarf ruhiger und zäher Arbeit, um einigermassen Herr des Stoffes zu werden . . . Auf das schwedische Wb., das ganz nach dem Muster des Grimm'schen angelegt wird, haben sich in Schweden allein gegen 3000 Subscribenten gefunden. So viele sind vermutlich (Genaues weiss ich darüber nicht) für das Grimm'sche in der ganzen Welt nicht vorhanden. Das kommt daher, weil der Deutsche — anstatt sich des Guten, was ihm wirklich geboten wird, dankbar zu erfreuen — immer geneigt ist zu mäkeln und auf die laut schreienden Mäkler zu hören. Nimm doch einmal einen Band oder eine Lieferung gerade auch von den neuesten R—S (Heyne) oder T (Lexer) vor und schlage einen Artikel wie *Schiff*, *schiessen*, *Tag*, *todt* u. s. w. auf, und sage mir, ob da nicht eine Fülle der herrlichsten Belehrung und Anregung für jeden Deutschen geboten wird! Ehe aber dieser Schatz nicht wirklich mehr gehoben und ausgenutzt ist, soll man sich hüten, weiter gehende Forderungen (übrigens z. T. ganz phantastische und unausführbare) aufzustellen und dadurch die Durchführung des zu $^3/_4$ vollendeten Werkes zu erschweren. Ich werde froh sein, wenn ich mein Pensum einigermassen im Geiste und Sinne der genannten Vorgänger zu Stande bringe. — Ich habe mir für die Unmasse der Zettel, die nur Zahlencitate zum Stichwort geben (!), einen Schreiber angenommen, der die Stellen aus den Büchern ausschreiben muss. Es geht langsam genug, und ich muss ihn natürlich controlieren . . . Im August und September werde ich

ruhig hier bleiben und auch öfters baden, obwol die salzigen und wellenlosen Buchtbäder hier mich mehr ermüden als erfrischen. Im October hoffe ich mit meiner ganzen Familie auf c. 14 Tage nach Berlin gehn zu können. Meine gute Mutter, die vor bald einem Jahre hier ihren 70. Geburtstag feierte, will jetzt nicht mehr aus ihrer behaglichen Wohnung in Charlottenburg fort, und da wollen wir zu ihr kommen."... (18. October) „Von Dir in Berlin wenigstens eine Postkarte zu sehen, war mir recht erfreulich; lieber hätte ich Dich selbst einmal wieder gesprochen, wie es mir mit mehreren anderen alten Bekannten dort geglückt ist. Ich war in den 14 Tagen durch Verkehr mit vielen Verwandten, Sehenswürdigkeiten u. a. stark in Anspruch genommen und habe von den zwei Cigarrenkisten voll Wörterbuchzetteln, deren Belegstellen ich aus seltenen Büchern der Königlichen Bibliothek ausschreiben wollte, nur einen kleinen Teil absolvieren können. Die Arbeit ist unglaublich massenhaft und beschwerlich." ... (29. December) „Eben habe ich das Schlussheft des 27. Bandes unserer Zeitschrift zur letzten Correctur des letzten Bogens incl. Register und Umschlag gebracht; viele Artikel in diesem Bande haben mich schwere Arbeit gekostet, auch wo mein Name nicht dabei steht. Es sind aber auch einige nach meinem Urteile wirklich wertvolle Arbeiten darunter, z. B. die neue Erklärung der alten Merseburger Zaubersprüche im vierten Hefte, mit schwerfälliger Gelehrsamkeit und etwas kühnen Hypothesen von einem jungen Wiener geschrieben, aber in vielen Punkten doch wol das Richtige treffend . . . Ich bin nun schon so lange nicht in Königsberg gewesen, dass ich mir vorgenommen habe, wenn irgend möglich, im Sommer einmal hinzukommen... Kammer hat mich vertrauensvoll mit der Aufforderung zu einem Gutachten über deutsche Lesebücher beehrt, Fortsetzung eines langen Schriftstücks, das ich ihm über die Abiturientenaufsätze der Provinz abfassen musste; solche Arbeiten habe ich leider auch viel mehr, als mir lieb ist . . . Die Aufforderung zur Festschrift für Schade habe ich erhalten und werde mich auch gern mit einem Beitrage beteiligen. Ich habe mir für die nächste Woche meine Gregorius-manuscripte zurecht gelegt; hoffentlich lässt sich daraus ein dazu passender Extract gewinnen, ehe noch die Ausgabe von Zwirzyna erscheint . . . Ueber die Biographie von Karl Witt habe ich eine etwas längere Notiz an 'Nord und Süd' abgehn lassen; das Buch hat mich recht interessiert . . . Eben habe ich noch meinen beiden Töchtern mit ihrem Ferienbesuch zum Tanze aufspielen müssen[1]; gut. wenn man wenigstens das kann." . . . (19. Februar 1895) „Lieb ist es mir, dass ich an dem Professor Stosch einen gründlich gebildeten und bereitwilligen Mitarbeiter erhalten habe, der mir auf allen Gebieten meiner Tätig-

---

1) An unsern musikliebenden Freund Alexander Rodmann (jetzt Landgerichtsrath hier) schrieb er am 16. Januar 1895: „Hast Du 'Hänsel und Gretel' im Theater gesehen? Vielleicht macht Dir die Musik auch Spass; ich finde sie recht hübsch. Meine Kinder haben die Tanzstundenscene sehr gut aufgefasst und können sie sogar nach meinem Klavierspiel reproducieren. Ich spiele übrigens jetzt sogar Kinderscenen von Schumann, 'Glückes genug' und 'Träumerei', die ich zuerst von Dir gehört habe."

keit (excl. Syntax) Manches abnimmt. Ob es möglich sein wird, in diesem Jahre wenigstens eine Lieferung des D. Wb. druckfertig zu machen, hängt von der Generalprobe ab, die ich in den Osterferien nach Beendigung der ermüdenden und zerstreuenden amtlichen Geschäfte ernstlich anstellen will." . . . (4. April) „Besten Dank für Deine Studie über die rationalistische Homererklärerin [Demo]; übrigens eine psychologisch merkwürdige, aber mir in allen Zügen sehr begreifliche Erscheinung. Wenn wir es in Deutschland zu Frauenuniversitäten bringen, so können wir Aehnliches auch erleben; aber das Polentum im Osten wird dadurch nicht zurückgehn, sondern gefördert werden!"

Erdmann's letzter Brief an mich[1]) ist vom 17. Mai 1895 datirt. Es heisst darin: „Ich selbst befinde mich bei einem ruhiggeschäftigen Leben körperlich ausgezeichnet wohl und habe keine Spur von den durch falsche Lebensweise und törichte Aerzte veranlassten Leiden, die mich bei meinem Fortgange von Königsberg und in den ersten Breslauer Jahren quälten. Aber freilich habe ich auch die intensive Sitzarbeit auf ein nach Deiner Schätzung wohl unverantwortlich geringes Mass herabgedrückt . . . Dringend verlange ich auch nach einem Ausfluge aus dem gleichförmigen und phlegmatischen Kiel heraus. In der Pfingstwoche will ich wenigstens nach Weimar zur Goetheversammlung fahren und dabei einige Tage in Thüringen wandern."

An demselben Tage des nächstfolgenden Monats wurde er zu Grabe getragen. *'Αλλά μιν ἤθεῖον καλέω καὶ νόσφιν ἐόντα.*

---

1) Das letzte Lebenszeichen, welches A. Rodmann von ihm erhielt, ist eine am 6. Juni 1895 in Blankenburg geschriebene Postkarte. Sie lautet: „L. R.! Es wird nun gerade 31 Jahre sein, dass wir auf unserer Pfingstspritze hier (Gasthaus Chrysopras im Schwarzatale) übernachteten. Deshalb von hier einen Gruss, wie Du ihn mir manchmal aus entfernteren Orten geschickt hast. Freitag Abend will ich in Weimar sein, um an der Goethe-Versammlung teilzunehmen. In alter Freundschaft Dein O. Erdmann."

Zur handschriftlichen Überlieferung des Tristan Gottfrieds von Strassburg.

Von

Karl Marold, Königsberg i. Pr.

Die handschriftliche Überlieferung von Gottfrieds Tristan ist im wesentlichen vorzüglich. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen steht die Klassifikation der Handschriften und die Feststellung ihres gegenseitigen Verhältnisses noch in den Anfängen. In erster Linie sind hier die Arbeiten von Th. von Hagen, H. Paul, J. Kottenkamp zu nennen, wozu einige gelegentliche Bemerkungen der Herausgeber einzelner Bruchstücke verloren gegangener Handschriften kommen. Auf diesen Arbeiten fusst denn auch die neueste Ausgabe von W. Golther in J. Kürschners Deutscher Nationallitteratur (Bd. IV, zweite und dritte Abteilung).

Jedoch sind die Ergebnisse jener Arbeiten weit davon entfernt, ein richtiges und vollständiges Bild der Überlieferung zu geben, zumal sie fast ausschliesslich auf den von den älteren Herausgebern gebotenen Lesarten beruhen. Wie notwendig es aber ist, diese Lesarten zu kontrollieren und sämtliche Handschriften noch einmal zu vergleichen, hat sich mir an zahlreichen Stellen gezeigt, nachdem ich nunmehr die meisten Tristanhandschriften durchforscht habe. Selbst der im ganzen recht sorgfältige Grootesche Abdruck der Heidelberger Handschrift H enthält, abgesehen von vielen sprachlichen Ungenauigkeiten, eine Reihe von Fehlern. Auch Hagens Kollation[1]) der Florentiner Tristanhandschrift F hat nicht alle Versehen des Myllerschen Abdruckes aus dem Jahre 1785 beseitigt. Der Münchener Codex M vollends lieferte reiche Ausbeute gegenüber den Massmannschen Lesarten. Von der Wiener Handschrift hat Dr. Aron mir mit grosser Sorgfalt einen Teil kollationiert und wertvolle neue

1) Abgedruckt von R. Bechstein in Bartsch' Germania 35 (1890), 35ff. — Die Handschrift F befindet sich in der jetzigen Biblioteca nazionale zu Florenz und gehörte zu der ehemaligen bibl. Magliabecchiana; in der Laurentiana ist sie niemals gewesen, wie ich an Ort und Stelle erfuhr.

Lesarten geliefert. Auch B,N und O sind auf das genaueste nochmals von mir verglichen, und schliesslich liess ich es mir auch angelegen sein, die von E. Steinmeyer in der Zeitschrift für deutsches Altertum 23 (1879), 112 signalisierte Handschrift, einen Codex Estensis in Modena (also mit E zu bezeichnen), genauer anzusehen. Das Resultat war zwar nicht ein so ungünstiges Urteil, wie es E. Steinmeyer a. a. O. nach dem Anfange des Textes fällte, der allerdings eine arge Vergewaltigung des Gottfriedschen Gedichtes ist, aber immerhin entbehrt sie jedes selbständigen Wertes für die Kritik, da sie sich mit ganz geringen Ausnahmen ganz nahe zu M stellt (gelegentlich zu F, ungefähr in derselben Weise wie B), so dass man sich ihrer höchstens zur Kontrolle der Lesarten von M bedienen kann.

Nach Th. von Hagens Untersuchungen in seiner Dissertation 'Die Handschriften des Tristan und ihre Bedeutung für die Kritik' Göttingen 1868 (in erweiterter Gestalt in den 'Germanistischen Studien' I [1872] S. 31—56 abgedruckt, wonach ich im Folgenden zitiere) bilden M (nebst B, wozu nun noch E kommt) und H eine Handschriftenklasse, während alle übrigen zu einer zweiten Klasse gehören; der Archetypus der einen Rezension stand dem der andern an Güte ganz gleich. Gegen die Zusammengehörigkeit von FWON zu einer Klasse erhob H. Paul in seiner Habilitationsschrift 'Zur Kritik und Erklärung von Gottfrieds von Strassburg Tristan' (Wien 1872) Einspruch. Er behauptet auf S. 3, dass sich durchaus keine gemeinsamen Fehler von FWNO anführen liessen, so dass W den beiden Gruppen MH und FN(O) gleichberechtigt gegenüberstehe, und konstituiert daher drei von einander unabhängige Überlieferungen FN, MH, W; über O enthält er sich wegen der Unsicherheit der durch Groote gebotenen Lesarten des Urteils. Einen anderen Einwand erhebt J. Kottenkamp in seiner Dissertation 'Zur Kritik und Erklärung des Tristan Gottfrieds von Strassburg' Göttingen 1879. H sei der andern Klasse durchaus fremd, ein gemeinschaftlicher Fehler schwerlich nachweisbar; jedoch mache eine Anzahl gemeinsamer Fehler in M und Gliedern der andern Klasse eine Verwandtschaft von M auch mit dieser Klasse wahrscheinlich. Der Schreiber von M könnte demnach nach zwei Vorlagen gearbeitet haben.

Da ich mir nun eine Verarbeitung des gesamten Materials wegen seines Umfanges für einen andern Ort vorbehalten muss, so will ich hier nur, in Gestalt von bestimmten Thatsachen, einige Bedenken gegen die bisherige Klassifikation der Handschriften äussern. Ich schicke voraus, dass ich es für zweckmässig halte, zuerst die vier Haupthandschriften MHFW ins Auge zu fassen, da sie sich weder dialektisch noch zeitlich zu weit von Gottfried entfernen, und darum auch (von B und E ganz abgesehen) N und O unberücksichtigt lasse.

Dass nun MH in naher Beziehung zu einander stehn, ist zweifellos und auch nach v. Hagens Vorgang bei H. Paul und J. Kottenkamp unangefochten geblieben; über das Verhältnis von W zu F gehn jedoch die Meinungen auseinander, wie wir oben sahen. Andrerseits war v. Hagen über gemeinsame Fehler von HW, MF und MW

leicht hinweggegangen (a. a. O. S. 37), und H. Paul steht hierin auf gleichem Standpunkte, wie aus gelegentlichen Äusserungen in seiner oben zitierten Schrift hervorgeht. Erst Kottenkamp hat, allerdings auch nur beiläufig in einer Anmerkung S. 5 f. seiner Dissertation, einige gemeinsame Fehler in MF und MW zitiert. Ich behaupte nun, dass nicht nur in MF und in MW, sondern auch in FH und in HW gemeinsame Fehler in grösserer Anzahl vorhanden sind, ebenso wie ich den Zweifel H. Pauls an dem Vorhandensein solcher Fehler in FW nicht teilen kann.

1. Gemeinsame Fehler in FH.

75,40 f. (2958 f.) *nu talanc weset ir gemant umbe iwer curie* (sagt Tristan zu Markes Jägern). Dafür schreibt F *nu tale me sit er gemant* etc., H *nu tale weset ir gemant* etc. (B folgt M, E schreibt *talend*, N *dalinc*, O *nu alle wesent ir gemant*, stellt sich also wohl zu H). Das Wort *talanc* gebraucht Gottfried noch einmal 335,31 (13349), *ob ich von hinnen umbe daz talanc deste e ze schiffe ge*, wo nur NO *dalinc* schreiben, sonst aber keine nennenswerte Variante vorliegt. An der ersten Stelle enthielt nun augenscheinlich die Vorlage von F das immerhin seltene Wort in etwas undeutlichen Schriftzügen, was auch sonst häufig der Fall gewesen zu sein scheint, da Verschreibungen, die darauf schliessen lassen, gerade in F besonders zahlreich sind. Paläographisch leitet sich *tale me* von *talanc* leicht ab; e für c haben wir in F z. B. 40,8 (1526), wo *enberlich* für *cūberlich* d. i. *kumberlich* steht, oder 42,33 (1631), wo *ernslichem* für *cristlichem* geschrieben ist (also r in der Form mit Doppelhaken); andrerseits finden wir c für e z. B. 80, 9 (3127) *gebenedikt* d. i. — *ct* für *gebenediet*. Auch em für an liegt paläographisch nahe, wie z. B. F 231,11 (9961) und 237,13 (9411) ei für a schreibt, dort *schiveilir* für *schivalir*, hier *ein* für *an*. Weil nun an jener Stelle der Schreiber aus *talanc* sein *tale me* gemacht hatte, änderte er des Metrums wegen *weset* in *sit*. Besonders auffallend ist nun aber, dass der Schreiber von H dasselbe aus seiner Vorlage herausgelesen zu haben scheint, oder bei der sonstigen Genauigkeit der Handschrift noch wahrscheinlicher, dass er *tale me* bereits vorfand, mit dem er nichts anzufangen wusste, zumal es ihm den Rhythmus störte; daher liess er *me* fort, um nur metrisch den Vers richtig zu gestalten. Es würde sich dann die gewiss merkwürdige Erscheinung zeigen, dass H gegenüber F eine fortschreitende Veränderung aufweist. Ein ähnliches Verhältnis zwischen F und H scheint 336. 26 (13384) obzuwalten. Tristan als Spielmann verkleidet sucht Gandin Isolde wieder abzugewinnen, er bietet, da die hohe Flut den Zugang zu Gandins Schiffe erschwert, diesem listig sein hochgewachsenes Ross, um Isolde zum Schiffe zu tragen: *ich wæne ez ouch so hoch si* etc.; *ouch* ist das Ursprüngliche, die Vorlage von F hatte darüber oder an den Rand als Variante *wol* geschrieben (ob das in dem zweiten der folgenden Verse in F ausgelassene *wol* Ursache oder Folge davon ist, bleibt fraglich), und der Schreiber setzte nun *wol* für *ouch* ein. H vereinigt beide Lesarten, setzt also dieselbe Vorlage voraus. Ähnlich

vereinigt H 396, 27 (15785) die Lesart von F *vnd sin gemach* mit der von MW *an sin gemach* zu *vnd an sin gemach.*

55, 15 (2133) *erkunnen liut unde lant;* dafür schreiben FH *erkennen l. u. l.* Der Zusammenhang zeigt, dass jenes das allein Richtige ist. BNO gehn mit FH, E stellt sich zu MW.

159, 18 f. (6296 f.) sagt Tristan zu Morolt: *diu lant diu habent zuo genomen an kunden und an gesten* (so MW nebst BNE); daraus machen aber FH (dazu stellt sich O) *an kinden und an gesten*, was auf den ersten Blick etwas für sich hat. Trotzdem stellt es sich als klügelnde Änderung des Ursprünglichen heraus, falls die Lesart nicht vielleicht durch Vokalschwächung entstanden ist. Diese Schwächung von u zu i tritt aber in F zwar recht häufig auf, in H jedoch nicht, so dass die Annahme, F und H hätten ganz unabhängig von einander jene Variante eingesetzt, abgewiesen werden muss; vielmehr haben beide sie aus ihrer Vorlage. Der Ausdruck *kunden unde geste* kommt auch sonst mehrmals bei Gottfried vor, z, B. 72, 19 (2817), wo O die Variante *kinden* hat, und 315, 23 (12541) ohne Variante.

173, 15 f. (6853 f.) ist eine recht instruktive Stelle. Der ursprüngliche Wortlaut hat augenscheinlich geheissen: *(er nam ouch eine kere —) wol balde hin und balde wider; sper warf er uf und iesa nider.* So steht der Text nur in W, M vertauscht nur *balde* und *iesa* und stimmt sonst mit W überein (BE folgen M); F dagegen hat im ersten Verse nach *balde* ein *her* eingeschoben, das dann aber wieder durchstrichen wurde, und H schreibt *balder* (N setzt nur *zuhant* für *iesa* und stimmt sonst mit W überein, O stellt sich zu H). Die Entstehung der Varianten von F und H erklärt sich leicht: dem *hin* entsprechend schrieb jemand in eine Handschrift, auf die F zurückweist, *her* als Synonymum zu *wider* über die Zeile oder an den Rand, der Schreiber von F oder bereits der seiner Vorlage nahm es in den Text auf; der Schreiber von H jedoch, der in seiner Vorlage ebenfalls *balde her wider* las, machte daraus *balder wider*, wie er denn überhaupt mit h recht frei verfährt. Wir sehen also hier den oben erwähnten Vorgang wieder bestätigt: H repräsentiert aufdem Wege der Variantenbildung einen weiteren Schritt F gegenüber.

240,4 (9522) *ich kom in disen kurzen tagen,* dafür schreiben FH *i. k. i. d. kurzlichen tagen,* wodurch der Vers metrisch allzusehr belastet wird.

261, 24 ff. (10382 ff.) *wie han wir, herre trehtin, den viant vür den vriunt ernert, dem übeln tode zwir erwert.* FH schreiben für die letzten Worte *zwirnt ernert* (in F ist *ernert* in *erwert* korrigiert; Groote giebt als Lesart von H unrichtig *erwert* an), also einen nicht zu leugnenden Fehler.

155,32 (6150) *und ze eigenschalken machen* ist nach MW das Richtige. Das Wort *eigenschalc* steht bei Gottfried nur hier; FH schreiben *vnd ze schalken* (F *schelken) machen,* setzen also das gebräuchlichere und häufigere Wort für das seltenere.

130, 8 (5126) *ich wil dich diner bete gewern,* FH *ich wil dich dirre bete* (H *gebete) gewern* (H *wern).* NO stellen sich zu F(H) und BE zu MW. Ähnlich ist 238, 31 (9469) *wir helfen dir ze diner not,*

FH *wir helfen dir ze* (F *uz) dirre not.* In beiden Fällen ist das Possessivpronomen für den Sinn im Zusammenhange der Stelle notwendig, das Demonstrativpronomen schwächt ihn wesentlich ab.

Andrerseits ist 346, 7 (13765) sicher gegen alle bisherigen Herausgeber und mit FH zu lesen *sin vriunt Tristan, sin vröude Isot,* während MW (von den jüngeren Handschriften nur noch E) bieten *sin vriunt Tristan, sin vrouwe Isot,* wodurch der für den Zusammenhang höchst charakteristische metonymische Ausdruck mit einem recht prosaischen vertauscht wird.

2. Gemeinsame Fehler in WH.

62, 16 (2414) *wan daz si ir schif et liezen gan* (F *dazir,* wie z. B. 53, 13 *daz im* = *daz si im* und auch sonst häufig; ferner *oht* für *et,* wie immer, wo diese Partikel vorkommt). W kehrt um und schreibt *wan daz si eht ir schif liezen gan* und H *wan daz si sit ir schif liezen gan*; *sit* in H ist natürlich Zusammenziehung von *si et* und der Schreiber, der sie bereits in seiner Vorlage fand, setzte das seiner Meinung nach fehlende *si* noch davor. Übrigens bietet auch das von J. V. Zingerle in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie LV (1867) S. 613—625 veröffentlichte Fragment A, das auch sonst H sehr nahe steht, *wan dasset ir schief l. g.* Hier liegt nun das Verhältnis so, dass die Variante von H eine jüngere Stufe der Verderbnis gegenüber W repräsentiert.

138, 38 (5476) *wan drungen et* (F *oht) mit hufen dar,* WH *wan dringen eht mit hufen dar.* Die Konstruktion wird durch diese Änderung, die wohl dadurch veranlasst wurde, dass zu *drungen* das unmittelbare Subjekt fehlt und aus dem Vorhergehenden ergänzt werden muss, sehr geschraubt, denn *dringen* ist doch wohl als Infinitiv zu fassen. Sicher bieten MF (und mit ihnen BNOE) das Richtige, das auch Bechstein mit Recht beibehalten hat, während Golther zu Massmann zurückkehrt, der hier WH folgte.

141, 6 (5564) *unlange und vil schiere ez wart,* WH *unlanges und vil schiere ez wart* (W *schierez,* F — *ez do wart). Unlanges* ist hier nicht an der richtigen Stelle, wie 293, 18 (11656) zeigt, wo *unlanges* in allen Handschriften steht. Danach bedeutet das genetivische Adverb „innerhalb kurzer Zeit“, während *unlange* die Zeitdauer bezeichnet. Die Variante ist wahrscheinlich dadurch entstanden, dass jemand nach *unlange* ein *ez* hinzufügte, so dass aus *unlange ez* zuerst *unlangez,* dann *unlanges* wurde; die Schreibung s für z ist auch in den Handschriften des XIII. Jahrhunderts nicht selten.

145, 14f. (5732f.) *er gap zwein jungelingen, sins vater Ruales sünen, swert* (so nur F und von den jüngern Handschriften NO; M lässt *Ruales* fort, das aber hier nicht fehlen darf, weil Rual nur Tristans Pflegevater ist); WH schreiben dagegen: *sins vater Ruales* (W *Rualen) swert,* was vollständige Konfusion in den Zusammenhang der Stelle hineinbringt, ob man die Worte *sins vater Ruales* nun zu *jungelingen* oder zu *swert* zieht.

193, 18f. (7656f.) *und in der marter hat er doch einen muot so lebelichen* heisst es von dem verwundeten Tristan, als er vor Develin

als kranker Spielmann die süssesten Weisen hören lässt (nach MF, wozu sich BNE stellen). WH schreiben *lobelichen* und mit ihnen O. Ein *lebelicher muot* ist an dieser Stelle ein Ausdruck so sehr im Sinne Gottfrieds, dass daran nicht gerüttelt werden darf („ein lebensfroher Sinn“). Das Adjektiv wurde missverstanden und das blosse *lobelich* dafür eingesetzt, eine häufigere Erscheinung in den Tristanhandschriften. Auch 48, 7 (1845) ist *ein lebelicher tot,* wie in M (BNO) steht, allein richtig, FWH (E) schreiben *ein lobelicher tot,* was hier keinen Sinn giebt. 45, 13 (1731) nahm an den Worten *daz vil lebeliche leit* nur H Anstoss und schrieb ganz unverständlich *daz vil liepliche leit* (F sucht mit *lebendeliche* nur das dem Schreiber nicht ganz klar erscheinende *lebelich* durch ein geläufigeres Wort zu ersetzen, und N schreibt nach 45, 3 [1721] *doitliche leit,* wodurch das beabsichtigte Wortspiel zerstört wird). Endlich wird 197, 32 (7830) *er vieng ez lebelichen an* in W das Adverb in *loblichen* geändert. Man ersieht daraus, wie an dem Adjektiv *lebelich* und dem entsprechenden Adverb *lebelichen* Anstoss genommen wurde; gelegentlich mag auch undeutliche Schreibung des ersten e Veranlassung der Variante gewesen sein. Andrerseits ist das Adjektiv *lobelich* nebst dem dazu gehörigen Adverb recht häufig bei Gottfried, aber nirgends bietet eine Handschrift die Variante *lebelich.*[1])

211, 40 (8398) *nu, so dir got, waz wirret dir daz* haben entschieden richtig MF (dazu kommen BEN und die Historia Tristani in Schilters Thesaurus s. v. wiret). Kottenkamp a. a. O. S. 10 hält ohne Angabe des Grundes *schadet,* wie WH (nebst O) schreiben, für das Richtige, Bechstein und Golther setzen dagegen mit Recht *wirret* in den Text. Dass Neid und Hass ihm schadeten, hatte Tristan vorher nicht gesagt, sondern dass er sich dadurch beunruhigt fühlte und fürchtete, durch die Herren des Landes sein Leben einzubüssen, wenn der König ihn zum Erben einsetzte. Darum sagt Marke: Warum beunruhigen dich ihr Neid und Hass? Das sollte dir eher ein Beweis deines Wertes sein.

421, 10 (16768) *und wüeste unde wilde* mit MF ist natürlich das allein Richtige, weil *wüeste* und *wilde* Synonyma sind. WH schreiben *vnd wüeste ane wilde*; augenscheinlich ist der vorangehende Vers *velse ane gevilde* die Veranlassung dieses Fehlers gewesen.

489, 19 f. (19497 f.) *Marke iuwer herre und ir, ir sit heime und gesellet alle zit* ist das Richtige mit F (M fehlt); WH setzen *gesellen* für *gesellet,* wodurch die ganze Wendung abgeblasst und prosaisch wird.

3. Gemeinsame Fehler in FW.

Dass die Mehrzahl der von Th. v. Hagen a. a. O. S. 36 ff. zitierten Stellen als gemeinsame Fehler zu Gunsten der engeren Zusammengehörigkeit von FW nicht sprechen, ist von H. Paul a. a. O. S. 2 ff. richtig hervorgehoben. Aber es bleiben von den Stellen, die v. Hagen

1) Nur 420, 28 (16746) zerstört M das beabsichtigte Wortspiel *ze lobelichem lobe* und schreibt in seiner Änderungssucht *ze schonem lobe* (danach auch BE). Mir ist es daher auch fraglich, ob Bechstein und Golther 17, 32 (630) recht gethan haben, *ein sunderlichez wunder* mit FH in den Text zu setzen statt *ein wunderlichez wunder* mit MW.

S. 38 anführt, zwei übrig, wo FW entschieden die falsche Lesart gegenüber MH bietet. 29, 23 (1101) *daz er si meinde als si in*; FW schreiben *minnete*, was hier zuviel ist; denn daraus, dass Riwalin, sooft sich Gelegenheit dazu bot, sie mit den Augen grüsste, ersah Blanscheflur nur, dass seine Gedanken auf sie gerichtet waren. Ganz gleichbedeutend mit *minnen* ist *meinen* hier doch nicht, wie Bechstein zu der Stelle behauptet, und V. 1110f. *da von begundens under in sich meinen unde minnen* ist keine blosse Tautologie. Auch 371, 4 (14762) *wan als ich iuch gemeinet habe* gehört hierher; FW haben *geminnet*. Dass Isolt hier, wo es darauf ankommt, sich vor dem lauschenden Marke nicht zu verraten, ohne auch Tristan stutzig zu machen, das bedenkliche *geminnet* vermieden und zu dem unschuldigeren *gemeinet* gegriffen haben wird, liegt auf der Hand. — 161, 34 (6392) *enlachet* in FW bleibt dann auch als gemeinsamer Fehler bestehn, man mag über *enlichet* in MH denken, wie man will. — Hierzu kommen nun noch einige weitere Stellen mit gemeinsamen Fehlern in FW, auf die ich hinweisen möchte.

63, 5 (2443) *in diesen tobenden unden*, wie MH (BN) haben, entspricht allein dem Zusammenhange. Die *wilden winde* sind zu Anfang der Schilderung 62, 17 (2415) zwar auch erwähnt, aber im weiteren Verlaufe sind es die erregten Wogen, die den norwegischen Kaufleuten Not bereiten, auf denen sie mehr tot als lebend dahintreiben (63, 4 = 2442). Nun hat F *winden* vor *unden* durchstrichen und W nur *winden*, was doch ohne Zweifel auf das Vorhandensein des falschen *winden* in der Vorlage von F und von W hinweist. Der Fehler mag ursprünglich eine paläographische Abweichung gewesen sein. Äusserlich verwandt mit dieser Stelle ist 217, 5 f. (8603 f.) *daz so vil liuten zuo ir vart nie kiel so wol beraten wart*; in FW lesen wir aber: *daz so vil lutzel liuten* etc. (in F ist *lutzel* wieder durchstrichen). Hier hat *lutzel* ursprünglich als Glosse zu *vil* am Rande gestanden und ist dann in der eben erwähnten Weise in den Text von FW übergegangen (B hat *daz vil lützel zů ir vart,* NOE und die Historia Tristani bei Schilter stellen sich zu MH).

95, 24 f. (3742 f.) ist das Ursprüngliche sicher *ezn gesach nie man von kinde die sælde, die man an im sach,* wie Massmann und Bechstein mit MH (BNE) in den Text setzen; während *an kinde,* wie Kottenkamp in der Germania 26, 393 und Golther in seiner Ausgabe mit FW (O) schreiben, eine Angleichung an den nächsten Vers ist. Es wäre andrerseits schwer verständlich, wie *von kinde* hineingekommen sein sollte, wenn *an kinde* ursprünglich gestanden hätte. Zu dem Ausdrucke *von kinde die sælde* ist zu vergleichen 93, 1 (3639) *a, waz ist diz von kinde.* — In ähnlicher Weise sucht die Lesart von FW gegenüber der ursprünglichen von MH eine Gleichheit des Ausdrucks herzustellen 121, 15 (4773), wo *wol bereit* in *so bereit* geändert ist (aus Rücksicht auf 121,17 = 4775); ferner 143, 11 (5649) ist *was* in *lag* geändert wegen 143, 9 (5647).

128, 31 und 32 (5069 f.) fehlen in FW, sind jedoch notwendig, weil sie erst den Nachsatz enthalten; sie sind wegen der Gleichheit von Z. 32 (5070) mit 30 (5068) ausgefallen.

135, 32 ff. (5350 ff.) *den waren pavelune und hütten uf daz gras geslagen, dar umbe und dar in getragen loub und liehter bluomen vil.* Für *den* und *hütten* bieten FW *da* und *hetten* (W *hetten*), wodurch eine ganz abweichende Satzkonstruktion entsteht. Diese entstellt aber den Gedanken vollständig, denn die Worte *loub und liehter bluomen vil* können zwar Objekt zu *dar in getragen*, aber nicht zu *geslagen* sein. Ein Fehler, auf den zwei Schreiber unabhängig von einander verfallen könnten, ist dieser sicherlich nicht.

251, 24 f. (9982 f.) *der künec do von in beiden nam triuwe und gewisse giselschaft*; FW bieten für das letzte Wort die merkwürdige Variante *gesellesch*a*ft* (auch OE, während B mit *burgeschaft*[1]) und N mit *werschaft* der Lesart von MH folgen), die ohne denkbare Beziehung zu der geschilderten Situation ist.

279, 35 (11113) *die kos man kumeliche da.* Die Worte stehn in einer Schilderung der Kleidung Tristans, als er von Brangäne herangeführt wird, um dem Truchsessen gegenüber seinen Anteil an der Erlegung des Drachen zu beweisen. Die seidenen Streifen seines Gewandes waren so mit Gold durchwirkt, dass das eigentliche Gewebe kaum wahrzunehmen war. F schreibt nun *kunichliche* und W *kunecliche*, eine Variante, die aus dem Rahmen der Schilderung herausfällt.

462, 33 ff. (18431 ff.) *waz half, daz er der quale entweich von Kurnewale und sim doch uf dem rucke lac alle zit naht unde tac.* Für den letzten Vers schreiben FW *alle zit und alle tage* und ändern dementsprechend im vorangehenden Verse *lac* in *lage.* Diese Änderung weist auf das Fehlerhafte der ganzen Variante hin, denn an sich wäre der Ausdruck *alle zit und alle tage* durchaus in der Weise Gottfrieds, wie folgende Stellen zeigen: *alle zit und alle stunde* 343, 29 (13667), *alle stunde und alle zit* 470, 31 (18749) und 486, 5 (19363); ferner die verwandten Wendungen *alle zit und alle wege* 32, 1 (1199) und 433,38 (17276), *alle zit und alle wis* 326, 20 (12978). — M fehlt an der obigen Stelle (nebst E), die jüngeren Handschriften gehn sonst alle mit H.

4. Gemeinsame Fehler in MF.

Die gemeinsamen Fehler von MF hatte Th. v. Hagen a. a. O. S. 37 f. als gänzlich irrelevant hingestellt und als Beispiele solcher Fehler 179, 33 und 194, 16 (s. u.) hervorgehoben. H. Paul hatte dagegen nichts einzuwenden, J. Kottenkamp jedoch notiert a. a. O. S. 5 f. in einer Anmerkung noch einige weitere Stellen als Beweis einer Beziehung der beiden Handschriften zu einander. Unter den von ihm zitierten sieben Stellen fallen jedoch zwei fort: 221, 11 (8769), wo nur F *mit henden* liest (Kottenkamp hat sich wohl durch die Abkürzung *M. henden* in Massmanns Variantenapparat täuschen lassen), und 335, 32 (13350), wo in M die grosse Lücke von einem ganzen Quaternio sich befindet, also nur F vorliegt. Zu den übrigen fünf, die freilich nicht alle von gleicher ausschlaggebender Wichtigkeit

1) Dass, wie v. Hagen a. a. O. S 42 behauptet, B von 249, 26 (9904) bis 251, 26 (9984) die Florentiner Handschrift kopieren soll, beruht auf einem Versehen, denn abgesehen von der obigen Lesart sind die Abweichungen auch sonst so zahlreich, dass an ein solches Verhältnis nicht zu denken ist.

sind, füge ich aus einer grösseren Anzahl, die ich mir notiert habe, folgende ganz evidente Fälle hinzu.

59, 32 f. (2310 f.) heisst es von den norwegischen Kaufleuten, dass sie ihr Schiff lösten und von Tristan und Kurvenal unbemerkt abfuhren: *unz si si hæten von dem var wol eine groze mile braht.* M* und F lesen *von der var* (desgleichen BN), und M ändert ausserdem noch *groze* in *ganzze* (so auch E). M** verbessert *der var* in *dem var*, wie die andern Handschriften haben. Das dem Sinne dieser Stelle allein entsprechende Neutrum *var* (Landungsplatz, Gestade) steht im Tristan nur hier, während das Femininum (Fahrt) ein paar mal vorkommt.

82, 6 (3204) liegt das handschriftliche Verhältnis ähnlich, nur die jüngeren Texte gruppieren sich anders. Tristan fordert die Jäger auf in geordnetem Zuge vor den König Marke zu reiten und auf sein Hornsignal zu achten. Die Schilderung schliesst mit den Worten: *nu hin, sprach er, allez avant.* Dass die französischen Worte in mittelhochdeutschen Dichtungen den Abschreibern wiederholt Schwierigkeiten gemacht haben, ist bekannt und erklärlich. In F steht nun eine ganz geschickt gewählte deutsche Variante *alzehant*, und dasselbe Wort hat ursprünglich in M gestanden (auch B schreibt es und E *allzehand*), ist aber später in *alzez fant* (!) geändert und über das e noch ein i gesetzt. Das Richtige hat nur W, H *aleis avant*, N und O sahen *allez* für das Neutrum zu *aller* an und schrieben *allit avant* und *allis avant.* Dass *allez avant* das Ursprüngliche ist, unterliegt keinem Zweifel,[1]) aber ebenso klar ist auch, dass die Lesart von M * F auf einen nähern Zusammenhang dieser beiden Handschriften hinweist.

148, 24 f. (5862 f.) *Parmenie daz was vol klage und klagemære.* Für das letztere Wort liesst M *chlagebære* (auch B) und F *chlagewere* mit dem in dieser Handschrift häufigen Wechsel von b und w. Der Gedankenzusammenhang gestattet dieses Wort nicht, da nur von der Klage der Bevölkerung von Parmenie um die Abreise Tristans die Rede ist und nicht etwa von einem beklagenswerten Zustande des Landes.

153, 32 (6070) hat H. Paul a. a. O. S. 7 mit Recht die Lesart von HW (NO) als die richtige hingestellt und W. Golther danach in seine Ausgabe aufgenommen: *ir edelkeit verkoufent.* Dann muss aber zugegeben werden, dass die fehlerhafte Lesart von MF (BE) *ir edele kint verkoufent* auf eine Beziehung der beiden Handschriften zueinander hinweist.

Eine ähnliche Variante, die einen geläufigen Ausdruck für einen entlegeneren aber poetischen setzt, lesen wir 154, 22 (6100). Das Richtige haben HW (NO) *disiu lange lebende not;* dieser metaphorische Ausdruck wird in MF (BE) durch die prosaische Wendung *disiu lange wernde not* ersetzt (M schreibt sogar mit einem für diese Handschrift auffallenden dialektischen Lautwandel *bernde*),[2]) worin B folgt.

Dieselbe Neigung, den poetischen Ausdruck prosaisch umzu-

---

1) Über diese Gottfried geläufige Ausdrucksweise, die entsprechende deutsche Übersetzung den französischen Worten an die Seite zu stellen, s. Kaindl, Einige Bemerkungen über den Gebrauch der Fremdwörter bei Gottfried von Strassburg, Germania 37 (1892), 272—282, besonders S. 277 f.

2) Auch 143, 15 (5653) hatte der Schreiber dieser Handschrift *gebirbet* geschrieben; das erste *b* ist jedoch später zu *w* korrigiert.

gestalten, verrät ferner 179, 32f. (7110f.), die in MF (BE) gemeinsame Variante. Für das allerdings etwas gesuchte Bild *si wunden unde twungen ir jamer under ir henden* lesen wir hier die recht ungeschickte Änderung *si wunden unde twungen ir arme under ir henden*. Th. v. Hagen legt a. a. O. S. 38 auf diese Variante wenig Gewicht, weil er der Meinung zu sein scheint, dass die Schreiber der beiden Texte unabhängig von einander darauf verfallen sein könnten; das ist aber wohl undenkbar, da der Ausdruck so eigentümlich schwerfällig und auch wieder von so gesuchter Ähnlichkeit mit der ursprünglichen Lesart ist, dass die Übereinstimmung in M und F auf gemeinsamen Ursprung hinweist. Dasselbe ist aber der Fall bei der zweiten von v. Hagen ebd. zitierten gemeinsamen Variante von MF 194, 16 (7694) *von sinen sinnen* statt *von sinen listen*.

J. Kottenkamp a. a. O. S. 18 hat mit Recht 216, 29 (10387) die Lesart von HW (O) als die ursprüngliche bezeichnet: *sich wart, er sitzet da, deist Tristan!* (von W. Golther in den Text gesetzt). Dann liegt aber in MF wiederum ein gemeinsamer Fehler vor: *sich, wa er sitzet, daz ist* (M *dieist) Tristan;* ein Fehler, der sich wohl kaum allein paläographisch erklären lässt, aber selbst dann, wenn es der Fall wäre, so eigenartig ist, dass zwei Schreiber unabhängig von einander nicht darauf verfallen könnten.

Dazu mögen einige Stellen nur ganz kurz zitiert werden. Es lesen MF 186, 27 (7385) *ze Salerne* für *wider Salerne* in HW; 346, 34 (13792) *geschiht* für *gesiht;* 390, 28 (15546) *mæren* für *swæren;* 413, 22 (16460) *ir same* für *sin same;* 439, 8 (17486) *enzwischen* für *dazwischen;* 459, 26 (18304) *kein ander wip* für *kein lebende wip* (vgl. Kottenkamp a. a. O. S. 10); 485, 10 (19328) *an ir ere* für *an ir mere*.[1])

Für MW hat Kottenkamp a. a. O. S. 6. Anmerk. einige gemeinsame Fehler notiert, zu denen eine Anzahl weiterer gemeinsamer Änderungen noch hinzugefügt werden könnten. So z. B. 48, 8 (1846) *dirre welte not* für *dirre lebende(n) not* in HF; 64, 15 (2493) *g(e)nade* für *güete;* 121, 12 (4770) *der vil liebe vogelsanc* für *der vil süeze vogelsanc*; 346, 7 (13765) *sin vrouwe Isot* für *sin vröude Isot* (s. o. S. 181); 388, 11 (15449) *gesprochen* (so M*, M** korrigiert *gerochen)* für *gerochen*; 454, 16 (18094) *gemeinet* für *gemeiet.*

Die angeführten Beispiele sind wohl geeignet, gegen die bisherige Klassifikation der Tristanhandschriften bedenklich zu machen und die Notwendigkeit einer erneuten gründlichen Behandlung der Handschriftenverhältnisse nahe zu legen.

1) 148, 31 (5869) soll nach Kottenkamp a. a O. S. 12 HW die ursprüngliche Lesart, MF dagegen die fehlerhafte enthalten; dort steht *ein gerehtez leben*, in M *gehertez*, in F *geertiz* (BE stellen sich zu F, N zu HW und O schreibt *geretes*). W. Golther nimmt die Lesart von HW in seinen Text auf, Bechstein dagegen erhebt in der dritten Auflage seines Tristan mit Recht Bedenken, weil der Ausdruck zu modern klingt. Ich halte die Lesart von F wegen des Wortspiels *geertez leben an wibes eren* für ursprünglich.

Liscow und die Bibel.

Von

Johannes Müller, Osterode i. Ostpr.

Die Stellen aus Liscows Schriften sind im allgemeinen angeführt nach der Ausgabe von 1739: Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften. — Franckfurt und Leipzig, 1739.

Die ersten Zahlen beziehen sich auf die Ausgabe: Samlung . ., die zweiten auf die Ausgabe: Sammlung . . . .

Abkürzungen.

A. Anhang einiger Auszüge aus den Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen, dem Hamburgischen Correspondenten, den Hamburgischen Berichten und Niedersächsischen Nachrichten.

B Briontes der jüngere, oder Lobrede auf . . . Herrn D. Johann Ernst Philippi, ... 1732.

B. B. Bescheidene Beantwortung der Einwürffe, welche einige Freunde des Herrn D. Joh. Ernst Philippi, . . . wieder die Nachricht von Dessen Tode gemacht haben. Halle, 1735.

E. S. Die Vortreflichkeit, und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen von . . . . 1736.

G. B. Eines berühmten MEDICI. Glaubwürdiger Bericht von dem Zustande, in welchem Er den (S. T.) Herrn Prof. Philippi . . . angetroffen. Merseburg, 1734.

G W. Christian Ludewig Liscov, . . . über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit. . . . . Herausgegeben aus dessen hinterlassenen Papieren — . . Leipzig, 1803 und Abdruck in Christian Ludwig Liscov's Schriften. — Herausgegeben von Carl Müchler. Berlin . . . 1806. I.

Jena Danksagungs-Schreiben an die deutsche Gesellschaft in Jena v. 12. Febr. 1734 bei Helbig, Christian Ludwig Liscow . . . . 1844. s. 28—40.

L. Dionysius Longin vom Erhabenen Griechisch und Teutsch, Nebst . . Einer Neuen Vorrede von einem Ungenannten. DRESDEN, 1742 . . .

M. Anmerckungen in Form eines Briefes über den Abriss eines neuen Rechts der Natur, welchen der (S. T.) Herr Prof. Mantzel . . . mitgetheilet. Kiel, 1735.

S. Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften. Franckfurt und Leipzig, 1739.

St Stand- oder Antritts-Rede, welche der . . . Herr D. . . . Philippi, . . . in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten, sammt der . . . Antwort. . . . 1733.

U. U. Unpartheyische Untersuchung der Frage: Ob die bekannte Satyre, Briontes der Jüngere ... mit entsetzlichen Religionsspöttereyen angefüllet, und eine strafbare Schrift sey? .... Leipzig, 1733.
V. Vorrede zu der Sammlung S.
V. F. Vitrea Fracta, Oder des Ritters Robert Clifton Schreiben ... betreffend die seltsamen und nachdencklichen Figuren, ... auf einer gefrorenen Fenster-Scheibe ... Franckfurt und Leipzig, 1732.
V. M. Neue Vorrede des Verfassers zu M
X. Y. Z. Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. ... Leipzig, 1733.
Z. J. .... Anmerckungen, über die Klägliche Geschichte, von der Jämmerlichen Zerstöhrung der Stadt Jerusalem; nach dem Geschmack des Hn. M. Hen. Jac. Sievers verfertiget. ... von X. Y. Z. Rev. Minist. Cand. Franckfurt und Leipzig, 1732.

Allgemeiner Teil.

Goethe rät einmal, man solle sich bei der Beurteilung eines Künstlers zunächst fragen: was hat er geleistet? sodann: was hat er leisten wollen? Dieser Grundsatz scheint überaus einfach zu sein. Man sollte glauben, mit seiner Hilfe müsse man leicht zu einem untrüglichen Urteil über jedes Mannes Werk gelangen. Bewusst oder unbewusst wird der redlich Strebende der Mahnung Goethes folgen, und die Erfahrung lehrt, dass der sich den Weg erleichtert, der solche Gesichtspunkte im Auge behält. Aber mühelos wird der Weg nicht und führt nicht immer zu demselben Ziele. Das liegt an dem Wege, aber auch an dem, der ihn wandelt.

Bei der Beurteilung der Werke eines Schriftstellers vollkommene Sachlichkeit, Leidenschaftslosigkeit, Unparteilichkeit zu verlangen, ist leicht: sie zu bewähren ist schwer, wenn nicht unmöglich.

Das gilt vornehmlich für die Beurteilung eines Satirikers. Je schärfer der Satiriker seine Ansichten angreifend oder abwehrend verficht, um so nachdrücklicher wird der Beurteiler innerlich herausgefordert, die etwa abweichende eigene Überzeugung zu vertreten. Dann ist es schwer, unparteiisch zu urteilen. Richtet sich die Satire gar gegen Dinge, die einen wesentlichen Bestandteil der geistigen Habe des Beurteilers zu bilden scheinen oder ihm sonst aus persönlichen Gründen lieb und wert sind: wie leicht trübt sich da der klare Blick! Ungünstig ist es auch für den Satiriker, wenn der Beurteiler wenig Sinn für Komik besitzt oder durch äussere Einflüsse in eine Stimmung versetzt ist, die der Heiterkeit und gar dem Übermute von vornherein misstraut.

Wenn aber der Beurteiler gegenüber dem Stoffe einer Satire einen freien Standpunkt einnimmt, so kommt noch immer ihre Form in Frage. Viele werden nun die negative, indirekte[1]) Satire, die sich „je nach Geist und Stimmung in das Gebiet der rein ästhetischen Komik erhebt", so hoch stellen, dass sie der positiven, direkten, die „prosaischer ist und leichter in das Dürftige und Gemeine versinkt", nur sehr bedingte Berechtigung zugestehen.

---

1) Vischer, Aesthetik. III. II. Stuttgart, 1857. 1485 ff.

Eine solche Verschiedenheit gewisser Grundanschauungen hat auch von jeher bei der Beurteilung des Satirikers Christian Ludwig Liscow mitgespielt, dessen Werke grossenteils der positiven Satire angehören. Die einen loben ihn, die anderen verdammen ihn. Bodmer[1]) stellte ihn sehr hoch. Haller[2]) sagt: „Liscov en prose et Hagedorn en vers peuvent passer pour modèle en matière de satiriques malicieux.“ Friedrich von Hagedorn[3]) widmete ihm seine Fabel Die Tiere. Es heisst darin:

Dein glücklicher Verstand durchdringt in edler Eile
Den Nebel grauer Vorurtheile,
Des schulgelehrten Pöbels Nacht.
Was Haller und die Wahrheit preisen,
Mein Freund! das wagst du zu beweisen:
„Wer frey darf denken, denket wohl.“

Kästner[4]) berichtet, Liscow sei oft als Deutschlands Swift gepriesen. Joh. Jak. Stolz[5]) erzählt in seiner Bearbeitung der Schrift Liscows von der Vortrefflichkeit der elenden Scribenten von einer akademischen Rede, die etwa 1791 geschrieben sei. In ihr kommen u. a. folgende Wendungen vor: „Excitatus est in Germania satyrarum scriptor et salibus abundans et quod caput est, rectissimo litterarum doctrinaeque omnis judicio abundans. Intellegitis de Liscovio me loqui.“ Diesen Schriftsteller „masculae eruditionis per Germaniam potissimus“ preist der Redner dann als den verdienstvollen Kämpfer gegen eine „scholastica barbaries“, als den Helfer Bodmers in dem Streite mit Gottsched. Deg. Pott[6]) rühmt Liscow als den grössten und fruchtbarsten deutschen Satiriker, der „an origineller Laune, an lucianischem Witze, an beissendem Spotte Rabenern weit übertrift.“

Carl Müchler[7]) meint, Liscow gehöre „unstreitig zu den genievollsten Schriftstellern seines Zeitalters“. Ähnliche Urteile bieten die Biographen Liscows, Helbig[8]) und Lisch.[9])

---

1) Friedrichs von Hagedorn Poetische Werke. V. Hamburg, 1800. 99.

2) Brief an den Landvogt Sinner a. Göttingen v. 26. Mai 1737. S. Rössler, Die Gründung der Universität Göttingen. Göttingen, 1855. 316.

3) Poet. Werke. II. 18.

4) Vermischte Schriften von Abraham Gotthelf Kästner. Altenburg, 1755. 185.

5) Liscovs Lob der schlechten Schriftsteller, von einem gebeugten schlechten Schriftsteller seinen Mitbrüdern aus wahrem Wohlwollen und aufrichtiger Freundschaft zu Gemüthe geführt. — Hannover, 1794. 27. 28.

6) Christian Ludwig Liscov, . . . über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit. . . . Herausgegeben aus dessen hinterlassenen Papieren. . . . Leipzig, 1803. VII.

7) Christian Ludwig Liscov's Schriften herausgegeben v. Carl Müchler. Berlin, 1806. I. III.

8) Christian Ludwig Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.... herausgegeben von Karl Gustav Helbig. Dresden und Leipzig. . . . 1844.

9) Liscows Leben von G. C. F. Lisch i. Jahrb. des Vereins f. meklenb. Gesch. 1845. X. 97—179.

Hoch schätzen ihn Gervinus[1]), Vilmar[2]) und Schlosser.[3])

Dem bekannten ruhigen, aber im wesentlichen abfälligen Urteil Goethes[4]) schliesst sich Wilh. Wackernagel[5]) an, der Liscows Satiren als langweilige Pasquille bezeichnet. Ihm folgen Herm. Hettner[6]) und Karl Biedermann[7]). Auch Th. W. Danzel[8]) sieht in Liscow weder einen Vorläufer Lessings noch sonst eine epochemachende Erscheinung.

Neben solchen deutlich anerkennenden und ablehnenden Urteilen steht eine Reihe vermittelnder[9]), und die Wahrheit wird auch hier in der Mitte liegen.

Nicht durchaus vorteilhaft für eine möglichst unparteiische Würdigung Liscows ist die naheliegende Zusammenstellung mit Rabener gewesen[10]), so belehrend sie vielfach ist.

Die Wirkung der Liscowschen Schriften wird jedesfalls erst dann völlig zu übersehen sein, wenn einzelne Untersuchungen seinen Einfluss im besondern auf die Journalistik und auf die sonstige Schriftstellerei noch klarer und eingehender darthun, als es bisher geschehen ist.

Beide Wege sind durch Litzmann[11]) in seinem reichhaltigen Buche angebahnt. Später hat Netoliczka[12]) einen ausführlichen Vergleich zwischen Liscow und J. A. Schlegel geliefert und besonders dessen Satire vom Natürlichen in Schäfergedichten behandelt.

---

1) Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen von G. G. Gervinus. Leipzig. 1843. IV. 57 ff.

2) Geschichte der poetischen National-Literatur von A. F. C. Vilmar. Fünfzehnte vermehrte Auflage. — Marburg und Leipzig.... 1873. 386. 387. 607.

3) F. Chr. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Zweite Ausgabe. . . . Berlin. 1876. 14, 161.

4) Goethe's sämmtliche Werke. Stuttgart u. Tübingen. 1855. 21, 54.

5) Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. III. 2. Basel. 1843. IX.

6) Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Von Hermann Hettner. I. Braunschweig, 1862. S. 388—391.

7) Deutschland im achtzehnten Jahrhundert.... Leipzig. 1867. II, 2, 18, 19.

8) Gottsched und seine Zeit Auszüge aus seinem Briefwechsel, zusammengestellt und erläutert von Th. W. Danzel. Zweite Ausgabe. Leipzig. 1855. 232. 233.

9) Z. B. Bremer Beiträger. Zweiter Teil. Herausgegeben von Franz Muncker. Berlin und Stuttgart 12. 13. Über Christian Ludwig Liscow's Leben und Schriften. — Eine Gelegenheitsschrift von Dr. J. Classen, Professor. Lübeck 1846 . . . Vortrefflich Seite 8. Treffender, wenn auch keineswegs in unangebrachter Überschwenglichkeit urteilt Waldemar Kawerau, aus Halles Litteraturleben, Halle, 1888, wo er S. 73—81 den Kampf zwischen Liscow und Philippi behandelt, wenn er sagt (S. 78). . . „so ist in gewissem Sinne dieser Handel ein Vorspiel jenes späteren zwischen Lessing und dem Hallenser Klotz“ . . . freilich stehe Klotz weit über Philippi, wie Lessing über Liscow. Das Urteil Kaweraus entspricht auch dem Standpunkte Erich Schmidts. Lessing. Berlin. 1884. I. 57. 58.

10) Vgl. besonders Rabener und Liscow. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte von Dr. Paul Richter. Dresden, 1884. Progr. d. Gymn. zum heil. Kreuz. S. dazu den Anhang 1.

11) Christian Ludwig Liscow in seiner Litterarischen Laufbahn. Von Berthold Litzmann. – Hamburg und Leipzig, 1883.

12) Netoliczka, Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrhundert. I. d. Vierteljahrsschrift f. Litteraturgesch. II. 1889. 1—89 (Beilage 80—89).

Er kommt zu dem Ergebnisse, dass Schlegel durchweg auch im einzelnen mit den Kunstmitteln der Liscowschen Technik arbeite.[1])

Aber Schlegel ist nicht der Einzige, der Liscow nachahmt. Zwei Werke tragen Liscowsches Gepräge derart, dass man sie auf Liscow als Verfasser zurückführte, der Auszug eines Schreibens von der Glückseligkeit der Wortforscher[2]) und die Gespräche in dem Reiche der Toten[3]). Die Art Liscows bemüht sich A. G. Kästner[4]) in manchen seiner Reden zu treffen. Seinen Ton schlagen an die Leipziger Neufränkischen Zeitungen von Gelehrten Sachen, und zumal in dem Kreise der Hamburger Schriftsteller fand Liscow Schüler und Nachahmer in der Form[5]).

Erwägt man ferner, dass Liscow den Brüdern Hagedorn, Lange, König und Rost dauernd nahe stand, dass Gottsched fortgesetzt trotz kühler Antworten engere Beziehungen zu Liscow suchte, dass er sogar Liscow antrug, „einen deutschen Spectator abzugeben"[6]): so wird man zugeben, dass Liscows Bedeutung nicht gering angeschlagen werden darf.

Es soll nun im folgenden versucht werden, erstens dieses Mannes Stellung zu der heiligen Schrift im allgemeinen darzustellen, zweitens im besondern einen Nachweis der biblischen Gedanken und Wendungen zu bieten, die sich in seinen Werken finden.

Für die volle Erkenntnis und allseitige Beurteilung des Verhältnisses Liscows zur Bibel wäre die Bekanntschaft mit seiner Jugendbildung höchst erwünscht. Aber hier lässt uns die Überlieferung im Stiche. Wir kennen nichts als Namen und Zahlen. Wo er den ersten Unterricht genossen hat, wo er dann weiter gebildet ist, wer ihn unterrichtet hat, wer seine Gefährten gewesen sind: das wissen wir nicht. Und gerade hier dürfte es belehrend sein, „hintendrein zu bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat". Auch die Familienüberlieferung berichtet wenig. Freilich eines, das auf die

---

1) Netoliczka, a. a. O. 83.

2) S. Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von Einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Viertes Stück. Leipzig 1733. Es finden sich Entlehnungen aus Liscows Standrede. (S. S. 559 und Vitrea Fracta S. 553) Neben Litzmanns Gründen (Litzmann S. 100) beweist mir, dass Liscow nicht Verfasser ist, besonders der Umstand, dass sich in der ganzen Schrift nur ein biblischer Anklang findet. (S. 555.)

3) Gespräche zwischen Johann Christian Günthern aus Schlesien In dem Reiche der Todten, und einem Ungenannten In dem Reiche der Lebendigen......Das Erste Stück, 1739. Eitner Joh. Christian Günthers Biograph Dr. Steinbach u. die Gottschedianer, Breslau, 1872. Prog. d. Gymn. zu St. Maria-Magdalena S. 1—26, vermutet, Liscow sei Verfasser. Doch sagt er selbst S. 21: „Da indessen jeder äussere Anhalt fehlt, so sind wir hierbei allerdings lediglich auf das weite und unsichere Gebiet der Hypothese verwiesen." Die Gründe, die er für Liscows Urheberschaft anführt, sind äusserst hinfällig. Übrigens vgl. Litzmann 103—105.

4) S. Litzmann 103. Dennoch war Kästner kein Freund Liscows, vgl. Kästner, a. a. O. das Epigramm S. 185 „An Herr Liscov" und die schwülstige lateinische Ode S. 211.

5) Litzmann 100/101 und 116 ff.

6) Danzel 235. Litzmann 155. Brief Liscows vom 28. Januar 1735.

Beschäftigung Liscows mit theologischen Dingen hinweist[1]). Aber auch dies fällt angeblich bereits in seine Studentenzeit. Zur Feier des Reformationsfestes sei in Rostock eine Disputation zwischen Luther und Tetzel durch zwei Studierende dargestellt worden. Liscow als Tetzel habe seinen Gegner wie den Präses aus dem Felde geschlagen, die Disputation sei aufgehoben, Liscow sei relegiert worden, der Vater habe ihn mit einer Ohrfeige empfangen, darauf habe Liscow die Theologie verlassen und sich der Rechtswissenschaft gewidmet. 1717 hat sich ein solcher Vorgang nicht abgespielt, denn Liscow bezog erst am 27. Juni 1718 die Universität Rostock[2]). Vielleicht hat er sich 1720 zugetragen und Liscow zum Wechsel des Studiums veranlasst.[3]) Liscows ganzes Wesen spricht keineswegs gegen einen solchen Vorgang, und selbst wenn nichts an der Erzählung wahr wäre, so wäre sie jedesfalls gut erfunden.

Doch mag nun Liscow zuerst das theologische Studium ergriffen haben, wie es wahrscheinlich ist[4]), oder mag er sich, was höchst unwahrscheinlich ist, von vornherein der Rechtswissenschaft beflissen haben: das ist sicher, dass sein erstes,[5]) 1729 verfasstes Werk, die Schrift gegen Manzel, zum grossen Teile, das zweite, die Abhandlung über die Unnötigkeit der guten Werke zur Seligkeit, rein theologischer Art ist. Beide Werke sind derart, dass sie es dem Verfasser unmöglich machten, sich dem geistlichen Amte zu widmen.

Die Schrift gegen Manzel hat etwa folgenden Inhalt:

Manzel verspreche ein neues Recht der Natur aufzustellen, das er auf die Vernunft zu gründen behaupte: und doch gründe er es auf den Stand der Unschuld. Die Vernunft wisse aber von dem Stande der Unschuld nichts. (563—566, 631—634.) Man möge ihn (Liscow) nicht für einen Ketzer halten, auch er sei orthodox, nur für diesen Fall abstrahiere er wie Manzel von der Offenbarung. (566, 634.) Manzel behaupte, die Menschen lebten nicht in dem Zustande, in dem sie von Gott geschaffen seien, denn

I. ein vollkommenes Wesen könne nur Vollkommenes schaffen. Die Menschen aber seien unvollkommen. Dagegen sei, bemerkt Liscow, zu sagen: 1. eine Kreatur sei ihrem Wesen nach unvollkommen, 2. Unvollkommenheit einer Kreatur berechtige nicht zum Schlusse auf ihre einstige Vollkommenheit, 3. Verlust der Vollkommenheit sei unbegreiflich (567—571, 635—640).

II. Die Forderung der Erfüllung der Gesetze der Natur zwinge zu der Annahme einstiger Vollkommenheit (571. 640). Dagegen spräche, sagt Liscow, folgendes: Es sei nicht ausgemacht, dass der Mensch ausser Stande sei, die Gesetze der Natur zu halten. Die Gesetze der Natur seien nichts als eine Einsicht in die Folge unserer

1) Falck's Staatsbürgerl. Magazin für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Bd. III. 1823. Heft 1. 247. Lisch, a. a. O. 120. 121. Litzmann a. a. O. 2. 3.
2) Eschenbach, Annalen d. Univ. Rostock. 2. St. 16, 1790.
3) Litzmann a. a O. 3.
4) Litzmann a. a. O. 4 ff.
5) S. den Anhang 2.

Handlungen (571—576, 640—645). · Nähme Manzel dennoch die Vollkommenheit an, so frage er (Liscow): ob die Gesetze der Natur, die Gott dem Menschen in seiner Vollkommenheit gegeben habe, und die wir jetzt, wie M. selbst behaupte, nicht mehr halten könnten, uns noch verbänden oder nicht (577. 645). M. werde sagen, sie verbänden noch. Er habe aber selbst vorher gesagt, es sei eine Tyrannei, Gesetze zu geben, die man nicht halten könne. Die Lehre von der Erbsünde schütze M. nicht, denn sie habe mit der Vernunft nichts zu schaffen (577—579, 645—648).

III. Einstige Vollkommenheit beweise der beständige Streit des Fleisches und des Geistes, den auch die Heiden gefühlt hätten. Die Heiden, erwidert Liscow, hätten diesen Streit für ein Zeichen göttliches Zornes gehalten, nicht für eine Folge der Vollkommenheit (579—584, 648—654).

IV. Auch die Heiden hätten von einer goldenen Zeit gefabelt. Sie hätten das gethan, sagt Liscow, aus einer gewissen Ehrerbietung gegen das Altertum, nicht aus gesunder Vernunft (584—591, 654—661).

V. Der Mensch sei das vollkommenste Geschöpf gewesen, nun sei er das elendeste unter den Tieren: er müsse sich den Zorn des Schöpfers zugezogen haben. Liscow erhebt die Frage, ob der Mensch wirklich das vollkommenste Geschöpf sei? (591—597, 661—668.)

VI. Das zur Erhaltung der Tiere Nötige wüchse von selbst, nicht aber das zur Erhaltung des Menschen Erforderliche. Das sei, sagt Liscow, nicht zutreffend (597—607, 668—679).

VII. Die Welt habe ein Paradies sein sollen, sei es aber nicht. Dieser Beweis, erwidert Liscow, stamme nicht aus der Vernunft, sondern aus der Offenbarung (607—614, 679—687).

VIII. Der Unterschied der zahmen und der wilden Tiere sei aus Not entstanden. Warum sollte er, fragt Liscow, nicht so alt sein wie die Welt, und warum hätte Gott alle gleich erschaffen sollen? Der Satz, dass alles um des Menschen willen da sei, sei unerweislich (614—627, 687—702).

IX. Die Statur des Menschen sei verschieden. Dagegen fragt Liscow, ob Körperlänge Bedingung der Vollkommenheit sei? (627—628, 702—703.)

X. Jetzt herrschten Krankheiten und Affekte über die Menschen. Aus dem jetzigen Mangel, erwidert Liscow, folge nicht einstige Vollkommenheit (628—636, 703—712).

XI. Jetzt sei besonderes Eigentum vorhanden. Liscow führt dagegen den alten Spruch an: communio est mater litium (636—640, 712—716).

Manzel habe nichts bewiesen. Manzel mache es Alberti[1]) zum Vorwurfe, dass er sein Recht der Natur auf den Stand der Unschuld gründe, handle aber selbst nicht besser (640—643, 716—719).

---

1) S. 699. 780. § 11. . . . „Alberti, qui statum integritatis in sacra Scriptura enarratum in terminis terminantibus suae doctrinae Juris naturae ceu fundamentum supposuit, et ex reliquis ruderibus imaginis divinae suum Jus naturae consarcinavit“ . . . sagt Manzel. Valentin Alberti, 1635—1697, geb. zu Lahn in Schlesien, gest. als Professor der Theologie und Philosophie zu Leipzig, besonders thätig auf dem polemischen Gebiete der Theologie.

Im Gegenteil: die Grundsätze des Rechtes der Natur seien stets dieselben geblieben (643, 719—720). Manzels Schilderung der ersten Menschen sei unzutreffend. Der erste Mensch habe weder einen reinen Verstand (644—648, 721—725) noch vollkommene Erkenntnis (648—650, 725—727) gehabt. Der Verstand der Menschen im Stande der Unschuld sei auch nicht gleich gewesen (653—656, 730—733), sie hätten auch das Böse gekannt (656—661, 730—738). Auch die Pflichtenlehre, die Manzel den ersten Menschen zuschreibe, sei thöricht (661—664, 738—743), wie seine Lehre von der Fortpflanzung, dem Beischlafe und dergleichen (664—687, 738—769).

Was Manzel biete, sei kein jus naturae vere tale (688—692, 769—772). Die Vernunft könne einen Stand der Unschuld nicht begreifen.

Die Schrift gegen Manzel bietet also eigentlich eine Kritik der mosaischen Erzählung von dem Stande der Unschuld, wendet sich also gegen Lehren, die auf das alte Testament gegründet wurden. Zwar verwahrt sich Liscow mehrfach gegen die Unterstellung, er greife damit die Offenbarung an, und betont ausdrücklich, er wolle ihren Wert völlig unangetastet lassen. Er wisse wohl, was man den Schriften Mosis für Ehrerbietung schuldig sei.[1])

Aber auch diese letzte, in dem Zusammenhange mindestens doppelsinnige Wendung, wie der spätere Brief an Friedrich von Hagedorn vom 12. März 1741,[2]) vor allem jedoch die ganze Haltung der Schrift erweisen, dass Liscow bereits damals nicht mehr rechtgläubig war. Sein Standpunkt ist schon fest, aber Liscow hält noch aus äusseren Rücksichten zurück. In der 1735 verfassten Vorrede zu der Schrift gegen Manzel fasst Liscow zunächst die Ergebnisse der Schrift zusammen. Neues bringt diese Vorrede nicht. Einige Stellen sind für Liscows Denkart bezeichnend: „Die Scrupel über das Verderben der Menschen, und die Mühe, die man sich giebt, die Ursache desselben auszugrübeln, haben ihren Grund in dem Begriffe, den man sich gemeinlich von GOTT machet. Man glaubt, GOTT regiere die Welt auf menschliche Weise“ (S. 535, 592).

„Warum macht Eva (bei ihrer Begegnung mit der Schlange), die sonst eine so gute Christin war, kein Creutz vor sich und geht davon (537, 596)?“ „Die ofenbahr hyperbolische Beschreibung die Jesaias in seinem XI. Capitel von einer glückseeligen Zeit machet. . (540, 600).“ „Die Mythologie ist voll von Dingen, die man nicht vor schlechterdings unmöglich halten kan: Aber, ist darum das, was davon fabuliert wird, der Vernunft gemäss und wahrscheinlich?“ (541.)

Gerade dieser Vergleich des biblischen Berichtes mit der Mythologie,[3]) d. h. hier doch mit den Sagen der klassischen Völker, erscheint für Liscows Anschauungen äusserst bezeichnend.

---

1) Samml. 690. 771.

2) S. Litzmann a. a. O. 17. 18.

3) Vgl. Georg Friedrich Meiers . . . . Beurteilung des Heldengedichts, der Meszias . . . Halle . . . 1749. S. 10: „Die heilige Schrift, und die Traditionen der Juden und Christen geben uns den Stoff zu einer christlichen

Die Ansichten, die Liscow in seiner zweiten, schon 1730 verfassten,[1]) aber erst 1803 veröffentlichten[2]) Schrift über die Unnötigkeit der guten Werke zur Seligkeit darlegt, weisen m. E. nicht etwa auf eine weitere Entfremdung von der anerkannten Lehre der protestantischen Kirche,[3]) sondern bestätigen nur die lange eingetretene innerliche Trennung.

Der Inhalt dieser Epistel[4]) ist etwa folgender:

M(agister) L(ange)[5]) habe behauptet, die guten Werke seien nötig zur Seligkeit. (5. 6.)[6]) Ein Vergleich seiner Behauptung mit der Lehre der Kirche werde erweisen, dass M. L. geirrt habe. (8.) Die wahre christliche Kirche lehre seit und mit Luther nach Röm. 11,6: nur der Glaube an den Heiland mache selig. (8—13.) Die kirchliche Lehre vom Glauben und den guten Werken sei in der heiligen Schrift wie in der gesunden Vernunft gegründet. Die Notwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit könne nicht mit den Lehren der Kirche bestehen. (13.) Nun scheine Gott freilich in der heiligen Schrift zu verlangen, dass man seine Gebote befolge. Er gebe Gesetze und drohe mit Strafe. Solche Stellen fassten aber, wie Luther in seiner Schrift de servo arbitrio dargethan habe, nichts anders als einen schimpflichen Vorwurf unseres Unvermögens in sich. (14—15.) Ein Gleichnis mache das klar. Der sündige Mensch sei wie einer, der so tief in Schulden geraten sei, dass er nicht bezahlen könne. Gott sei wie ein mitleidiger Reicher, der die Schuld bezahle und für fernere Schuld gutsage. Warum solle der Schuldner da noch sparen, warum der sündige Mensch gute Werke thun? So sei Christi Verdienst aufzufassen. (15—19.)

Unsere Theologie verwerfe darum gute Werke nicht, sondern habe sie „durch göttlichen Beistand und tieferes Nachdenken mit der Lehre von der Rechtfertigung zu verbinden gewusst". (20.) Der Glaube bewirke Dankbarkeit, Dankbarkeit Liebe, Liebe die Bemühung, den Geboten Gottes zu folgen. Die guten Werke seien Früchte des Glaubens, aber nicht causa sine qua non zur Seligkeit. Also verlange doch Gott von uns gute Werke als Dank? (21.) Durchaus nicht! Erzwungene Dankbarkeit sei wertlos, Undankbarkeit nicht strafbar. Es sei eine „Anfechtung der Vernunft", sich zu sagen, dass der Besitz einer Sache glücklich mache, wenn ihr Fehlen das Glück unvollkommen mache. Diese Anfechtung habe er durch göttliche Gnade überwunden. (22—24.) M. L. besitze vielleicht nicht einen so hohen Grad von Verleugnung. (25.) So führe er folgendes an:

Mythologie, wenn mir dieses Wort erlaubt ist" . . . ferner Buddhismus und Christentum, worin sie sich gleichen und unterscheiden. Von E. Hardy in dem Wochenblatt: Die Aula 1895. S. 14 ff., wo in der Einleitung die Zulässigkeit solches Vergleichens zunächst klar gestellt wird.

1) S. den Beweis bei Litzmann a. a. O. 20 ff.

2) S. S. V. VI.

3) Anders Litzmann a. a. O. 10.

4) Liscow spricht in der Maske eines orthodoxen lutherischen Geistlichen.

5) S. Litzmann a. a. O. 22.

6) Diese wie die folgenden Zahlen gehen auf den Abdruck bei Müchler. I. 3—104.

Diese Regeln und Gottes unendliche Grossmut „wirken in Gott eine moralische Notwendigkeit“ zu einer Tugend nicht zu zwingen, deren Wesen in der Freiwilligkeit beruhe. Gott verlange nur Glauben, gute Werke seien nicht nötig. (25—30.)

M. L. denke vielleicht, es sei dann ja kein Grund zu tugendhaftem Leben vorhanden. Dagegen spreche zweierlei. Erstens: es sei wahrhaft edel, nicht aus Furcht oder Hoffnung Gutes zu thun. Die guten Werke dienten nur dazu, dass unser Glaube dem Nächsten kennbar werde; sie rechtfertigten uns vor den Menschen, wie der Glaube vor Gott gerecht mache. So sei auch das Wort des Apostels Jakob (2. 24) aufzufassen. (31—37.) Zweitens: es sei ein Widerspruch, gute Werke als Bedingung der Genugthuung zu verlangen, da Christus das Gesetz für uns erfüllt habe. (37—39.) So bleibe es dabei, der Glaube genüge vollkommen. Und zwar sei der Glaube um so verdienstlicher, je fester er sich gegen die Einwürfe wappne, die „die verderbte Vernunft“ wider die Geheimnisse des Evangelii mache. Ein Christ, der sich so weit verleugnen könne, dass er das Athanasianische Glaubensbekenntnis in allen Punkten gläubig annehme, der dieses geistliche Werda? mit einem deutlichen Gut-Freund beantworten könne, der werde ohne weitere Nachfrage ins Paradies eingelassen. Solche Lehren seien das Geheimnis der Dreieinigkeit, die Vermischung der beiden Naturen in Christo, die Mitteilung der göttlichen Eigenschaften und die wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi beim Abendmahle. (39 – 43.)

Dass der Glaube, nicht die Werke verdienstvoll seien, beweise die Kirche auch durch die That. Sie decke den Mantel der Liebe über einen orthodoxen Bruder, der in Ansehung der Sitten strauchele, sie setze den ab, der die Lehre angreife, wenngleich sein Wandel unsträflich sei. (43—46.) M. L. solle mit der Kirche bekennen, dass der rechte Glaube und eine unverfälschte Lehre einzig und allein zu dem Wesen eines Christen gehörten. (47.) Dass der Glaube genüge, habe schon Luther betont bei der Auslegung des neunten Kapitels der Genesis und auch sonst. (3. Mos. 3,17. 5. Mos. 12,16. 1. Mos. 19,30. 1. Mos. 25.) An seine reine Lehre habe sich die Kirche gehalten. (47—54.)

Eine Rotte neuer Ketzer (die Pietisten) lehre jetzt zwar, man müsse neben dem Glauben das Gesetz treiben. Aber man dürfe nur die Erkenntnis, nicht die Nachfolge Christi lehren. (55 – 57.)

Die Forderung guter Werke sei nämlich auch schädlich: sie brächte den Sterbenden zur Verzweiflung. Die Lehre vom Glauben dagegen tröste im Leben und Sterben. (58—71.) Der Einwand, Paul habe selbst ehemals gute Werke gefordert (Gal. 5, 6. 1. Tim. 4), die Bergpredigt Christi wie die Worte des Apostels Jakob (2, 24) enthielten ähnliche Gedanken, hätte freilich einen grossen Schein von Wahrheit. (71—75.)

Aber auch in der protestantischen Kirche dürfe nicht jeder die Schrift nach seinem Kopfe erklären: es gebe neben der Bibel eine norma secundaria, die symbolischen Bücher. (76—84.) Der Vorwurf, das wäre ja die Rückkehr auf den katholischen Standpunkt,

sei nicht berechtigt. (84—85.) Die katholische Kirche habe nicht die rechte Lehre und fürchte eine Entdeckung ihres Truges. Die protestantische Kirche besitze die Wahrheit und sei verpflichtet zu hindern, dass jemand von der Wahrheit abtrete. (86—87.) Die libri symbolici seien „der rechte Probierstein der Wahrheit". (87.) Sie ergänzten die hl. Schriften. Denn diese seien z. T. nicht behutsam geschrieben: damals habe noch kein Irrgeist Vorsicht nötig gemacht. Die symbolischen Bücher beseitigten jeden Anstoss durch geschickte Auslegung. (87—91.)

Wenn nun M. L. etwa verlange, man solle seine Worte auch so auslegen, dass kein Anstoss bleibe, wie man es z. B. bei dem Apostel Jakob thue, so vergesse er, dass er eben kein Apostel sei. (91—92.)

Trösten könne sich M. L. mit dem Gedanken, dass die Nachwelt ihn vielleicht milder beurteilen werde, wie sie manchen Ketzer milder beurteilt habe. (92—96.) Hoffentlich bekehre sich aber M. L. bald. (97.) Jedesfalls würden die Pforten der Hölle gegen Christi Kirche nichts ausrichten. Die rechtgläubige Lehre werde auch durch den Gedanken an die Erbsünde gekräftigt. (97—102.) —

Wäre diese Schrift zu Lebzeiten Liscows veröffentlicht, so hätte sie ihm wahrscheinlich ernstere Angriffe zugezogen, als die Schrift gegen Manzel. Richtet er sich doch hier gegen die protestantische Grundlehre von den guten Werken und von der Rechtfertigung durch den Glauben, die ja auf gewisse Stellen des Neuen Testaments gegründet wird.

Ein Angriff auf Sätze, die dem Neuen Testamente entstammten, musste aber die Vertreter der rechtgläubigen Lehre noch weit lebhafter entflammen, als es ein Angriff auf Darstellungen des Alten Testamentes vermochte.

Inwieweit die von Helbig[1]) erwähnten verloren gegangenen Werke: Schrift wider des seeligen Herrn Dr. Löscher reflexions über die pensées libres und die Gedanken über die Historie von Jakob und Esau biblisch-theologische Dinge behandelten, ist unbekannt.

Wäre der Schluss aus der Ähnlichkeit hier zutreffend, so müsste man annehmen, dass sie mit biblischen Wendungen und Gedanken gespickt gewesen seien, wie es bei den anderen Schriften Liscows der Fall ist.

Liscow gebraucht solche Wendungen u. dergl. in all seinen bekannten Werken, und zwar an manchen Stellen anscheinend ohne besondere Absicht. Vielfach aber kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Liscow absichtlich biblische Wendungen, Bilder, Gedanken anbringe, um seine Gegner zu ärgern, die so gerne „unter die Kanonen der Kirche retirierten".[2]) Er scheint ihnen zeigen zu wollen, dass ihre Waffen ihm gleicherweise zu Gebote stünden. Man scheint damals über eine solche Verwendung der Sprache der Bibel streng gedacht zu haben. Und Liscow hat sich nicht durch persön-

1) Helbig a. a. O. 60. 61.
2) S. 577. 646.

liche Beziehungen vor etwaigen Vorwürfen gedeckt. Die Kirche besuchte er nicht. Der gewandte Christian Ludwig von Hagedorn riet wenigstens „dem Ketzer“ Liscow bei seiner Übersiedelung nach Dresden, „ehrbahrlich in die Kirche zu gehen und dem Dr. Marperger meine Veneration zu überbringen.“[1])

Schon Liscows Anmerkungen zu Sivers Geschichte von der Zerstörung Jerusalems erregten bei manchen Ärgernis. Darüber spricht Liscow selbst an verschiedenen Stellen.[2]) Meistens tadelt er dabei die „übergrosse Heiligkeit“ derer, die ihn schalten. Er sagt ausdrücklich, er habe einige geärgert, dass er in der Vorrede zu der Geschichte von der Zerstörung Jerusalems die Wendung gebraucht habe: geschieht das am grünen Holze, was will am dürren werden, und dass er in der Entschuldigung an den Leser gesagt habe[3]): niemand verachte meine Jugend. Liscow erwidert auf solche Vorwürfe: „Ich halte es für eine gar zu grosse Beschwerlichkeit, allezeit, wenn man etwas reden oder schreiben will, die Nase in der Concordantz zu haben.“[4])

Noch zahlreicher waren die Angriffe gegen Briontes. Das beweist allein schon die Thatsache, dass Liscow die „Unparteyische Untersuchung“ verfasste, die eben feststellen wollte, „ob Briontes mit entsetzlichen Religionsspöttereyen angefüllet sey“?

Liscow spricht aber auch sonst über solche Angriffe, so V. 18. 24; 22. 29; 23. 30, wo er sich gegen den Vorwurf des Missbrauchs biblischer Redensarten wendet. Auch U. U. 191—194; 207—211 tritt er der Beschuldigung der Religionsspötterei und der Verachtung der heiligen Schrift entgegen. U. U. 197—209; 215—227 verteidigt er sich besonders gegen drei Anschuldigungen. Erstens gegen den Vorwurf, er habe die unsichtbare Kirche beleidigt. Im Briontes hatte er nämlich gesagt, die Gesellschaft der kleinen Geister habe eine Ähnlichkeit mit der unsichtbaren Kirche: niemand könne sagen, hie oder da ist sie.[5]) Die Vergleichung, sagte Liscow, sei nicht gegen die unsichtbare Kirche gerichtet.

209—213; 227—231 kämpft er gegen den zweiten Vorwurf, den ihm seine Äusserung zugezogen hatte, er könne mit Gott reden, ohne dass er nötig habe, den Psalter und die Offenbarung Johannis auszuplündern.[6]) L. sagt, er tadle hier nur die, die sich einbildeten, sie müssten ihre Gebete „aus zusammengestoppelten biblischen Stücken zusammenflicken.“ 211. 230. „Oder meynt der Herr Professor Philippi, dass dieses das Kennzeichen eines rechten Christen sey, wenn man zur Erde niederfällt, und Gott mit einer Menge hebräischer Titel zu übertäuben sucht? Ich bete auch; aber in meinem Kämmerlein.

---

1) Neue Irene. Eine Monatsschrift. Herg. v. G. A. von Halem, 1806. Oldenburg. Juni. S. 138. Litzmann a. a. O. 130 141. M war Hofprediger.
2) Z. B. V 12. 15; 14. 18; Z. J. 92. 94; Vorr. d. Verl. zu X. Y. Z. 94. 97; 125. 133.
3) X. Y. Z. 122. 129.
4) X. Y. Z. 124. 131.
5) 129. 137.
6) 154. 166.

Ich kann mit Gott reden, ohne dass ich nöhtig habe, den Psalter und die Offenbarung Johannis auszuplündern. Ein so wüstes Geplapper gefällt Gott nicht. Ich rede, als ein Deutscher. deutsch mit ihm, und ich denke, er verstehe mich." (154. 166.)

Drittens war ihm vorgeworfen, er habe von der Entzückung Pauli verächtlich geredet.[1]) Liscow giebt an, dass die ironische Geringschätzung Pauli an der betreffenden Stelle nur dazu diene, die Selbstüberhebung Philippis zu demütigen. (213—218; 231—236.)

Auch der Probst Reimmann[2]) hatte Liscow wegen seiner Stellung zur heiligen Schrift getadelt: „dicta S. S. non raro sannis conspuit." Liscow sagt, er wolle sich gegen diesen Vorwurf nicht eher verteidigen, als bis Reimmann die Beweisstellen vorlege.[3])

In welcher Art nun Liscow Worte und Gedanken der heiligen Schrift in seinen Schriften verwertet, ergiebt sich im einzelnen aus dem später folgenden Verzeichnisse. Er berührt in seinen Schriften, soweit mir bekannt, ungefähr 240 Stellen der Bibel, viele von ihnen mehrfach.

Mag nun Liscow durchaus unzutreffende Ansichten über gewisse Lehren der Kirche und ihre biblische Grundlage gehegt haben, mag er selbst sich seiner geistigen Dankesschuld gegen die heilige Schrift nicht genügend bewusst gewesen sein: die vorhandenen Entlehnungen und Anklänge allein beweisen jedesfalls, dass Liscow mit dem Buche der Bücher innig vertraut war, dass auch er ihm einen erheblichen Teil seiner Bildung schuldete.

Durch alle Schriften Liscows sind einzelne Worte und Wendungen verstreut, die ich nicht wohl auf bestimmte Stellen der Bibel zurückzuführen vermag, die aber der Bibel entsprossen sind und einen festen Bestandteil der Redeweise mancher Kreise und Personen bilden.

In der Epistel an M. L. findet sich z. B. folgendes: Dem ketzerisch Angehauchten wird „kein rechtschaffenes Herz" (G. W. 6) zugeschrieben. Die „Mauern Zions" (6. 9) werden verteidigt durch den „Mann Gottes" Luther (47. 49), den „theuren Mann" (10. 14), „das theure Rüstzeug" (49. 51) und durch „unsere Theologen, diese theuren Männer" (21. 24).

In der Vitrea Fracta wird gehandelt von Makewind, „der seine Brüder betrübet hatte." (83. 85.)

Im Briontes erwähnt Liscow die „natürliche Blindheit." (151. 162.)

Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. bietet die von Liscow sehr geliebte Wendung „zur Erkenntniss seines Elends bringen" (93. 96. U. U. 254. 274. G. B. 406. 441; 412. 450). Elend bedeutet hier soviel als schriftstellerische Unfähigkeit. Liscow spricht von einem „empfindlichen Creutze" (96. 99), er handelt „aus christlicher Liebe" (100. 104) und erwähnt einen „beruffenen und verordneten Diener des Worts". (119. 126.)

1) 164. 178.
2) V. 37. 49. Catalogus Biblioth. Reimmannianae c. III. § 468. p. 732.
3) V. 43. 58.

In der Unparteyischen Untersuchung werden „die Grossen dieser Welt" genannt (204. 222, ähnlich 312. 335. V. 41. 55), man hört von dem „Stand der Verhärtung" (266. 286. G. B. 404. 439), von „bussfertigen Sündern" (265. 286). Die elenden Scribenten „seufzen über die blinde Welt" (224. 242). Philippi wird von der Besserung abgehalten „durch loses und dem Fleische angenehmes Geschwätz" (309. 332), denn „gute Erinnerungen sind dem äussern Menschen allemal verdriesslich". (309. 332.)

Die Standrede bringt Wendungen wie: „vor der Welt verachtet" (334. 361), „den Eigensinn dämpfen" (335. 361/2) und redet von „Anfechtung" (356. 385. E. S. 488. 534).

Der Glaubwürdige Bericht weist auf: „er schlägt in sich" (406. 441), Gott erweckte christliche Herzen" (410. 446).

In der Schrift von den elenden Scribenten bietet Liscow die Wendungen: „sich ärgern an" (486. 531), „die böse Welt" (489. 535) und spricht von „diesem Jammerthal" (498. 545) und dem „neuen Jerusalem" (511. 650).

Die Vorrede enthält die boshafte Wendung: „Eine gar zu vortheilhafte Einbildung von der Grösse seiner Gaben hatte in ihm eine Begierde gewirket, seinem Nächsten zu dienen, die grösser war, als sein Vermögen." (6. 7.) 21. 28 sagt Liscow: „seit ich um meiner Sünden willen ein Scribent geworden bin . . ." — ähnlich in dem Briefe an Gottsched vom 28. Januar 1735[1]): „die Kleinigkeiten, die ich um meiner Sünde willen herausgegeben . . .", 35. 47: „die Diät war seinem innern Menschen sehr heilsam." 50. 68 erwähnt Liscow Absichten, die ein Priester nicht hätte, „wenn der Geist der Apostel auf ihm ruhete." 50. 68 gebraucht Liscow die Wendung: „ungeschickt zum Reiche Gottes."

Die Vorrede zum Longin spricht von der „Langmuth, mit der Verständige sie (die Leipziger) bisher getragen haben". (4.)

In dem schon angeführten Briefe an Gottsched werden „Werke der Liebe" erwähnt.

Besonderer Teil.

I. Altes Testament.[2])

Das erste Buch Mose.

Ich weisz wohl, was man den Schriften Mosis vor Ehrerbietung schuldig ist. M. 690. 771.

1—3. Der Bericht dieses heiligen Schreibers (Moses) von dem ur-

---

1) S. Danzel a. a. O. 235. Litzmann 155.

2) Vielleicht ist jemand bei der Durchsicht des folgenden Verzeichnisses geneigt, vereinzelte Wendungen Liscows nicht auf die daneben angegebene Stelle der heiligen Schrift zu beziehen, sondern sie allgemeiner Erinnerung an die biblische Sprache zuzuweisen. In diesen wenigen Fällen lässt sich freilich eine zweifellose Beziehung auf die betr. Stelle nicht durchaus unwiderleglich erweisen: sie erschien mir aber bei Liscows ausgedehnter Bibelkenntnis wahrscheinlich.

sprünglichen Zustande und Fall des ersten Menschen ist so beschaffen, dasz man Mühe hat, sich einen rechten Begriff von diesen Dingen zu machen . . . Moses sagt uns, Gott habe den Menschen nach seinem Bilde erschaffen: er habe ihn in einen schönen Garten gesetzet: der Mensch habe von der Frucht eines Baumes gegessen, welche ihm von Gott zu essen verboten; und sey desfalls aus dem schönen Garten vertrieben worden. Damit müssen wir zufrieden seyn, und uns nicht einbilden, mehr zu wissen, als Moses. M. 691. 771/772.

1, 26—28. Der Geist seiner seeligen und beglückten Vorfahren, die zur Beherrschung des Erdbodens erschafen waren, regt sich noch in ihm. M. 601. 672.

Ich möchte wissen, ob der Herr Prof. (Manzel) sich recht im Ernst bereden könne, dasz diese Herrschaft, auch nach dem Begriff, den uns die Investiturakte, welche wir beym Moses finden, davon giebt, mit dem Unterscheide unter wilden und zahmen Thieren nicht bestehen könne? M. 622. 695.

. . antworte ich: Dasz, wenn ich das, was Gott zu Noah gesagt, und die Worte Davids gegen diejenigen halte, mit welchem Gott dem ersten Menschen die Herrschaft über die Thiere aufgetragen hat, ich nicht finde, dasz dieselben von mehrerm Nachdruck sind, als das, was nach dem Fall von dieser Herrschaft gesagt worden. M. 624. 698. (Vergl. I. Mos. 9, 2. Psalm. 8, 7.)

Ich gestehe, wir werden in der Schrift Herren der Thiere genannt. . . M. 625. 699.

. . möchte ich wohl wissen, ob sie durch nichts, als eine christliche Beachtung des Crescite et multiplicamini angereitzet werden, ihre Weiber zu erkennen? M. 674. 754.

Sey fruchtbahr, und mehre die Anzahl deiner Schrifften täglich. Z. J. 11, 15. Vgl. I. Mos. 9, 1.

Kaum war der erste Mensch erschafen, so verleitete ihn seine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er sich und seine Nachkommen unglücklich machte. Eva fing an zu grübeln, und da war es um sie und um alle geschehen. E. S. 464. 506.

Eva hätte nicht fallen können, wenn der liebliche Anblick verbotener Frucht und die süsse Vorstellung der Lust, welche sie sich von dem Genusz derselben versprach, ihren Willen nicht stärcker gerühret hätte, als das göttliche Verbot, und die Erkänntnisz der Schädlichkeit dieser Frucht. M. 635/636. 711.

Der erste Mensch hat durch den schädlichen Apfelbiss auch die Wissenschaft der Algebra . . . . verloren. M. 652. 729.

3, 8. . . so berichtet uns Moses, dasz Adam, nachdem er vom verbotenen Baume gegessen, so dumm gewesen, dasz er sich mit seiner Even vor Gott verstecken wollen. M. 650. 727.

3, 18. Sie (die Vernunft) glaubt nicht, dasz, wenn dieser eigene Seegen fehlet, der Acker nichts, als Dorn und Distel tragen werde. M. 606. 678.

4, 12. Er (Philippi) war unstet und flüchtig. V. 31. 42.

9, 20 ff. (Vgl. III. Mos. 18, 7.) Ich habe die Blösse gewiszer Leute aufgedecket, die so schon offenbahr genug war. V. 5. 6. Man

glaubt, es sey wider die christliche Liebe, die Blösse dieser Leute aufzudecken. V. 53. 72.

21, 6. . . darum glaube ich nicht, dasz Philippi seinen Verfolgern ein Lachen zubereiten wollen. U. U. 303. 324.

21, 9. . . wenn ich ein Ismael wäre, und von einem so wunderlichen Geiste regiert würde, der in der Verachtung alles dessen, so andere bewundern, seine Grösze sucht, so würde ich ja nimmer mich um einen Platz in einer Gesellschaft beworben haben, die so beschaffen, dasz der ärgste Spötter sie auch wieder seinen Willen loben und bewundern muss. Jena. (Helbig S. 32.)

25, 21. 22. In den Köpfen der guten Scribenten gehet es nicht anders her, als in dem Leibe der Rebecca. Die Gedancken stossen sich darinn, wie die Kinder in dem Bauche dieser Erzmutter. E. S. 506. 554.

38, 27—30. Das Gedränge der Gedancken, von denen immer einer eher als der andere heraus will, ist so gross in dem Gehirn dieser Unglückseligen, dasz es nicht zu verwundern wäre, wenn viele in der Gebuhrt darauf gingen, wie die Thamar.[1]) E. S. 506. 554.

Das zweite Buch Mose.

5, 21. Wer in diesem Stücke (Dankbarkeit) seine Pflicht nicht beobachtet, macht seinen Geruch bey aller Welt stinckend. G. W. 22. 25.

Sie machen ihren Geruch bey den Unpartheyischen noch stinckender. E. S. 484. 529.

6, 12. 30. Meine unbeschnittene Lippen verhindern mich, so unaussprechliche Seltenheiten vorzustellen . . . B. 143. 153.

10, 21. . . . so verworren und undeutlich, dasz man mit Händen greifen kann. U. U. 223. 242.

12, 29—33. Londen gerieht fast in den Zustand, in welchem sich Egypten befand, als der Würgengel ausging, die Erst Geburt zu schlagen. V. F. 59. 59.

13, 21. 14, 19. 20. Sie (die Finsternis) scheidet ihn (Manzel) von seinen Widersachern, als die Wolken-Seule die Kinder Israel von den Egyptiern. M. 686. 767.

20. 6. . . so ist es offenbahr, dasz die anerschafene Vollkommenheit des ersten Menschen kaum bis ins dritte und vierte Glied dauern können. M. 655. 732.

Das dritte Buch Mose.

18, 7. (Vgl. I. Mos. 9, 20.) . . . dieses hiesse die Blösse seiner Mutter aufdecken. St. 314. 339.

191, 4. Da der Mangel des Verstandes nicht willkührlich, so ist es eben so sündlich über einen Phantasten zu lachen, als einem Tauben zu fluchen und einem Blinden einen Anstoss zu setzen. Jena. (Helbig S. 34.)

---

1) Hier scheint Liscow sich versehen zu haben. Es wird weder in der Bibel noch sonst berichtet, dass Thamar bei oder infolge der Geburt gestorben sei. Sollte nicht eine Verwechslung mit Rahel vorliegen, der ja Benjamins Geburt das Leben kostete? S. I. Mos. 35, 16—19.

Das vierte Buch Mose.

33, 55. . . . der Hochmuht einer Akademie, die unserer Gesellschaft biszhero ein Dorn im Auge[1]) gewesen ist. B. 137. 146.

Das erste Buch Samuelis.

17. Die albernen Schreiber nöthige ich, in sich zu gehen, und sich an dem Exempel ihres Goliaths zu spiegeln. G. B. 404. 439.

28. Könnte ich, wie dort Saul den Samuel, die alten Redner beschwören: so wollte ich selbige um Hülffe anruffen. B. 134. 142. 143.

Das zweite Buch Samuelis.

17, 23. Mr. Phips machte es wie Ahitophel, und erhing sich aus Verzweiffelung selbst. V. F. 81. 83.

18, 5. Wie können die Spötter mit den Scribenten säuberlicher verfahren? U. U. 262. 282. Ich verfahre noch säuberlich mit ihnen. L. 31.

Das erste Buch von den Königen.

1, 51. Wie oft fasset er (Manzel) nicht die Hörner des Altars? 2, 28. M. 642. 718.

2, 34. Wenn sie (die bösen Scribenten) dann nicht wissen, wo sie sich hinwenden sollen; so fassen sie aus Verzweifelung die Hörner des Altars. Es findet sich selten ein Benaja, der das Hertz hätte, auch in dem Heiligthume einem solchen Stümper den Kopf abzureissen. B. B. 423. 460.

2, 2. . . da es nicht zu glauben, dasz ein Mann so bald den Weg alles Fleisches gehen werde. . . . (Vgl. Jes. 40, 6. 7.) B. 179. 195. •Müssen sie nicht gestehen, dass diese Männer schon längst den Weg alles Fleisches gegangen sind? B. B. 423. 460.

18, 17f. Diese neuen Ketzer haben das neue Israel ungemein verwirret. G. W. 52. 54. . . . Leute, die das gelehrte Israel durch eine alberne Schrift über die andere verwirren. U. U. 251. 270.

22, 11. Ich sehe dich (Philippi) mit eisernen Hörnern dahertreten. St. 366. 396. Vgl. II. Chron. 18, 10.

Das zweite Buch von den Königen.

22, 2. Der Sohn hat nimmer in den Wegen seines Vaters gewandelt. V. 15. 16. 20.

22, 20. Ich weisz keinen Raht, als dasz er sich je eher je lieber zu seinen Vätern versammle. U. U. 247. 267.

Das Buch Hiob.

3, 1. . . . Ursache, den Tag seiner Geburt zu verfluchen. U. U. 301. 323. Vgl. Jerem. 20, 14. Jes. Sir. 23, 19.

---

1) „Dorn im Auge" kann freilich nur bedingt unter die biblischen Citate gerechnet werden. Es kommt schon mhd. vor. Vgl. Grimm DWB u. Dorn.

15, 27. Was ist es denn wunder, dasz er sich brüstet wie ein fetter Wanst? Jena (Helbig S. 38). Vgl. Psalm 73, 7.

42, 6. . . . zu einer Zeit, da er vielleicht im Staube und in der Asche Busse thut. . . . U. U. 307. 329.

Der Psalter.

1, 1. Die Heil. Kirchenväter haben sich ein Gewissen gemacht, den Weg der Gottlosen zu wandeln. B. 141. 150. . . . sitzen, da die Spötter sitzen. St. 380. 412.

6, 3—5. Citat. G. W. 101. 102.

8, 7—9. . . . hernach eignete der König David dem Menschen eine Herrschaft über die Thiere zu, die gewiss nicht grösser seyn kann. M. 623. 697.

13, 4. Erleuchte meine Augen. B. 144. 154.

22, 17. . . . die böse Rotte der Naseweisen. B. 144. 154.

32, 9. Es wäre Zeit, dasz man diesen bösen Leuten ein Gebiss ins Maul legte. E. S. 518. 568.

78, 1. Neigen Sie ihre Ohren zu meiner Rede. B. 144. 155.

84, 7. Jammerthal. G. B. 409. 445.

89, 6. Gemeine der Heiligen. Vgl. Ps. 149, 1. U. U. 207. 225.

102, 25. . . . es ist glaublich, dasz man ihn härter würde angegriffen haben, wenn ihn Gott nicht aus gerechtem Gericht in der Hälfte seiner Tage weggenommen hätte. G. W. 51. 53.

138, 2. Wir haben das Vergnügen, dasz selbst unsere Feinde unseren Namen herrlich machen müssen. E. S. 478. 522.

139, 21. 22. Sie (die reinsten Lehrer unserer Kirche) haben alles gethan, was einer, der die, so den Herrn hassen, in rechtem Ernste mit dem Könige und Propheten David hasset, thun muss. G. W. 50. 52.

Die Sprüche Salomonis.

1, 1. 4. 5. Ich schreibe zu keinem andern Ende, als damit die Belustiger witzig, und die Jünglinge, die sie bisher verführet haben, vernünftig und vorsichtig werden. Wer weise ist, der höret zu, und bessert sich, und wer verständig ist, der lässet ihm rathen. L. 46.

15, 30. Sievers würde längst vergangen seyn, wenn nicht das Lob der alten Weiber seine Gebeine fett machte. E. S. 482. 483. 527.

26, 16. Was ist es denn wunder, dasz er sich in seinem Hertzen vor klüger hält, als sieben Weise, die da Sitten lehren? Jena (Helbig S. 38).

27, 6. Motto. G. W. I, 3.

27, 22. Diese Leute (die bösen Scribenten) bleiben, wie sie sind, und wenn man sie auch im Mörser zerstiesse. Jena (Helbig S. 35).

30, 18. 19. . . die Spuren eines Schifes im Wasser, welche Salomon vor so unsichtbar gehalten, dasz er daher des Schifs Weg auf dem Mere unter die Dinge gerechnet hat, die er nicht wisse . . . B. 170. 185.

Der Prediger Salomo.

1, 9. Wir können ohne grosse Kunst, sehen, dasz nichts neues unter der Sonne geschiehet. M. 588. 658.

2, 2. Wer so gesinnet ist, dasz er zum Lachen spricht: Du bist toll; und zur Freude: Was machst du? der enthalte sich des Scherzens. U. U. 254. 274.

3, 1. Ein Schneider kann seine Nehe-Nadel einfädeln, und dabey ein Morgen Lied anstimmen; Wolte er aber mit so heiligen Gedanken sein Ehe-Bett beschreiten, So zweifele ich nicht, dasz seine Frau ihn erinnern würde, dasz, wie der Prediger sagt, ein jegliches seine Zeit, und alles Fürnehmen unter dem Himmel seine Stunde habe. M. 676. 755.

3, 4. . . er (der Mürrische) richte nicht seinen Bruder, der glaubet, dass beydes Lachen und Weinen seine Zeit habe. U. U. 254. 274.

6, 6. Schimpfet man den Hn. Pr. Philippi, wenn man sagt, er sey gestorben und an den Ort gegangen? B. B. 420. 457. Vgl. Pred. 3, 20. A. G. 1, 25.

9, 7. Ich bin versichert, dasz es ihm (Gott) nicht zuwider ist, wenn man sich nach der Vorschrift Salomons richtet. Ich esse demnach mein Brod mit Freuden, und trinke meinen Wein mit gutem Muht. V. 60. 81.

9, 11. Der Prediger sagt: „Dasz zum Laufen nicht hilft schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug sein. Dasz einer angenehm sey, hilft nicht, dasz er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt es an der Zeit und Glück.“ E. S. 448. 487.

10, 5. Salomon sagt: dasz der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sey. E. S. 448. 488.

Ich sage von den Regenten nichts, als was Salomon und Juvenal vor mir gesagt haben, bloss den Mangel der Vernunft zu entschuldigen, den man den elenden Scribenten, vorwirft. Da ich nun beym Salomo fand, dasz Unverstand unter den Gewaltigen gemein sey: so darf man sich nicht wundern, dasz ich mir dieses zu Nutz gemacht habe. V. 40. 54.

12, 1. Wir (die elenden Scribenten) fangen ganz frühe an zu schreiben, und warten nicht biss die bösen Tage kommen, und die Jahre herzu treten, da man sagt: Sie gefallen mir nicht. E. S. 475. 519.

Der Prophet Jesaia.

8, 14. Nachdem ich also auch diesen Stein des Anstosses aus dem Wege geräumet . . . X. Y. Z. 108. 112. Vgl. Röm. 9, 32.

11. Er (Reinbeck) nimmt die offenbar hyperbolische Beschreibung, die Jesaias in seinem eilften Capitel von einer glückseligen Zeit machet, welche, wenn man seine Weissagung nach dem Buchstaben verstehet, niemalen gewesen ist, noch seyn wird, im eigentlichen Verstande. V. M. 540. 600.

11, 6. 7. Gesetzt nun, er (Manzel) bleibt bey der Meinung: so muss er glauben, dasz Ihro menschliche Majestät ihre vierfüssige

Unterthanen dergestalt in Ordnung zu halten gewusst, dasz, wie der Prophet sagt, die Wölfe bey den Lämmern geweidet, und die Pardel bey den Böcken gelegen: Ein kleiner Knabe Kälber junge Löwen und Mast-Vieh mit einander getrieben: dasz Kühe und Löwen (Luther: Bären) an einer Weide gegangen, ihre Jungen bey einander gelegen, und Löwen Stroh gefressen, wie die Ochsen. M. 622. 696.

13, 21. . . in einem Lande (Nova Zembla), welches man uns als eine Wüsteney, und als eine Wohnung des Ohim und Zihim beschreibet . . . V. F. 47. 47.

19, 18. . . Leute, die so übel in ihrem Christenthume unterrichtet sind, dasz sie glauben, sie müssten nohtwendig die Sprache Canaans mit Gott reden. U. U. 212. 230.

35, 4. Sey getrost und fürchte dich nicht. St. 341. 369. Vgl. Ps. 112, 8. Dan. 10, 19. Joel 2, 21.

38, 1. Ich weisz keinen Raht, als dasz er sein Haus bestelle . . . U. U. 247. 267.

58, 1. . . ich bin zufrieden, wenn nur die tummen ihre Stimme, wie eine Posaune, erheben. E. S. 519. 569.

Der Prophet Jeremia.

23, 29. Hammer des Gesetzes. G. W. 52. 54. X. Y. Z. 117. 123.

Die Klagelieder Jeremiä.

3, 14. . . habe ich (Philippi) nicht Ursache, mich in mein Herz zu schämen, dasz ich mich so vorsetzlich zu einem Liedlein in der gelehrten Welt gemacht? G. B. 410. 447.

Der Prophet Hesekiel.

18. 20. Dasz ein Sohn die Missethat des Vaters nicht tragen solle, ist ein Satz, der so fest in der Vernunft gegründet ist, als er klar in der Bibel stehet. M. 579. 648.

33, 11. Vôtre excellent coeur me fait esperer que Votre Excellence ne voudra pas la mort du pecheur. . . .

Brief an Brühl vom 11. Jan. 1750. (Helbig S. 71.) Vgl. Hes. 18, 23.

Der Prophet Daniel.

3. Hätten sie (die elenden Scribenten) aber die Alten gelesen, so würde ihnen die Unempfindlichkeit und Zufriedenheit, welche die erwehnten drey Männer (Sievers, Philippi und Rodigast) mitten in ihrem Unglück, eben wie Sadrach, Mesach und Abed Nego in dem feurigen Ofen, von sich blicken lassen, nicht die geringste Verwunderung verursachen. E. S. 492. 538.

4. 5. Als Nebucadnezar einen bedenklichen Traum gehabt hatte, und sein Sohn Belsazer die unbekannte Schrifft an seiner Wand nicht lesen konnte, wurden alle Weisen und Chaldäer zusammen geruffen. V. F. 59. 59.

Der Prophet Amos.

6, 6. Wofern ich die Welt recht kenne: so wird sich, wenn ich meinen Mund nicht aufthue, wohl keiner des Schadens Josephs annehmen. E. S. 437. 475.

Der Prophet Jona.

3. Obgleich auch unsere Feinde (die guten Scribenten) selbst ihren Jonas darum nicht für einen falschen Propheten halten, weil der Untergang der Stadt Ninive, welchen er vorher verkündigt hatte, nicht erfolget ist: so hast du doch wohlgethan, wehrter Philippi, dasz du den Einfältigen alle Gelegenheit beschnitten, das Maul über dich und deine Weissagung zu reissen. St. 363. 393.

4, 11. Was würde es mit unserer armen Kirche nicht für ein Ansehen gewinnen, wenn der studierenden Jugend, die in den Glaubenssachen den Kindern zu Ninive vollkommen ähnlich ist, die schädlichsten Irrthümer beygebraeht werden sollten? G. W. 97. 98.

. . . einfältige Leute, oder Schul-Knaben, die nicht wissen, was recht und link ist. V. 39. 53.

Der Prophet Micha.

2, 11. Irrgeister. G. W. 83. 84.

Der Prophet Haggai.

2, 7. 22. Himmel und Erde bewegen. U. U. 225. 224. Vgl. Hebr. 12, 26.

Der Prophet Sacharja.

3, 2. . . . die sichere Hoffnung, du werdest viele Gemühter wie ein Brand aus dem Feuer reissen. St. 350. 378.

Apocrypha.

Die Weisheit Salomonis.

1, 4. Der erste Mensch hat durch den schädlichen Apfelbiss auch die Wissenschaft der Algebra, einer Weisheit, die auch in boshafte Seelen kömmt, verloren. M. 652. 729.

Das Buch Jesus Sirach.

4, 3. . . sie (die Vorgesetzten des M. Sivers) wuszten, dasz man einen Betrübten nicht noch mehr betrüben müste. X. Y. Z. 119. 126.

6, 2. Ich weisz unstreitig, dasz man sich nicht klug düncken lassen müsse, jedermann zu tadeln. Jena. (Helbig S. 32.)

29, 23. . . . ohne an das gemeine Sprüchelchen ingratum si dixeris, omnia vitia dixeris, zu denken, so ist es mehr als zu bekannt, was Syrach von einem Undankbaren sagt. G. W. 22. 25.

Neues Testament.

Evangelium Matthäi.

5, 15. Unsere Kirche lobt unsern Luther, dasz er das Licht des göttlichen Wortes unter dem Scheffel hervorgezogen. G. W. 81. 82. Vgl. Mark. 4, 21.

5, 16. Ich bitte ihn (Sivers) zu bedenken: Ob er nicht als ein Geistlicher, andern mit einem guten Exempel vorzuleuchten, verbunden sey? X. Y. Z. 118. 124.

5, 44. Er (Sivers) weisz, dasz man auch seine Feinde lieben, und die, welche uns fluchen, segnen müsse. X. Y. Z. 118. 124. (Philippi) weisz, dasz man auch denen, die uns fluchen, nicht fluchen müsse. U. U. 284. 305.

6, 2... seine Klagen über die Undankbarkeit haben einen Klang, den man kaum von den Posaunen der Heuchler unterscheiden kann. G. W. 23. 27.

6, 3. Jeder weisz, dasz er noch nicht unter diejenigen gehöre deren Linke nicht weisz, was die Rechte thut. G. W. 23. 36.

6, 6. Ich bete auch; aber in meinem Kämmerlein. B. 153. 165/166.

6, 7. Wer kan ihm (dem Verf. des Briontes) verdenken, dasz er eine so lächerliche Bemühung, schriftmäszig zu beten, für den nächsten Weg zu demjenigen Geplapper ansiehet, vor welchem Christus seine Jünger warnet? U. U. 213. 231.

6,34. Sie (die ersten Menschen) wusten nicht, was es sey, für den andern Morgen zu sorgen. M. 640. 715.

7, 15. . . . Vielmehr ist es gewiss, dasz sie diejenigen, welche dieses gethan (von einer Verbesserung des Christentums in Ansehung der Sitten geschwatzet) für falsche Brüder, und in Schafskleider sich wickelnde Wölfe gehalten. G. W. 50. 52.

7, 22. . . . Mit Leuten, die dencken wunder! was sie für Thaten gethan . . . U. U. 251. 270. (Ähnlich oft in der hl. Schrift.)

7,29. Der Hr. Mag. Sievers predigt gewaltig. X. Y. Z. 115. 121.

8, 20. Er ist blut arm, er hat nicht, wo er sein Haupt hinleget. U. U. 235. 254.

9, 12, Die Starcken bedürfen des Artztes nicht, sondern die Krancken. M. 575. 643.

11, 25. Ich muss der Spötter lachen, die es nicht verdauen können, dasz du Gott gepriesen, dasz er das, was du vorgetragen, den Weisen und Klugen verborgen, und dir, als einem Unmündigen, offenbahret. St. 358. 388. 389.

11, 29. Die unsichtbare Kirche ist von Herzen demüthig. U. U. 208. 226.

12, 42. Ich las das Heldengedicht des Hn. Prof. Philippi. Siehe! sprach ich, hier ist mehr als Sievers. V. 17. 23.

13, 8. Der Saame, den er ausstreuet, fällt auf ein gutes Land. X. Y. Z. 115. 120. Vgl. Luk. 8, 8.

13, 57. Ich kann nicht bergen, dasz es mir eine Freude seyn würde, wenn meine Landsleute überführet werden möchten, dasz es Leute gebe, die meine Verdienste besser zu erkennen wissen, als mein undanckbares Vaterland. V F. 73. 75.

16, 18. Sie (die Prediger) würden verzagen, wenn sie sich nicht der Zusage Christi, kraft welcher auch die Pforten der Hölle wider seine Kirche nichts ausrichten sollen, erinnerten. G. W. 98. 99.

18, 6. Sollten unsere Feinde wissen, wie geschwinde wir (die

elenden Scribenten) mit unsern Schriften fertig werden: sie würden, ohne Zeitverlust, ihre Vernunft ins Meer werfen, da es am tiefsten ist. E. S. 471. 514.

19, 10. Stehet die Sache eines Mannes mit seinem Weibe also, so ists nicht gut ehelich werden. M. 675. 755.

19, 24. Es ist leichter, dasz ein Cameel durch ein Nadel-Oehr gehe, als dasz ein solcher Schwärmer klug werde. U. U. 252. 272.

21, 33 ff. ... den Weinberg der christlichen Kirche verwüsten. E. S. 484. 528.

22, 14. Da er nun zu dem auserwehlten Häuflein gehöret . . , V. 14. 17/18.

22, 18. Indessen haben sich die Spötter nicht so sehr verstellen können, dasz man ihre Schalkheit nicht merken sollte. U. U. 304. 326.

22, 34. . . . hinlänglich, den Spöttern das Maul zu stopfen. Z. J. 9. 12/13. . . . Wie hat ihm nicht Sievers das Maul gestopffet. Z. J. 10. 14. . . . Deswegen habe ich denen . . . einmahl vor allemahl das Maul gestopfet. U. U. 310. 333. . . . Lästerern das Maul stopfen. St. 386. 448. . . . diese Aufführung ist allein fähig, meinen unverschämten Gegnern das Maul zu stopfen. B. B. 430. 468. Ich bemühete mich, den mich richtenden Pharisäern das Maul zu stopfen. V. 23. 30. . . . Gelegenheit, denen Schwätzern das Maul zu stopfen. A. XXVII. 800. 888.

23, 24. Wo dieses nicht Mücken seigen, und Cameele verschlucken ist, so weisz ichs nicht. E. S. 451. 491. Thut man dieses nicht, so sage ich, dasz man Mücken seiget, und Cameele verschlucket. V. 51. 69.

23. 27. So bald er sich (der Christ) durch diese Leidenschaft (die Hoffnung auf Seligkeit) regieren läszt, ist er ein übertünchtes Grab. G. W. 29. 32. ... übertünchte Gräber ... G. W. 99. 100.

24, 23. Sie (die Gesellschaft der kleinen Geister) ist in der ganzen Welt ausgebreitet, und doch kan niemand sagen: Siehe, hie oder da ist sie. B. 129. 137. Vgl. Mark. 13, 21.

25, 32. Diese Bücher (die symbolischen) scheiden die Schafe von den Böcken. G. W. 87. 88.

26, 65. Was brauchen wir weiter Zeugnisz? E. 494. 540.

26, 73. . . . ihre Sprache verräht sie . . . U. U. 209. 227.

26, 75. Er (Philippi) kehrte das Gesicht gegen die Wand, und weinete bitterlich. G. B. 413. 450.

Evangelium Marci.

7, 32—35. 35. . . löse das Band meiner Zungen. B. 144. 154.

13, 7. Aber sehen sie dann nicht dasz man, auf den Fall, (wenn alle Welt weise wäre) auch von Krieg und Kriegsgeschrey nichts hören würde? V. 49. 66. Vgl. Matth. 24,6.

14, 33. . . mit Zittern und mit Zagen . . . St. 340. 367.

16, 16. . . so lange der Satz wahr bleibt, dasz wir allein durch den Glauben an Christum selig werden, so lange wird es falsch seyn, dasz die guten Werke etwas zu unserer ewigen Wohlfahrt beytragen. G. W. 4. 8.

Evangelium Lucä.

2, 1—14 ... was er (Rodigast) vorbringt könnte mit Fug ein vollständiger Auszug aus dem Evangelio am ersten Weihnachts-Tage heissen, wenn er nicht schändlich vergessen zu melden, dasz zu der Zeit, als Christus gebohren, Cyrenius Land-Pfleger in Syrien gewesen. A. XXV. 783. 870.

2, 29. 30. Ich will nun gerne sterben, allerliebster Philippi, nachdem ich dein Angesicht gesehen habe. St. 330. 356.

2, 35. Es wird ihnen durch die Seele gehen. V. F. 86. 88. ... Dieser Beweiss wird ihnen durch die Seele gehen. E. S. 446. 485. ... Es muss denen Juristen durch die Seele gehen. A. XXII. 786. 873.

4, 4. Der Mensch lebet nicht allein vom Brodt, hat Christus gesagt. M. 600. 671. Vgl. Matth. 4,4. V. Mos. 8,3.

7, 16. Was wird es ihr (der Gesellschaft der kleinen Geister) nicht vor Ehre bringen, dasz unter uns ein Prophet aufgestanden? St. 357. 386.

8, 13... eine Zeitlang halten sie es mit uns; aber zur Zeit der Anfechtung fallen sie abe. St. 381/382. 413. . . zur Zeit der Anfechtung . . . E. S. 445. 484.

9,62. . . die Furcht, mich zu versündigen, wenn ich meine Hand vom Pflug zöge, ist Ursache, dasz ich diese böse Gedancken fahren lasse. X. Y. Z. 99. 102. Es ist nicht glaublich, dasz solche Leute (wie Manzel) der Fluch trefen werde, der auf diejenigen geleget ist, so die Hand vom Pflug ziehen. A. XXVII. 788. 875.

10, 21. . . Sie freuet sich im Geiste (die gelehrte Welt). U. U. 267. 286.

10, 30... unter die Spötter gefallen... U. U. 244. 263. . . unter die Mörder gefallen . . . St. 341. 369. Schlugen sie einen groben Sünder, so liessen sie ihn nicht unverbunden in seinem Blute liegen; sie hatten gleich das Oel und den Wein des Evangelii zur Hand und tröpfelten in die gemachten Wunden. G. W. 52. 54.

11, 27. Ruhe sanft, glückseliger Leib, der du einen so vortrefflichen Mann getragen hast! V. F. 81. 83.

14, 23. Er (le Fèvre) darf nur auf die Landstrasze und an die Zäune gehen, und von den gelehrten Krüppeln, Lahmen und Blinden den ersten den besten nehmen. Jena. (Helbig S. 30.)

15, 17. Glücklich ist derjenige, der bei Zeiten in sich schläget. G. B. 406. 441.

16. Diese Herren (die bösen Poeten) können mit den Schätzen, welche ihnen nicht sauer zu verdienen, haushalten, als sie wollen. Je reichlicher und freygebiger sie ihre Kostbarkeiten ausspenden, je lieber ist es mir. E. S. 512. 561.

16, 27—31. Ich verspeche mir wenig gutes: und ein Engel vom Himmel würde nicht vermögend sein etwas auszurichten, wenn man ihn nicht hören will. Brief an den Bürgermeister Mester in Sternberg vom 28. Juni 1736 aus Paris. (Lisch S. 162.)

17, 10. Wir thun was wir schuldig sind, und sind unnütze Knechte. G. W. 30. 33. Wer es thut, der thut, was er zu thun schuldig und ist ein unnützer Knecht. U. U. 282. 303.

19, 12—26. Ich schreibe um mit dem mir beygelegten Pfund zu wuchern. Z. J. 5. 6.

19, 42. Die Erfahrung giebt es, dasz die meisten Menschen nicht erkennen wollen, was zu ihrem Frieden dient. M. 572. 641. . . . er (Philippi) hat es nicht erkennen, noch bedencken wollen, was zu seinem Frieden diene. G. B. 405. 440. . . ein strafbarer Frevel, wenn man die Natur meistert, die besser weisz, was zu unserm Frieden dienet, als wir selbst. E. S. 466. 508.

23. Der Schächer am Kreuze, der ohne alle gute Werke bloss durch seinen Glauben der ewigen Seligkeit theilhaftig wurde, lehrt uns durch sein Exempel, dasz man in dem letzten Stündlein nicht nöthig habe, seiner Sünden wegen zu verzagen. G. W. 62. 63.

23, 31. Geschicht das am grünen Holze; was will am dürren werden? Z. J. 7. 10/11.

23, 40. Ich bitte alle, die mit dem Herrn Prof. Philippi in gleicher Verdammnisz sind, dieses wohl zu behertzigen. G. B. 406. 441.

23, 41. Ein böser Scribent . . . empfähet, was seine Thaten wehrt sind. . . U. U. 241. 260. Empfangen wir, was unsere Thaten wehrt sind, so sind wir Märtyrer der Wahrheit. St. 355. 384.

Ich habe meines Vaters nicht verschonet, der doch ausser dem, dasz er mich gezeuget, nichts ungeschicktes gehandelt hat. (Angeblich Worte Philippis.) G. B. 411. 448. Er (Philippi) empfing, was seine Thaten wehrt waren. V. 25. 33.

24, 41. . . auf Reisen ist es ihnen nicht erlaubt zu fragen: Habt ihr nichts zu essen? X. Y. Z. 123. 130.

24, 45. Ich muss ihnen also das Verständniss öfnen. U. U. 214. 232.

Evangelium Johannis.

2, 17. Vgl. Ps. 69, 10. Wir werden ihm die Probe unseres Eifers um das Haus des Herrn auf's Nachdrücklichste zu fühlen geben. G. W. 41. 44.

3, 11. Vgl. I. Joh. 4, 14. Es mag bey unsern Lesern stehen, ob sie einem unbescholtenen Manne glauben wollen, der zeuget von dem, das er gesehen hat. B. B. 422. 459.

6, 9. Was ist das aber unter so viele? E. S. 514. 563.

8, 7. Ich wollte den ersten Stein wider ihn aufheben. U. U. 202. 220.

8, 52. Abraham und die Propheten sind gestorben und bleiben darum doch wohl, was sie sind. B. B. 420. 457.

11, 35. Ich verdencke es Ihnen nicht, wenn Ihnen bey einem so unvermuhteten Anblicke die Augen übergehen. B. 152. 164. Versuchen sie zu spotten: ich bin ihnen gut dafür, dasz uns gleich die Augen übergehen werden. U. U. 256. 276.

16, 20. Seyd versichert, dasz eure Traurigkeit sich bald in Freude verkehren wird. St. 331. 357.

19, 28. Plagt sie (Leute, die keine biblische Wendung gesprächsweise benutzen wollen) der Durst, so dürfen sie nicht sagen, dasz sie dürste. X. Y. Z. 123. 130.

20, 29. Indem sie (die Laien) das, was ihnen ihre Lehrer sagen, auf Glauben annehmen, machen sie sich der Seligkeit würdig, die Christus allen denen, die nicht sehen und doch glauben, versprochen hat. G. W. 40. 42. Ich will lieber mit unseren reinesten Gottesgelehrten nicht sehen, und doch glauben, als sagen, dasz ich sehe, was ich doch nicht sehe. V. M. 532. 587.

Der Apostel Geschichte.

1, 24. . . . eine grosse Verwegenheit, wenn man sich zu einem Hertzenskündiger aufwirft. X. Y. Z. 110. 115.

2, 30. Frucht der Lenden. M. 654. 731.

2, 44—47. Kein Priester in einer Handelsstadt macht sich ein Gewissen, auf der Cantzel für einen Schiffer zu beten, der nach Bourdeaux gegangen ist; wohin er doch niemahlen kommen würde, wenn er so gesinnet wäre als die ersten Christen zu Jerusalem. V. 50. 67. 68.

3. Wenn der Lahme vor der schönen Thür, den Petrus gesund machte, anstatt zu betteln, alle, die in den Tempel gingen, mit lauter Stimme ersuchet hätte, sich an einem gewissen Orte zu Jerusalem einzufinden, und seine Luftsprünge anzusehen: so bin ich versichert, dasz die Apostel Petrus und Johannes, wie ehrbar sie auch sonst waren, über den Narren gelachet, und nimmer ein Wunder an ihm gethan haben würden. Und ich soll nicht lachen, wenn Sievers und Philippi Bücher schreiben, und ein Handwerk treiben wollen, wozu sie vielleicht ungeschickter sind, als der Lahme vor der schönen Thür zum Tanzen? V. 54. 55. 73. 74.

4, 32. Man siehet wohl, dasz der Herr Prof. Manzel meint, die ersten Menschen hätten gelebet als die ersten Christen. Diese waren ein Hertz und eine Seele, und hatten ihre Güter gemein. M. 636. 637. 712.

9, 1. Sie schnauben mit Dreuen uud Morden. St. 328. 354.

9, 5. Die Gelassenheit, die der Herr Professor bishero bezeiget, lässet uns hoffen, er habe den wahrhaftig heroischen Entschluss gefasset, nicht wieder den Stachel zu lecken. U. U. 310. 333. Ich leckte wider den Stachel. G. B. 410. 446.

9, 15. Unsere Kirche ist bey den Lehren dieses auserwählten Rüstzeuges (Paulus) geblieben. G. W. 5. 9. . . . diesem auserwählten Rüstzeuge (Luther). . . . G. W. 82. 83.

9, 22. Eine Satyre ist eigentlich nichts anders, als eine deductio ad absurdum, und folglich ein erlaubtes und kräftiges Mittel, die Thoren einzutreiben. U. U. 257. 277.

13, 19. Ein verworrener Kopf . . . kann nicht über Unrecht klagen, wenn man ihn . . . aus dem Lande der Gelehrten vertilget. U. U. 251. 252. 271.

17, 18. Sie (unsere Gottesgelehrten) griffen diese Schwärmer in Leipzig, wo sie ihre neuen Götter zuerst verkündigten, an. G. W. 52. 54. 55.

19, 28. Sie (die Anhänger Gottscheds) werfen das Buch (Breitingers krit. Dichtkunst) weg, und rufen: Gross ist die Dichtkunst des Herrn Gottscheds! L. 44.

26, 24. . . . Der Schluss ist so unbegreiflich, dasz Luther nichts anderes vermuhten konnte, als dasz sie ihm zurufen würden: Paule du rasest. G. W. 47. 49.

Die Epistel Pauli an die Römer.

1, 26. 27. Sie (die guten Scribenten) haben den natürlichen Brauch der Vernunft in den unnatürlichen verkehret. E. S. 466. 509.

3, 28. . . . glauben, es habe nicht viel zu bedeuten, wenn man dem rechten Glauben, der allein gerecht macht, die guten Werke an die Seite setze. G. W. 54. 56.

. . die Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, die allein durch den Glauben geschiehet. G. W. 56. 58.

Citat. G. W. 71. 72/73.

5, 10. Gott hat uns geliebt, da wir noch seine Feinde waren, sagt Paulus ausdrücklich. G. W. 25. 28.

6, 12. Die Pflicht des Christen erfordert, dasz er die Sünde nicht herrschen lasse. E. S. 467. 509.

6, 23. Die Vernunft hält den Tod nicht vor der Sünden Sold; sondern für eine notwendige Folge unserer Beschafenheit. M. 661. 739.

7, 7. Paulus sagt selbst: Ich wuste nichts von der Lust, wenn das Gesetz nicht gesaget, lasz dich nicht gelüsten. A. XXVII. 795. 884.

7, 24. So lange wir mit dem Leibe dieses Todes umgeben sind, werden wir uns wohl mit dieser verdrieszlichen Eigenschaft (der Vernunft) schleppen müssen. E. S. 467. 509.

8, 19—26. Wie tröstlich muss der seufzenden Creatur diese Weissagung (Philippis über den jüngsten Tag) nicht seyn, aus welcher sie lernet, dasz ihre Erlösung so nahe ist. St. 358. 388.

8, 28. Wir können versichert seyn, dasz denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. G. W. 101. 102.

Wie den Frommen alles zum Besten dienen musz: so hat auch unser Creutz (das der elenden Scribenten) seine Vortheile. E. S. 517. 567.

8, 32. Die Liebe Gottes gegen uns ist unendlich, dasz er auch seines eigenen Sohnes nicht verschonet, um seine Gerechtigkeit zu besänftigen. G. W. 25. 28.

Ich habe meines eigenen Vaters nicht verschonet (angeblich Worte Philippis). G. B. 411. 448.

11, 6. G. W. 4/5. 8.

12, 8. Sie (Grossmütige) geben, nach dem Befehl des Apostels, einfältiglich. G. W. 24. 27.

13, 4. Die erlaubte Rache werde von der Obrigkeit ausgeübet, die das Schwerd nicht umsonst führet. V. 51. 70.

Man muss wissen, dasz ein Mensch der lesen und schreiben, und von einem Buche urtheilen kan, auf seine Art, eben sowohl ein geistlicher König ist, als ein Christ, und seine Feder so wenig umsonst führet, als die Obrigkeit ihr Schwerd. V. 52. 70.

Die erste Epistel Pauli an die Corinther.

2, 9. Nimmer würden so vortreffliche Worte aus seinem (Philippis) beredten Munde gegangen seyn, wenn er sich erinnert hätte, dasz, wie die gemeine Rede gehet, noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menschen Herz kommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihm lieben. B. 164. 178. (Vgl. S. 215.)

2, 10. Ich rühme mich keiner Philosophie, durch welche ich auch die Tiefe der Gottheit ergründen könnte. V. M. 532. 587.

3, 6. Bei jener edlen Feuchtigkeit,[1])
Die jüngst vom Predigtstuhl geflossen,
Erinnerte ich mich der Zeit
Da Paul gepflanzt, Apoll begossen.
Ich freuete mich inniglich,
Und sprach: Die Zeiten bessern sich,
Ein Mann thut, was sonst Zweene thaten.
Drum Spötter! ist euch noch zu rathen?
So lacht nicht, wenn mein Sievers piszt,
Und wenn er pflanzt, zugleich begieszt.
Pott, Vorr. S. XXIV. Müchler I, X.
Schmidt von Lübeck 153.

4, 2. Ich versichere, dasz ich, wenn Sie mir dasselbe (das Amt, Unkraut auf dem Parnasz auszujäten) aufzutragen belieben sollten, wenigstens dahin streben werde, dasz ich treu erfunden werden möge. Jena. (Helbig S. 39.)

7, 40. Ich glaube, ich habe auch den Geist Gottes. G. W. 55. 57.

13, 7. Die Liebe aber kann viel Dinge leiden, wie Paulus sagt, die Liebe duldet alles. G. W. 45. 47.

13, 9. Ich wollte wünschen, dasz sie (die Gelehrten) begreiffen lernten, dasz ihr Wissen Stückwerck sey. V. F. 43. 49.

Sie (die guten Scribenten) bekennen, dasz alle hre Arbeit, ihr Wachen, ihr Lesen, ihr Nachdencken ihnen keine andere Vortheile gebracht habe, als dasz sie begreifen gelernt haben, dasz unser Wissen Stückwerck sey. E. S. 497. 544.

15, 9. Was mich, den geringsten unter allen Dienern Christi anlanget . . . G. W. 55. 57.

Die zweite Epistel Pauli an die Corinther.

4, 7. Ich glaube, sie werden gerne gestehen, dasz sie ihren Schatz in irdischen[2]) Gefässen tragen. M. 674. 754.

4, 16. Es ward ihm (Philippi) sowohl das Lesen, als das Bücherschreiben, gänzlich verboten. Ich bekenne, die Diät war seinem innern Menschen sehr heilsam; aber der äussere muszte nohtwendig dabey zu kurz kommen. V. 35. 47.

---

1) Wohl in Gedanken an dieses Epigramm sagt Liscow im Briontes 152. 163. 4: „Es fehlt nicht viel, so brechen ihre huldreiche Augen in Freuden-Thränen aus. Aber, Meine Herren, sparen Sie diese edle Feuchtigkeit noch . . ."

2) Irdisch in der Bedeutung von irden (terrenus) kommt auch sonst vor. Vgl. Grimm, D.W.B. 4, 2, 2156 u. 5., z. B. bei Schupp.

11, 19. . . . Predigt über den Spruch: „Ihr vertraget gerne die Narren, die weil ihr klug seyd.“ Jena. (Helbig S. 38.)

11, 20. Sie (die unsichtbare Kirche) besteht aus Gliedern, die alle gerne leiden, wenn sie jemand schilt, wenn sie jemand schläget, ja wenn man sie gar schindet, und ihnen ins Angesicht streicht. U. U. 208. 226.

12, 2. 4. Paulus, meine Herrn, ward, wie Sie wissen, bis in den dritten Himmel entzückt, und kam so klug wieder, als er hingegangen war. B. 164. 178.

U. U. 213—220. 231—238.

12, 7. Er (Philippi) weisz, dasz der Satansengel, der ihn mit Fäusten schlägt, nicht in Niedersachsen ist. U. U. 284. 305.

Die Epistel Pauli an die Galater.

3, 13. Ich sage nur, dasz er (Christus) uns durch seinen Tod von dem Fluche des Gesetzes erlöset hat. G. W. 7. 10.

4, 4. Er (Gott) sandte ihn (seinen Sohn) in der Fülle der Zeit wirklich in die Welt. G. W. 6. 10.

5, 6. G. W. 71. 72/73.

6, 1. Wir sind geneigt, einem in Ansehung der Sitten strauchelnden Bruder mit sanftmühtigem Geiste wieder aufzuhelfen. G. W. 41. 43.

Ich habe gespottet: Aber auf eine solche Art, dasz mein Spotten dennoch mit dem sanftmühtigen Geiste, mit welchem man seinen Bruder, der von einem Fehl übereilet wird, wieder zurecht zu helfen verbunden ist, sehr wohl bestehen kan. V. 57. 77/78.

6, 3. . . . gewissen Leuten, die denken, sie wären etwas... L. 4.

Die Epistel Pauli an die Epheser.

2, 3. Die Vernunft weisz von keiner Erb-Sünde, von keinen Kindern des Zorns. M. 577. 646.

3, 7. Du wirst ihnen nach der Gabe, die dir gegeben ist, in das innerste ihrer Hertzen sehen. St. 357. 387.

4, 27. Du hast wohl gethan, dasz du dem Lästerer nicht Raum gegeben. St. 363. 393.

4, 28. Ein Geistlicher, der so gesinnet ist, dasz er mit seinen eigenen Händen schaffet, dasz er habe zu geben den Dürftigen. . . Jena. (Helbig S. 38.)

6, 11. (Ich habe) den Pr. Philippi genugsam wider die listigen Anläufe dieser Verführer gewaffnet. U. U. 310. 333.

. . . den listigen Anläufen unserer Feinde widerstehen. St. 383. 415.

6, 17. . . . sehen, ob er geschickt sey, das Schwerdt des Geistes wider die Ketzer zu führen. X. Y. Z. 117. 123/124. Vgl. Hebr. 4, 12.

Die Epistel Pauli an die Philipper.

2, 12. Womit wollen sie beweisen, dasz die unsichtbare Kirche so ehrwürdig sey, dasz man mit Furcht und Zittern von ihr reden müsse? U. U. 208. 226.

Ein guter Scribent wird nicht ohne vorhergegangene Ueberlegung und mit Furcht und Zittern schreiben. E. S. 475. 519.

Die Epistel Pauli an die Colosser.

2, 23. Ich kenne viele, die, wie der Apostel sagt, des Leibes nicht verschonen und dem Fleisch nicht seine Ehre thun zu seiner Nothdurft. G. W. 42/43. 45.

Viele an sich kluge und verständige Männer werden durch die Erziehung, und andere Umstände, die nicht in ihrer Gewalt sind, verleitet und gleichsam genöhtiget, allgemeine Thorheiten, die den Schein der Weisheit haben, in ihren Schriften zu vertheidigen. U. U. 222/223. 241.

3, 2. Sie (die Obrigkeit) mag befehlen, dasz ihre Unterthanen nur nach dem trachten sollen, das droben ist. Es bleibt beym Alten. A. XXVII. 796. 884.

Die zweite Epistel Pauli an die Thessalonicher.

3, 2. Sollten sich einige finden, die es mir verargen, dasz ich die schöne Harmonie nicht einsehe, welche sie sich zwischen Vernunft und Ofenbahrung eingeführet zu haben einbilden; So bitte ich zu bedencken, dasz diese hohe Einsicht nicht jedermans Ding sey, so wenig als der Glaube. V. M. 532. 587.

Die erste Epistel Pauli an Timotheum.

4, 8. . . . sie könnten es nicht anders ausdeuten, als dasz der Apostel Paulus offenbar Lügen gestraft werde, wenn man sage, die Gottseligkeit sey zwar zu allen Dingen nütze, allein zur Seligkeit nicht; da doch dieser Apostel ausdrücklich hinzusetze, sie habe auch die Verheissung des zukünftigen ewigen Lebens. G. W. 72. 73.

4, 12. Ich will ihnen (den Buchdruckern) genug zu schaffen geben: niemand verachte meine Jugend. Z. J. 42. 41.

Die zweite Epistel Pauli an Timotheum.

3, 2. 5. Es hat sich eine Art Menschen hervorgethan, die da haben den Schein eines gottseligen Wesens, seine Kraft aber verleugnen. G. W. 52. 54.

Sie (die Leipziger) haben die Sprache unserer neuen Weltweisen ziemlich gelernet . . . Dieses giebt ihnen den Schein eines philosophischen Wesens: Allein seine Krafft verläugnen sie. L. 35/36.

4, 3. . . man kann sie nicht unter die bösen Scribenten rechnen, so lange sie nur blosz ihren besten Fleiss anwenden, allgemeine Thorheiten als heilsame Lehren vorzustellen. U. U. 223. 241.

Die Epistel Pauli an Titum.

1, 9. Unsere (der Geistlichen) Pflicht ist, ob dem Wort zu halten, das gewisz ist. G. W. 94. 95.

Die erste Epistel Petri.

1, 8. . . was sollten so elende Creaturen thun können, das fähig wäre, Gott zu bewegen, ihnen eine so grosse Belohnung zu geben,

als die unaussprechliche Freude ist, welche die Gläubigen zu erwarten haben? G. W. 9/10. 13.

2, 2. . . die unverfälschte lautere Milch des Evangelii . . . G. W. 51. 53.

3, 7. Was können so schwache Werkzeuge thun? (Die Schwestern der Gesellschaft der kleinen Geister.) St. 341. 368.

4, 8. Man decket seine Fehler mit dem Mantel der Liebe zu. G. W. 42. 45.

Dasz mich die christliche Liebe verbinden sollte, die Thorheit dieser Leute (der elenden Scribenten) mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, das glaube ich nicht. V. 54. 73.

Die zweite Epistel Petri.

1, 19. Wir thun wohl, wenn wir in Beweisung unsrer Vortreflichkeit und Vorzüge vor andern Thieren, des Standes der Unschuld u. d. g. uns blosz auf das feste prophetische Wort gründen. M. 597. 668.

1, 21. Die Ehrerbietung, welche wir den von Gottes Geist getriebenen Männern schuldig sind, verbindet uns, ihre Worte so zu erklären, dasz dieselbe der Erfahrung nicht entgegen. M. 625. 699.

. . . die heiligen und von Gottes Geiste getriebenen Männer einer Unbedachtsamkeit zu beschuldigen. G. W. 88. 89.

3, 10. Die Apostel Petrus und Paulus sagen, des Menschen Sohn werde kommen als ein Dieb in der Nacht. U. U. 201. 219.

3, 16. Der Apostel Petrus schreibt, dasz darin (in den Briefen Pauli) etliche Dinge schwer zu verstehen, welche verwirrten die Ungelehrigen und Leichtfertigen. G. W. 80. 82.

Die erste Epistel Johannis.

2, 17. Die Welt vergeht mit ihrer Lust. E. S. 452. 492.

4, 20. Wie kan man von den guten Scribenten verlangen, dasz sie ihren Nächsten lieben sollen, da sie sich selbst nicht lieben? E. S. 514. 563. 564.

5, 19. . . . heutiges Tages, da das menschliche Geschlecht so gar im Argen liegt. . . . M. 659. 737.

Die Welt, Meine Herren, liegt so gar im Argen, dasz ihr alles, was den geringsten Schein der Gottseligkeit hat, lächerlich und thöricht vorkömmt. B. 152. 164.

Die Epistel an die Ebräer.

7, 1—3. Er (Rodigast) war eine Art von Melchisedech, terrae filius, von dem ich nichts weiter erfahren konnte. . . . V. 46. 63.

12. 1. . . . eine Schwachheit, die allen Rednern und Poeten natürlicher Weise anklebet. Ein jeder bildet sich ein, er sey der Beste. . . . U. U. 252. 271.

12, 6. Wir können nicht glauben, dasz der Verfasser des Briontes durch den liebreichen Backenstreich, den er dem Herrn Professor Philippi gegeben, ein solches Ungewitter wider ihn erregen wollen. A. XVII. 758. 843.

13, 17. Wie übel würden unsere Lehrer nicht dran seyn, wenn

alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen liessen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Cantzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut ist. E. S. 458. 499.

Die Epistel Jacobi.

Nichts ist so geschickt, die Leute zu Pietisten zu machen, als die Epistel Jacobi. Dieser Apostel redet so hart wider den Glauben, und streichet die guten Werke so heraus, dasz der selige Vater Luther nach seiner heroischen Weise, dreiste weg sagte, die Epistel Jacobi sey eine stroherne Epistel. . . . G. W. 76. 77. 78. . . . (Besonders 90/91. 91/92.)

2, 24. . . . in diesem Verstande hat auch der Apostel Jakob gesagt, dasz der Mensch durch die Werke gerecht werde, nicht durch den Glauben allein. G. W. 34. 37.

Citat. G. W. 71. 72. 73.

4, 7. Wer ihm (dem Teufel) wiederstehet vor dem fleucht er. M. 571. 639.

Die Offenbarung Johannis.

3, 14. 15. . . . wenn es dem heil. Johannes gefallen hätte, so viel Gelehrsamkeit und Mühe anzuwenden, um in seine Apokalypse Verstand hineinzuschreiben, als der ehrliche Campegius um Verstand hineinzuerklären, so würde sie ein ganz erträgliches Buch seyn. Billet an Pastor Engel in Parchim 1739. Vgl. Gedächtniszschrift auf Johann Jakob Engel. Von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin, 1806. 33.

. . . Sie werden befinden, dasz alle die falschen Künste, welche Sie etwa von dem Herrn Buddeus, der wie der Engel der Gemeine zu Laodicea weder kalt noch warm war, erlernet, nicht zureichen. . . . G. W. 4. 8.

13, 18. Die Zahl des Thieres, die an der Stirne dieses Bildes zu sehen. . . . V. F. 60. 60/61.

17, 1. . . . das Bild der grossen Hure. . . . V. F. 60. 60.

II. Schriftstellerische Werke.

Anmerkungen über den Abriss eines neuen Rechts der Natur u. s. w.

571. 639.	Ep. Jak. 4, 7.	623. 697.	I. Mos. 9, 2.
572. 641.	Luk. 19, 42.	623. 697.	Ps. 8, 7—9.
575. 643.	Matth. 9, 12.		I. Mos. 1, 26.
577. 646.	Eph. 2, 3.	624. 698.	I. Mos. 9, 2.
579. 648.	Hes. 18, 20.		Ps. 8, 7.
588. 658.	Pred. 1, 9.	625. 699.	I. Mos. 1, 26.
597. 668.	II. Petr. 1, 19.	625. 699.	II. Petr. 1, 21.
600. 671.	Luk. 4, 4.	635/6. 711.	I. Mos. 3.
601. 672.	I. Mos. 1, 26.	636/7. 712.	Ap. 2, 44.
606. 678.	I. Mos. 3, 18.	640. 715.	Matth. 6, 34.
622. 695.	I. Mos. 1, 26.	642. 718.	I. Kön. 1,51; 2, 28.
622. 696.	Jes. 11, 6. 7.	650. 727.	I. Mos. 3, 8.

52. 729.	I. Mos. 3.	674. 754.	II. Kor. 4, 7.
52. 729.	Weish. 1, 4.	675. 755.	Matth. 19, 10.
54. 731.	Ap. 2, 30.	676. 755.	Pred. 3, 1.
55. 732.	II. Mos. 20, 5.	686. 767.	II. Mos. 13, 21; 14, 19. 20.
59. 737.	I. Joh. 5, 19.		
61. 739.	Röm. 6, 23.	691. 771/2.	I. Mos. 1—3.
74. 754.	I. Mos. 1, 28.		

Über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit.

3. (Motto.)	Sprichw. 27, 6.	51. 53.	I. Petr. 2, 2.
. 8.	Mark. 16, 16.	52. 54.	Jer. 23, 29.
. 8.	Offb. 3, 14. 15.	52. 54.	Luk. 10, 34.
/5. 8.	Röm. 11, 6.	52. 54.	II. Tim. 3, 2. 5.
. 9.	Ap. 9, 15.	52. 54.	I. Kön. 18, 17. (18.)
. 10.	Gal. 4, 4.	52. 54/55.	Ap. 17, 18.
. 10.	Gal. 3, 13.	54. 56.	Röm. 3, 28.
/10. 13.	I. Petr. 1, 8.	55. 57.	I. Kor. 15, 9.
5. 18.	Röm. 1, 5.	55. 57.	I. Kor. 7, 40.
2. 25.	II. Mos. 5, 21.	56. 58.	Röm. 3, 28.
2. 25.	Sir. 29, 23.	62. 63.	Luk. 23.
3. 26.	Matth. 6, 3.		Röm. 3, 28.
3. 27.	Matth. 6, 2.	71. 72/73.	Jak. 2, 24.
4. 27.	Röm. 12, 8.		Gal. 5, 6.
5. 28.	Röm. 5, 10.	72. 73.	I. Tim. 4, 8.
5. 28.	Röm. 8, 32.	76. 77/78.	Jak.
9. 32.	Matth. 23, 27.	80. 82.	II. Petr. 3, 16.
0. 33.	Luk. 17, 10.	81. 82.	Matth. 5, 15.
4. 37.	Jak. 2, 24.	82. 83.	Ap. 9, 15.
0. 42.	Joh. 20, 29.	83. 84.	Mich. 2, 11.
1. 43.	Gal. 6, 1.	87. 88.	Matth. 25, 32.
1. 44.	Joh. 2, 17.	88. 89.	II. Petr. 1, 21.
2. 45.	I. Petr. 4, 8.	90/1. 91/2.	Jak.
2/43. 45.	Kol. 2, 23.	94. 95.	Tit. 1, 9.
5. 47.	I. Kor. 13, 7.	97. 98.	Jon. 4, 1.
7. 49.	Ap. 26, 24.	98. 99.	Matth. 16, 18.
0. 52.	Ps. 139, 21. 22.	99. 100.	Matth. 23, 27.
0. 52.	Matth. 7, 15.	101. 102.	Röm. 8, 28.
1. 53.	Ps. 102, 25.	101. 102.	Ps. 6, 3—5.

Klägliche Geschichte von der Zerstöhrung der Stadt Jerusalem u. s. w.

Vorrede.		Anmerkungen.[1]	
. 6.	Luk. 19, 12—24.	13. 17.	Matth. 24.
. 10/11.	Luk. 23, 31.	13. 17.	II. Mos. 12, 8. 15.
. 12/13.	Matth. 22, 34.		„ 23, 15.
0. 14.	Matth. 23, 34.		„ 34, 18.
1. 15.	I. Mos. 9, 1.	18. 22.	Weish. 2, 2.

1) Diese Stellen sind aus naheliegenden Gründen nicht in das erste 'erzeichnis aufgenommen.

19. 22.	Ap. 7, 52.	18. 22.	Mark. 5, 1.
20. 23.	Luk. 11, 17. 18.	25. 27.	Luk. 8, 27.
22. 25.	Jak. 1, 13.	25. 27.	Matth. 8, 29.
25. 27.	I. Sam. 17, 51.		

Entschuldigung.

42. 41.	I. Tim. 4, 12.

Vitrea fracta.

47. 47.	Jes. 13, 21.	73. 75.	Matth. 13, 57.
48. 49.	I. Kor. 13, 9.	80. 82.	II. Mos. 12, 29—
59. 59.	Dan. 4. 5.	81. 83.	II. Sam. 17, 23.
60. 60.	Offb. 17, 1.	81. 83.	Luk. 11, 27.
60. 60/61.	Offb. 13, 18.	86. 88.	Luk. 2, 35.

Briontes der Jüngere . . .

129. 137.	Matth. 24, 23.	152. 164.	Joh. 11, 35.
134. 142/3.	I. Sam. 28.	152. 164.	Offb.
137. 146.	IV. Mos. 33, 55.	152. 164.	I. Joh. 5, 19.
141. 150.	Ps. 1, 1.	153. 165/6.	Matth. 6, 6.
143. 153.	II. Mos. 6, 12. 30.	164. 178.	I. Kor. 2, 9.
144. 154.	Ps. 13, 4.	164. 178.	II. Kor. 12, 2. 4.
144. 154.	Mark. 7, 35.	170. 185.	Spr. 30, 18/19.
144. 154.	Ps. 22, 17.	179. 195.	I. Kön. 2, 2.
144. 155.	Ps. 78, 1.		(Jes. 40, 6. 7—

Der sich selbst entdeckende X. Y. Z.

99. 102.	Luk. 9, 62.	117. 123/4.	Eph. 6. 17.
108. 112.	Jes. 8, 14.		(Ebr. 4, 12.?)
	(Röm. 9, 32.?)	118. 124.	Matth. 5, 16.
110. 115.	Ap. 1, 24.	118. 124.	Matth. 5, 44.
115. 120.	Matth. 13, 8.	119. 126.	Sir. 4, 3.
	(Luk. 8, 8.?)	123. 130.	Joh. 19, 28.
115. 121.	Matth. 7, 29.	123. 130.	Luk. 24, 41.
117. 123.	Jer. 23, 29.		

Unparteyische Untersuchung . . .

193. 209.	I.Kön.1,51. II.28—34.	225. 244.	Hagg. 2, 7. 22.
201. 219.	II. Petr. 3, 10.	235. 254.	Matth. 8, 20.
202. 220.	Joh. 8, 7.	241. 260.	Luk. 23, 41.
207. 225.	Ps. 89, 6. 149, 1.	247. 267.	Jes. 38, 1.
208. 226.	Phil. 2, 12.		II. Kön. 22, 20.
208. 226.	II. Kor. 11, 20.	251. 270.	Matth. 7, 22.
208. 226.	Matth. 11, 29.	251. 270.	I. Kön. 18, 17. 18.
209. 227.	Matth. 26, 73.	251/2. 271.	Ap. 13, 19.
212. 230.	Jes. 19, 18.	252. 271.	Ebr. 12, 1.
213. 231.	Matth. 6, 7.	252. 272.	Matth. 19, 24.
213. 231 ff.	II. Kor. 12, 2. 4.	254. 274.	Pred. 2, 2.
214. 232.	Luk. 24, 45.	254. 274.	Pred. 3, 4.
222/3. 241.	Kol. 2, 23.	256. 276.	Joh. 11, 35.
223. 241.	II. Tim. 4, 3.	257. 277.	Ap. 9, 22.
223. 242.	II. Mos. 10, 21.	262. 282.	II. Sam. 18, 5.

286.	Luk. 10, 21.	304. 326.	Matth. 22, 18.
303.	Luk. 17, 10.	307. 329.	Hiob 42, 6.
305.	Matth. 5. 44.	310. 333.	Ap. 9,5.
305.	II. Kor. 12, 7.	310. 333.	Matth. 22, 34.
323.	Hiob 3, 1.	310. 333.	Eph. 6, 11.
324.	I. Mos. 21, 6.		

Stand- oder Antrittsrede.

Vorrede.		355. 384.	Luk. 23, 41.
339.	I. Mos. 9, 20 ff.	357. 386.	Luk. 7, 16.
	(III. Mos. 18, 7.)	357. 387.	Eph. 3, 7. (4, 7.)
		358. 388.	Röm. 8, 19—26.
Antwort.		358. 388.	Matth. 11, 25.
354.	Ap. 9, 1.	363. 393.	Eph. 4, 27.
356.	Luk. 2, 29. 30.	363. 393.	Jon. 3.
357.	Joh. 16, 20.	366. 396.	I. Kön. 22, 11.
359.	I. Mos. 4, 5. 6.		(II. Chron. 18, 10.)
367.	Mark. 14, 33.	380. 412.	Ps. 1, 1.
368.	I. Petr. 3, 7.	381/2. 413.	Luk. 8, 13.
369.	Luk. 10, 30. 36.	383. 415.	Eph. 6, 11.
369.	Jes. 35, 4.	386. 418.	Matth. 22, 34.
378.	Sach. 3, 2.		

Eines berühmten Medici glaubwürdiger Bericht.

439.	I. Sam. 17.	410. 446.	Ap. 9, 5.
440.	Luk. 19, 42.	410. 447.	Klagel. 3, 14.
441.	Luk. 23, 40.	411. 448.	Röm. 8, 32.
441.	Luk. 15, 17.	411. 448.	Luk. 23, 41.
	(I. Kön. 8, 47.)	413. 450.	Matth. 26, 75.
445.	Ps. 84, 7.		

Die Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten.

475.	Amos 6, 6.	478. 522.	Ps. 138, 2.
484.	Luk. 8, 13.	482/3. 527.	Sprw. 15, 30.
485.	Luk. 2, 35.	484. 528.	Matth. 20, 33.
487.	Pred. 9, 11.	484. 529.	II. Mos. 5, 21.
488.	Pred. 10, 5.	492. 538.	Dan. 3.
491.	Matth. 23, 24.	494. 540.	Matth. 26, 65.
492.	I. Joh. 2, 17.	497. 544.	1. Kor. 13, 9.
499.	Ebr. 13, 17.	506. 554.	I. Mos. 25, 21. 22.
506.	I. Mos. 3.	506. 554.	I. Mos. 38, 27—30.[1]
508.	Luk. 19, 42.	512. 561.	Luk. 16.
509.	Röm. 1, 26. 27.	514. 563.	Joh. 6,9.
509.	Röm. 7, 24.	514. 563/4.	I. Joh. 4, 20.
509.	Röm. 6, 12.	517. 567.	Röm. 8, 28.
514.	Matth. 18, 6.	518. 568.	Ps. 32, 9.
519.	Pred. 12, 1.	519. 569.	Jes. 58, 1.
519.	Phil. 2. 12.		

1) Übrigens vgl. S. 202.

Bescheidene Beantwortung.

420. 457.	Pred. 6, 6. (Pred. 3,20. Ap. 1,25.)	422. 459.	Joh. 5, 31.
		423. 460.	I. Kön. 2, 2.
420. 457.	Joh. 8, 52.	430. 468.	Matth. 22, 34.

Vorrede (zu der Samlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften).

5. 6.	I. Mos. 9, 21—23.	49. 66.	Mark. 13, 7.
14. 17/18.	Matth. 22, 14.	50. 67/68.	Ap. 2, 44—47.
15/16. 20.	II. Kön. 22, 2.	51. 69.	Matth. 23, 24.
17. 23.	Matth. 12, 42.	51. 70.	Röm. 13, 4.
23. 30.	Matth. 22, 34.	52. 70.	Röm. 13, 4.
25. 33.	Luk. 23, 41.	53. 72.	I. Mos. 9, 21—23.
31. 42.	I. Mos. 4, 12.	54. 73.	I. Petr. 4, 8.
35. 47.	II. Kor. 4, 16.	54/5. 73/4.	Ap. 3.
39. 53.	Jon. 4, 11.	57. 77/8.	Gal. 6, 1.
40. 54.	Pred. 10, 5.	60. 81.	Pred. 9, 7.
46. 63.	Ebr. 7, 1—3. (I. Mos. 14, 18.)		

Neue Vorrede des Verfassers
(zu den Anmerk. über den Abriss eines neuen Rechts der Natur)

532. 587.	II. Thess. 3, 2.	532. 587.	Joh. 20, 29.
532. 587.	I. Kor. 2, 10.	540. 600.	Jes. 11.

Vorrede von einem Ungenannten (zum Longin).

4.	Gal. 6, 3.	44.	Ap. 19, 28.
31.	II. Sam. 18, 5.	46.	Sprw. 1, 1—5.
35/36.	II. Tim. 3, 5.		

Anhang einiger Auszüge.

XVII. 758. 843.	Ebr. 12, 6. (Offb. 3, 19.)	XXVII. 788. 875.	Luk. 9, 62.
		XXVII. 795. 884.	Röm. 7, 7.
XXV. 783. 870.	Luk. 2, 2.	XXVII. 796. 884.	Kol. 3, 2.
XXVII. 786. 873.	Luk. 2, 35.	XXVII. 800. 888.	Matth. 23, 24.

Briefe.

Danksagungs-Schreiben an die deutsche Gesellschaft in Jena.
Lübeck, den 12. Februar 1734. (Helbig S. 28—40.)

30.	Luk. 14, 23.	38.	Eph. 4, 28. II. Kor. 11, 19.
32.	Sir. 6, 2.		
32.	I. Mos. 21, 9.	38.	Hiob 15, 27. Ps. 73, 7.
34.	III. Mos. 19, 14.		
35.	Sprw. 27, 22.	38.	Sprw. 26, 16.
		39.	I. Kor. 4, 2.

Brief an Bürgermeister Mester in Sternberg
vom 28. Juni 1736 aus Paris (Lisch 162/3).
162. | Luk. 16, 27—31.

Billet an Pastor Engel in Parchim 1739
colai, Gedächtniszschrift auf Johann Jakob Engel. 1806. S. 33).
Die Offenbarung Johannis.

Brief an den Grafen Brühl
n 11. Januar 1750 aus dem Gefängnis in Dresden (Helbig 70/1).
71. | Hesek. 33. 11 (18,23).

Gedicht

(auf Sivers).

Pott. Vorr. XXIV.
Müchler I, X.
Schmidt von Lübeck[1]) 153. } I. Kor. 3, 6.

Anhang.

1. Zu Seite 190. A. 10.

Richter gelangt zu dem Ergebnisse[2]): „Bei weiterer verglei-
ıender Betrachtung der Satiren Rabeners und Liscows müssen wir
ɜkennen, dass die ganze Manier der Darstellung auch im Verhält-
isse zu dem Zwecke steht, den beide Satiriker mit ihren Satiren
ɜrfolgen. Derselbe ist bei Rabener entschieden ein ethischer . . .
Liscow dagegen ist, wie Julian Schmidt (Geschichte des geistigen
ebens in Deutschland von 1681—1781. I. Bd. S. 486)[3]) richtig bemerkt,
ie ganze Schriftstellerei nicht Herzenssache: er schreibt zur Belusti-
ıng eines Kreises von Freunden, die ihm auch die Opfer, die seiner
eder anheimfielen, lieferten.“

Dieser Ansicht Schmidts, die Richter ja auch zu vertreten scheint,
ann ich nicht ohne weiteres in ihrer allgemeinen Fassung beipflichten.

Der Zweck der Rabenerschen Satire ist freilich sittlich. Ist
ɜr Zweck Liscows nicht sittlich? Denkt man freilich nur an die
usserung Liscows: „die Lust, die mit der Zeugung geistlicher Kin-
ɜr verknüpfet ist, ist mein einziger Endzweck gewesen,“[4]) so könnte
an Schmidts Ansicht unbedingt zustimmen. Erwägt man aber da-

1) Historische Studien von Schmidt von Lübeck. Altona bei J. F. Hammerich. 1827.

2) XXII.

3) Schmidt scheint seine minder günstige Ansicht über Liscow später 'esentlich geändert zu haben. S. seine Geschichte der deutschen Litteratur ɔn Leibniz bis auf unsere Zeit. Berlin 1886. I. 183—185.

4) V. 4. 5.

neben andere Worte Liscows, so erkennt man, dass er nicht nur die Freude am Arbeiten selbst erstrebt hat. „Ich gehe mit meinen Gegnern um, als ein Vater mit seinem Kinde. Ein Kind gewöhnt sich oft an, das Maul zu verdrehen, die Augen zu verschiessen oder sonst etwas, das ihm nicht wohl anstehet . . . Der Vater wird den Fehler des Kindes gewahr, macht ihm seine Verdrehung auf eine geschickte Art nach und frägt: Wie läszt mir das? Das Kind schämet sich und fasset von Stund an den Entschlusz, sich zu bessern".[1])

Rabener sagt[2]): „Wir können unsern Kindern die äusserlichen Fehler des Übelstandes nicht leichter abgewöhnen, als wenn wir solche vor ihren Augen nachahmen: sie sehen alsdann, wie häszlich sie lassen, und schämen sich . . ." So handele auch er in seinen Satiren, sagt Rabener.

Solche Äusserungen beider Satiriker weisen doch auf dieselbe Absicht, auf die Absicht zu bessern. Inwieweit freilich Besserung durch Satire erreicht wird, ist eine andere Frage.

Im allgemeinen erscheint mir das Verhältnis also:

Liscow will dadurch abschrecken, dass er einen aus der Mitte der Schuldigen herausgreift und abstraft; Rabener will durch allgemein gehaltene Beispiele belehrend warnen.

In manchen Fällen schiessen beide über ihr Ziel. Liscow wird zu persönlich, Rabener wird zu allgemein. Um nur nicht in den Verdacht eines persönlichen Angriffes zu geraten, verzichtet er sogar bisweilen darauf, seinen Personen wenigstens den dichterischen Schein des Lebens zu verleihen, sie als ganze Menschen auftreten zu lassen: er baut sie vor dem Auge des Lesers auf; er sagt offen: nun gebe ich ihm noch diese oder jene Eigenschaft, lasse ihn noch dieses oder jenes thun.

Dass die Schriftstellerei Liscows nicht Herzenssache sei, ist in dem Sinne zutreffend, als er nach dem landläufigen Ausdrucke mehr Verstandesmensch als Gefühlsmensch gewesen ist. Wenn er aber auch vorwiegend negativ thätig gewesen ist, so liegen doch den meisten seiner Schriften, schon den beiden ersten, innere Erfahrungen und Kämpfe zu Grunde, die nicht allein den Verstand angingen.

Dass Liscow seine Satiren zur Belustigung eines Kreises von Freunden geschrieben habe, ist nicht bei allen zutreffend. Seine Epistel z. B. dient der Belustigung, wenn überhaupt, so erst in dritter Reihe.

Im Anschlusse hieran möchte ich noch auf einige Punkte der Arbeit Richters eingehen.

Seite XIII und XIV hebt Richter mit Recht den deutschnationalen Charakter der Satire Rabeners hervor und weist

---

1) V. 67. 58.

2) I. 60. I. 12. Die Stellen aus Rabener sind angeführt nach der Ausgabe: Gottlieb Wilhelm Rabener's sämmtliche Werke. Mit einem Vorwort und der Lebensbeschreibung des Verfassers; neu herausgegeben von Ernst Ortlepp. Stuttgart. J. Scheible's Buchhandlung 1839; und nach der Ausgabe: Gottlieb Wilhelm Rabeners Satiren. Vierte Auflage. Leipzig, im Verlag Johann Gottfried Dyck. 1759.

zum Schlusse auf die Geschichte der nicht zu stande gekommenen Unterredung Rabeners mit Friedrich dem Zweiten hin. Richter schliesst mit den Worten: „Wo findet sich in Liscows Schriften eine Spur von so durchaus nationaler Gesinnung!"[1])

Eine Stelle wenigstens erweist, dass Liscow sich auch als Deutscher fühlte. „Ich kann mit Gott reden, ohne dasz ich nöhtig habe, den Psalter und die Offenbarung auszuplündern. Ich rede, als ein Deutscher, deutsch mit ihm, und ich denke, er verstehe mich".[2])

Seite XXIII erhebt Richter auf Grund einer Stelle eines Briefes an Brühl[3]) den Vorwurf kriechender Demut. Er folgt hierin Hettnern.[4]) Einige Ausdrücke Liscows in diesem Briefe sind wirklich äusserst demütig, und nun gar „Vôtre excellent coeur ne voudra pas la mort du pecheur"! Ist das alles bittrer Ernst? Bricht nicht die ironische Art Liscows auch hier in der Gefahr durch? Jedesfalls ist schon der zweite Brief[5]) in ganz anderm Tone geschrieben. Wenn aber der erste Brief auch wirklich die Sprache übergrosser Unterwürfigkeit und nicht wenigstens teilweise die der Ironie führte, wäre Liscow deshalb so hart zu verdammen? Der Brief wäre dann eben als das Denkmal einer schwachen Stunde anzusehen, wie sie die meisten Menschen einmal haben. Freilich sind nicht von allen die unbequemen Zeugen solcher Schwäche aufbewahrt. Richter macht, wie Hettner,[6]) Liscow auch seine frühere Dienstbarkeit unter Karl Leopold von Mecklenburg insofern zum Vorwurfe, als er meint, sie stimme nicht mit dem Charakter eines Mannes, wie ihn Gervinus schildere.[7])

Aber gerade die Briefe Liscows aus dieser Amtszeit[8]) sprechen in vollem Masse für ihn nach mehr als einer Richtung, besonders für seine Festigkeit und Unerschrockenheit, auch für seinen Mannesstolz vor Fürstenthronen. Die Welt ist doch nicht so beschaffen, dass jeder nur einem solchen Fürsten dienen dürfte, in dem er das Muster eines vollkommenen Mannes sähe.

Wenn Richter ferner darauf hinweist, dass Rabeners letzte, bei der Belagerung Dresdens 1760 verbrannte Handschriften vielleicht erhöhte Forderungen befriedigen würden,[9]) so hindert nichts, dies auch von Liscows verbrannten Werken[10]) anzunehmen.

Rabener selbst ist Liscows Satiren wohl recht abgeneigt gewesen. An einigen Stellen scheint er sich ausdrücklich gegen Liscow

1) Es darf hierbei nicht ausser Acht gelassen werden, dass viele Briefe Rabeners, nur wenige Liscows erhalten sind, und dass Rabener nahezu in den Jahren zu schriftstellern begann, als Liscow damit aufhörte.
2) Sammlung 154. 166.
3) Helbig a. a. O. S. 70 f. No. 1.
4) Hettner a. a. O. 389: „zu kriechender Niedrigkeit entwürdigt" . . .
5) Helbig a. a. O. S. 72 f.
6) Hettner 389: „wer die Angelegenheiten des despotischen Karl Leopold verfechten mochte, zeigt zur Genüge, dass er nichts weniger, als ein freier und fester Charakter ist . ."
7) Richter XXIII.
8) Siehe Lisch 151—176.
9) Richter XXIV.
10) Schubarts, des Patrioten, ges. Schriften. Stuttgart 1839. Bd. I. 127.

zu wenden. Er sagt z. B.: „Es gab in Deutschland eine Zeit, wo die Satire nicht anders, als auf Kosten der Bibel, witzig sein konnte. Wenn man recht fein scherzen wollte, so scherzte man aus den Psalmen, und es gab muntere Köpfe, welche so zu sagen, eine ganze satirische Concordanz in Bereitschaft hatten, um in ihrem eigenen Witze unerschöpflich zu sein;"[1]) und: „Manche sind nicht im Stande, Satiren, und lebhaft zu schreiben, wenn sie nicht einen aus dem Volke herausheben, und seine Laster oder lächerliche Gewohnheiten der Welt zur Schau stellen. Sie verfolgen und zerarbeiten ihn so lange, bis er der ganzen Welt verhaszt oder lächerlich ist."[2])

Rabeners Schriften bieten sehr wenige biblische Anspielungen, meines Wissens nur folgende:

I. 66. I. 19. 20. Joh. 9, 2.
I. 111—113. I. 8. 9. I. Mos.
I. 184. I. 94. I. Mos. 1, 27.
I. 219. I. 137. I. Tim. 6, 9. 10.
I. 225. I. 144. I. Mos. 9, 21—23.
I. 261. I. 186. I. Tim. 4, 8.
II. 76. II. 262. Luk. 9, 54.
II. 78. II. 264. Ps. 37, 28. I. Sam. 12, 27.
II. 218. II. 136: 'brennen vor Eifer.'
II. 361. III. 304. V. Mos. 33, 25.
IV. 75. IV. 544. Sprichw. 19, 17.
IV. 331. I. Sam. 21, 13.
IV. 387. Röm. 14, 7.

Das ist freilich ein durchschlagender Unterschied gegen Liscow, mit dem Rabener sonst viele Berührungspunkte hat, worauf z. T. auch Richter hinweist, vielleicht mehr Berührungspunkte, als Rabener selbst wusste. Franz Muncker sagt freilich[3]): „Rabener hat mit diesem Vorgänger (Liscow) wenig gemein." Doch scheint Munckers Ansicht hierüber nicht fest zu sein. Denn wenige Zeilen später sagt er dann: „. . . Da lernte er (Rabener) bald von . . , bald von den moralischen Zeitschriften, von Liscow und von Swift . . ;" und: „. . . Er (Rabener) begann mit direkter Parodie und mit ironischen Lobschriften nach Muster der Humanisten und Liscows."

---

2. Zu Seite 192. A. 5.

Bernhard Seuffert setzt in seiner Besprechung des Litzmannischen Werkes[4]) die endgiltige Ausarbeitung der Schrift gegen Manzel in das Jahr 1735.

Ich möchte sie mit Litzmann dennoch dem Jahre 1729 zuweisen.[5]) Litzmann hat folgende Gründe:

1) Rabener I. 72. 73. I. 28 ff.
2) Rabener I. 81. I. 40.
3) Bremer Beiträger. Zweiter Teil. . . . . Herausgegeben von Franz Muncker. Berlin und Stuttgart. 14.
4) Anzeiger für Deutsches Alterthum und Deutsche Litteratur. Berlin. XI. 1885. 70—75.
5) Litzmann a. a. O. 7—10.

1. Die verschiedenen Angaben Liscows selbst widersprächen sich. Das litterarische Versteckspiel sei damals beliebt gewesen.

2. Liscow habe druckfertige Manuscripte öfters im Pulte behalten, so die Epistel an M. L.

3. Die Form sei nicht satirisch, Angriff und Widerlegung erfolge geradeswegs.

Freilich sei auch weder die Vorrede zur Sammlung noch die zum Longin durchaus ironisch-parodistisch, und man könne einwenden, Liscow habe als Parodist begonnen, als ernsthafter Schriftsteller geendet.

Aber die Behandlung des Stoffes gegen das Ende werde immer ähnlicher den Aufsätzen gegen Sivers und Philippi. Die Vorrede des Herausgebers von 1735 sei sogar ganz ironisch. Dass die Schrift gegen Manzel nicht so weitschweifig sei, wie ein Teil der späteren Schriften, habe seinen Grund darin, dass die Kräfte Liscows gewachsen seien, je höhere Aufgaben er sich gestellt habe.

4. Der Stoff weise auch etwa auf das Jahr 1729. 1730 falle[1]) ja auch die Epistel an M. L. Darin würden theologisch-dogmatische Fragen behandelt. Eben damals habe in Liscow, wie die Epistel beweise, eine religiöse Gärung geherrscht.

Seuffert macht für seine Ansicht folgende Gründe geltend:

1. Wäre die Schrift gegen Manzel 1729 verfasst, so könne man sich nicht erklären, weshalb Liscow, der so gerne citiere, in den sechs zunächst herausgegebenen Schriften keine französischen Citate anbringe, — nur Sammlung 13. 17 und 77. 79 wurde Bayle und Boileau flüchtig genannt.

2. Das Wachsen der Citate sei ziemlich stetig. Die Schrift gegen die elenden Scribenten und die gegen Manzel enthielten die meisten. Auch dadurch werde ihre nachbarliche Abfassung wahrscheinlich.

3. Die Schrift gegen Manzel sei ungewöhnlich kurz und prägnant.

Ich möchte gegen Seufferts Gründe folgendes anführen:

1. Es findet sich in der Epistel 56 ein Ausspruch Jurieus,[2]) 80 spricht Liscow davon, dass er das journal littéraire lese. Auch Seite 156. 168 (Briontes) bietet ein französisches Citat.

So scheint es mir wahrscheinlicher, dass Liscow zunächst auch bei seiner Beschäftigung mit der französischen Litteratur von der Theologie ausgegangen und erst später mit den Schriften vertraut geworden ist, die er dann in seinen Citaten hauptsächlich heranzieht.

2. Wenn Seuffert behauptet, die Citate Liscows wüchsen ziemlich stetig, und die Schrift von den elenden Scribenten wie die gegen Manzel enthielten die meisten, so ist das, wenigstens nach meiner Berechnung, nicht zutreffend. Zieht man, wie billig, die verschiedene Länge der einzelnen Schriften in Betracht, so ergeben sich in Pro-

1) Siehe den Beweis Litzmann 21 ff.

2) Pierre Jurieu, 1637—1713, reformiert, 1671 Pfarrer zu Vitry, 1674 Dr. und Prof. theol. in Sedan, 1681 Prof. theol. am Gymnasium zu Rotterdam, Verfasser vieler theologischer Schriften, besonders in Polemik gegen den Katholicismus.

zenten etwa folgende Zahlen: die Schrift gegen Manzel 30, die Epistel 18, die Anmerkungen zu der Zerstörung Jerusalems 63, Vitrea Fracta 20, Briontes 24, X. Y. Z. 80, die Unp. Untersuchung 30, die Standrede 29, der Glaubwürdige Bericht 10, die Bescheidene Beantwortung 40, die neue Vorrede zu der Schrift gegen Manzel 18, die elenden Scribenten 65, die Vorrede zu der Sammlung 28.

3. Dom dritten Grunde Seufferts steht m. E. Litzmanns Ansicht (N. 3) mindestens gleichwert gegenüber.

Somit kann ich mich nicht dazu verstehen, die Zeitrechnung Seufferts für die Schrift gegen Manzel anzunehmen.

Wenn Seuffert ferner Liscow eine Ablehnung des Reimes auf Grund der Stelle 175; 190. 191 zuschreibt, so muss man erwägen, dass an dieser Stelle nur von einer einseitigen Beurteilung nach dem Reime die Rede ist. Liscow selbst hat ja gereimt; ein Epigramm ist ja vorhanden. Sollte das sein einziger dichterischer Versuch sein?

Dagegen hat Seuffert m. E. Recht, wenn er den Grund, warum Liscows Schriften eine weitere Rolle nicht spielten, nicht, wie Litzmann (S. 74), in seiner Abhängigkeit von Boileau sieht, sondern darin, dass der ganze Streit zwischen Leipzig und Zürich von beiden Seiten vielfach mit Liscowischen Waffen geführt ward, dass „mit bewusster Absichtlichkeit" eine Reihe der Liscowischen Motive ausgenützt wurde, dass Liscows Gegner auf die Dauer nicht interessieren konnten, dass man seine Manier in jüngeren Schriften wiederfand, deren Gegenstand der herrschenden Generation wichtiger war.

Über die Entstehung des Nibelungenliedes.

Von

Richard Nadrowski, Thorn in Westpr.

Lachmanns Liedertheorie, nur eine konsequente Folgerung aus der Wolfschen Hypothese, hat unter den Philologen der alten Sprachen heutzutage keine Anhänger mehr, und auch für das Nibelungenlied fängt eine andere Ansicht an sich geltend zu machen.[1])

Sind auch im Nibelungenlied Widersprüche vorhanden, so beweisen dieselben doch keineswegs, dass das Gedicht nicht von einem Verfasser herrühren könne.

Diesen Verfasser sucht nun Bartsch (l. c. p. 374) in dem bekannten Minnesänger v. Kürenberc.

So einleuchtend war die einheitliche Komposition beider Epen, der homerischen Iliade resp. Odyssee einer- und des Nibelungenliedes andrerseits, dass selbst eine Autorität wie Lachmann mit der Annahme mehrerer unabhängig von einander gedichteten und dann zu einem Ganzen vereinigten Lieder weder durchdringen noch überzeugen konnte.

Für Homer hat Grote[2]) die jetzt von allen acceptierte Hypothese aufgestellt, dass ein kleineres einheitliches und von Einem verfasstes Epos, welches den 'Zorn des Achill' zum Gegenstande hatte und die Bücher Il. I, VIII, XI—XXIII umfasste, später durch mancherlei Ausdichtungen und Zusätze (Il. II—VII, IX—X, XXIII bis XXIV) vermehrt und zu einer Iliade umgeschaffen wurde.

Durch Grotes Annahme sind also alle Schwierigkeiten gehoben, und es ist jetzt recht wohl erklärlich, dass

1. eine einheitliche Komposition hervortritt;
2. dass trotzdem Widersprüche sich finden.

Sollte sich in ähnlicher Weise nicht auch die Entstehung des Nibelungenliedes begründen lassen können?! Kann nicht auch hier ein ursprünglich kürzeres Gedicht des v. Kürenberc im Laufe der

1) C. Bartsch, Untersuch. üb. d. Nibelungenlied p. 376.
2) Grote, Griech. Gesch. übersetzt v. Meissner I, p. 529 ff.

Zeit durch Zusätze sowohl der Sänger, die es vortrugen, als später der Schreiber, die es abschrieben, bereichert und vervollständigt worden sein?

Dies scheint mir unumstösslich aus dem Schluss des Gedichts *ditze ist der Nibelunge nôt* hervorzugehen, ein Titel, der keineswegs entstanden ist „durch das Bestreben abzukürzen und Unnötiges zu vermeiden“,[1]) sondern welcher deutlich zeigt, dass der Verfasser des 'Nibelungen-Liedes' nur 'der Nibelungen Not', d. h. den Teil, wo die Burgunden im Hunnenreiche ihren Untergang fanden, zu behandeln beabsichtigt habe. — Sänger, die dies beliebte Gedicht verbreiteten, fügten der Vollständigkeit oder der im Epos enthaltenen Andeutungen wegen andere Teile der Sage hinzu, z. B. Kriemhilds Vermählung mit Siegfried, Siegfrieds Tod, Gunthers Brautfahrt zu Brunhild, den Sachsenkrieg u. a. m., so dass schliesslich aus der Nibelungen Not ein Nibelungenlied wurde, wie aus der Achilleis eine Iliade.

Nun war der Titel *nôt der Nibelunge* ein zu beschränkter, er passte nicht mehr, und der Schreiber der Handschrift C änderte mit richtigem Gefühl die letzte Halbzeile in: *daz ist der Nibelunge liet.*

Das Gedicht „von der Nibelungen Not“ begann mit dem sogenannten XI. Liede Lachmanns und hing so wenig mit der Rückfortsetzung (Lachmanns Lied I—X) zusammen, dass selbst nach der vom ersten Bearbeiter versuchten vermittelnden Überleitung der feinfühlige Schreiber von C sich genötigt fand, acht Strophen einzuschieben.

Schon Bartsch[2]) erkennt „zwei grosse Hälften“ im Nibelungenliede an: „die eine bis zu Siegfrieds Tod, die zweite von der Werbung Etzels an.“ — Giebt man zu, dass Lied I—X nur eine Rückfortsetzung von Lied XI—XX sei, so erklärt sich daraus vieles, was bisher unerklärlich blieb:

1. Dass in der ersten Hälfte sich bedeutend weniger ungenaue Reime finden,[3]) die Rückfortsetzung also jünger ist.

2. Dass die zweite Hälfte viel häufiger drei Hebungen in der letzten Halbzeile hat.[4]) Auch die Fortsetzung *diu klage* hat stets nur drei Hebungen, woraus man schliessen darf, dass die vier Hebungen der letzten Halbzeile im ursprünglichen Gedicht nicht vorhanden waren.[5])

3. Dass Zusätze seitens der Redaktion BC DJ, mit drei Ausnahmen (1598b, 1614b, 1818b), nur in der ersten Hälfte gemacht worden sind: das beste Zeichen, dass Lied XI—XX ein einheitliches fortlaufendes Ganze bildet und nur einen Dichter zum Verfasser hat. Lied I—X dagegen ist allmählich durch Zusätze vieler Dichter hervorgegangen, stellt also nicht eine einheitliche Erzählung dar und liess daher leicht noch mehr Einschaltungen zu.

Lachmann hat mehrere nicht zu verwechselnde Epochen der

1) Holtzmann, Untersuch. über das Nibelungenlied p. 124.
2) C. Bartsch, l. c. p. 375.
3) Holtzmann, l. c. p. 67.
4) Bartsch, l. c. p. 80.
5) Holtzmann, l. c. p. 153.

Sage konfundiert, die, nach Ritschl,[1]) mit Recht streng gesondert werden müssen:

A. Die Sage lebt als mündliche Erzählung.

B. Es werden in einzelnen kurzen Liedern, die unabhängig von einander sind, verschiedene Teile der Sage in gebundener Rede behandelt.

C. Es tritt ein Genie auf, greift ein passendes Sujet von grösserem Umfange heraus (Zorn des Achill, Rückfahrt des Odysseus, Not der Nibelungen) und behandelt es in künstlerischer Weise.

D. Dies Epos wird bekannt und beliebt, verdrängt die Einzellieder und wird, weil es nicht den ganzen Sageninhalt umfasst, durch Zusätze und Interpolationen zu einem Kompendium der ganzen Sage. (Iliade, Nibelungenlied.)

Die Epen Homers und der Nibelungen Not gehören in die vierte Epoche, nicht, wie Lachmann annimmt, in die zweite.

Die Zusätze als solche sind nicht schwer zu erkennen:

1. Der Interpolator bestrebt sich, eine kurze Andeutung des Originals mit mehr Worten wiederzugeben;

2. oder er erzählt bei einem vorkommenden Namen die ganze Geschichte der betreffenden Person;

3. oder er will eine Stelle des Originals in angemessenerer Weise erzählen und knüpft dann mit den Anfangsworten des Originals an die zu behandelnde Stelle an. Sind beide Behandlungen in unserem Text erhalten, so haben wir dann eine 'doppelte Recension.'

Dieselben Kriterien in der Zudichtung treten uns im Nibelungenlied entgegen, wo ausser demselben anknüpfenden Worte auch gern dieselben Reime der umzudichtenden Strophe beibehalten werden, z. B. 348 abc *leit: bereit, bereit: meit, kleit: bereit.*

Als Gesamtresultat ergeben sich folgende Perioden für die Geschichte des Nibelungenliedes:

I. Es existieren einzelne Lieder, die unabhängig von einander verschiedene Teile der Sage behandeln: der hürnene Siegfried, Gunthers Werbung um Brunhild, Siegfrieds Kampf um den Nibelungenhort u. a.

II. Ein genialer Dichter, der Kürenberger oder ein anderer, verfasst ein längeres, kunstvoll aufgebautes Epos, voll von Gemütskonflikten und Verwickelungen *von der Nibelunge nôt.*

III. An dies beliebte Gedicht tritt sowohl eine Rückfortsetzung (Lied I—X bei Lachmann) als auch eine Fortsetzung *(diu klage)*, weil das Gesamtschicksal der Nibelungen in diesem Epos niedergelegt werden soll (Nibelungenlied).

IV. Dieses der Einheit schon verlustig gegangene Gedicht wird niedergeschrieben und allmählich noch durch Zusätze seitens der Abschreiber bereichert.

Die Urhandschrift, aus der A und alle anderen Handschriften mittelbar flossen, hatte schon die dritte Epoche durchgemacht.

---

1) Ritschl, opusc. III über Pisistratus und dessen Redaktion der homer. Gedichte.

Die einheitliche Dichtung *von der Nibelunge nôt* war etwa 1150 entstanden; etwa 1170 erfolgte die erste umfassendere Bearbeitung (schon mit den beiden Fortsetzungen) in ein Nibelungenlied (A); die zweite (BD) geschah etwa 1180; die dritte (C) etwa 1190.

Bei dieser Ansicht über die Entstehung des Nibelungenliedes werden die meisten Schwierigkeiten beseitigt, und man verliert sich weder in das Extrem der 'Einzellieder' noch in das eines einheitlichen, von Interpolationen und Zusätzen völlig unberührten Werkes.

Jagdallegorie.

Von

Fritz Schulz, Königsberg i. Pr.

Die Universitätsbibliothek zu Königsberg besitzt eine Pergamenthandschrift aus dem 14. Jhd., Cod. 898, bestehend aus 103 Blättern, kl. Fol. Sie enthält auf Bl. 1—96 den Barlaam und Josaphat des Rudolf von Ems. Die zwei ersten Zeilen lauten:

Alpha et o. Kunic Sabaoth
Got des gewaltes craft gebot.

Es folgt sodann ein Traktat über Johannes den Täufer: Wir lesen in dem evangelio do sant lucas sprichet von dem gro3em herren sant Johannes Baptist — — Bl. 97—101.

Die letzten zwei Blätter enthalten ein von anderer Hand geschriebenes allegorisches Gedicht, 316 Verszeilen, paarweise gereimt erwähnt in v. d. Hagen und Büsching, Grundrifs S. 432, unter der Bezeichnung: Die Jagd, ein allegorisches Gedicht von der Minne.

Am Schlufs des Codex* liest man von neuerer Hand die Worte:

o here got vater erbarme dich
genediklichen über mich
La mich von Dir nicht
scheiden. Amen

und am Fufs des Blattes: Gaudeamus ōīs in dn̄o iesu xp̄o.

Die Jagdallegorie erzählt, wie ein Jäger mit seinen vier Hunden, Trôst, Harre, Stête, Triuwe, zehn Jahre lang vergeblich einer Hindin nachstellt. Auf seine Klagen giebt ihm ein wîser man den Rat, drei andere Hunde, Zwîfel, Wenken und Falsch, zur Jagd zu erwählen. Der Dichter hat das Gespräch beider belauscht und erjagt nun seinerseits mit diesen drei Hunden das Tier und nimmt es an ein Seil. Es naht nun die Minne mit ihrem Gesinde, und ihr Sohn fällt auf die Aufforderung seiner Mutter das Urteil dahin, dafs der Hindin die Augen auszubrechen seien. So solle es allen ergehen, die den verderben lafsen, der Trôst, Triuwe, Harre und Stête hat. Mögen sie dem Teufel verfallen sein.

Veröffentlicht wurde das Gedicht zum ersten Mal nach einer von mir besorgten Abschrift von Karl Stejskal in der Zeitschrift f. d. A., Neue Folge, Band XII, 1880, S. 254 ff. Der hier folgende Abdruck, einem Sonderzweck dienend, ist nach abermaliger sorgfältiger Einsicht der Hs. besorgt, wobei einzelne damals untergelaufene Versehen berichtigt sind. — Über die Heimat des Dichters (Alemannien) und die Abfassungszeit (Mitte des 13. Jhd.) verweise ich auf die Ausführungen von Stejskal a. a. O.

Het ich ze jagende sinne guot, (102a)
sô wolt ich mit wîsem muot
zîhen ûf den walt.
dô hât ein hinde sô balt
5 geflohen dur den tan,
dô hât ein jager an
gehetzet guote hunde.
maniger leige funde
hât er erdâcht, daʒ si im wære
10 worden, wan im was swære,
daʒ er sô lange hât gestrichen
der hinden nâ und sî entwichen
im sô verre was hin dan.
er was ein wegemüeder man
15 worden von dem gejagd.
sêre er daʒ klagd,
daʒ in sô wêning do verfieng
sîn langes harren, daʒ er gieng
mit triuwen ûf den spor,
20 als er het dicke vor
dem wilde nâch gegangen;
er was mit leide bevangen.
er sprach 'wie mag dis iemer wesen,
daʒ dis tier vor mir genesen
25 wil und ich im mit triuwen nâch
gân und ôch zuo im ist gâch!
und ôch mîne hunde
verdriusset keiner stunde,
si louffent mit dem wilde
30 ûf berg und ûf gevilde,
ûf eberen und ûf snê.
kein nigromante hilft nu mê.
ich het gemachet guote hag,
der ich mit ganzen triuwen pflag,
35 und dar in vil manigen rik
geleit mit sorgen dik,
daʒ kan alles niut verfâhen.
ach, wen sol mir vrœde nâhen?
nu hân ich doch die besten
40 hunde und ôch die festen,
die ieman mag gehân;
daʒ als niut helfen kan. (102b)
ich wânde mir helfen solte Trôst,
daʒ ich von jâmer würde erlôst,
45 und ôch mîn vrœde niuwe
macht Harre, Stête, Triuwe,
und ôch ander hunde guot,
die mit berichtem muot
louffent stille und ôch in lût;
50 des kunt alles hin die trût.
sô alle hunde niut jagen mê
mochten, sô tet Stête wê
allem dem gewilde.
daʒ ist ein grôs unbilde
55 worden, daʒ niut helfen kan
waʒ ich ie gelernet hân
von mir selb und anderswâ;
daʒ kan als niut helfen dâ.
ach herre, daʒ lâs erbarmen
60 dich, daʒ ich muoʒ armen!
mîn vrœde ich sus vertrîbe
und stirbe mit gesundem lîbe!'
Sîn klagen aller grôssest was,
er nieman getorste sagen daʒ.
65 er leite sich dô nider,
und wart im ê noch sider
von müedi nie sô wê,
im geschehe dô drîstunt mê.
in herz und in gedenken
70 begunde im sêre krenken
der ungefuog, der im geschach;
daʒ leit im durch sîn herze brach.
Die klag erhôrt ein wîser man,
der von geschicht dort hare kan
75 gegangen für in hin.

31. Hs. egeren. 32. Hs. nûgerate; Schreibfehler?

er sprach 'gegrüesset muost dû sîn!
wie lîst dû sus, daȝ sage mir.'
er sprach 'ja lôsent, daȝ ist mîn gir,
und gênt mir iuweren rât.
80 sîd iuch har getragen hât
von himelrîche got,
sô helfent mir ûs nôt.'
er sprach 'gerne, ob ich es kan.' (102c)
'ja,' seit der ellende man,
85 'ich hân gejaget wol zehen jâr
beide stille und offenbâr
einr hinden nâ ûf dem spor,
und ist mir gegangen vor,
daȝ ich mich ir hân verwegen.
90 râtent, wes ich solle plegen;
und lies nie niut belîben,
daȝ man zem jegd sol trieben.'
Ich kam âne geverde dar,
dô ich ir beider wart gewar.
95 ich verbarg mich hinder einem hag,
daȝ ich erhôrt ir beider sag.
der wîse sprach 'wie sint genant
dîn hunde, die tuo mir bekant.'
er sprach 'Trôst, Triuwe, Harre, Stête.
100 der vier hunde missetête
hôrt ich niemêr von in gesagen
und muos mich leider von in klagen.'
der wîse sprach 'ich tuon dir kunt,
dû muost haben andere hunt.
105 wilt du jagen mêre,
sô volge mîner lêre.
dû muost Triuwe und Stête lân,
Harre lâssen von dir gân,
Trôst lâ belîben
110 dâ heime, er kan vertrîben
dir niut ûf dem walt,
dô von dû in behalt.
und acht umb ein gehünde,
die könnent guote fünde.
115 Zwîfel und ôch Wenken
und Falsch, der kan erdenken
ûf dem louf gar guoten list;
si gênt dem wilde keinen frist.
und macht dû hân die drîe,
120 sô lâ si und schrîe
jû! sicher âne sorg;
si gênt dem wilde keinen borg
und ôch keine suon,
wilt dû eȝ gerne tuon. (102d)
125 sus strîtlöuf sint si selbe,
es ist niut sô schelbe,
si könnentz richtig machen.'
Des muost der jeger lachen,
wie wêning es im in herzen was.
130 er sprach 'ich tæte eȝ, wære daȝ:
solt ich mit trugenîe
umbe gân nu, phîe!
ich tuon sîn niut,' sprach dô der degen,
'ich wil mîns gehündes plegen
135 iemer mê ân ende,
dâr an mich nîema[n] wende,
und ôch mit in ersterben.
solt ich umb Falsch nu werben
und ôch umb Zwîfel, Wenken,
140 daȝ müest mich iemer krenken.
nein, mîn herze ein anders seit;
solt ich sîn iemer haben leit,
si koment nicht zuo mir,
ich niut des râtes volge dir.
145 dû gang von mir drâte
und sûme dich niut ze spâte.
möcht ich dich wol erlouffen,
ich wolt dich sêr zerrouffen,
vor der müedi die ich hân;
150 dû solt eim anderen râten an
und lâȝ gehœren mich,
oder ich henke dich sicherlich.'
Von dannan huob sich dô
der man und was gar vrô,
155 daȝ er mit êren dannan kan;
den weg er zuo guoten sprüngen nan.
Ich schiet mich ôch von dannan schiere
und was vrœwer denne viere
beide umb die wort

129. Hs. wȝ.

160 und daȝ ich dô erhôrt
von ir beider munde
und ich dar kunde
mich gerichten als ich solt,
wande ich eȝ versuochen wolt.
165 wan ich hatte genomen in (103a)
den rât, den er im tet dô schîn,
mîn herze wolt geruochen,
daȝ unbild dô besuochen,
daȝ ich dô von gesagent kund.
170 ûf stuont ich zer selben stunt.
Die drîe hunde ich balde vant
wand man si leider in dem lant
balder vindet denne dekein
hunde, wand si sint gemein
175 worden vil und dike;
man darf dekeine rike
noch einkeiner hag,
wâ man si haben mag.
ich fuor hin ûf die strâsse,
180 dâ hât ê gelâssen
der jeger sîne guoten hund.
ich lieȝ Valsch den bœsen slund
louffen in die ruor;
daȝ tier im dô widerfuor.
185 'jû!' schrei ich, 'nu dar,
Wenke nim ir eben war!'
Zwîfel lies ich strîchen mit.
dô der kam mit sîme sit,
einkeinr möcht ein erkouffen
190 als bald als erlouffen
dô die selbe hinde was
wie lang si ê genas
vor eime guoten jeger
der manig wildgeheger
195 hât gemacht mit sîner kunst;
er hât witz und die vernunft
lange gehabt mit triuwen
und muost dô von mit riuwen.
Ich nam daȝ tier an ein seil.
200 mir was dô lichte mîn teil
worden ân gevêrde,
doch was mir ein swêrde,
daȝ unbilde dô geschah.
Mit dem ich rîten sach
205 die Minne und ir gesinde.
des erschrag die hinde; (103b)
ich was sîn aber vrô.
zuo der Minne sprach ich dô
'gnâde, vrouwe, ich ger gerichtes
210 und ôch des urphlichtes.
vernement hie, daȝ ich iuch sage!
ich hân erjaget in eime tage
dis wild mit falschem geziuge,
ich iuch des niut enliuge,
215 mit Zwîfel, Falsch und Wenken;
des sont ir wol gedenken.
der het ein guoter jeger vor
gegangen ûf der spor
mêre den zehen jâr
220 beide stille und offenbâr
mit guotem reinen gehunde,
er hatte keine kunde
der falschen als er solte.
mit recht ers gewinnen wolte
225 oder aber verlieren;
nu ist im wirs den vieren
ie würde von keime gejagt.
wer in sehe, er klagt
in für alle man,
230 der ie jagendes muot gewan.
dar umb soent ir vrâgen
des rechten âne betrâgen.'
Die Minne sprach dô zuo ir sun
'als dû hâst wol vernun,
235 nâch dem rechten urteil sprich,
ûf die sache ich billich rich.'
'mich dunket recht,' sprach dô hin wider
ir sun, 'daȝ man si lege nider
und ir breche die ougen ûs.
240 billich gât die urteil sus,
sô huetent sich deste ê
ein ander vor dem wê.
dunket ieman anders recht old guot,
der sage ôch den sînen muot

210. Der Genitiv urphlichtes findet sich noch Monumenta Zollerana I, 495: und gâtend ûf und verzigend sich ietze ingêndes urpfihtes für sich und alle ir erben.
239. Hs. d'gen.

245 schier bî sînem eide,
ê ich von hinnan scheide.'
eȝ was allessamment slecht (103c)
die urteil dô und ôch daȝ recht.
von dannan schiet die Minne dô.
250 Ich wolt es, in allen gieng alsô,
die mit Falschen sich erwerben
lâssent und den lânt verderben,
der mit Stête umbegât.
ich wolte, daȝ ir niemer rât
255 würde hie noch dort,
sô hetten si lîcht fort
ein kleine umbe ir wanken.
der tiufel muese in danken,
und niemer in beschehe
260 guot, die man sus sehe
mit Falsch, mit Stête umbegân.
den segen soent si von mir hân,
billich man in fluochen sol.
in muesse niemer werden wol
265 hie ûf erde in dirre zît.
unsêlig sî ir lîp
und ôch ir leben, des bit ich got.
si muessen werden gar ze spot
und niemer in beschehe guot,
270 sîd daȝ ir unstêter muot
sus rechte triuwe übersicht
und sich mit falscher geschicht
lânt fâhen und erwerben
und den lânt verderben,
275 der Trôst, Triuwe und Harre hât
und Stête keinest von im lât.
daȝ müesse got erbarmen;
si sönt vil wol erwarmen
in fegefiure hie und dort.
280 der tiufel neme si in ein ort
von biderben liuten ferre hin,
sîd daȝ si mit ir falschen sin
niut wênt an eime belîben,
si wênt ir zît vertrîben
285 mit drîn oder mit vieren.
sîd dis loterieren
sô gar ist komen in die welt,
dô von, ich bit, mach ein gezelt, (103d)
Luzifer, als billich ist
290 und zette dar in strô und mist
und sage dîner muoter
daȝ si in gebe hœwe für fuoter.
bessers hœret si niut an,
wand si lânt manigen festen man
295 hie ir zît verderben,
der mit triuwen werben
wol könd als man solte,
der rechtes pflegen wolte.
ich kan in niut gefluochen mê,
300 si müessen haben iemer wê
untz si gebüessen gar,
daȝ an in niene blîbe hâr,
es sî von fiure gar verbrant.
hie mit sint si gnuog geschant.
305 den sêlen ich niut fluochen,
von got ich des geruochen,
sô dise buosse sus geschicht,
daȝ denne got âne gericht
die sêlen neme in êwikeit
310 und si behuet ân alles leit
und in gebe vrœden vil
iemer mê âne endes zil.
des bittent allesament got,
der ôch genant ist Sâbâot.
315 âmen sprechent alle,
den dise rede gevalle.

---

247. Hs. sleit.



E. T. A. Hoffmanns Erzählungen in Frankreich.

Von

Gustav Thurau, Königsberg in Pr.

Die Geschichte des litterarischen Einflusses, welchen Deutschland auf Frankreich ausgeübt hat, ist, soweit das eigentliche Gebiet der „belles lettres" in Betracht kommt, nicht sonderlich reich an bedeutsamen Daten. Seitdem etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich die Aufmerksamkeit der höheren litterarischen Kreise Frankreichs deutschem Geistesleben zugewandt hatte, waren anerkennende Beurteilungen, Übersetzungen und Nachahmungen deutscher Dichtwerke keine Seltenheiten mehr. Der kosmopolitische Zug, den die Zeit vor der grossen Revolution aufweist, musste auch der deutschen Litteratur in Frankreich zu statten kommen, und für die nach „Freiheit in der Kunst" strebende neuromantische Schule hatte das selbständige und unabhängig sich entwickelnde Litteraturleben Deutschlands eine ganz besondere Anziehungskraft. Aber noch beinahe zwei Jahrzehnte nach dem Erscheinen des Buches der Frau von Staël über Deutschland empfahl die Zeitschrift „Le Globe", das Centralorgan des „jungen Frankreich", einen „Recueil de morceaux choisis dans les meilleurs auteurs allemands", der Dichtungen von Goethe, Schiller, Wieland, Rabener u. a. enthielt, mit den Worten: „L'intolérance littéraire n'est pas seulement une injustice, elle est encore de mauvais ton. De toutes les littératures étrangères celle de l'Allemagne a eu le plus de préventions à combattre. Cependant l'esprit de recherche et les grandes vues en philosophie et en littérature, qui caractérisent les écrivains de cette nation, méritaient au moins que l'on se donnait la peine d'examiner. Cette injuste et dédaigneuse frivolité se perd chaque jour davantage etc."[1]) Solche Worte, die wie eine an das Publikum gerichtete Strafrede klingen, geschrieben um eine Zeit, in welcher die romantische Bewegung ihren Höhepunkt fast erreicht hatte, zeigen den thatsächlichen Erfolg aller jener litterarischen Annäherungsversuche in sehr zweifelhaftem Lichte.

---

1) Globe, Tome V, p. 492.

Am leichtesten noch hätte Deutschland auf dem Gebiete der Unterhaltungslitteratur, des Romans und der Erzählung, auf dem das Interesse des grossen Publikums namentlich in Frankreich am schnellsten zu gewinnen ist und zur Nachahmung anzuregen vermag, die Richtung der litterarischen Strömung vielleicht beeinflussen können. In mehr als einer Hinsicht lehrreich ist das, was der „Globe" im Jahre 1825 gelegentlich der Besprechung einer Übersetzung von Klopstocks Messiade schreibt: Ce n'est guère que depuis quelques années que notre goût littéraire est devenu un peu cosmopolite et que l'envie nous a pris de faire connaissance avec les chefs d'oeuvres de nos voisins. Jusque là nous n'admettions à l'honneur de nous amuser que leurs romans, leurs mélodrames ou leurs brochures du jour, il n'y avait qu'un très-vif intérêt qui pût nous faire trouver du charme dans la tradition d'un ouvrage étranger; quant au mérite littéraire, nous n'avions pas même l'idée d'en chercher ailleurs que chez nous."[1]) Wirklich haben denn auch beispielsweise Gellerts Erzählungen, die bereits vier Jahre nach ihrem Erscheinen in Strassburg von einem ungenannten Verfasser übersetzt worden waren,[2]) in Frankreich grossen Anklang gefunden. Auch Goethe wurde den Franzosen zuerst als Romandichter bekannt; schon die ersten Übersetzungen des Werther, die bereits zwei Jahre nach seiner Vollendung erschienen, wurden, so schlecht sie auch waren, unter stetig wachsendem Beifalle gelesen. „. . . le succès de Werther était déjà devenu à peu près universel, qu'une grande partie de ses lecteurs ignoraient encore la renommée et jusqu'au nom de Goethe", berichtet der „Globe" noch im Jahre 1826. Die Erzählungen von Tieck, Kleist, Chamisso wurden ins Französische übersetzt und in den Zeitschriften anerkennend besprochen, auch Zschokkes Novellen fanden in Frankreich ein dankbares Publikum. Aber alle diese Erfolge blieben weit unter dem Durchschnittsmasse, das den französischen Romanciers und Novellisten in Deutschland fast zu allen Zeiten sicher war. Eine tiefer gehende Wirkung, welche die litterarische Produktion in Frankreich selbst hätte beeinflussen können, hat keiner der angeführten Autoren gehabt. Selbst die vielberufene Verwandtschaft zwischen Chateaubriands René und Goethes Werther ist nicht von der Art, dass man den französischen Roman als eine Entlehnung oder Nachahmung betrachten dürfte. Mit dem deutchen Romane in der äusseren Anlage, inhaltlich in der poetischen Entwickelung einer einzelnen Persönlichkeit und eines grossen Gefühles, selbst in einigen stilistischen Details übereinstimmend, ist der „René" doch aus der originellen Konception eines Geistes erwachsen, der nur von heimischen Elementen beeinflusst war und selbständig an die litterarische Tradition seines Landes anknüpfte.[3]) Die Melancholie, welche den Roman be-

1) Globe, T. II, 492.
2) Süpfle, Über den Kultureinfluss Deutschlands auf Frankreich, Metz 1882, p. 12.
3) Chateaubriand äussert über dieses Verhältnis in den Mémoires d'outre-tombe III, 135: „. . . deux esprits d'une nature analogue peuvent très-bien avoir des conceptions pareilles, sans qu'on puisse leur reprocher d'avoir marché servilement dans les mêmes voies".

herrscht, ist kein Reflex der deutschen Sentimentalität, sondern der Ausdruck der allgemeinen Stimmung, welche die Erschöpfung nach den Schrecken der Revolution begleitete.[1]) In der französischen Litteratur bedeutet „René" den natürlichen Abschluss der Entwickelung des sentimentalen Romans, deren einzelne Phasen durch Rousseaus „La nouvelle Héloïse", die „Delphine" der Staël und Chateaubriands „Adolphe" bezeichnet sind. Die zahlreichen, zum Teil übertriebenen, meist wertlosen Nachahmungen, welche „Werthers Leiden" oder vielmehr „René" in Frankreich hervorrief, wurden rasch vergessen und haben für die Geschichte der französischen Litteratur fast gar keine Bedeutung.

Man muss sich alle diese Thatsachen, die Langsamkeit, mit der sich der Ruhm eines Goethe in Frankreich verbreitete, die ungleiche Aufnahme, die seine verschiedenen Romane dort fanden,[2]) vergegenwärtigen, um die Bedeutung der fast unbedingten und beinahe ein Jahrhundert anhaltenden Bewunderung ermessen zu können, die ein Dichter wie E. T. A. Hoffmann bei den Franzosen hervorrief, ein Dichter, dessen anfängliche Beliebtheit in Deutschland bald schwand, und dessen wunderliches Genre, nach ihm nur von wenigen gepflegt, bei dem grossen Publikum heute fast ganz in Vergessenheit geraten ist.

Hoffmann ist der einzige von allen deutschen Dichtern, der in Frankreich Schule gemacht hat, der einzige, dem von unseren Nachbarn nicht nur litterarisches Verdienst, sondern auch unbestreitbare Popularität zuerkannt wird. „Hoffmann est populaire en France, plus populaire qu'en Allemagne. Ses contes ont été lus par tout le monde, la portière et la grande dame, l'artiste et l'épicier en ont été contents", so beginnt Théophile Gautier einen Essay über Hoffmann, welcher der letzten Auflage der beliebtesten Übersetzung von Hoffmanns Erzählungen vorgedruckt ist.[3])

Die grosse Beliebtheit Hoffmanns in Frankreich datiert von der Übersetzung, welche der durch seine Arbeiten über deutsche Litteratur und als Übersetzer deutscher Dichter, namentlich Heines und Schillers, verdiente Publicist und Kritiker François-Adolphe Loeve-Veimars veröffentlichte. Die ersten vier Lieferungen der auf zwanzig Duodezbände berechneten Ausgabe erschienen im Jahre 1829[4]) und enthielten ausser einer Vorrede von Walter Scott die Erzählungen „Vie d'artiste", „Marino Faliéro", „Le Sanctus", „Le Violon de Crémone", „Le Majorat", „Le Spectre fiancé" und „La Choix d'une Fiancée". Der „Globe" unterzog diese Publikation in der Nummer vom

1) Chat., Mém. IV, 22: „Sans René j'avais exposé une infirmité de mon siècle".

2) So hatten die „Wahlverwandtschaften" einen auffallend geringen Erfolg.

3) Hoffmann, Contes fantastiques, trad. et précédés d'une notice par X. Marmier, p. I.

4) Hoffmann, Contes fantastiques trad. de l'allem. p. M. Loeve-Veimars, Paris, Renduel 1829—33. Die Behauptung Julian Schmidts (Gesch. der franz. Litt. seit Ludw. XVI, Bd. II, p. 151), dass im Jahre 1823 eine Übersetzung von Hoffmanns Phantasiestücken durch Loeve-Veimars veröffentlicht wurde, beruht auf Irrtum.

26. September 1829 einer eingehenden Besprechung.[1]) Die im Prospekt als „Oeuvres complètes" angekündigte Ausgabe, deren letzte Bände erst im Jahre 1833 erschienen, brachte nur eine Auswahl; der Text der einzelnen Erzählungen war durch Kürzungen und Änderungen vielfach verstümmelt worden. So ist beispielsweise in der unter dem Titel „Les Espions" gebotenen Übersetzung der „Erscheinungen"[1]) ein Selbstgespräch des Anselmus, das im Originaltexte mehrere Zeilen füllt, einfach mit den Worten wiedergegeben: „Il murmurait des paroles inintelligibles." Dass in demselben Stücke die Bemerkungen des Anselmus über die Schlacht bei Leipzig ebenfalls fortgelassen sind, lässt sich durch die Rücksicht auf die Empfindlichkeit des französischen Publikums erklären, wenn auch nicht rechtfertigen. Unterdrückt sind auch die Einleitungen zu den Phantasiestücken und zu „Marino Faliéro", sowie die kritischen Unterhaltungen der Serapionsbrüder.

Vor dieser grossen Ausgabe aber waren schon einzelne von Hoffmanns Schriften in engerem Kreise durch kleinere Übersetzungen und Abhandlungen, die in Zeitschriften erschienen, bekannt geworden. Bereits im August 1828 veröffentlichte der „Globe" eine Besprechung des Hitzigschen Buches „Aus Hoffmanns Leben und Nachlass";[2]) im Juli 1829 erschien eine Studie über Hoffmann von Saint-Marc Girardin,[3]) die ausser einigen Bemerkungen über die Schreibweise des Dichters kleinere Abschnitte der Erzählung „Doge und Dogaressa" („Marino Faliéro") in wortgetreuer Übersetzung enthielt. Noch in demselben Jahre schrieb Girardin für die „Revue de Paris" einen zweiten Aufsatz über Hoffmann, dem er eine Übersetzung der ersten Vigilie des „goldenen Topfes" nebst einer kurzen Inhaltsangabe dieser Erzählung hinzufügte.[4]) Es ist unmöglich, hier alle auf Hoffmann bezüglichen Abhandlungen und Äusserungen anzuführen; man begegnet seinem Namen sehr häufig in den Revueen der dreissiger Jahre und in den litterarischen Arbeiten, die sich auf diese Zeit beziehen.[5])

Die „Revue de Paris" zeichnete sich ganz besonders durch ihre Bemühungen aus, Hoffmanns Schriften in weiten Kreisen bekannt zu machen. Im Jahre 1829 bot sie ihren Lesern in rascher Folge Übersetzungen des „Ritter Gluck" (Revue de Paris III, p. 65), die „Souvenirs du siége de Dresden" (IV, 121), eine Übersetzung von Cyprians Erzählung „Erscheinungen" („Serapionsbrüder", Bd. IV, Abschn. 7, p. 113),[6]) ferner „Le Cour d'Artus, conte fantastique" (Rev. d. Par. X, 148), „Une Représentation de Don Juan" (R. d. P. VI, 57) und ein Fragment aus den Unterhaltungen der Serapionsbrüder unter dem

1) Globe IV, p. 818 ff.
2) Globe VI, 588.
3) Hoffmann. Son conte Marino Faliéro; abgedruckt in S. M. Girardin, Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, Paris 1835, p. 136ff.
4) Revue de Paris (1829) II, p. 64 ff.
5) Vgl. auch Revue des deux mondes, 15. Nov. 1833: Marmier, Hoffmann et Devrient.
6) E. T. A. Hoffmanns gesammelte Schriften, Berlin 1871—73. 12 Bde.

Titel „Du Théâtre et de Zacharias Werner (R. d. P. IX, 5)[1]). Loeve-Veimars selbst veröffentlichte in demselben Jahre, noch vor der Herausgabe seiner Übersetzung, in der „Revue de Paris" (VII, 248) eine Abhandlung: Les dernières années et la mort d'Hoffmann, in welche er mehrfach Übersetzungen aus den Phantasiestücken einflocht.

Seitdem vermehrten sich die Übersetzungen Hoffmanns von Jahr zu Jahr, so dass man sie heute nach Dutzenden zählen kann. Gelehrte, Dichter und Künstler beteiligten sich an dieser Arbeit. Der Sammlung von Loeve-Veimars folgte zunächst eine fälschlich als „Oeuvres complètes" bezeichnete Übersetzung von Th. Toussenel,[2]) der auch die „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm ins Französische übertragen hat. Von den zahlreichen unter den verschiedensten Titeln herausgegebenen Sammlungen hat die von Marmier, dem gewandten Übersetzer der Novellen von Zschokke, Chamisso, Hauff, Arnim u. a., arrangierte Auswahl wohl die grösste Verbreitung gefunden. Als Beweis dafür, wie rasch Hoffmanns Erzählungen in die weitesten Kreise drangen, mag die für die Jugend bestimmte, bereits im Jahre 1832 erschienene Ausgabe[3]) gelten. Zu den Sammlungen gesellten sich Einzelausgaben: „Rat Krespel", „Die Serapionsbrüder" und vor allem „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen". Ein Auszug aus „Meister Martin" ist in deutschem Texte, mit sprachlichen und historischen Anmerkungen versehen, auch als Schulbuch in Frankreich eingeführt und findet im deutschen Sprachunterrichte Verwendung.[4])

Die Vorliebe des französischen Publikums für illustrative Ausstattung seiner Lieblingsbücher[5]) veranlasste früh eine Menge mit Lithographieen oder Radierungen geschmückter Ausgaben. Selbst viele der kleineren und billigeren Übersetzungen haben ausser dem Portrait des Dichters wenigstens noch ein mehr oder weniger gelungenes Bild aufzuweisen. Unter den Künstlern, welche Illustrationen zu Hoffmanns Erzählungen schufen, befand sich Gavarni, der geniale Zeichner des „Charivari", der auch die Lithographieen zu Eugen Sues und Balzacs Romanen entwarf.[6]) Die reichste Ausstattung besitzt die erst 1883 erschienene illustrierte Prachtausgabe mit dem Texte von Loeve-Veimars.[7])

1) Serapionsbrüder, Bd. 4, p. 92 ff.

2) Hoffmann, Oeuvres compl., trad. de l'allem. p. Th. Toussenel. Paris 1830.

3) Hoffmann, Aux enfants. Contes. Paris, Renduel, 1832.

4) Hoffmann, Le tonnelier de Nuremberg, texte allem. publ. avec une notice et un commentaire p A. Bauer 1886; eine ähnliche Ausgabe derselben Erzählung erschien noch 1888 (p. Alex. Pey).

5) Bekannt sind die illustrierten Chansonsammlungen von Champfleury, Dumersan, Dupont u. a., sowie die illustrierten Ausgaben der modernen französischen Erzähler. Das bekannte Werk des fruchtbarsten französischen Novellisten, die „Contemporaines" von Restif de la Bretonne enthält 500 Kupferstiche, seine „Paysan-Paysanne pervertis" 120 Bilder. Wie Dorat ruinierte sich auch Restif durch die verschwenderische Ausstattung seiner Werke.

6) Hoffmann, Contes fantastiques, avec 10 gravures et vignettes de Gavarni, Paris 1860; und Hoffmann, Contes nocturnes, avec 12 illustr. p. Gavarni 1861.

7) Hoffmann, Contes fant. tirés des „Frères de Sérapion" et des „Contes nocturnes". Trad. de Loeve-Veimars avec une préf. et 11 eauxfortes. Paris 1883. Librairie des Bibliophiles.

Das Interesse des Publikums für Hoffmann hat sich bis in die jüngste Zeit erhalten, denn noch vor drei Jahren erschien eine neue Auflage der Marmierschen Übersetzung.

Weniger Erfolg als die Übersetzungen hatten die Versuche, Hoffmann durch Dramatisierung seiner Erzählungen und Märchen auch auf der Bühne einzubürgern. Keine Geringere als George Sand war es, die im Jahre 1864 auf ihrem Privattheater im Schlosse Nohant eine von ihr selbst nach dem Märchen „Meister Floh" komponierte „Fantaisie" zur Aufführung brachte. Sie hatte mit dieser Arbeit nicht mehr Glück als mit den meisten Dramen, die sie aus ihren eigenen Romanen schöpfte. Der ziemlich dürftige Inhalt des Stückes, das den Titel „La Nuit du Noël" führt, sei hier kurz angegeben. Peregrinus Tyss, der unthätige Träumer, wie ihn Hoffmann geschildert hat, haust mit dem alten Buchbinder Loïmirt (Hoffmanns Meister Lämmerhirt!) und dessen Tochter Nanny in dem Gebäude, das einst sein Pate, der gelehrte Uhrmacher Rossmayer, bewohnt hat. Er feiert das Weihnachtsfest auf dieselbe phantastische Art wie Hoffmanns Held im „Meister Floh". Eine alte Schrift, die eine wertvolle Erfindung des alten Uhrmachers enthält und durch Nanny an Peregrinus ausgeliefert wird, rüttelt diesen zu verständiger Thätigkeit auf. Sein Freund Max — der Student Pepusch im „Meister Floh" —, der anfangs versucht hat, Peregrinus mit Gewalt von seinen Phantastereien zu heilen, wird durch allerlei Spukerscheinungen so verwirrt, dass er beschliesst, dem über seiner geheimnisvollen Schrift grübelnden Genossen die Erfindung auf ganz seltsame Weise zu entwenden. Mit einem Hammer will er ihm und sich die Schädeldecke einschlagen und mit raschem Griffe die Idee der Erfindung aus dem Kopfe des Freundes in seinen eigenen verpflanzen. Die Stimmen unsichtbarer Geister, die Peregrinus auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam machen, verhindern die Ausführung des abenteuerlichen Planes. Peregrinus Tyss und Nanny Loïmirt werden ein Paar, und damit schliesst das Stück.

Dass George Sand sich gerade „Meister Floh", eine der bizarrsten Schöpfungen Hoffmanns, zu ihrem dramatischen Versuche wählte, war von vornherein kein glücklicher Griff. Das Buch hat keine Haltung, keinen grossen Mittelpunkt, keinen inneren Kitt, zu viel Künstelei und zu wenig Spannung.[1]) Für das Theaterstück ist daher auch nur der Inhalt des ersten „Abenteuers" und der Schluss des letzten verarbeitet worden; fast der ganze phantastische, für Hoffmann gerade charakteristische Teil des Märchens blieb unberücksichtigt. George Sand hat das phantastische Element ihres Dramas ganz aus eigenen Mitteln bestritten; es wird vertreten durch das Gespenst des alten Rossmayer, eine sprechende Eule, eine Violine, der ein von unsichtbarer Hand geführter Bogen die schönsten Melodieen entlockt, ein halbverkohltes Holzscheit, aus dem ein grüner Christbaum herauswächst, u. dgl. m. Unter den beschränkten Verhältnissen einer Di-

1) Heinrich Heine, Briefe aus Berlin (1822), 3. Brief (Ges. Schr. Hamburg 1885. Bd. V, p. 322).

lettantenbühne wird mit solchen Mitteln wohl kaum eine poetische Illusion zu erzielen gewesen sein.[1]) Auch das phantastische Drama „Les Contes d'Hoffmann"[2]), das wenige Jahre vorher im Odéontheater zu Paris aufgeführt worden war, scheint trotz des Beifalles, den es anfangs fand, rasch in Vergessenheit geraten zu sein.[3])

Die geradezu fascinierende Wirkung Hoffmanns, welche die meisten seiner französischen Bewunderer gegen seine Fehler blind machte, spricht sich deutlich auch in der Beurteilung aus, die er bei den Vertretern der litterarischen Kritik fand. Der „Globe" (VI, 588) nennt ihn „un des hommes les plus extraordinaires que l'Allemagne ait produite dans ces derniers temps". Loeve-Veimars (Rev. d. Par. VII, 263) äussert sich gelegentlich der Verteidigung Hoffmanns gegen die strenge Beurteilung, die er bei Walter Scott (R. d. P. I, 25 ff.) gefunden hatte, mit den Worten: „Je ne suis pas propre à sentir les défauts d'un auteur que j'aime." Im „Globe" (VII, 248) vergleicht er ihn gar mit Pascal; an einer anderen Stelle (Globe VII, p. 818) nennt er ihn „un génie d'une finesse d'esprit si exquise." Am weitesten ging in seiner überschwänglichen Bewunderung Jules Janin, „le prince de la critique", der langjährige Feuilletonist des „Journal des Débats." Er schrieb im Mai 1832 eine begeisterte Abhandlung über die „Contes fantastiques", deren Mittelpunkt Hoffmann „le sublime ivrogne" bildet, und in welcher er ihn mit — Homer vergleicht.[4]) Charles Nodier sieht in Hoffmanns Erzählungen „la fontaine de Jouvence de l'imagination."[5]) Champfleury, der Verfasser des „Chien-Caillou", der auch eine Ausgabe der „Contes posthumes" von Hoffmann unternahm[6]), stellt ihn neben Jean Jacques Rousseau.[7]) Bei derselben Gelegenheit schreibt er: „La France fut unanime à accueillir les contes d'Hoffmann et à les ranger parmi les chefs d'œuvres des romanciers . . . Hoffmann fut tout du coup classé à la suite de l'abbé Prévost, de Richardson, de Diderot, de Le Sage, de Cervantes, de Perrault, de Boccace et du mystérieux auteur des „Mille et une nuits."[8]) Hoffmann galt in Frankreich als „classique allemand", als der vornehmste Vertreter der deutschen

---

1) G. Sand, Théâtre de Nohant, Paris 1865, p. 209 ff. Vgl. Magazin für die Litteratur des Auslandes, 1864, p. 154.

2) Nach G. Sand (a. a. O. p. 213): „Un ingénieux résumé des caprices les plus originaux du poëte."

3) Unvergleichlich besser gelang Otto Ludwigs Versuch, Hoffmanns Erzählung „Das Fräulein von Scudéry" zu dramatisieren (Ges. Schr. Bd. III, 121). In Wien und Berlin wurde eine Bearbeitung von Ernst von Wildenbruch, am Hoftheater zu München eine andere von Wilhelm Buchholz aufgeführt. — Christian Grabbe unternahm 1829 eine Dramatisierung des „Don Juan". (Vgl. Ellinger, E. T. A. Hoffmann, Hamburg 1894, p. 185.) — Jacques Offenbach liess drei von Hoffmanns Erzählungen (Krespel, Sandmann, die Erzählung vom verlorenen Spiegelbilde) zu einem einaktigen Operntexte verarbeiten.

4) Jules Janin, Contes fantastiques et contes littéraires. Paris 1863. Préf. p. 20.

5) Ch. Nodier, Du fantastique en littérature p. 28, gedruckt auch als Einleitung zu Nodier, Contes fantastiques, Nouv. Éd. Paris, 1894, Charpentier.

6) Contes posthumes d'Hoffmann trad. p. Champfleury, Paris 1856.

7) A. a. O. Chap. II, 22.

8) A. a. O. Chap. II, 36.

Dichtung, und die Weinstube von Lutter und Wegener in Berlin hatte für die Pariser dieselbe litterarische Bedeutung wie Auerbachs Keller in Leipzig. So schreibt Théophile Gautier in dem Nekrolog auf den unglücklichen Gérard de Nerval (2. Nov. 1867)[1]: „ . . plus heureux que nous il s'est accoudé sur la table d'où Méphistophélès faisait jaillir avec un foret des fusées de vin incendiaires. Il a pu descendre les degrés de cette cave de Berlin au fond de laquelle glissait trop souvent l'auteur de „la Nuit de St.-Silvestre" et du „Pot d'or". Gérard de Nerval selbst, der Kritiker der „Presse", begrüsst beim Betreten des deutschen Bodens mit Enthusiasmus „la vieille Allemagne, notre mère à tous, la terre de Goethe et de Schiller, le pays d'Hoffmann."[2]) George Sand schreibt in der Vorrede zu ihrem Drama „La Nuit de Noël" über Hoffmann: „Ses contes ont ravi notre jeunesse, et nous ne les relisons jamais sans nous sentir transportés dans une région d'enivrante poésie".[3])

Der Beifall, der Hoffmann von allen Seiten gezollt wurde, konnte auch durch die abfällige Beurteilung, die seine Schriften bei hervorragenden Männern in Deutschland fanden, nicht vermindert werden. Man kannte in Frankreich die verschiedenen Äusserungen Goethes, Jean Pauls, Heines u. a.[4]) über Hoffmann, hielt aber jeden Tadel, der über seine Erfolge laut wurde, für ein Zeichen kurzsichtiger oder böswilliger Verkennung. Sehr ergötzlich sind die eingehenden Betrachtungen, die Champfleury über das Verhältnis Hoffmanns zum deutschen Publikum anstellt. Er schreibt darüber in seiner Ausgabe der „Contes posthumes" (Chap. I, p. 10 ff.): „Les Allemands eux-mêmes furent étonnés et peut-être jaloux du succès d'Hoffmann en France. Les Allemands en général ne comprennent pas Hoffmann; ils le regardent avec une certaine pitié méprisante. L'Allemand patriote cite Schiller à tous propos, l'Allemand plus Allemand cite Jean-Paul Richter. La jeune Allemagne, tout en adorant Goethe, a soin de rappeler avec mépris les fonctions qu'il avait acceptées du gouvernement. Schiller, Goethe, Jean-Paul Richter sont les trois grands hommes acceptés par l'Allemagne en masse; mais Hoffmann et son étrange individualité, le romancier terrible et grotesque, l'Allemagne ne l'admet pas." Im Anschlusse daran führt er dann eine wohl erdichtete Unterredung mit einem „Bavarois poëte" aus, der natürlich sehr schlecht französisch spricht und höchst wunderliche Ideeen über Hoffmanns poetische Eigenart äussert. Er erklärt dem Franzosen, Hoffmann sei ihm unleidlich, weil er für die Priester und den Adel, aber gegen das Volk geschrieben habe. Champfleury

1) Th. Gautier, Portraits et Souvenirs littéraires. Paris 1892, p. 44. Er ist übrigens in seinem Urteile über Hoffmann etwas kühler als die Mehrzahl seiner Landsleute; so nennt er in der Vorrede zu der Marmierschen Ausgabe den Dichter „un grand génie, mais un malade génie." (A. a. O. p. IV.)

2) G. de Nerval, Lorely, Paris 1855, p. 7.

3) Théâtre de Nohant. Préf. p. 211.

4) Das schroffste Urteil über Hoffmann hat wohl Wilhelm Grimm ausgesprochen: „Widerwärtig ist mir dieser Hoffmann mit all seinem Geist und Witz von Anfang bis zu Ende" (Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen, Bd. I, 227).

braucht sich nicht viel Mühe zu geben, den Mann lächerlich zu machen. „Cependant", meint er, „l'opinion du Bavarois . . . . . . représente l'opinion de la jeune Allemagne."

In der speciellen Beurteilung der einzelnen Erzählungen gingen die Meinungen vielfach auseinander. Am ungünstigsten wurden „die Elixire des Teufels" aufgenommen; für die beste Novelle wurde von den einen „das Fräulein von Scudéry", von den andern „Marino Faliéro" gehalten. Champfleury tadelt die Erzählung „der Elementargeist" ausdrücklich,[1]) Degeorge[2]) lobt sie enthusiastisch. Im allgemeinen scheinen bei dem grossen Publikum das Verständnis und der Geschmack für die reale Seite der dichterischen Individualität Hoffmanns überwogen zu haben; die beliebteste aller Ausgaben, die Marmiersche, enthält hauptsächlich Erzählungen, in denen das phantastische Element im ganzen massvoll behandelt ist; das Fräulein von Scudéry, Salvator Rosa, Meister Martin, das Majorat, Spielerglück. „Ces histoires", sagt Gautier in der Vorrede,[3]) „sont assurément les plus belles de toutes celles qui lui font le plus d'honneur."

Es giebt nur noch einen deutschen Dichter, der sich rühmen kann, in Frankreich einen Beifall gefunden zu haben, welcher sich dem, der Hoffmann zu teil wurde, annähernd vergleichen lässt: Salomon Gessner, dessen Verhältnis zur französischen Litteratur auch sonst viel Ähnlichkeit mit Hoffmanns Stellung zu ihr hat. Beide schufen für eine von den Franzosen schon vielfach gepflegte Gattung neue Muster, Gessner für die Schäferdichtung, Hoffmann für die Erzählung. Die Popularität, die Gessner eine lange Zeit hindurch in Frankreich genoss, verdankte er der Geschicklichkeit, mit welcher er in seinen Idyllen die Mitte zwischen der Naivetät Theokrits, für welche die Franzosen jener Zeit gar kein Verständnis hatten, und der faden Galanterie Fontenelles zu halten wusste, welche zu der von Rousseau gepredigten Natürlichkeit nicht mehr passen wollte. Ein „überzuckerter Theokrit", besass er ausser einer gefühlvollen Einfachheit auch etwas Künstliches und Geziertes, etwas von dem leichten französischen Geschmack,[4]) den man als nationale Eigentümlichkeit hochhielt. Auf ähnliche Art bildete Hoffmann durch eine eigentümliche Technik aus bekannten Elementen ein neues Genre, eine neue Gattung von Erzählungen, die „contes fantastiques", eine sonderbare Vereinigung anekdotischer und märchenhafter Erfindung.

Wie die Verbreitung von Gessners Schriften durch die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich herrschende Geistesrichtung begünstigt wurde, so hatte auch Hoffmanns wunderliche Kunst mancherlei Berührungspunkte mit dem Programm der neuromantischen Schule, welche die Freiheit der Phantasie gegen jeden Regelzwang verteidigte. In Hoffmanns Erzählungen fand man ausser der Klarheit in Sprache und Stil, welche in Frankreich immer für die wich-

---

1) A. a. O. Chap. II, 30.
2) Hoffmann, Contes fantastiques, trad. p. Cd. Degeorge, Lyon 1848.
3) A. a. O. p. VII.
4) Herder, Theokrit und Gessner, Hempelsche Ausgabe Bd. 19, p. 168.

tigste Forderung des guten Geschmackes und die vornehmste Eigenschaft eines guten Schriftstellers gegolten hat, auch jene „ténébrosité“, welche Frau von Staël als das charakteristische Kennzeichen der deutschen Dichter bezeichnet hatte, in der sensationellsten Gestalt, den Kontrast eines spiessbürgerlichen, alltäglichen Milieus mit den sonderbarsten Charakteren und Ereignissen. Ausserhalb der eigentlichen litterarischen Kreise aber, bei dem grossen Lesepublikum, war Hoffmann seines Erfolges sicher als Meister in der beliebtesten Form der Unterhaltungslitteratur, als Vertreter einer Dichtungsgattung, die in Frankreich von jeher mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde, und mit der sich hinsichtlich der Popularität und Mannigfaltigkeit nur noch die Chanson messen könnte.

Seit dem ersten Bekanntwerden Hoffmanns in Frankreich galt, es allgemein für unbestreitbar, dass er der Erfinder eines ganz neuens vor ihm in der französischen Litteratur völlig unbekannten Genree geworden war. Als solchen rühmt ihn Jules Janin in der Vorred zu seinen „Contes fantastiques“ (p. I: „Maître Hoffmann qui nous a révélé une poésie inconnue“). Ähnlich spricht sich der „Globe“ zu wiederholten Malen aus. Es heisst dort (VII, 588): „Il a écrit des nouvelles qui ne ressemblent à rien (VII, p. 818). Hoffmann passe pour le créateur d'un genre nouveau.“ Der anonyme Verfasser eines Aufsatzes „De l'état de la littérature allemande“ (Globe VII, p. 89) versucht, diese Behauptung auch auf die deutsche Litteratur auszudehnen; er spricht daselbst von einem „genre fantastique“ als einer besonderen Gattung des deutschen Romans und fügt hinzu: „Hoffmann qui l'a créé, restera probablement sans successeurs. Au moins c'est ce qu'ont jusqu'à présent prouvé tous ceux qui ont voulu l'imiter.“

Beinahe in allen längeren Abhandlungen, die in Frankreich über Hoffmann veröffentlicht worden sind, ist der mehr oder weniger erfolgreiche Versuch gemacht worden, das „genre hoffmannesque“ zu definieren, durch eine genaue Analyse einzelner Erzählungen, durch Zergliederung seines Stils und eingehende Charakteristik seines Talents die Regeln seiner Kunst und damit die Ursachen ihrer wunderbaren Wirkung festzustellen.

Bei allen diesen Untersuchungen spielt die angebliche Trunksucht des Dichters eine ganz besonders wichtige Rolle; keineswegs lag dem unaufhörlichen Hinweise auf sie die Absicht einer Kränkung zu Grunde, vielmehr spricht sich darin nur das Staunen über eine so ungewöhnliche Begabung aus. Man hielt es für unmöglich, dass eine so überschwängliche Phantasie allein auf natürlicher Anlage beruhen könnte, und ohne künstliche Reizmittel ihre Kraft sich erhalten liesse.

Es ist nicht verwunderlich, dass die französischen Kritiker, die ihre biographischen Kenntnisse über Hoffmann ausschliesslich aus Hitzigs Buche[1]) schöpften, so konsequent an ihrer für die sittliche Wertschätzung des Dichters so ungünstigen Meinung festhielten.

Der „Globe“ resümiert die Biographie Hoffmanns mit den

1) Wie viel dort auf philiströse Klatschsucht zurückzuführen ist, hat Ellinger (a. a. O.) mehrfach hervorgehoben.

Worten: „Il fut ivre la moitié de sa vie et mourut presque fou" (VII, 818 ff.). Die Äusserungen Jules Janins über „Hoffmann le buveur", „le sublime ivrogne" sind nicht böse gemeint. Auch Saint-Marc Girardin gruppiert seine sonst wohlmeinden Bemerkungen (Rev. d. Par. II, 64) um den Satz: „Il était ivrogne", und selbst Loeve-Veimars hält dafür, dass Hoffmanns Genie recht eigentlich in der Weinschenke zu Hause sei, „sous les tables mal étagées d'une taverne; c'est qu'Hoffmann a puisé le sien." (Rev. d. Par. VII, 249.) Als Beweis müssen seine Erzählungen herhalten, in denen er „hundertmal Wirtshausscenen gezeichnet hat". Als die „Revue de Paris" im Jahre 1829 (VI, p. 57) eine Übersetzung des „Don Juan" brachte, versäumte sie nicht, in einer besonderen Anmerkung darauf hinzuweisen, dass Hoffmann sich seine Begeisterung zum dichterischen Schaffen aus der Weinflasche zu holen pflegte. Die Notiz lautet: „En lisant les souvenirs et les récits d'Hoffmann, il ne faut jamais oublier qu'il s'enivrait et qu'il puisait sa verve dans la bouteille; chaque image s'offrit à son esprit, colorée par les vapeurs du vin; de là le prisme fantastique qui dans ses récits environne toujours la réalité!" Hält man alle diese Auslassungen zusammen, so könnte man fast der Meinung werden, Hoffmann hätte in den Augen der Franzosen nur den niedrigsten Grad poetischer Begabung besessen, jene Einbildungskraft, von der Jean Paul behauptet, dass ihre Bilder „nur zugeflogene Abblätterungen der wirklichen Welt" sind und „durch Fieber, Nervenschwäche und Getränke sich so verdicken und beleiben können, dass sie aus der inneren Welt in die äussere treten und darin zu Leibern erstarren."[1])

Théophile Gautier, Hoffmann gegenüber in seinem Lobe zurückhaltender als die meisten seiner Landsleute, beurteilt auch diese Seite seines Wesens mit mehr Überlegung; seine Worte, das Verständigste und Treffendste, was sich über Hoffmanns Liebe zu Wein und Geselligkeit sagen lässt, lauten: „Je ne nie pas qu'Hoffmann n'ait fumé souvent, ne se soit enivré quelquefois avec de la bière ou du vin du Rhin et qu'il n'ait eu de fréquents accès de fièvre; mais cela arrive à tout le monde et n'est que pour fort peu de chose dans son talent; il serait bon, une fois pour toutes, de désabuser le public sur ces prétendus moyens d'exciter l'inspiration. Ni le vin, ni le tabac donnent du génie; un grand homme ivre va de travers tout comme un autre, et ce n'est pas une raison pour s'élever dans les nues que de tomber dans le ruisseau. Je ne crois pas qu'on ait jamais écrit, quand on a perdu le sens et la raison, et je pense que les tirades les plus véhémentes et les plus échevelées ont été composées en face d'une carafe d'eau."[2]) Gautier hatte übrigens Gelegenheit, einen seiner Landsleute und Freunde, Charles Baudelaire, Hoffmanns Geistesverwandten, gegen schlimmere Vorwürfe in Schutz zu nehmen; man behauptete, dass Baudelaire sich durch Haschisch zu seinen poetischen Arbeiten, in denen sich eine krankhaft überreizte Phantasie aus-

1) Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, Hempelsche Ausg. 49, p 42.
2) Ed. Marmier, Préf. p. IV f. Vgl. auch Hoffmann, Serapionsbrüder IV, p. 250 und Kreisleriana, p. 59.

sprach, begeistere.[1]) Gautiers Urteil hat insofern noch eine besondere Bedeutung, als er selbst eine Zeit lang den „Club des Haschischins“ besuchte, dessen Mitglieder sich zu regelmässigen Sitzungen im Hotel Pimodan versammelten; nach wenigen Versuchen verzichtete er indes für immer auf den gefährlichen Genuss. Die Verteidigung seines Freundes stützte Gautier auf dieselben Gründe, die er für Hoffmann angeführt hat; er trat für beide mit derselben Überzeugung und mit gleichem Eifer, wie es scheint, auch mit derselben Erfolglosigkeit ein.

Man scheint in Frankreich denjenigen Umstand, der die rasche Übertragung der Hoffmannschen Erzählungen ins Französische und die ungewöhnlich schnelle Vermehrung der Ausgaben ermöglichte, die formalen Vorzüge seiner Sprache, die Einfachheit seines Satzbaues und Klarheit seiner Diktion, welche die Übersetzung zu einer verhältnismässig leichten Arbeit machen, zu wenig gewürdigt zu haben. Man bemerkte wohl die Sauberkeit der Sprache (Globe VI, 588 ff.), lobte auch wohl die klare Erzählung, aber alle diese ohnehin oberflächlichen Äusserungen stützen sich auf den französischen Text, und in Wahrheit mögen nur wenige von Hoffmanns französischen Verehrern seine Schriften im Originale kennen gelernt haben. Gautier, der zu verschiedenen Zeiten unter deutschem Einflusse gestanden hatte und auch Arbeiten über die deutsche Litteratur publiciert hat, verstand kein deutsches Wort. Nicht alle waren so ehrlich wie George Sand, die öffentlich eingestand: „Nous ne savons, malheureusement pour nous, pas un traître mot d'allemand.“[2])

Hoffmanns S p r a c h e ist meist einfach, anspruchslos und arm an auffallend originellen Zügen; immerhin aber hat sie Eigenheiten, welche bei der Übersetzung verloren gehen mussten.

So besitzt Hoffmann eine stilistische Eigentümlichkeit, welche der Franzose „abandon“ nennt, eine gewisse Gemütlichkeit des Ausdruckes, die die äussere Form der Korrektheit etwas vernachlässigt, zu dem leichten Ton einer vertraulichen Erzählung aber sehr gut passt. Sie zeigt sich in den bei ihm so häufigen absoluten Participialkonstruktionen und in der Wiederholung der ersten Worte der direkten Rede nach dem eingeschobenen „sagte er“, „sprach er“ u. s. w. So heisst es beispielsweise: „Dies gesagt, führte mich Cardillac in das geheimnisvolle Gewölbe“; in der Übersetzung sind solche unschönen Wendungen zu korrektem Französisch geworden; die entsprechende Stelle bei Marmier (p. 140) lautet: „Après m'avoir ainsi parlé, Cardillac me conduisit dans un souterrain.“ Die Wiederholungen sind entfernt worden; im deutschen Texte liest man beispielsweise: „Wo denkt Ihr hin,“ erwiderte der Chevalier, „wo denkt Ihr hin?“, in der französischen Übersetzung dagegen: „A quoi pensez-vous, signor Vertua, répondit le chevalier“ (Bonheur au jeu, ed. Marmier, p. 301). Oft ist, namentlich in längeren Zwiegesprächen, der eingeschobene Satz im Französischen auch fortgelassen worden. Der Satz: „Desespérez vous-même, chevalier, si Angela etc.“ (Marmier, p. 314) lautet

1) Th. Gautier, Charles Baudelaire, p. 269 in seinen „Portraits et souvenirs litt.“ Paris 1892, Charp.

2) Théâtre de Nohant, p. 211.

im Deutschen: „Verzweifelt selbst," antwortete der Obrist hohnlachend, „verzweifelt selbst." Was für die Sprache durch diese Änderung an Korrektheit gewonnen ist, hat sie an Intimität eingebüsst.

Noch ein anderes charakteristisches Element ist bei der Übersetzung fast ganz verloren gegangen. Hoffmanns Sprache hat ein besonderes musikalisches Gepräge. Die geheimnisvolle Welt, von der er sich überall umgeben glaubt, offenbart sich ihm in allerlei seltsamen Klängen, bald in zauberhaften Melodieen, bald in fürchterlichem Lärmen. Die mannigfachsten Geräusche und Töne, das leise Knistern des Kaminfeuers, ein heimliches Klopfen, der Schall nahender Tritte, das Rauschen der Bäume und Quellen, das Rollen des Donners und das Säuseln der Lüfte, dienen als poetische Mittel, um für seine wunderbaren Geschichten Stimmung zu machen. In der Neigung, alles möglichst durch seine lautlichen Äusserungen zu charakterisieren, kam sowohl seine Musikernatur als auch seine Vorliebe für das Geheimnisvolle und Unsichtbare, für die Schauer und Rätsel der Nacht zum Ausdruck, in der sich das ganze Sinnenleben naturgemäss im Gehöre koncentriert. „Nicht sowohl im Traume als in dem Zustande des Delirierens, der dem Einschlafen vorhergeht," kommt es ihm vor, als ob Farben, Töne und Düfte „sich zu einem wundervollen Koncerte vereinen müssten." Dieses eigentümliche musikalische Element seines Sinnenlebens beeinflusste auch seine poetische Darstellung, seine Sprache, sowohl die Wahl der Worte wie den rhythmischen Bau der Perioden. Einer der französischen Übersetzer Hoffmanns, Champfleury, bemerkt dazu: „Quelques-unes de ses fantaisies sont purement sonores et s'adressent plutôt à l'oreille qu'à l'esprit." Als Beispiel diene ein Passus aus dem „Goldenen Topf" (Ges. Schr. p. 194): „Da fing es an zu flüstern und zu lispeln, und es war, als ertönten die Blüthen wie aufgehangene Kristallglöckchen. Anselmus horchte und horchte. Da wurde, er wusste selbst nicht wie, das Gelispel und Geflüster und Geklingel zu leisen halbverwehten Worten: Zwischen durch — zwischen ein — zwischen Zweigen, zwischen schwellenden Blüthen, schwingen, schlängeln, schlingen wir uns — Schwesterlein — Schwesterlein, schwinge Dich im Schimmer, — schnell, schnell herauf — herab — Abendwind schiesst Strahlen, zischelt der Abendwind — raschelt der Thau — Blüthen singen — rühren wir Zünglein, singen wir mit Blüthen und Zweigen . . . . ." Derartige Klangdichtungen verlieren in dem fremden lautlichen Gewande, das die Übersetzung ihnen giebt, jeden Reiz und jede Bedeutung.[1])

Genauer als die formale Seite der Sprache, findet man in den französischen Abhandlungen über Hoffmann seine eigentliche Erzählungstechnik analysiert. Die Geschicklichkeit, mit der er den Leser von den alltäglichsten Dingen allmählich zu den wunderbarsten

1) Vgl. Ellinger, Hoffmann p. 174 ff. — Ebenso Hoffmann, Schr. V. 112. VII 329. VII 229 u. a. — Es ist bezeichnend, dass ein Wortmaler wie Th. de Banville eine solche Stelle aus Hoffmann als Motto zu einem seiner Gedichte („La dernière pensée de Weber", Stalactites, p. 269. Poés. compl., Paris 1891, Charp.) citiert, „lorsqu'il faut exprimer en poésie un certain ordre de sensations et de sentiments qu'on pourrait appeler musicaux."

Phantasieen führt, und die ruhige Stimmung, die am Anfange der Erzählung herrscht, unauffällig bis zum höchsten Entsetzen zu steigern weiss, fand die einmütige Bewunderung der Kritik. Der „Globe“ (VI, 588 ff.) äussert sich darüber mit den Worten: „Du sein des événements qui ressemblent à ceux de tous les jours, sortent, on ne sait comment, le bizarre et le terrible. Ils nous enveloppent peu à peu; le récit marche, toujours clair et bien enchaîné, mais on sent au fonds quelque chose de mystérieux et de menaçant. Enfin la terreur et le délire . . . . entrent de tout côté sur la scène.“ Irgend ein scheinbar bedeutungsloser Umstand, ein einfaches Wort scheucht den ruhigen Zuhörer plötzlich aus der friedlichsten Stimmung auf und spannt die Erwartung aufs höchste. Girardin sagt in Bezug auf die Erzählung „Marino Faliéro“: „Il lui suffit d'un mot, d'une circonstance indifférente pour s'éveiller notre imagination“,[1]) Champfleury bei einer Besprechung der Novelle „La Nuit de Silvestre“: „Quand on voit rouler presqu'en bas des escaliers de la Cave un inconnu, qui s'écrie: „Ayez la bonté de couvrir votre miroir!“ cette simple phrase est un trait de génie, elle étonne, elle inquiète, elle saisit l'attention.“[2]) Selbst der gleichmässig ruhige Ton, mit dem die Erzählung vorgetragen wird, hat etwas Drohendes und Geheimnisvolles: „La liaison même du récit, son allure simple et naturelle a quelque chose d'effrayant qui rappelle le délire tranquille et sérieux des fous (Globe VI, 589). Zuweilen führt Hoffmann mit schauerlichen Grimassen eine harmlose Scene vor oder knüpft an eine Entsetzen erregende Einleitung eine Erzählung, die den auf das Furchtbarste gefassten Leser völlig enttäuscht: „Il se joue de ses lecteurs.“

Die knappe, aber deutliche und gewissenhafte Schilderung des Milieus, die Hoffmann in seinen Erzählungen giebt, ihre Anschaulichkeit, ein gewisser Realismus, entsprachen genau dem französischen Geschmacke, und mit Vergnügen las das Publikum diese Geschichten, die trotz aller Phantastik scharf gezeichnete Figuren auf einem genau erkennbaren Hintergrunde zeigten. Der „Globe“ (VII, 189) fasst sein Lob in die Worte zusammen: „Rien de ce vague, de cet inachevé que souvent avec raison on reproche aux Allemands.“ Nach Gautiers Meinung verdankt Hoffmann dieser genauen Beobachtung der Wirklichkeit, der Wahrheit seiner Charakteristik in erster Linie den raschen Erfolg seiner Schriften in Frankreich. In der schon vielfach citierten Vorrede zu der Marmierschen Übersetzung schreibt er u. a.: „Hoffmann était un homme qui avait vu du monde et de toutes sortes (p. V) . . . . Il se rend compte des formes extérieures avec une netteté et une précision admirables (p. VII).

Die Verfasser der französischen „contes“ haben immer mehr auf dem Boden der Wirklichkeit als der Phantasie gestanden; sie knüpften entweder direkt an Begebenheiten ihrer Zeit oder in satirischer Weise an Zustände in Staat und Gesellschaft an. Diese Aktualität mit einem Zusatz geistreicher Ironie besitzen Hoffmanns Erzählungen ebenfalls. Die meisten stehen in enger Beziehung zu den damaligen Zeitver-

1) Girardin, Notices polit. et litt. sur l'Allem., p. 138.
2) A. a. O. p. 28.

hältnissen, und seiner Neigung zu ironisierender Behandlung menschlicher Schwächen und gesellschaftlicher Thorheiten hat Hoffmann in seinen Schriften oft genug freien Lauf gelassen.

Es ist bekannt, dass Hoffmann sich am liebsten in der Stadt aufhielt oder an Orten, wo er gewiss war, viel Menschen zu finden und Gelegenheit zur Beobachtung zu erhalten; von der freien Natur war er nie ein besonderer Freund, und erst kurz vor seinem Tode erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem Grünen. Seine Naturschilderungen sind daher verhältnismässig dürftig, während die städtische Scenerie, Strassenbilder, Trachten, die intime Häuslichkeit mit einer gewissen Behaglichkeit und Breite behandelt werden. Die Poesie der abgelegenen Gassen wieder grossen Sammelplätze des Publikums, die nächtliche Romantik der Grossstadt, der Strassen und Weinkeller, die Atmosphäre der grossen Salons wie des engern Familienkreises sind sein eigentliches Element. Der Reiz der Unmittelbarkeit, den seine Novellen dadurch gewannen, fesselte insbesondere das Interesse des Pariser Publikums.

Freilich hatte der „Globe" noch im Jahre 1825 — wenn auch an versteckter Stelle (im „Bulletin littéraire" I, p. 436) — die Meinung verfochten, dass in Erzählungen, welche der Gegenwart zu nahe liegen, eine poetische Illusion sehr schwer zu erreichen sei. Aber die litterarischen Bestrebungen, die darauf ausgingen, auch im Roman das Leben so zu schildern, wie es in Wahrheit ist, und den Zusammenhang mit der Wirklichkeit in jeder Beziehung zu erhalten, waren damals schon lange zur Geltung gekommen. Im Jahre 1795 bereits hatte Frau von Staël in ihrem „Essai de la fiction" gelehrt, dass der Roman sich mit den gegenwärtigen Zuständen zu beschäftigen habe. Beyle hatte 1819 in seinem italienischen Buche „Del romanticismo nelle arte" die Romantik für die Kunst erklärt, im Geiste der Gegenwart zu schreiben, 1827 seine „Armance, ou scènes d'un salon de Paris en 1827" veröffentlicht und bald darauf seine kleineren Erzählungen in der „Revue de Paris" begonnen.

Befand sich demnach Hoffmann bezüglich des realistischen Elementes seiner Dichtung in völliger Übereinstimmung mit der damals in Frankreich herrschenden Kunstlehre, so wich er in einem anderen Punkte, in der Auffassung und Behandlung des Grotesken, das in der neuromantischen Schule eine so grosse Rolle spielte, weniger von dem Dogma als von der Praxis ihrer Führer merklich ab.

Der französische Esprit hat immer eine geheime Neigung für das Groteske gehabt. Kein Volk erfasste lebhafter als das französische die lächerliche Seite der Dinge; selbst für die ernsthaftesten stand ihm ein witziges Wort zu Gebote. In der berühmten Vorrede zu „Cromwell" hatte Victor Hugo die Theorie des Grotesken mit grosser Beredsamkeit entwickelt und es im allgemeinen als Gegensatz des Schönen und Erhabenen definiert: Alles Missgestaltete und Verkehrte ist lächerlich; es wird durch Zusatz wunderlicher Züge zum Possenhaften, durch Verleihung ungeheuerlicher Formen zum Schrecklichen — „le grotesque bouffon" und „le grotesque terrible". Unter den Beispielen hatte er selbst Callot, „le Michel-Ange burlesque", Hoffmanns bekanntes Vorbild, citiert.

In der Praxis aber, wenigstens in seinen Romanen, kultivierte er in einseitiger Weise das Fürchterliche und Hässliche. Ein unausfüllbarer Abstand liegt zwischen den phantastischen Gestalten, die Hoffmann erdichtet hat, und Geschöpfen von der Art eines Quasimodo oder Gwinplaine. „Notre-Dame de Paris" ist in Wahrheit weniger ein historischer Roman als ein „conte fantastique", und die ihn beherrschende Weltanschauung, dass wir nur der Spielball dunkler Mächte sind, erinnert lebhaft an den phantastischen Fatalismus, zu dem sich Hoffmanns Helden fast ausnahmslos bekennen. Die Persönlichkeit Quasimodos ist aber ganz und gar nicht phantastisch oder grotesk im Sinne Hoffmanns. Der buckelige Glöckner von Notre-Dame ist ein sehr ernsthaftes und sehr langweiliges Scheusal. Die Charakteristik, welche Hugo von ihm giebt, haftet fast nur am Äusserlichen; die hündische Anhänglichkeit, die Quasimodo seinem verbrecherischen Adoptivvater, die Dankbarkeit, die er der jungen Zigeunerin zeigt, können nur wenig daran ändern. „Il est certain que l'esprit s'atrophie dans un corps manqué", meint der Dichter.[1]) Die entsetzliche Gestalt hat gar kein geistiges Leben, sie besitzt weder das Dämonische, Geheimnisvolle noch das phantastisch Possierliche, das den grotesken Figuren Hoffmanns ihr grauenhaft lustiges Gepräge giebt. Der „Globe" (VII, 581 ff.) charakterisiert diese Seite von Hoffmanns Wesen mit den Worten: „Les deux choses auxquels il demeura toujours sensible, furent le comique et le terrible dans leurs extrêmes"; doch ist der Vergleich, den er bei derselben Gelegenheit zwischen dem deutschen Dichter und Scarron, „l'Homère de l'école bouffonne",[2]) zieht, nicht besonders glücklich.[3])

Ganz im Sinne der französischen Romantiker dagegen behandelte Hoffmann ein anderes, von ihnen vielfach diskutiertes, poetisches Kunstmittel, den Kontrast. Seine französischen Bewunderer spürten Kontraste in allem auf, was sich auf ihn bezog. Man fand sie in seiner Persönlichkeit und seinen äusseren Lebensverhältnissen wie in seinen Schriften und erkannte richtig den kausalen Zusammenhang, in dem sein Charakter, sein Geschick und seine Kunst mit einander verknüpft sind. Man hob den Gegensatz hervor, der zwischen seinem nüchternen Juristenberuf und seinem phantastischen Wesen bestand, und wies auf den Widerspruch hin, in den seine Dichternatur mit den unsicheren, oft trüben Verhältnissen seines äusseren Lebens geriet. Loeve-Veimars sagt in Bezug darauf (Rev. d. Par. VII, 249): „Platon a écrit la vie toute entière d' Hoffmann, lorsqu' il a dit que Dieu n'ayant pu réconcilier la douleur avec le plaisir, crut y réussir en attachant ses deux ennemis à la même chaîne, en sorte que dès que l'un d'eux paraît, on vit bientôt accourir son compagnon". Seine Schriften vollends enthielten die vollkommene Poesie des Kontrastes, das Alltägliche neben dem Wunderbaren, das Anmutige neben dem Grausigen, die tollste Lustigkeit und die düsterste Melancholie. Die ent-

1) V. Hugo, Oeuvr. compl. Paris, Hetzel. „Notre-Dame de Paris" Bd. I, p. 173.
2) Th. Gautier, Les Grotesques, Paris, Charp., p. 339.
3) Vgl. auch Champfleury a. a. O. p. 25 ff.

setzlichsten Ereignisse werden in ruhigem Erzählertone berichtet; die Gruppierung der Personen ist fast immer eine derartige, dass entgegengesetzte Charaktere neben einander stehen. So sieht man in dem „Fräulein von Scudéry" die kindlich unschuldige Madelon neben dem unheimlichen, verbrecherischen Cardillac, in den „Elixiren des Teufels" die wildsinnliche Euphemie neben dem duldsamen, anspruchslosen Baron, den in seiner leidenschaftlichen Verblendung grauenhaften Medardus neben der sanften Aurelie, in der „Brautwahl" den spukhaften Goldschmied Leonhard neben dem pedantischen Kanzleisekretär Tusmann. Jeder einzelne Charakter wieder vereint in sich die wunderlichsten Gegensätze. Der fleissige kunstsinnige René Cardillac ist ein Raubmörder, Rat Krespel, vom tiefsten Schmerz über Antoniens Geschick gepeinigt, ergeht sich in den lustigsten Einfällen einer tollen Laune. Girardins Betrachtungen über Hoffmanns Individualität (R. d. Par. II, 64) gipfeln in den Worten: „Voilà un homme pétri de contrastes".

Mit allen diesen Vorzügen, die teils dem nationalen Wesen der Franzosen, teils den Lehren der jungen litterarischen Schule entsprachen, wäre Hoffmann doch nur ein guter Schriftsteller nach der neuromantischen Schablone gewesen, wie sie die Doktrinäre des „Globe" und die Mitglieder des Cénacle unter der Leitung Victor Hugos zugeschnitten hatten. Seine Überlegenheit und Originalität aber, durch die er der Schöpfer eines besonderen „genre" geworden sein soll, bestand in der eigentümlichen Kunst, mit welcher er das Wunderbare oder vielmehr eine besondere Art des Wunderbaren mit dem Gewöhnlichen zu verknüpfen wusste. Diese Kunst erschien den französischen Kritikern, die es unternahmen, sie zu analysieren, so undefinierbar, dass sie, um ihren Zweck zu erreichen, ihre Zuflucht zu langen Auszügen aus Hoffmanns Schriften nahmen — wie Girardin — oder in freier Nachdichtung kleinere Stücke in seiner Manier komponierten — wie Jules Janin. Man suchte die mannigfachen Arten des Wunderbaren, die sich zu verschiedenen Zeiten in der Gesellschaft und in der Litteratur geltend gemacht hatten, zu klassificieren; man unterschied danach u. a. „le merveilleux mythologique", „le merveilleux allégorique", „le merveilleux chrétien", „le merveilleux mécanique" und — „le merveilleux d'Hoffmann" (Globe VII, 818ff.). Diesen Bemühungen, Hoffmanns Phantastik durch einen kurzen Ausdruck zu charakterisieren, entsprang schliesslich auch die widerspruchsvolle Bezeichnung „le merveilleux naturel" (Globe VI, 588ff.).

Zunächst konstatierte man bei Hoffmann eine gewisse Clairvoyance, die Fähigkeit, seine Umgebung von einem phantastischen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Die Dinge sind für ihn nicht das, was sie dem gewöhnlichen Menschen zu sein scheinen, sie haben für ihn ein besonderes gespenstisches, sinnlich wahrnehmbares Leben; in ihnen verstecken sich die dunkeln Mächte, die bald warnend, bald zerstörend in unser Dasein eingreifen und sich zuweilen durch geheimnisvolle Zeichen verraten. Als Bruder Medardus den Reliquienschrank aufschliessen will, der die Elixire des Teufels enthält, sieht er das Schnitzwerk für eine entsetzliche Fratze an und entflieht,

„von gespenstischem Grauen gewaltsam ergriffen, um an heiliger Stätte seinen Vorwitz zu bereuen.“ Die trivialsten Gegenstände werden zu Spukgestalten, die alltäglichsten Vorgänge gewinnen in dieser phantastischen Auffassung ein sonderbares, meist feindliches und schreckhaftes Ansehen; diese Art des Wunderbaren ist nach den Worten des „Globe“ (VII, 818) „quelque chose de réel qui a sa racine dans l'esprit humain.“

Die Begebenheiten, Personen und Dinge, von denen Hoffmann erzählt, sind, für sich betrachtet, oft gar nicht wunderbar; rätselhaft, grauenvoll werden sie erst durch die Deutung, die er ihnen giebt, durch die geheimnisvollen Beziehungen, die er zwischen ihnen konstruiert. Um diese Deutung wahrscheinlich zu machen, benutzt er alles, was es in dem äusseren und inneren Leben des Menschen scheinbar Unerklärliches giebt: die dämonische Gewalt, die Persönlichkeiten von grosser geistiger Überlegenheit auf ihre Umgebung ausüben, die unwillkürliche Furcht vor dem Unbekannten, die sich in der Einsamkeit, im Dunkel der Nacht, in seltsamen Lebenslagen auch in dem Mutigsten regt, allerlei Sinnestäuschungen, Visionen und Gehörshallucinationen, die sonderbaren seelischen Vorgänge wie Sympathieen, Ahnungen und Träume: „un ordre de faits placés sur les limites de l'extraordinaire et de l'impossible, de ces faits comme presque tout le monde en a quelques-uns à raconter, et qui font dire, dans des moments d'épanchements: Il m'est arrivé quelque chose de bien étrange“. (Globe VI, 588 f.)

Es ist offenbar, dass Hoffmann fast in allen seinen Erzählungen neben vielem Ausserordentlichen, das aber immer noch Wahrscheinlichkeit hat, ein grösseres oder geringeres Mass von Unmöglichem bietet. In den „Elixiren des Teufels“, in denen das Furchtbarste geschildert ist, das der Geist sich erdenken kann, ist gleichwohl alles auf natürliche Weise zu erklären; der alte Maler nur, des Bruder Medardus gespenstischer Ahnherr, ist eine Figur, die über die Grenzen der Wirklichkeit ganz hinausgerückt ist. Indes wird sie nicht die Ursache gewesen sein, dass das Urteil über diesen Roman in Frankreich nicht so günstig ausfiel wie für die meisten von Hoffmanns Erzählungen; vielmehr scheint gerade dieses fremdartige Element für die Franzosen einen besonderen Reiz gehabt zu haben. In dem Sinne äussert sich der Globe (VI, 588 ff.) mit den Worten: Je n'entends point parler de ces tours d'escamotage, de cette plate jonglerie qu'on trouve dans certains romans où tout s'explique à la fin par les procédés de la fantasmagorie et les effets de la machine électrique.“

Die französischen Kritiker liessen sich den naheliegenden Vergleich mit den „contes noirs“, den gewöhnlichen Zauberromanen und Gespenstergeschichten nicht entgehen. „Rien de plus bête“, heisst es darüber im „Globe“, „que cet appareil convenu de spectres, de diables, de cimetières qu'on accumule dans les ouvrages sans produire aucun effet, que ces horreurs à froid, ces peurs de sens rassis, ces lieux communs usés de l'horreur, ces visions qu'on a vues partout.“ Frau von Staël hatte in ihrem Buche „De l'Allemagne“ auch auf die deutschen Romane dieser Gattung, die „romans de revenants et de sorcières,“

hingewiesen, die, namentlich durch Schillers „Geisterseher“ hervorgerufen, in den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts den Büchermarkt überschwemmten, ausser ihrer prosaischen Form jedoch an ihnen nichts zu tadeln gewusst: „Il faut des vers pour des choses merveilleuses,“[1]) meinte sie. Die nähere Bekanntschaft mit Hoffmanns Schriften scheint den Franzosen erst den Blick für die Schwächen dieser Produkte eines entarteten Geschmackes geschärft zu haben. Gegenüber der Willkür, mit der hier gesuchte Schreckbilder und alberne Spukgestalten zusammengedrängt waren, wies man wohl auch auf den philosophischen Zug hin, der als ernstes Element in Hoffmanns Phantastereien öfters auftaucht. Das Wunderbare soll die Vermittelung zwischen dem beschränkten Erdendasein und dem unbekannten Jenseits sein; in den Schauern der Furcht, des Entsetzens äussert sich ein Drang des irdischen Organismus, das Weh des eingekerkerten Geistes. In diesem Sinne sprach man in Bezug auf Hoffmann auch von einem „merveilleux sérieux,“ das seinen festen Platz in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge hat.

Aus allem, was die französische Kritik über Hoffmann geäussert hat, geht hervor, dass der bis ins einzelne festgehaltene Zusammenhang des Wunderbaren mit der gemeinen Wirklichkeit, verbunden mit einer bedeutenden formalen Kunst, die teils gewissen litterarischen Traditionen, teils den Regeln der neuromantischen Schule in Frankreich entsprach, den charakteristischen Vorzug des „genre hoffmannesque“ und das Geheimnis seines grossen Erfolges ausmachte.

Loeve-Veimars hatte die erste Übersetzung von Hoffmanns Schriften unter dem Titel „Contes fantastiques“ veröffentlicht. Allein diese Bezeichnung war nicht eine Übersetzung der von dem deutschen Verfasser gewählten Aufschrift „Phantasiestücke“, denn sie bezog sich auch auf Erzählungen, die in den deutschen Ausgaben unter den „Nachtstücken“ oder in den „Serapionsbrüdern“ gedruckt waren; vielmehr hatte man den alten Namen, unter welchem man bisher die Feeenmärchen und Gespenstergeschichten zusammengefasst hatte, auch diesen neuen Dichtungen gegeben, weil in ihnen das Übernatürliche eine so grosse Rolle spielte. Besser wären sie durch das Wort „fantasque“ bezeichnet worden, weil in ihm zugleich das Kapriciöse und Bizarre ausgedrückt ist,[2]) das den Hoffmannschen Erzählungen vielfach ein besonderes Gepräge giebt. Indes haben andere Titel, unter denen spätere Ausgaben auftraten, — „contes nocturnes,“ „contes mystérieux“ — nicht gegen die von dem ersten Übersetzer gewählte Bezeichnung aufkommen können. Diese blieb das Schlagwort für das neue vielbewunderte Genre und seine französischen Nachahmungen, für den Geschmack des Publikums wie für die litterarische Mode. Hauptsächlich verstand man unter dem Worte „fantastique“ das dämmerhafte Halbdunkel, in dem sich diese Erzählungen gleich-

1) Mme de Staël, De l'Allemagne, Paris 1810, IV, 67.
2) Voltaire, Dict. philosophique. Art. „Fantaisie.“ Oeuvres complètes, Paris 1879. T. III, p. 88.

sam auf der Grenze zwischen Tag und Nacht, zwischen dem Wahrscheinlichen und Unmöglichen bewegen, und welches Jules Janin[1]) am besten mit dem Lafontaineschen Verse:

„Lorsque, n'étant plus nuit, il n'était pas encore jour"

zu charakterisieren glaubte.

Es fehlte in Frankreich nicht an Stimmen, welche das Phantastische als ein Element verschrieen, das dem nationalen Charakter und den litterarischen Gewohnheiten der Franzosen ganz und gar nicht anzupassen wäre. Walter Scott hatte in einer Abhandlung „Du merveilleux dans le roman" (Rev. d. Par. I, p. 25ff.) behauptet, dass das „genre hoffmannesque," aus dem specifisch deutschen Hange zum Mysteriösen entsprungen, auch nur in deutschen Landen und in deutscher Zunge existieren könne. Auch der Globe wies bei der Besprechung der Loeve-Veimarsschen Übersetzung zum Schlusse darauf hin, dass die französische Sprache mit ihrem positiven Geiste, ihrem logischen Bau und ihren regelmässigen Formen sich doch eigentlich recht wenig zur Darstellung der bizarren Bilder einer überschwänglichen Phantasie eigne. Ebenso meinte Gautier, dass jenes Zwielicht, das dem Phantastischen so notwendig sei, in Frankreich weder in der Wirklichkeit noch in den Gedanken oder in der Sprache zu finden wäre, dass es überhaupt nicht leicht sei, in einem Lande phantastisch zu sein, „wo es soviele Laternen und Zeitungen giebt." Es wurde wiederholt (Globe VII, 819; VI, 588ff.) betont, dass die ganze, so überaus reiche französische Erzählungslitteratur nur ein einziges Werk — Cazottes „Diable amoureux" — aufwiese, dass sich den Hoffmannschen Phantasiestücken an die Seite stellen könnte. Andere, wie Charles Nodier[2]) und Julius Janin,[3]) erklärten die plötzlich hervortretende Neigung zum Phantastischen für ein Zeichen des gesellschaftlichen und litterarischen Niederganges, allerdings mit dem anerkennenden Zusatze, dass in einer Zeit, die keine grossen Männer und keine mächtigen Leidenschaften habe, das Reich der Phantasieen und Träume die einzige ideale Zuflucht sei, die sich dem Poeten und allen durch die Wirklichkeit Enttäuschten biete.

Wahr ist es freilich, dass die idealere Richtung des deutschen Geistes, die grössere Treue, mit der er die volkstümlichen Überlieferungen bewahrte, auch einer freieren und reicheren Entwickelung der Phantasie günstiger waren als der stets auf das Positive und Reale gerichtete französische Esprit, die künstliche Centralisation des politischen und geistigen Lebens in Frankreich und die dadurch hervorgerufene Entfremdung zwischen der Litteratur und der Volkspoesie. Trotzdem aber hat auch das geistige Leben der Franzosen, wie das jedes Volkes, seine eigene Phantastik. Der Hang zum Wunderbaren und die Fähigkeit, ihn in einer nach gewissen natürlichen oder zufälligen Umständen modificierten Gestalt zu pflegen, ist überall den Menschen angeboren. Seine Äusserungen begleiten ihre ersten Versuche, von der sinnlich vermittelten Anschauung der Natur zur Er-

1) Contes fantastiques, Préf. p. 20.
2) A. a. O. p. 27: „L'avertissement de cette muse d'une société qui tombe."
3) A. a. O. p. 17.

kenntnis ihrer immanenten Gesetze fortzuschreiten, sich vom Bekannten zum Unbekannten zu erheben. Die Phantasie arbeitet der Vernunft vor; als Ersatz für jene verborgenen Gesetze werden seltsame und ungeheuerliche Wunderdinge erfunden, die mit jedem Zuwachs der positiven Erkenntnis an Umfang und Bedeutung verlieren, ohne je völlig zu verschwinden.

Charles Nodier hat in seiner Abhandlung „Du fantastique en littérature" eine Theorie des Phantastischen entwickelt: Zwischen der materiellen Welt, welche, in ihren äusseren Formen durch die Sinne wahrnehmbar, aber nach ihrem inneren Zusammenhange unerklärt, dem Menschen gegeben war, und der geistigen übersinnlichen, welche ihm eine göttliche Inspiration offenbart hatte, breitete sich das weite phantastische Reich aus, welches die Einbildungskraft aus den Elementen jener beiden geschaffen hatte. In Bezug auf die Stellung, welche der Dichter gegenüber dieser Schöpfung einnimmt, äussert sich Nodier mit den Worten: „C'est . . . . . à la région moyenne du fantastique et de l'idéal, qu'il faudroit placer le poëte, dans une bonne classification philosophique du genre humain!"[1])

Bei dieser Auffassung liegt eine Verwechselung des Phantasievollen, das immer ein gewisses Mass formaler Wahrheit haben muss, mit dem Phantastischen nahe, für das jene Regel keine Geltung hat, in welchem sich vielmehr das Gewöhnliche und das Wunderbare oft derart verknüpfen, dass der bekannte und gewohnte Zusammenhang der Dinge, wie ihn die Erfahrung oder alt ererbte Vorstellungen lehren, durchbrochen erscheint. Die Novelle hat wie der Roman das Natürliche, Ereignisse des wirklichen Lebens, in dem Scheine des Wunderbaren darzustellen; geht die Dichtung hierbei über die Grenzen des Möglichen hinaus, so wird sie phantastisch. Doch ist bei einer massvollen Behandlung des Phantastischen eine gewisse Wahrscheinlichkeit und damit künstlerische Schönheit und Bedeutung nicht ausgeschlossen.[1]) Da aber die Grenzen des Möglichen sich je nach Völkern und Zeiten verschieben, so hat auch die poetische Darstellung des Wunderbaren und Übernatürlichen eine lange Entwickelung von oberflächlicher Mache zu vollendeter Kunst durchzumachen gehabt. Die Aufgabe, in barbarischer Zeit vor einer Schar unwissender und gelehriger Zuhörer eine fabelhafte Welt von Feeen, Zauberern, Riesen und Zwergen zu schildern, bot keine grossen Schwierigkeiten; um aber ein gebildetes, skeptisches Publikum mit solchen Dingen zu unterhalten, bedurfte es einer vorsichtigen Auswahl des Stoffes und einer kunstvollen, von einer gewissen Überzeugung getragenen Darstellung.

Ein kurzer Blick über die Erzählungslitteratur, wie sie sich in den verschiedenen Epochen der Geistesentwickelung in Frankreich darbietet, wird erkennen lassen, dass auch in ihr das Phantastische

1) Loménie, Etude sur la litt. romanesque en France (Rev. d. deux mondes, 1. Dec. 1857), p. 601 Anm.: „Il y a incontestablement quelque chose qui sépare le roman moderne des contes de fées et ce quelque chose tient à la vraisemblance qui distingue en général la fiction romanesque et qui peut jusqu'à un certain point se retrouver même dans les développements d'une donnée fantastique."

eine — zeitweise allerdings bescheidene — Rolle gespielt hat, und dass die neuen Keime, welche durch Hoffmanns Dichtungen in die französiche Litteratur versetzt wurden, einen Boden vorfanden, der zu ihrer Aufnahme und Entwickelung schon durch mehrfache Arbeiten vorbereitet worden war.

In zwei mächtigen Strömen ergiesst sich die französische Erzählungslitteratur durch die Jahrhunderte bis in die jüngste Zeit. Der eine führt die ungeheure Masse der grossen Nationalepen, der Ritter- und Abenteuerromane samt ihren Abkömmlingen der verschiedenen Generationen mit sich, der andere die ungezählte Schar der kleinen Fabliaux, Contes, Dits, die bunte Menge der Novellen und Facéties, der lustigen und ernsten, satirischen und moralischen Erzählungen. An der Wiege der französischen Poesie steht die Legende, von der alle Gattungen der epischen Dichtung zahlreiche Züge entlehnt haben. Diese Legenden, nicht nur die Märtyrer- und Heiligenleben, sondern auch die profanen Erzählungen, die sich an ausserordentliche Männer, an einzelne Länder und Orte knüpfen, die abergläubischen Berichte von Tieren, Pflanzen und Steinen, von Elfen, Riesen und Zwergen, bedeuteten im frühen Mittelalter für die grosse Masse des niederen Volkes dasselbe, was für die Orientalen jene bunten und glänzenden Geschichten waren, von denen die Märchen von Tausend und einer Nacht eine Probe geben.[1] Das Phantastische einer unbekannten Welt von Wundern, wie sie sich in diesen Erzählungen offenbarten, war es, was die an Glück und Gütern Armen ergötzte und über ihr eintöniges, nüchternes Dasein erhob. Schon in diesen Dichtungen tritt — namentlich in den Bearbeitungen, die sie durch Geistliche und Spielleute fanden — der scherzhafte, frivole Zug auf, der, ein Ausdruck des „esprit gaulois", lange ein charakteristisches Merkmal des phantastischen Elements der französischen Erzählungen blieb und mit dazu dienen musste, das Unmögliche und Wunderbare dem Zuhörer annehmbar zu machen. Wenn in einem der im dreizehnten Jahrhundert so beliebten „contes dévots" — Del tumbeor Nostre-Dame —[2] ein Gaukler vor dem Marienbilde sich so lange in den tollsten Sprüngen und Verrenkungen ergeht, bis sich die heilige Jungfrau zu ihm niederbeugt und ihm den Schweiss von der Stirne trocknet, so liegt in dieser nahen Berührung des Wunderbaren mit dem Spasshaften etwas, was auch jenem fast völlig seinen Ernst nimmt.

Die gleiche Erscheinung zeigt sich auch in denjenigen Chansons de geste, die bereits den Übergang zu den Romans bilden. Die Malabronepisode im Gaufrey hat ganz den Charakter eines phantastischen Intermezzo von ausgesprochener Komik. Robastre, ein Vasall des Garin de Montglane, ist der Sohn eines Koboldes, der von Gott die Fähigkeit erhalten hat, nach Belieben die verschiedensten Gestalten anzunehmen. Auf einem einsamen Schlosse, wo er, von Räubern überfallen, seinen Knappen durch den Tod ver-

1) Leroux de Lincy, Livre des Légendes, Paris 1836, Introd. p. 40.
2) Ed. W. Förster, Rom. II, 315.

loren hat, wird er bei der Leichenwache von seinem Vater auf die Probe gestellt. Der Kobold ängstigt ihn durch allerlei Allotria, die er mit der Bahre und dem Leichname treibt, zeigt sich dem erschreckten Helden bald als ein schwarzes Pferd, bald als ein brüllender Stier, kämpft mit ihm die ganze Nacht und präsentiert sich ihm zum Schlusse in der Gestalt eines schönen jungen Mannes als sein Vater.[1]) Ebenso drastisch ist eine andere Scene, in der Robastre, der seinen Vater zu Hilfe gerufen, ihn aber durch die Benennung „diable“ gekränkt hat, auf Anstiften des unter einer Tarnkappe versteckten Geistes von Riesen durchgeprügelt wird.[2]) Das französische Publikum jener Zeit scheint diesen Spukgestalten mit einer Art überlegener Ironie gegenübergestanden zu haben, wie überhaupt der Aberglaube in Frankreich nie so finstere und schreckliche Formen angenommen hat wie in Deutschland. Auch von den mittelalterlichen Mysterien- und Mirakeldichtern ist die Rolle des Teufels besonders nach der komischen Seite ausgebeutet worden, und wirklichen Schrecken hat die fürchterliche Theatermaske wohl nur dem naiveren Teil der Zuschauer eingejagt.

Die formale Kunst der Verknüpfung des Phantastischen mit dem Wirklichen steht in den frühesten erzählenden Dichtungen auf einer sehr niedrigen Stufe. Die oben citierte Malabronepisode könnte man aus der Chanson de geste vollständig entfernen, ohne dadurch den Zusammenhang des Ganzen zu gefährden. Die Dichter der Lais begnügten sich damit, in die überlieferten keltischen Erzählungen Kostüm, Sitte und Lebensanschauungen der französischen Gesellschaft meist in rein äusserlicher Weise einzuführen, und als später im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts die Lays im Abenteuerroman verschwunden waren, ging bei der Weiterentwickelung dieser Gattung das Bestreben mehr auf eine möglichst massenhafte Anhäufung als künstlerische Verarbeitung des Wunderbaren.

Huldigten die Lais dem romantischen Geschmacke der höfischen Gesellschaft, so entsprachen die Fabliaux, die eigentlichen Vorläufer der französischen Novellen, dem Unterhaltungsbedürfnisse der bürgerlichen Kreise. Der meist spöttische, im ganzen nüchterne Ton, den diese Dichtungen auch nach ihrer späteren Übertragung in die prosaische Form beibehielten, schien alles Phantastische von vornherein auszuschliessen; der gesunde Menschenverstand überwog den poetischen Schwung, das Anekdotische das Romanhafte. Wo in diesen Erzählungen Wunder, Träume, Visionen, Verwandlungen eine Rolle spielen, sind sie daher, wie alles andere, auch Gegenstand der Verspottung.

Von den „Cent Nouvelles nouvelles“ haben nur fünf eine gewisse — und zwar fast ausschliesslich scherzhafte — Beziehung zum Phantastischen. Als Probe mag die XI. Novelle[3]) dienen: Ein Ehemann — „un paillard jaloux“ —, der vergeblich allen Heiligen geopfert hat, um von seiner krankhaften Eifersucht geheilt zu werden,

1) Gaufrey, Chanson de geste, p. p. Guessard et Chaballe. V, 5329 ff.
2) A. a. O. V, 8195 ff.
3) Les cent Nouvelles nouvelles, Nouv. éd. p. P. L. Jacob, Paris 1858, p. 72.

weiht schliesslich auch dem Teufel, den er auf einem Bilde des heiligen Michael zu dessen Füssen dargestellt sieht, eine Kerze. Die sonderbare Huldigung hat Erfolg. Der Teufel erscheint ihm im Traume, dankt ihm für die Gabe und steckt ihm einen Ring an den Finger, der alle Eifersucht von ihm fernhalten soll, solange er an seiner Stelle bleibt. Die Pointe der Geschichte lässt sich nicht vorsichtiger ausdrücken, als Lafontaine, der sie zu einer seiner „Contes" — L'Anneau d'Hans Carvel — benutzt hat, es in den Versen gethan hat:

„Là dessus achevant son somme,
Et les yeux encore aggravés,
Il se trouva que le bon homme
Avoit le doigt où vous savez."[1])

Genau denselben Charakter hat die XIV. Novelle „Le Faiseur de pape ou l'Homme de Dieu,"[2]) die XIX., die bekannte Erzählung vom Schneekinde,[3]) und die XCIX., „La Métamorphose," die Geschichte von einem Bischof, der vor seinen Leuten behauptet, die Rebhühner, die er sich sündhafterweise am Freitag auftragen lässt, in Fische verwandeln zu können.[4]) Nur eine einzige von den hundert Erzählungen, die LXX., behandelt das Phantastische ernsthaft. Ein Ritter schwört, den Teufel im festen Vertrauen auf die Wunderkraft der heiligen Taufworte zu bestehen, ohne sich der Bekreuzigung, des gegen alle Anfechtungen erprobten Mittels, zu bedienen. Nach vielen Jahren stellt sich ihm in dem abgelegensten Raume einer deutschen Herberge ein fürchterliches Ungeheuer mit flammenden Augen, schrecklichen Hörnern und Krallen, der leibhaftige Satan, in den Weg. Der Ritter kämpft mit ihm und reisst ihm ein Horn aus, das er seinen Gefährten als Beweis seines Abenteuers bringt. Einer von ihnen lässt sich zu dem Versuche hinreissen, das Untier noch einmal anzugreifen, um ihm auch das andere Horn zu nehmen; er bleibt aber spurlos verschwunden.[5])

Alle französischen Erzähler des sechzehnten Jahrhunderts haben zu dem Hohn und Spott, der sich in den Novellen über die Abergläubischen und Wundersüchtigen ergoss, mehr oder weniger reichlich beigesteuert. So macht sich Bonaventure des Periers in dem XIV. Stücke seiner „Contes et joyeux devis"[6]) über die Alchimisten und ihre zweifelhafte Weisheit lustig, indem er sie mit der Milchfrau vergleicht, die so lange Luftschlösser baut, bis ihr der Topf vom Kopfe fällt; so verspottet die Königin von Navarra in der XXXIX. Novelle den Teufels- und Geisterglauben.[7]) Hatten aber

1) Lafontaine, Oeuv. compl., ed. Moland. Bd. III, p. 192. — Vgl. auch Rabelais, Liv. III, Chap. 28.
2) A. a. O. p. 80. Vgl. Marmontel, Le Mari sylphe (Contes moraux), Leipzig 1791, Bd. I, T. I, p. 129.
3) A. a. O. p. 29.
4) A. a. O. p. 373.
5) A. a. O. p. 295.
6) Paul L. Jacob, Les vieux conteurs français, Paris 1841, p. 201 (Nouvelle XIV).
7) Jacob, a. a. O. p. 440 (Nouvelle XXXIX).

schon Bonaventure des Periers — namentlich in seiner Erzählung „Le Curé de Brou et son Évêque" —, Béroald de Verville in seinem „Moyen de parvenir" u. a. alles, was mit der Kirche und ihrem Glauben zusammenhing, mit massloser Frivolität angegriffen, so erreichte den Gipfel der Schamlosigkeit doch erst Henri Estienne in seinem Werke „Introduction au Traité de la conformité des merveilles anciennes avec les modernes," in welchem er unter gelehrte und langweilige Abhandlungen skandalöse Geschichten mischte, durch die namentlich Mirakel und Reliquien erbarmungslos verunglimpft wurden. Boshafte Ausfälle, wie sie in seinem „Frère Oignon" vorkommen, wo ein von der Pilgerfahrt Heimgekehrter von der Kanzel verkündet, dass er aus dem heiligen Lande einige Strahlen des Sternes, der den drei Königen geleuchtet hat, die Nägel des Cherubim, auch einige Töne der Glocken von Salomos Tempel mitgebracht habe, gehören zu seinen anmutigsten und mässigsten Äusserungen.[1])

Trotz alledem findet sich auch in den Erzählungen jener Zeit zuweilen ein ernster phantastischer Zug. Bonaventure des Periers versichert zwar in dem ersten Stücke seiner „Contes et joyeux devis," das eigentlich nur eine Ermahnung zur Fröhlichkeit enthält, in Bezug auf seine Novellensammlung ausdrücklich: Il n'y a point de sens allégorique, mystique, fantastique;[2]) doch trifft diese Bemerkung nicht durchweg zu. Der XV. Abschnitt[3]) enthält z. B. eine phantastische Geschichte von Salomo, der vermöge des Steines der Weisen alle Teufel unter einen Riesenkessel in die Erde bannt. Nur einer von ihnen, der Kleinste von allen, weiss sich unter einer Erdscholle zu verstecken und sich so seine Freiheit zu erhalten. Als nach langen Jahren eine Stadt gebaut werden soll, bestimmt er den König, dazu gerade jene Stelle zu wählen, an der seine Gefährten begraben sind. Bei den Erdarbeiten stösst man auf den Kessel, er wird zertrümmert, auf Sturmesflügeln verbreiten sich die Teufel in alle Welt und — stören fortan besonders die Philosophen in der Bereitung des Steines der Weisen. Die spöttische Beziehung, die in dieser letzten Wendung liegt und den phantastischen Schimmer der Erzählung noch am Schlusse zerstört, fehlt aber der CXXIX. Novelle, der letzten der Sammlung, auch völlig; diese Erzählung[4]) gehört zu dem Märchen vom Aschenbrödel. Pernette, die Tochter eines Kaufmannes, wird von dem Sohne eines Edelmannes zur Frau begehrt; Mutter und Schwester suchen aus Neid die Verbindung zu hindern, kleiden das Mädchen in eine Eselshaut und zwingen es, einen Scheffel Erbsenkörner Korn für Korn mit der Zunge zu sammeln. Sein Liebesglück hängt von der Erfüllung dieser Bedingung ab. Eine Menge Ameisen indes eilt herbei und hilft ihm ungesehen, so dass es nach gethaner Arbeit mit seinem Freunde vereint werden muss.

J a c q u e s Y v e r, seigneur de Plaisance et de la Bigottière, der

1) Vgl. auch Louandre, Les vieux conteurs français (Rev. des deux mondes, 15. Sept. 1873, p. 440).
2) A. a. O. p. 184.
3) A. a. O. p. 201.
4) A. a. O. p. 302.

eine Sammlung von fünf zuweilen etwas breit ausgesponnenen Novellen verfasste, bietet in der zweiten Geschichte eine ganz und gar phantastische Episode. Der Held der Erzählung wendet sich, um in den Besitz seiner Geliebten zu gelangen, an einen Magier. Unter Beschwörungen und Anrufungen bringt dieser ihn mit einem Trugbilde zusammen, dem er durch Zauberkünste Gestalt und Ansehen der angebeteten Dame zu verleihen weiss. Als aber der entzückte Liebhaber seine Arme dem Phantom um den Nacken legen will, verschwindet die Erscheinung „ne plus ne moins qu'une bouffle, qui se crève au souffle du vent."[1]) Die Schilderung dieser traumhaften Täuschung ist eine der schönsten Stellen der ganzen Sammlung. Zwar nennt der Erzähler den Schwarzkünstler „einen alten Affen," weil seine Kunst nicht ausreichte, die Dame selbst statt ihres spukhaften Abbildes in die Arme ihres Anbeters zu zaubern; aber er lässt sich die Gelegenheit nicht entgehen, für die Wahrhaftigkeit seiner Geschichte verschiedene Beispiele eines mysteriösen Umganges menschlicher und gespenstischer Wesen anzuführen.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert wird die alte lustige Erzählungslitteratur in Frankreich zu Grabe getragen. Richelieus Regiment zügelte die religiöse Satire; die Erzähler konnten ihre Bücher nur mit einem Privileg des Königs erscheinen lassen oder mussten sich in Holland Buchdrucker suchen, um der heimischen Censur zu entgehen. Auch der phantastischen Poesie, die nur von der Einbildungskraft und Freiheit lebte, lieferte der akademische Boden der neuen Litteratur wenig Nahrung; doch zollte auch die klassische Epoche ihr durch vereinzelte Erscheinungen ihren Tribut.

Im schroffsten Gegensatze zu dem gespreizten Wesen der litterarischen Koterieen stand der kühne und geistreiche, oft burleske Ton, in dem Cyrano de Bergerac seine phantastischen Reiseromane, „Voyage dans la Lune" und „Histoire comique des États et Empires du Soleil," schrieb. Es sind lustige, künstlerisch durchgeführte Allegorieen mit vielen satirischen Beziehungen zu den Zeitverhältnissen, die Vorbilder für Fontenelles „Mondes" und Voltaires „Micromégas." Sein Genre ist als eine neue Schöpfung auf dem Gebiete der Erzählungslitteratur zu betrachten, das damals, obwohl vom Publikum gut aufgenommen, nur wenige Nachahmer fand.[2]) Der Dichter gelangt auf die fernen Himmelskörper, indem er sich eine Menge kleiner, mit Morgentau gefüllter Flaschen um den Leib hängt. Indem die durch die Sonne erwärmte Flüssigkeit verdampft, schwebt er wie in einer Wolke empor. In seiner Reise auf die Sonne beschreibt er noch eine andere Flugmaschine, die er „oiseau de bois" nennt. Die einbeinigen, durchsichtigen, nur von dem Duft der Speisen und von der Luft lebenden Mondbewohner sprechen eine Sprache, die nur aus musikalischen Tönen besteht. Ihn selbst sperrt man ein, weil man ihn seiner Zweibeinigkeit wegen für einen Vogel hält. In diesen Geschichten ist zum erstenmale der Versuch gemacht, die

1) Jacob, Les vieux conteurs fr., p. 560.

2) E. du Parquet, Le roman en France depuis l'Astrée jusqu'à René (Rev. d. deux mondes, 15. Juli 1862), p. 462, 3.

Wissenschaft mit dem freien Spiel der Phantasie zu vereinen. Die Idee von den wunderbaren Flugmaschinen knüpfte Bergerac an Spekulationen und Träumereien, die in seiner Zeit bereits bekannt geworden waren.[1]) Das älteste Beispiel einer solchen abenteuerlichen Entdeckungsreise besitzt die französische Litteratur im Alexanderroman. Dort wird erzählt, wie Alexander in einem mit vier Greifen bespannten Kasten einen Flug durch das Himmelsgewölbe unternimmt; um ein Stück Fleisch, das der König an der Lanzenspitze über den Köpfen der Riesenvögel hält, zu ergreifen, erheben diese sich in die Lüfte, bis sie gegen das Firmament stossen.[2])

Eine neue Quelle eröffnete Charles Perrault der phantastischen Litteratur durch die Veröffentlichung seiner meist aus der mündlichen Tradition gesammelten „Contes de ma mère l'Oye" (1697); es war der erste Versuch in Frankreich, dem Volksmärchen litterarische Geltung zu verschaffen. Das Buch war bald in den Händen aller grossen und kleinen Leute und hat sich die Gunst der Welt länger erhalten als alle Romane der klassischen Zeit. Vor dem Erscheinen dieser Märchensammlung hatte Fénélon bereits seine freilich erst später veröffentlichten „Contes de fées pour l'éducation d'un jeune prince" niedergeschrieben; Perrault selbst war schon drei Jahre vorher mit den Erzählungen „Peau d'âne mise en vers" und „Les Souhaits ridicules" an die Öffentlichkeit getreten.

Eine immer stärker anschwellende Flut von „Contes de fées" folgte dem ersten glücklichen Versuche. Aber auch die besten Nachahmungen, die Märchen der Gräfin d'Aulnoy, beweisen, wie schwer es den Franzosen wurde, sich von der Wirklichkeit loszulösen und sich in dem Gebiete der reinen Fiktion einzubürgern; sie weisen zahlreiche der höfischen Umgebung, der modernen Gefühlswelt, der Salonmode entlehnte Züge auf, welche in das phantastische Reich der Feeen und Wunder nicht hineinpassen. In den Worten, mit denen der Aufzug der unbekannten Dame am Hofe des über den Tod seiner Gemahlin untröstlichen Königs in der Erzählung „L'Oiseau bleu" geschildert wird, glaubt man die in den Toilettenläden der Hauptstadt wohlbewanderte Hofdame zu vernehmen.[3]) Die Vergnügungen, in denen sich die verzärtelte Königstochter in dem Märchen „Le Nain jaune"[4]) ergeht, passen mehr zu den zierlichen Maskeraden des Versailler Hofes als zu den Gewohnheiten einer Märchenprinzessin. Auch Fénélon ist nicht frei von solchen Fehlern; in der Feeengeschichte „Histoire

---

1) Vgl. G. de Nerval, Les Successeurs d'Jcare (Oeuv. compl., Paris, M. Lévy, 1868, T. IV, p. 273). Bergerac bezieht sich übrigens vielfach auf den von Descartes begründeten Spiritualismus. Vgl. H. Körting, Gesch. d. franz. Romans im 17. Jahrhundert. Oppeln 1886/87, Bd. II, p. 180.

2) Alexandriade ou Chanson de geste d'Alexandre-le-Grand, p. p. F. le Court de la Villethassetz et E. Talbot. Paris 1861, p. 398.

3) Contes des fées, par Mad. la Comtesse d'Aulnoy. Bibl. amusante, Weimar 1812, I. Division, Tome II, p. 63. Ebenso II, 184 (Princesse printannière).

4) Bibl. amus., Div. I, Tome II, p. 109: „On la voyait presque toujours vêtue en Pallas ou en Diane, suivie des premières dames de la cour habillées en nymphes."

du roi Alfaroute et de Clarisse" stirbt die von ihrem Gemahle in eifersüchtiger Verblendung erstochene Königin mit der pathetischen Phrase: „Quoique je meure de votre main, je meurs toute à vous."[1]) Neben solchen Stellen findet man aber auch glücklich erfundene Bilder von kräftiger, oft grotesker Wirkung. Man lese die Schilderung der Fee Carabosse in dem Märchen „La Princesse printannière":[2]) „On voit venir dans une brouette, poussée par deux vilains petits nains, une laideron qui avoit les pieds de travers, les genoux sous le menton, une grosse bosse, les yeux louches, et la peau plus noire que l'encre, elle tenoit entre ses bras un petit magot de singe, à qui elle donnait à tetter, et elle parloit un jargon que l'on n'entendoit pas."

Von den Unsterblichen des „grand siècle" kommt für die „Contes" Lafontaine nur insofern in Betracht, als er das alte Fabliau in Versform wieder zu Ansehen brachte. Phantastische Stoffe behandelte er vielfach, ohne in Erfindung oder künstlerischer Komposition originell zu sein. Seine „Contes et Nouvelles" haben den witzigen Charakter, den „esprit gaulois" der altfranzösischen Erzählungen, und was von Spuk und Zauberei darin vorkommt („Mandragora", „Le petit Chien", „La Coupe enchantée", „La Chose impossible"), ist immer von der lustigsten Art. Wie wenig ihm die Wahrscheinlichkeit und künstlerische Bedeutung seiner Dichtung galt, geht deutlich aus den Worten hervor, mit denen er die Zaubereien der Fee Manto in der Erzählung „Le petit Chien" beschliesst:

> „Que devient le palais? dira quelque critique.
> Le palais? que m'importe? il devint ce qu'il put.
> A moi ces questions! suis-je homme qui se pique
> D'être si régulier? Le palais disparut."[3])

Man darf hinter diesen Worten wohl mehr als eine stilistische Manier suchen.

In dem eigentlichen Romane hatte das Wunderbare und Übernatürliche, das in den Amadisromanen noch eine so grosse Rolle gespielt hatte, der Zeitrichtung nicht mehr standhalten können; Riesen, Drachen, Feeen und Zwerge verschwanden, und was an ihre Stelle trat, Personenverwechselungen, Totsagungen, Geschlechtertausch u. dgl., besass sehr wenig poetischen Wert.[4]) Ernsthafte Bedeutung hatte das Phantastische nur in den Märchen — für die Kinderwelt — und in den „petits libres" — für die untersten Stände. Was Frau von Staël noch im neunzehnten Jahrhundert als ihre Meinung aussprach, „il y a quelque chose de si sérieux dans les affections de l'âme qu'on n'aime pas à les voir compromis au milieu des jeux de l'imagination,"[5]) hatte damals allgemeine Giltigkeit.

Immerhin erhielt schon die Mode den Feeengeschichten selbst in den gebildeten Kreisen ein gewisses Ansehen, das auch die harm-

1) Fénélon, Nouv. dialogues des morts avec des contes et fables, Leipzig 1773, Tome II, p. 136.
2) Bibl. amus.. I. Div., Tome II, p. 182.
3) La Fontaine, Oeuvres complètes, Nouv. ed p. Moland, Paris 1875. IV, 130.
4) Vgl. Körting, Gesch. d. frz. Romans im XVII. Jahrhundert I, 18.
5) Mme de Staël, De l'Allemagne, Paris 1810, II, 68.

losen Parodieen des Grafen Hamilton nicht zu zerstören vermochten, das vielmehr eine neue Kraft durch die „Mille et une Nuits", eine Übersetzung arabischer Märchen, erhielt, welche der Orientalist Antoine Galland in den Jahren 1704—1708 veröffentlichte. Einer der Herausgeber von Hamiltons Werken sagt über den Erfolg dieses Buches: „Les traductions des Contes Persans, Arabes et Turcs, etoient entre les mains de toutes les Dames de la Cour et de la Ville,"[1]) und es ist wohl eine Übertreibung, wenn der Dichter selbst in der poetischen Einleitung zu seinem Märchen „Les trois Facardins" äussert:

Mais enfin, grâces au bon sens,
Cette inondation subite
De Califes et de Sultans,
Qui formoit la nombreuse suite,
Désormais en tous lieux proscrite,
N'endort que les petits enfants.[2])

Noch Marmontel beginnt seine Erzählung „Les quatre Flacons ou les Aventures d'Alcidonis de Mégare" mit dem Geständnisse: „I'ai grand regret à la Féerie. C'étoit pour les imaginations vives une source de plaisirs innocents, et la manière la plus honnête de faire d'agréables songes."[3])

Das achtzehnte Jahrhundert, reicher an erzählender Poesie als alle ihm voraufgehenden Epochen der französischen Litteratur, erwies sich als sehr ergiebig für die Befruchtung der Einbildungskraft mit phantastischen Elementen aller Art. Das Zeitalter Voltaires, das Jahrhundert der Aufklärung und Geistesfreiheit, thut sich vielfach durch den schlimmsten Aberglauben und eine zuweilen lächerliche Bewunderung von Schwärmern und Schwindlern hervor. Bis in die Zeit der neufranzösischen Romantik hinein reicht die fast ununterbrochene Reihe von Beispielen eines schier unerklärlichen Glaubens an das Unmögliche und Übernatürliche. Schon 1730 begannen die Convulsionäre, in einer Pariser Vorstadt, auf dem Kirchhofe des heiligen Medardus, ihr Unwesen zu treiben, und ihre angeblichen Wunder setzten sich bis um die Mitte des Jahrhunderts fort. Der Hof protegierte mehrfach Schwindler von internationalem Ruf; lange Zeit war der geheimnisvolle Graf von Saint-Germain der Günstling Ludwigs XV. Im Jahre 1778 siedelte Mesmer nach Paris über und hielt durch seine magnetischen Kuren alle Kreise der Gesellschaft so lange in Atem, bis die französische Regierung sich einmischte, und der ungünstige Ausgang ihrer Untersuchung seine Entfernung veranlasste. Sein angeblicher Schüler, der Graf von Cagliostro, trieb bis zum Jahre 1786 in den vornehmsten Zirkeln der Hauptstadt seine magischen und alchimistischen Schwindeleien. Man glaubte an seine vorgebliche Geheimlehre, an seine Geisterbeschwörungen und Zauberkünste; man sprach in der guten Gesellschaft mit Vorliebe von geheimen Sympathieen, Seelenwanderungen, Elementargeistern u. dgl. Noch im Jahre 1814 hielt Frau von Krüdener, das „miracle perpétuel," wie sie selbst sich

1) Oeuvres du Comte Hamilton (1762) T. I, 1.
2) Les quatre Facardins (Oeuv. compl. 1762), p. 5.
3) Contes moraux par M. Marmontel, Leipzig 1791. Tome I, p. 87.

nannte, in Paris ihre religiösen Versammlungen, citierte Verstorbene und glänzte als Prophetin.[1])

Der Geist, der sich in diesen Extravaganzen äusserte, spiegelte sich verschieden in der Erzählungslitteratur jener Zeit. Zunächst äusserte sich die Spottsucht, die unzerstörbare Neigung der Franzosen, alles ins Possenhafte zu ziehen. So machte sich der gelehrte Graf von Caylus, Verfasser von zwei Bänden „Contes orientaux," der Schöpfer des „genre badin" der französischen Erzählung, in der Geschichte von Galichet über die Pariser und ihren Eifer für die Geheimwissenschaften lustig.[2]) Galichet ist ein grosser Zauberer, der seine Tochter an einen ehrsamen Bürger verheiratet hat, seinem Schwiegersohne aber, den er nicht recht leiden mag, allerlei schlimme Streiche spielt. Er verwandelt die junge Frau in ein Chorpult, den Kirchenvorsteher, ihren Liebhaber, in ein Gesangbuch und lässt beide verschwinden. Der ebenfalls verzauberte Gatte erhält schliesslich seine natürliche Gestalt wieder, lässt seine Abenteuer drucken und in unzähligen Exemplaren am Pont-Neuf verkaufen.

So leicht auch sonst in Frankreich jede Sache, ist sie einmal erst dem Spotte und der Lächerlichkeit verfallen, Ansehen und Bedeutung einzubüssen pflegt, so erhielt sich der Wunderglaube in der Gesellschaft jener Zeit doch allen Angriffen zum Trotze, welche der „bon sens" der Aufklärungsphilosophen und die Satire der Dichter gegen ihn richtete. Der Fanatismus des Unglaubens bekämpfte den Fanatismus des Aberglaubens[3]), und neben den alle Schichten der Lesewelt durchdringenden Meisterwerken der neuen Philosophie konnten sich Bücher mystischen und kabbalistischen Inhalts erfolgreich behaupten. Die grüblerische Theosophie Jakob Böhmes wie die sonderbare Religionslehre Swedenborgs fanden in Frankreich Pflege und Anhang. Louis Claude de St.-Martin, „le Philosophe inconnu", übertrug die Schriften des deutschen Mystikers ins Französische und fesselte in Lyon einen Kreis von Schülern durch seine Lehre, die sich sicherlich nicht durch logische Gedankenentwickelung und klare Formeln empfahl, aber gegenüber der nüchternen Weisheit der Encyklopädisten wenigstens den Vorzug hatte, dass sie zur Phantasie und zum Gemüte sprach. Der Benediktiner Dom Pernetti u. a. übersetzten Swedenborgs Schriften und wurden eifrige Apostel seiner Lehre. Die quietistische Schwärmerei der Mme de la Motte Guyon, der Freundin und Geistesverwandten Fénélons, wirkte durch das ganze achtzehnte Jahrhundert und hat noch bei den Dichtern der neuromantischen Schule eine Rolle gespielt.

Daneben überschwemmten Bücher, welche die Geheimwissenschaften behandelten, die Bibliotheken. Der gelehrte Benediktiner Calmet veröffentlichte im Jahre 1746 seine „Dissertations sur les apparitions et sur les revenants et vampires," die eine ungeheure Verbreitung fanden und es zu sieben Auflagen brachten. Die bi-

---

1) Vgl. Globe I, 458 ff., De Madame Krudener et de l'état d'extase.

2) Charles Louandre, Les conteurs français au 18. siècle. Rev. d. deux mondes, 1. Sept. 1874, p. 214 ff.

3) Sarrazin-Kreyssig, Gesch. d. frz. Nationallitt., Berl. 1889, p. 122.

zarrsten Spekulationen des Mittelalters erstanden in einer geistvollen und eleganten Form, die ihnen die Gunst auch eines frivolen Publikums sichern musste und manchen Spötter bekehren konnte. Das Buch des Abbé Villars „Le Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes," das zum erstenmale im Jahre 1670 bekannt geworden war, im Jahre 1732 schon seine dritte Auflage erlebte, behandelte in leicht satirischer Darstellung die geheimen Wissenschaften, insbesondere die Magie der Rosenkreuzer, und machte diese sonst in einer geheimnisvollen, unverständlichen Sprache vorgetragenen Lehren dem Verständnis auch der oberflächlichsten Salon- und Modephilosophen zugänglich. Der Cölestinermönch Androl gab dem populären Buche eine Fortsetzung, „Les Génies assistants et les Gnomes irréconciliables, ou Suite au Comte de Gabalis (1715 und 1732), das, eine Satire gegen die Philosophie Descartes', zugleich der Verbreitung der „sciences occultes" dienen konnte. In demselben Sinne wirkten die im Jahre 1769 veröffentlichten „Lettres cabbalistiques" des Marquis d'Argens. Die Stürme der grossen Revolution haben das Andenken aller dieser Schriftsteller nicht vernichten können; man begegnet ihren Namen und Ideeen noch in der Erzählungslitteratur des neunzehnten Jahrhunderts.[1])

Das Zeitalter Voltaires erlebte auch die Auferstehung der alten Ritterromane. Als Florian in einer seiner Novellen die Geschichte eines Ritters von König Artus' Tafelrunde zu schreiben unternahm, stellte er in der Einleitung ausdrücklich noch den Gegensatz fest, in dem sein eigener Geschmack mit dem Urteile seines Publikums stand.[2]) Er bekannte für seine Person: „J'ai toujours aimé les romans de chevalerie, surtout ceux dont les héros sont des Français", fügte aber u. a. hinzu: „. . cependant ils ne veulent plus de ces livres qui enchantaient leurs aïeux . . . . De telles fictions ne peignent rien, et l'on a rejeté des livres qui étaient trop loin de nos mœurs."

Ihre Wiederbelebung verdankten die alten Ritterromane, welche der übermächtige Klassicismus fast völlig in Vergessenheit gebracht hatte, zwei verschiedenen Umständen: dem Bedürfnis eines Teiles des Publikums nach einer Lektüre, die den ungewissen und wirren Verhältnissen der Wirklichkeit möglichst fern lag, und dem sich lebhafter entwickelnden Interesse an dem philologischen Studium des Altfranzösischen. Im Jahre 1700 erschien zuerst der Roman „Mélusine et l'Histoire de son fils Geoffroy à la grand-dent" p. M. Nodot; die langsam, aber stetig vermehrten Ausgaben krönte schliesslich die Veröffentlichung der „Bibliothèque universelle des Romans", die im Jahre 1775 unter der Leitung des Marquis de Paulmy, Conte d'Argenson, erfolgte. Sie enthielt teils Auszüge, teils Übersetzungen der alten Romane; ihr eifrigster Mitarbeiter war, wenigstens während der

1) Balzac, Le Livre mystique, Préface, p. 377 (Oeuvres, Bruxelles 1837, T. III). — Nodier, Contes de la Veillée (Paris, Charp.), p. 50. — Vgl. auch Gérard de Nerval, Oeuvr. compl. IV, 180. — G. Sand, Consuélo. — Th. Gautier, Spirite.

2) Bliombéris, Nouv. franç. (Florian, Oeuv. compl. en 8 vol., 3. Ed., Leipzig 1837), Tome I, p. 152.

ersten Jahre, auch der Graf Tressan.[1]) Charles Nodier mag Recht haben, wenn er in Bezug auf diese Sammlung meint: „Les personnages ainsi accoutrés par M. de Tressan ressemblent à peu près à leur type historique et naïf, comme la lanterne du clown dans „le Songe d'une nuit d'été" ressemble au clair de la lune"[2]), aber zu ihrer Zeit besass sie für weite Kreise eine grosse Anziehungskraft. Von dieser Bibliothek erschienen in Paris in den Jahren 1775—1789 nicht weniger als 224 Teile in 112 Bänden, die nach einer Unterbrechung von neun Jahren durch eine Fortsetzung, die „Nouvelle Bibliothèque des Romans" (1798—1805), noch jährlich um acht Bände vermehrt wurden. Als eine besondere Abteilung enthielt diese Sammlung die „Romans merveilleux", alle Geistergeschichten, Feeenmärchen und dgl.[3]) Eine andere sehr umfangreiche Publikation ähnlicher Art war das „Cabinet des Fées, Collection choisie des Contes des Fées et autres Contes merveilleux" (1785); jeder der 40 Bände, die sie umfasste, enthielt zehn, fünfzehn, selbst zwanzig Erzählungen. Ein weiterer Versuch, die alten Romane volkstümlich zu machen, erfolgte im Jahre 1770, als die „Bibliothèque bleue" erschien.[4])

In der halb scherzhaften, halb ernsten Phantastik dieser bunten Litteratur spiegelt sich das Bild einer teils skeptischen, teils gläubigen Gesellschaft, die zwischen dem Triumph über neu errungene Freiheiten und der Furcht vor den Folgen einer so radikalen Umwälzung unsicher schwankte und in der allgemeinen Gährung, unter der sich die Schöpfung einer neuen Ordnung vollzog, nach einem festen Halt für ihr Gewissen und ihr Gemüt suchte.

Es kann sich hier nicht darum handeln, die ganze reichhaltige französische Erzählungslitteratur auch nur in allen ihren hervorragendsten Erscheinungen daraufhin zu prüfen, in welchem Umfange und in welcher Art das Wunderbare und Übernatürliche Verwendung gefunden hat; es kommt nur darauf an, die charakteristischen Formen, in denen sich der Hang zum Phantastischen äusserte, an vereinzelten Beispielen vorzugsweise aus dem Gebiete der kleineren „Contes" und Novellen zu zeigen. Eine Erörterung der Frage, ob und wie weit etwa Montesquieu im „Temple de Gnide", Diderot in „L'Oiseau bleu" und „Les Bijoux indiscrets" oder Voltaire in der „Princesse de Babylone", im „Micromégas" oder „Zadig" die durch eine lange, hinter ihnen liegende Entwickelung bestimmten und konventionell gewordenen Grenzen der Phantasie überschritten, kann nichts Neues ergeben. Nach einander waren die religiösen Wunder und der volkstümliche Aberglaube, die allegorische Behandlung naturwissenschaftlicher und philosophischer Spekulationen[5]), die aus der einheimischen Volks-

1) P. Wespe, Der Graf Tressan, sein Leben und seine Bearbeitung der französischen Ritterromane des Mittelalters. Diss. Leipzig 1888.
2) Nodier, Du Fantastique en Littérature, p. 21 (Contes fant., Paris 1894).
3) Vgl. Wieland, Werke. Hempelsche Ausg. XXXVI, p. 35.
4) Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque, Tome B, p. 17.
5) „Le merveilleux surnaturel est tantôt l'image directe et simple, tantôt le voile symbolique et transparente de la vérité. Dans le premier cas c'est la pure fiction, dans le second c'est l'allégorie" (Marmontel, Poétique française, Paris 1767, Tome I, Chap. X, p. 333 und p. 347).

tradition und dem Orient entlehnte Märchenwelt in der Dichtung zur Geltung gekommen; von der klassischen Mythologie hatte die Phantasie ausserordentlich wenig Gewinn gehabt. Es ergab an sich nichts Neues, als im achtzehnten Jahrhundert alle diese Elemente in phantastischer Verquickung mit kabbalistischer Geheimlehre, mystischer Religionsphilosophie und materialistischen Anschauungen wieder auflebten; neu war nur die lächelnde Toleranz, mit der diese Fabeleien aufgenommen und weiter gegeben wurden. Sie enthielt eine gewisse formelle Zustimmung und bildete den Übergang zu dem Ernste, mit dem diese Dinge sehr bald auch in der Erzählungslitteratur behandelt werden sollten.

Noch freilich fehlte der Poet, der an seine Fabel glaubte, der Erzähler, der seine Erfindungen und Phantastereien selbst für Ernst nahm. Mit wenigen Ausnahmen war das Wunderbare bis dahin nur satirisch oder humoristisch behandelt worden. In der lustigen Phantastik, unter den amüsanten Gespenstern und Teufeln, die mit ihrem harmlosen Spuk die alten Geschichten belebten, sucht man vergeblich die „personnages sombres", die „héros sataniques et railleurs"! Marmontel, der in seiner „Poétique française" ein langes Kapitel „De la vraissemblance et du Merveilleux dans la Fiction" schrieb, erklärte: „Comme la féerie n'a jamais été recûe, elle ne peut jamais être sérieusement employée"[1]), die „Magie" gestattet er nur für „sujets pris dans les temps où l'on croyait aux enchanteurs qui s'accomodent de ce système"[2]). Was er eigentlich fordert, ohne es genau zu bezeichnen, den Zusammenhang des Wunderbaren in der Dichtung mit dem Glauben der Zeit, deckt sich zum Teil mit dem, was die Romantiker später unter „Farbe" verstanden.

Es wurde schon hervorgehoben, dass das siebzehnte Jahrhundert im Roman als Ersatz für die Riesen und Zauberer eine „natürliche Magie", poetische Kunststückchen wie Inkognitos, Personenverwechselungen, Verkleidungen u. dgl. eingeführt hatte. Noch Florians Novelle „Valérie" ist ein Beispiel dafür; sie giebt die Geschichte eines „revenant" im Sinne der „natürlichen Magie", d. h. einer Scheintoten. Valérie, eine florentinische Dame von vornehmer Herkunft, hat, durch die hinterlistigen Bemühungen ihres Vaters von der Treulosigkeit ihres Geliebten überzeugt, dem Grafen Heraldi, den man ihr als Gatten aufdrängte, die Hand zur Ehe gereicht, ist aber, unmittelbar nach der Trauung, durch das unerwartete Erscheinen des Geliebten in der Kirche erschreckt, in eine schwere Krankheit verfallen und gestorben. Graf Orsini — der verratene Liebhaber — sucht sie noch einmal in dem Grabgewölbe der Kathedrale, in der man sie beigesetzt hat, auf. Es gelingt ihm, sie ins Leben zurückzurufen und zu entführen; ihr intriganter Gatte wird entlarvt und muss sie freigeben. Einen besonderen, sensationellen Reiz erhält die Geschichte dadurch, dass der Dichter sie von dem „Gespenste" selbst einer kleinen Gesellschaft, die an einem stürmischen Winterabende

1) A. a. O. I, p. 349.
2) A. a. O. I, p. 348.

in einem alten Felsenschlosse der Cevennen zusammengekommen ist, erzählen lässt; er versucht, durch eine wirksame Schilderung der Umgebung Stimmung für die Erzählung zu machen. So heisst es im Eingange: „Les nuits étaient longues, noires, la campagne couverte de neige; et des hibous, anciens habitants de la tour, où était construit le salon, se répondaient sur les vieux créneaux par des cris lents et monotones. Ajoutez à tout cela que nous étions dans l'Avent, temps où tout le monde sait bien que les apparitions sont le plus fréquentes; . . . on n'osait tourner les yeux ni vers le fond de la grande salle où l'on croyait entendre un bruit de ferrailles, ni du côté de la cheminée, d'où il semblait que quelque chose descendait."[1]) Auch sonst verrät Florian noch zuweilen etwas von der packenden Situationsmalerei und der physiognomischen Kunst Hoffmanns, der übrigens ähnliche Motive in seinen Erzählungen vielfach verwendet hat. Die Erscheinung des Grafen Heraldi („C'était un grand homme sec, noir, de quarante-cinq à cinquante ans, d'une figure fausse et triste, d'un caractère froid et sombre"), die unheilvolle Begegnung des misshandelten Liebespaares an dem Weihbecken der Kathedrale[2]) und andere Einzelheiten erinnern an die Darstellungsweise des deutschen Erzählers.

Hoffmanns Geschmacke entsprachen solche Erzählungen nicht, in denen sich zum Schlusse alles auf natürliche Weise erklärt, „der Boden, auf dem sich die phantastische Welt bewegt hat, zuletzt mit dem historischen Besen so rein gekehrt wird, dass auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt, wenn man so ganz abgefunden nach Hause geht, dass man gar keine Sehnsucht empfindet, noch einmal hinter den Vorhang zu gucken."

Unter der Menge der Erzählungen und Romane, die teils ohne einen anderen Zweck als den der Unterhaltung, teils zur Unterstützung revolutionärer Tendenzen komponiert wurden, neben all den moralischen und sentimentalen Geschichten in Prosa und in Versen, neben den satirischen Allegorieen, den gewöhnlichen Feeenmärchen der „Contes badins" und „Contes poissards" nimmt Jacques Cazottes „Diable amoureux" eine ganz besondere, vereinzelte Stellung ein. Der „Diable amoureux" galt den französischen Romantikern als Muster und Ideal der „Contes fantastiques", gemäss der Definition, welche sie nach den Erzählungen Hoffmanns diesem „Genre" gegeben hatten. Er gehörte weder zu den herkömmlichen „Contes bleus", noch zu den allegorischen Erzählungen in der Art Voltaires; er stellt vielmehr den ersten Versuch dar, in der erzählenden Dichtung das Wunderbare als „merveilleux sérieux" durch eine künstlerisch vollkommene Verschmelzung von phantastischer Illusion uud wirklichem Leben zur Geltung zu bringen. Vereinzelte ironische Züge, welche den Leser, der geneigt ist, das Erzählte ernst zu nehmen, verwirren, machen sich nur sehr wenig bemerkbar. In der Vorrede, welche die überaus selten gewordene, mit grotesken Illustrationen ge-

1) Florian, Nouvelle italienne. Oeuv. compl. Tome I, p. 153f.
2) A. a. O. p. 161.

schmückte Originalausgabe[1]) enthält, und in welcher der Verfasser unter dem Vorwande, die Abbildungen zu erklären, den übermässigen Luxus in der Ausstattung der Bücher ins Lächerliche zieht, heisst es zum Schlusse über das Werk selbst: „Point d'esprit à la mode, point de métaphysique, point de science, encore moins de jolies impiétés et de hardiesses philosophiques; seulement un petit assassinat pour ne pas heurter de front le goût actuel, et voilà tout.“ Cazottes Geist besass eine ausgesprochene Neigung zum Wunderbaren und Mystischen; er hatte, wie Hoffmann, von der Natur die besondere Gabe erhalten, alle Dinge in einem phantastischen Scheine zu erblicken; die letzten zwanzig Jahre seines Lebens war er überzeugter Martinist. Der merkwürdige Seherblick, mit dem er nach einem allerdings bestrittenen Berichte im Jahre 1788 die Greuel der kommenden Revolution, insbesondere den gewaltsamen Tod Condorcets, Chamforts, der Herzogin von Gramont und König Ludwigs XVI. prophezeite, seine intimen Beziehungen zu den Illuminaten, der Fatalismus, mit dem er seiner eigenen Hinrichtung entgegenging, stempeln ihn zu einer jener rätselhaften und abenteuerlichen Persönlichkeiten, wie sie eine aufgeregte und wirre Zeit oft erzeugt.

Cazottes „Diable amoureux“ gewinnt noch ein besonderes Interesse durch den Umstand, dass Hoffmann das Werk in einer deutschen Übersetzung kennen gelernt und auch zu einer seiner Erzählungen — „der Elementargeist“ — benutzt hat. Ihm liegt ein altbekanntes und vielbenutztes Motiv — die Liebe eines Geistes zu einem Sterblichen — zu Grunde; der originelle Reiz der Erzählung besteht darin, dass das wunderbare Abenteuer sich in völlig modernen Verhältnissen, im engsten Zusammenhange mit dem alltäglichen Leben abspielt. Der Held der phantastischen Geschichte, Alvarez, ein junger Offizier in der Garde des Königs von Neapel, wird von einem mystischen Kameraden O'Malley verführt, in den Ruinen von Portici den Teufel zu beschwören. Kaum ist die Bannformel ausgesprochen, so erscheint an einem Fenster des verfallenen Gemäuers ein scheussliches Kamelhaupt und ruft mit furchtbarer Stimme: Che vuoi? Alvarez befiehlt dem Gespenst, in Gestalt eines Wachtelhündchens, danach als Page zu erscheinen. Mit auffälliger Willfährigkeit erfüllt das Phantom alle seine Wünsche, schafft auf sein Geheiss in dem Gewölbe einen glänzenden Prunksaal, zaubert eine verschwenderisch besetzte Tafel herbei und führt dann in einem prächtigen Aufzuge den neuen Gebieter und dessen Gäste in die Stadt. Kaum ist Alvarez in seinem Hause angelangt, so verwandelt sich der Page in ein überirdisch schönes Weib, das sich in demütig schmeichelnder Liebe an den jungen Offizier drängt. In den Verdacht der Zauberei geraten, entflieht er mit ihm und entschliesst sich nach langen abenteuerlichen Irrfahrten, seine Mutter aufzusuchen und ihre Einwilligung zur Heirat zu erbitten. Längst weiss er, dass es eine

1) Naples (Paris, Lejay) 1772; neugedruckt in den Oeuv. compl. 1816/17, wohl zum letzten Male veröffentlicht in „Contes fantastiques“ (Le Diable amoureux p. Cazotte, Le Démon marié p. Machiavel, Merveilleuse Histoire de Pierre Schlemihl p. A. de Chamisso), Paris, Lemerre, 1874.

„Sylphide" ist, die ihn mit ihrer Liebe verfolgt, noch immer aber wehrt er sich mit innerlichem Grauen gegen die Verführungskünste des dämonischen Wesens. Ein Zufall führt schliesslich die Katastrophe herbei. Auf der Reise in die Heimat, die Alvarez mit seiner Biondetta gemeinsam unternommen hat, werden sie infolge einer Beschädigung ihres Wagens bei furchtbarem Unwetter in der armseligen Herberge eines unbekannten Dorfes für eine ganze lange Nacht festgehalten. Alvarez erliegt dem teuflischen Zauber; in dem Augenblick aber, als er in blinder Leidenschaft sich dem wilden Werben des dämonischen Weibes ergiebt, erscheint plötzlich das grässliche Kamelhaupt auf dem Körper eines schrecklichen Untiers. Er erwacht aus der Verzauberung wie von einem entsetzlichen Traume und findet sich angekleidet auf seinem dürftigen Lager in der Dorfschenke;[1]) Biondetta ist verschwunden. Erschüttert von der Erinnerung, dass er sich mit unlöslichen Banden an den Teufel gefesselt hat, flüchtet er in das Haus seiner Mutter, wo sich das ganze Abenteuer in allen Einzelheiten als ein höllischer Spuk, als eine Versuchung des Bösen aufklärt. Der Schluss der Erzählung ist, einer löblichen Tradition entsprechend, „moralisch". Schon in den alten Lais und Fabliaux ist die didaktische Schlusswendung keine Seltenheit; Margarete von Navarra hängt ihren leichtfertigen Erzählungen gern eine nützliche Lehre an. Bei Lafontaine u. a. ist oft die Moral der Geschichte der schön gemalte Vorhang, der die zuweilen etwas unsaubere Scene zum Schluss verdeckt; selbst Crébillons Erzählung „Le sopha" führt den Titel „Conte moral". So tritt denn auch in Cazottes „Diable amoureux" schliesslich noch ein ehrwürdiger Hausfreund, Don Quebracuernos, Doktor von Salamanca, auf und verkündet nach einigen Citaten aus Bodins „Démonomanie" und Bekkers „Monde enchanté: „Croyez-moi, formez des liens légitimes avec une personne du sexe." Die französische Erzählung weist in Erfindung und Stil manche Ähnlichkeit mit Hoffmanns eigentümlicher Kunst auf; so ist beispielsweise die nächtliche Scene in der Dorfherberge mit ihrem zwischen Traum und Wirklichkeit schwebenden Spuk in Anlage und Durchführung Cazotte nicht schlechter gelungen, als Hoffmann selbst in den „Elixiren des Teufels" die Erzählung von der Begegnung des wahnsinnigen Viktorin mit Bruder Medardus in dem einsamen Waldhause.[2])

Hoffmanns dem „Diable amoureux" nachgedichtete Erzählung

---

1) Die verschiedenen Ausgaben stimmen in der Wiedergabe der Erzählung nicht ganz überein.
In dem Texte, den die erste Ausgabe hat, folgt auf das Erscheinen des Schreckbildes ein kurzes Gespräch zwischen diesem und seinem Opfer, das die wahre Natur Biondettas enthüllt. Alvarez verjagt den Teufel durch das Zeichen des Kreuzes und befindet sich wieder in seinem zerbrochenen Wagen, von Regen und Sturm bedroht, in seinem Innern durch Scham und Furcht verstört, auf der dunkeln Landstrasse. In den späteren Ausgaben hat die Erzählung Erweiterungen erfahren, die nur zum Teil auf den Autor selbst zurückgeführt werden können. Vgl. auch Contes fantastiques (Le Diable am. p. Cazotte, Le Démon marié p. Machiavell etc.), Epilogue du Diable amoureux, p. 94 ff.

2) Hoffm., Ges. Schr. Bd. VI, p. 106 ff.

„der Elementargeist“, offenbar eine seiner schwächsten Leistungen, muss bei einem Vergleiche mit seinem Vorbilde noch mehr verlieren. Cazottes Alvarez und Hoffmanns Victor, der Niederländer Soberano und der Ire O'Malley, die Venetianerin Olympia und die Gräfin v. L. sind dieselben Figuren; die wunderliche Erscheinung des Dieners Paul Talkebarth ist Hoffmanns eigenste Erfindung. Die Gestalt aber, auf welche sich das Interesse hauptsächlich koncentriert, der Dämon, ist in dem „Elementargeist“ völlig missraten. Alvarez' Biondella ist wirklich ein dämonisches, in seiner sinnlichen Schönheit unwiderstehlich verführerisches Geschöpf, Viktors „Teraphim“ aber eine leblose Puppe, ein Nebelbild, das in seinen Armen in ein Nichts zerfliesst. Die Baronesse von E. gar, die zweite Inkarnation des Elementargeistes, eine wirtschaftliche Matrone, „eine ältliche, dicke Frau“, hat ausser einigen verdächtigen Handbewegungen durchaus nichts Geheimnisvolles an sich; die Verzweiflung des in ihren Banden schmachtenden Obersten erscheint zuweilen geradezu lächerlich.[1]) Die Begeisterung Degeorges, eines der französischen Übersetzer Hoffmanns, gerade für dieses Stück ist schwer verständlich. Heinrich Heine, der sich für das Schöne in Hoffmanns Dichtungen stets empfänglich zeigte und ihnen auch manchen Kunstgriff in der Behandlung seiner Prosa verdankt, urteilte sehr abfällig über diese Erzählung.[2])

Ein ähnliches Motiv bildet die Grundlage zu Charles Nodiers Erzählung „Trilby ou le Lutin d'Argail.“ Nodier gehört bereits mit dem besten Teil seiner dichterischen Persönlichkeit zum jungen Frankreich; im Jahre 1780 geboren, war er der älteste unter den litterarischen Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts, sein Haus der erste Sammelplatz des neuen Poetengeschlechtes. Nach seinem eigenen Geständnis war er ein leidenschaftlicher Bewunderer der Klassiker.

---

1) Wie enge sich Hoffmann übrigens in Einzelheiten an sein Vorbild hielt, ergiebt die Vergleichung entsprechender Stellen:

Le séjour où nous étions s'éclaire, quoique faiblement, et je découvre que nous sommes sous une voûte assez bien conservé de vingt-cinq pieds en carré.	Mondesstrahlen brachen durch das finstere Gewölk, und ich gewahrte die Ruinen eines ansehnlichen Gebäudes.
Soberano sagt zu Alvarez: „Si la frayeur vous faisoit une fausse démarche, vous pourriez courir les risques les plus grands.“	O'Malley zu Viktor: „Ich warne Euch indes vorher, dass Euer Gemüt nicht stark genug sein könnte, manches zu ertragen.“
Bernadille, einer von Soberanos Freunden, äussert zu Alvarez: „Il faut que vous ayez fait des découvertes singulières.“ Alvarez: „J'ignore, par où j'ai pu m'attirer des faveurs distingués.“	O'Malley zu Viktor: „Die Gunst des Elementargeistes scheint ungewöhnlich zu sein.“

Der Umstand, dass zwischen dem französischen Original und dem Texte Hoffmanns die von ihm benutzte deutsche Übersetzung — die mir nicht zugänglich war — steht, hat für die Beurteilung des Abhängigkeitsverhältnisses in diesem Falle keine grosse Bedeutung.

2) Heine, Briefe aus Berlin, 3. Brief (Sämtl. Werke, Hambg. 1885, Bd. V, p. 232): „Im „Elementargeist“ ist Wasser das Element, und Geist ist gar keiner drin.“

Er gesellt sich zu ihnen durch seine klare Sprache, für die er sich Pascal und Bossuet zu Mustern nahm, durch seinen harmonischen, trotz alles malerischen Glanzes stets massvollen Stil, den er in grammatischen und lexikalischen Studien gebildet hatte; in seiner kühnen, oft bizarren Phantasie und seinen poetischen Anschauungen aber ist er ganz und gar Romantiker. So steht er am Wendepunkt der alten und der neuen Zeit.

„Trilby" ist die Geschichte der unglücklichen Liebe „des jüngsten, niedlichsten und edelsten Geistes" im schottischen Hochland zur schönen Jeannie, der Frau des Fischers vom „lac Beau".[1]) Nodier entlehnte den Stoff von Walter Scott, dessen Einfluss auch sonst in der Erzählung erkennbar ist; eine romantische Fabel, eine gemütvolle Schilderung seelischer Vorgänge und eine genaue, auf eigenen Lokalstudien beruhende Ortsschilderung sind die Elemente, aus denen sich die reizvolle Phantastik dieser Dichtung zusammensetzt. Nodier war der erste, der mit bewusster Absicht die Grundsätze der neuen Schule in der Erzählung zur Anwendung brachte.

Sein merkwürdigstes Werk auf diesem Gebiete ist „Smarra ou les Démons de la Nuit", eine phantastische Schilderung der zauberischen Gesichte und schreckhaften Erscheinungen, welche das Alpdrücken hervorruft, eine wundervolle Traumdichtung, deren Inhalt und Wirkung sich durch eine kurze Analyse gar nicht veranschaulichen lässt, weil ihr Wert hauptsächlich in der kühnen, in allen Einzelheiten kunstvoll durchgearbeiteten Stilisierung besteht. Kurze, abgebrochene Sätze, zerrissene Bilder, wie sie das Traumleben charakterisieren, stehen neben langen Perioden, deren Glieder nicht künstlich ineinander geschachtelt sind, sondern — jedes für sich ein Ganzes — in rhythmischen Abschnitten sich aneinanderreihen, wie die ungleichen Atemzüge eines unruhig Schlafenden. Der Dichter hatte sich die Aufgabe gestellt, die regelrecht durchgeführte Erzählung, die ihre Exposition, ihre Verwickelung, ihre Katastrophe und ihre Lösung hatte, in eine Folge von bizarren Träumen einzuschliessen, deren Übergang oft nur durch ein Wort bezeichnet wird.[2]) Nodier erschloss durch diese Erzählung der dichterischen Phantasie ein ganz neues Gebiet, eine bis dahin unbekannte Welt, in der sich die Romantiker sehr bald heimisch fühlten. Nach seiner Ansicht weist das Leben eines poetisch veranlagten Menschen zwei fast gleichwertige Arten von Eindrücken auf; die Quelle der einen ist das wache Leben, die der anderen der Schlaf. Er entwickelte eine ganze Theorie der Traumdichtung;[3]) er legte ihr den Satz zu Grunde: „Il est certain que le sommeil est non seulement l'état le plus puissant, mais encore le plus lucide de la pensée, sinon dans les illusions passagères dont il l'enveloppe, du moins dans les perceptions qui en dérivent." Er wundert sich, dass die Dichter in ihren Werken so selten von den Phantasieen Nutzen

1) Ch. Nodier, Nouvelles, suivies de Fantaisies du dériseur sensé, Paris 1888 (Charp.), p. 107 ff.
2) Ch. Nodier, Contes fantastiques, Paris 1894 (Charp.), Préf. de la prem. éd., p. 303.
3) Le pays des Rêves. (Nodier, Contes de la Veilée. Nouv. Ed., p. 199 ff.)

ziehen, die der Traum ihnen bringt, oder, wenn sie es thun, diese Entlehnung nicht eingestehen. Es ist klar, dass eine Theorie, nach welcher die regellosen Bilder des eingeschläferten Geistes den Gestaltungen der im wachen Zustande schaffenden Phantasie gleichgestellt wurden, sich nicht mehr viel von einer Kunstlehre unterschied, welche auch die Schöpfungen eines kranken Hirns, die Bilder, die der Wahnsinn und der Rausch erzeugen, als künstlerische Elemente anerkannte. Wirklich hat denn Nodier auch die Visionen eines Epileptikers zum Gegenstand einer Erzählung („Une Heure, ou la Vision") gemacht. Er wirft zum Schluss der merkwürdigen Geschichte die charakteristische Frage auf: „Que sais-je, infortuné qu'ils appellent fou, si cette prétendue infirmité ne seroit pas le symptôme d'une sensibilité plus énergique, d'une organisation plus complète?"[1])

So weit war die Phantastik in der französichen Erzählungslitteratur unter einheimischen und fremden Einflüssen bereits entwickelt, bevor auch nur das Geringste von Hoffmanns Namen oder Schriften in Frankreich bekannt geworden war. Nodier hatte seine „Vision" bereits im Jahre 1806, „Smarra" 1821, „Trilby" 1822 veröffentlicht. — Den intimen Beziehungen zu Hoffmanns Dichtungen verdankt die phantastische Erzählung in Frankreich demnach wohl ihre Blüte; dieses Genre erst zu schaffen, war aber nicht mehr nötig. Hoffmann konnte für die Franzosen nur insofern eine neue und originelle Erscheinung sein, als sein Gebiet ausschliesslich das der „Contes fantastiques" war, als sein ganzes Wesen, seine litterarische Thätigkeit — soweit sie in Frankreich allgemein bekannt war — durchweg einen ausgesprochen phantastischen Charakter zeigten. Nodier, dessen „Smarra" man unbedenklich Hoffmanns Erzählungen an die Seite stellen darf,[2]) hatte als Vielschreiber sich in allen Gattungen versucht, ohne sich dem Geschmack und dem Gedächtnis des Publikums nachdrücklich zu empfehlen. „Smarra" fand noch nicht den verdienten Beifall. „Le public", sagte später Jules Janin, „ne comprit pas tout de suite la piquante nouveauté de ce style aux formes limpides, aux transparentes couleurs."

Als die beiden grossen Romandichter der jungfranzösischen Schule — Victor Hugo und Honoré de Balzac — etwa um das Jahr 1823 den litterarischen Kampfplatz betraten, herrschte dort ein buntes Gewühl der verschiedenartigsten Erscheinungen einheimischer und fremdländischer Herkunft; neben den sentimentalen und sozialen Romanen aus der Schule Chateaubriands und der Frau von Staël drängte sich die grosse Masse von Ritter- und Abenteuerromanen, Grisetten- und Salongeschichten, Räuber- und Hirtenromanen, Gespenster-, Zauber- und Feeenmärchen, vor allem auch englische und deutsche Dichtungen mannigfacher Art. Die Poeten des jungen Frankreich waren nicht ängstlich in ihren Entlehnungen und Nachahmungen.

1) Nodier, Nouvelles, Paris 1888, p. 168.

2) „Smarra est une fantaisie composée de toutes sortes d'éléments divers: il y a de l'Hoffmann, il y a du Schiller, il y a de l'Apulée." (Nodier, Contes fantast., p. ?97, Note.)

Sie durchstöberten die Bibliotheken und Antiquariate, die Litteratur aller Zeiten und Völker und nahmen das Gute, wo sie es fanden. „Wollte man sich," schrieb Nodier in der Vorrede zu seiner „Fée aux miettes", „nach vier- oder fünftausend Jahren, da eine geschriebene Litteratur besteht, die sonderbare Verpflichtung auferlegen, jede Ähnlichkeit zu vermeiden, so würde man schliesslich nur noch dem Schlechtesten gleichen."[1]) Bei der Masse sich gegenseitig verstärkender und kreuzender Einflüsse aber, die sich in jener Zeit geltend machten, die Beziehungen zwischen den Mustern und ihren Nachbildungen herauszufinden, hat seine Schwierigkeiten, wenn der Zweck einer derartigen Untersuchung nicht die Darstellung eines zufälligen oder künstlich konstruierten Parallelismus, sondern der Nachweis eines thatsächlichen Abhängigkeitsverhältnisses sein soll.

Hoffmanns Einfluss auf die französische Erzählungslitteratur namentlich der dreissiger und vierziger Jahre ist unbestreitbar, im allgemeinen aber weniger in stofflichen Entlehnungen als in dem Bestreben erkennbar, seine formale Kunst in ihren charakteristischen Einzelheiten nachzuahmen.[2]) Sehr oft sind diese Beziehungen unklar, weil zu viele gleichartige Einwirkungen mehr oder weniger verwandter Dichter daneben in Betracht kommen. Aus Scotts Spukgeschichten, Byrons Manfred und Shakespeares Macbeth, Sommernachtstraum und Sturm, aus Schillers Geisterseher,[3]) Goethes Balladen und Faust, aus Tiecks und Arnims Erzählungen,[4]) Jean Pauls Romanen und mystischen Visionen und Heines Schriften, aus den Märchen und der zu neuem Leben erweckten französischen Volksdichtung, aus orientalischen Studien, aus Dantes[5]) Comedia divina, später auch aus Edgar Poes Dichtungen[6]) holten sich die französischen Erzähler ihre phantastischen Motive und Kunststückchen zusammen.

Hoffmanns litterarischer Einfluss in Frankreich begann lange, bevor sein Name dort öffentlich genannt wurde. Im Jahre 1823 erschien in Paris ein Buch mit dem einfachen Titel „Ollivier Brusson" ohne Autornamen oder sonstige nähere Bezeichnung; der Beifall, den es fand, war nur gering. Es war Hoffmanns Erzählung „das Fräulein von Scudéry", der anonyme „Verfasser" Hyacinthe Thabaud Delatouche, von dessen eigenen Werken wohl nur der derb naturalistische Roman „Fragoletta" weitere Verbreitung gefunden hat. Man muss annehmen, dass Delatouche, auch sonst ein Mann von etwas wunderlichen litterarischen Sitten,[7]) die Absicht hatte, sich die Erfindung eines fremden, in Frankreich gänzlich unbekannten Dichters ohne weiteres anzueignen. In der an Mme Duras gerichteten Vorrede, mit

1) Nodier, Contes fant., p. 76.

2) L'exemple des écrivains originaux doit porter leurs successeurs à faire, non ce qu'ils ont fait, mais comme ils l'ont fait (Globe V, 326).

3) Nodier, Contes fant., p. 295.

4) Th. Gautier, Portraits et Souvenirs litt., p. 312 ff.

5) „Le premier génie fantastique de la renaissance". (Nodier, Du fantastique en litt., p. 16).

6) Übersetzt von Baudelaire, 1856/65. Vgl. Revue contemporaine vom 25. Jan. 1885 (Emile Hennequin, E. A. Poe, Etude critique).

7) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, III, 488 ff.

welcher er die anonyme Publikation versehen hat, schrieb er: „Je vous envoie pour réponse ces feuilles que j'ai souvent écrites en pensant à vous. Ne me demandez point comment ces aventures sont venues à ma connaissance. Un abrégé de faits écrits dans une langue singulière, sans couleur des temps et sans observations des mœurs, m'avait été remis par un philosophe étranger. J'en ai transcrit cette espèce de traduction en développant, au courant d'une plume souvent distraite, toutes les actions et tous les caractères que j'affectionnais, à mesure que je faisais connaissance à eux.“ Diese Kritik war das erste öffentliche Urteil, das über Hoffmann in Frankreich laut wurde. Als Loeve-Veimars in der Vorrede zu seiner Übersetzung der „M[lle] de Scudéry“ diese anonyme Bearbeitung mit etwas ironischen Worten registrierte („L'arrangeur anonyme .... se réjouira sans nul doute de voir restituer au pauvre auteur allemand le fonds qui lui appartient“), rechtfertigte sich Delatouche mit einer in vielfacher Beziehung interessanten Erklärung. Sie lautete: „Ce fut M. Schübart, l'associé de la maison Schübart et Heideloff, qui me communiqua en 1823, en même temps qu' à M. Rabbe . . ., à M. M. Thiers, Mignet et quelques autres écrivains vivants la premiere version de M[lle] de Scudéry. Ce travail était celui d'un allemand que je n'ai pas connu. Sur la question de savoir, après la lecture de sa version peu française comment le futur éditeur pourrait trouver un livre dans ce conte, il fut décidé que j'étais le moins impropre à retoucher cette première ébauche. Mais, direz-vous, pourquoi manque-t-il au frontispice d' Ollivier Brusson le nom de l'auteur original? Parceque nous l' ignorons tous. Monsieur Hoffmann était, en 1823, parfaitement inconnu en France.“[1]) Hoffmanns Erzählung wurde in Deutschland zum erstenmale im Jahre 1820 in dem „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft“ gedruckt und in demselben Jahre auch in dem dritten Bande der Serapionsbrüder veröffentlicht. Über die Beziehungen des Originals zu dem von Delatouche benutzten Texte lässt sich aus dem vorliegenden Material leider nichts Verlässliches feststellen.

Sechs Jahre später erlebte Hoffmanns Roman „Die Elixire des Teufels“ ein ähnliches Schicksal. Im Jahre 1829 veröffentlichte der Buchhändler Mame in Paris ein Buch mit dem Titel: „L'Élixir du Diable, histoire tirée des papiers du père Médard, capucin, publié par C. Spindler et traduit par Jean Cohen.“ Champfleury urteilt über diese Arbeit:[2]) „Effectivement, tel que l'a donné M. Cohen, ce roman pourrait être de Spindler, un romancier médiocre qui n'a pas laissé de traces. Il y avait dans ce livre un seul morceau remarquable et digne des meilleures productions d'Hoffmann.[3]) Le traducteur l'a supprimé net, sans en dire un mot avec la pensée sans doute que ce fragment „faisait longueur.“[4])

---

1) Champfleury, Hoffmann, Contes posthumes, Chap. I, p. 3ff.
2) A. a. O. Chap. XII, p. 170.
3) Champfleury meint die Geschichte von dem Irländer Ewson.
4) Loeve-Veimars hat „Die Elixire des Teufels“ nicht übersetzt; sie erschienen 1851: L'Élixir du Diable, ill. p. Foulquier, traduction de la Bedollière, suivi de: Le petit Zacharie, surnommé Cinabre.

Ungefähr um die gleiche Zeit entlehnte Balzac demselben Hoffmannschen Roman das Motiv zu seiner Erzählung „L'Élixir de longue vie"; er sprach sich offen über dieses Verhältnis in der Vorrede aus. Es heisst dort: „Au début de la vie littéraire de l'auteur, un ami, mort depuis longtemps, lui donna le sujet de cette étude, que plus tard il trouva dans un recueil publié vers le commencement de ce siècle; et selon ces conjectures, c'est une fantaisie due à Hoffmann, de Berlin, publié dans quelque almanach d'Allemagne, et oublié dans ses oeuvres par ses éditeurs. La „Comédie humaine" est assez riche en inventions pour que l'auteur avoue un innocent emprunt; comme le bon Lafontaine, il aura traité d'ailleurs à sa manière, et sans le savoir, un fait déjà traité."

Der Vergleich eines zweibändigen Romans mit einer Erzählung, die nur etwa zehn Quartseiten füllt, kann nicht viele Berührungspunkte ergeben. Balzacs Geschichte spielt in Ferrara. Don Juan Belvidéro, der reichste, leichtfertigste und genusssüchtigste Cavalier der Stadt, wird von einem glänzenden Feste, das er einem Prinzen aus dem Hause Este und seinen Courtisanen giebt, an das Sterbebett seines Vaters gerufen. Der alte Bartolomeo Belvidéro hat im Laufe eines langen arbeitsvollen Lebens unermessliche Reichtümer, auf seinen Reisen in den entlegensten Gegenden des Orients auch kostbare Kenntnisse und geheime Wissenschaft erworben. In einem versteckten Fache seines Tisches verwahrt er eine Flasche aus Bergkrystall mit einem zauberhaften Elixir, dem er selbst die künstliche Verlängerung seines Lebens verdankt. In der Stunde des Todes verrät er seinem Sohne den geheimnisvollen Schatz und bittet ihn, sobald er gestorben ist, seinen Leichnam mit der magischen Flüssigkeit einzureiben und zu neuem Leben zu erwecken. Aber die Gier nach dem reichen Erbe, die längst jede Regung der Kindesliebe in Don Juan erstickt hat, macht ihn unempfindlich gegen die Lebenssehnsucht des Alten. Nur um die übernatürliche Kraft des Elixirs zu erproben, benetzt er ein Auge der Leiche mit einigen Tropfen; sofort öffnet es sich mit dem deutlichsten Ausdruck des Dankes, der Bitte, der Drohung, mit einem so grauenhaften, brennenden, unzerstörbaren Leben, dass Juan in sinnlosem Entsetzen es ausreisst und, ohne noch einen Blick in das zerstörte Antlitz des Toten zu wagen, mit dem Fusse zertritt. Der entstellte Leichnam wird begraben; Don Juan beruhigt sein Gewissen bald. Im Besitze des väterlichen Erbes aber wird er ein Geizhals und rücksichtsloser Egoist; er heiratet, aber aus Berechnung, er überschüttet seinen Sohn mit heuchlerischen Liebesbeweisen, welche die Selbstsucht ihm diktiert. Wenn er den Tod nahen fühlt, will er ihm das Geheimnis des Elixirs offenbaren und dann der Erfüllung seiner Wünsche sicherer sein, als sein unseliger Vater es war. Er fürchtet den Augenblick nicht; Philippo, sein Sohn, verspricht ihm, getreulich nach den erhaltenen Anweisungen zu verfahren. Er versucht auch wirklich das Wunderwasser an der Leiche des Vaters; das Haupt des Toten, mit dem er die Operation beginnt, lebt sofort in voller Jugendschönheit auf; als aber auch Nacken und Arm benetzt sind, ergreift die rechte Faust Philippo an der Kehle. Vor Entsetzen lässt er die

kostbare Phiole fallen, sie zerbricht, und das Elixir verdunstet. Bald verkünden Geistlichkeit und Volk das unerhörte Mirakel. Als Reliquie wird die Leiche in die Kirche gebracht, ein feierlicher Gottesdienst soll sie einweihen. Da aber beginnt ein grotesker Spuk. In die frommen Gesänge hinein schallt höhnisches Gelächter, der lebendige Arm der Leiche macht dem bestürzten Volke bald verzweifelte, bald spöttische Gesten, der Kopf löst sich schliesslich von dem toten Rumpfe, springt dem Abte auf das kahle Haupt und verschlingt es. Man sieht, Balzac ist in der Erfindung der Fabel sehr selbständig geblieben.

Was in der Darstellung am meisten an Hoffmann erinnert, sind die akustischen Beschreibungen, die sehr geschickt zur Erhöhung der Spannung und zur Charakterisierung der Stimmung verwertet sind. In die ausgelassene Fröhlichkeit des Banketts tönen sehr wirkungsvoll „die düsteren Worte einer tiefen, hohlen Stimme", als der alte Diener der lustigen Gesellschaft die Trauerbotschaft meldet. („Le froid sifflait à travers les fenêtres fermées et la neige, en fouettant sur les vitraux, produisait un bruit sourd.")[1]) Die Seufzer des mit dem Tode Ringenden, das Brausen des Sturmes, das kurze, stossweise Geheul des Hundes, welcher der Sterbescene und den grauenhaften Experimenten beiwohnt, dazu die Klänge der lustigen Musik, das unterdrückte Lachen der Gäste, das bis in die unheimliche Umgebung des Sterbebettes dringt, bilden ein ganzes Orchester, die in allen Nüancen wechselnde Begleitung der phantastischen Scenen.[2]) In Hoffmanns Erzählungen verliert bei aufmerksamem Lesen dieses Darstellungsmittel durch die übermässig häufige Anwendung oft alle Wirkung, und es gab auch in Frankreich Schriftsteller, bei denen dieser Brauch in eine wahre Manie ausartete.[3])

Balzac besass eine besondere Begabung, dem Phantastischen eine Form zu verleihen, in der es sich mit der Wirklichkeit verträgt; auch Goethe, der sonst über die „unselig-romantische Richtung"[4]) in Frankreich nicht sehr vorteilhaft urteilte, konnte seine Anerkennung der Geschicklichkeit nicht versagen, mit der in „La Peau de chagrin" das Wunderbare benutzt ist, um „die merkwürdigsten Denkweisen und Begebenheiten vorzuführen."[5])

Von seinen anderen kleineren Erzählungen, die hier in Betracht kommen können, ist „Melmoth réconcilié" am besten gelungen. Wie in „L'Élixir de longue vie"[6]) ist auch hier die Geldgier der Mittelpunkt der Erzählung. Es ist bekannt, dass in Balzacs Romanen nicht die Liebe, sondern das Gold als das die Gegenwart beherrschende Element dargestellt ist; „tout dans notre époque, s'appuie sur une

1) Balzac, a. a. O. T. II, p. 411.
2) Vgl. auch in „Les deux Rêves" p. 460: „Une voix qui avait une indéfinissable sorité"; p. 463: „Le sang n'a-t-il pas coulé à flots? . . . . . Sang; sang! ce mot retentissoit à mes oreilles comme un tintament."
3) Merlet, Portraits d'hier et d'aujourd'hui: Réalistes et Fantaisistes, p. 107.
4) Eckermann, Gespräche m. G., Leipzig 1883, p. 244.
5) Göthejahrbuch, 1880, p. 289.
6) A. Daudet bearbeitete ein ähnliches Motiv in burlesker Weise in „L'Élixir du révérend père Gaucher". (Contes choisis, Par. 1895, Charp., p. 264 ff.)

base d'argent,"[1]) lautet das Motto seiner Dichtungen. So ist auch in „Melmoth" die ganze Phantastik auf diese Pointe zugespitzt. Melmoth ist ein vom Teufel Besessener, der unter dem Einfluss des Dämons, der in ihm haust, alles sieht, alles weiss, alles kann und dadurch Macht über alle Genüsse und Reichtümer der Welt besitzt. Er überträgt durch einen besondern Pakt seine Wunderkräfte auf einen anderen, der sie auf dieselbe Weise wieder weitergiebt; so wandert das diabolische Fluidum aus einer Person in die andere, bis es, durch die wiederholten Übertragungen geschwächt, mit dem Tode des letzten Opfers verschwindet. Die abenteuerliche Geschichte spielt sich in der nüchternsten Umgebung ab, zum grossen Teile in den Kassengewölben eines Banquiers und in den Räumen der Börse, einem Milieu, das an Hoffmanns Erzählung „Der Artushof" erinnert.

Die dichterische Persönlichkeit Balzacs hat übrigens einen so ausgesprochen phantastischen Zug, dass es nicht schwer wäre, aus vielen seiner Romane und Erzählungen dem Wesen Hoffmanns verwandte Elemente herauszulesen. Die mysteriöse, groteske Figur des Zambinella in „Sarrasine"[2]) ist ganz „hoffmannesque"; die Erzählung „Massimilla Doni," unter den „Contes philosophiques"[3]) die Stücke „Les deux Rêves", „L'Auberge rouge", „L'Èglise", „La Comédie du Diable", die an das „Theater im Fegefeuer" in Hauffs „Memoiren des Satans" erinnert, unter den „Scènes de la Vie privée" namentlich der Alchimistenroman „La Recherche de l'Absolu", der in Einzelheiten an Hoffmanns „Sandmann" gemahnt, u. a. enthalten vieles, was zu Vergleichen mit dem deutschen Erzähler herausfordert. Wie nachhaltig überdies Hoffmanns Dichtungen auf Balzacs Phantasie wirkten, und wie lebendig sie ihm auch während seines poetischen Schaffens gegenwärtig waren, beweist mehr als eine Stelle seiner Schriften, in der auf Hoffmann direkt Bezug genommen wird. So heisst es in der Erzählung „L'Auberge rouge": „Avant de vous quitter, M. Herrmann va nous raconter encore, je l'espère, une histoire allemande qui nous fasse bien peur . . ." Ces paroles furent prononcées par une jeune personne pâle et blonde qui, sans doute, avait lu les contes d'Hoffmann et les romans de Walter Scott".[4]) In „Ursule Mirouet" erzählt Balzac von dem Vater der Heldin, einem unglücklichen Musiker: „Joseph Mirouet, doué par la nature d'une voix séduisante, d'une taille vigoureuse, d'une jolie figure, et par dessous tout compositeur plein de goût et de verve, mena pendant quinze ans la vie bohémienne, que le Berlinois Hoffmann a si bien décrite."[5]) In der Vorrede zu „Une Fille d'Ève" vergleicht er sich selbst mit „einem der halbverrückten Helden Hoffmanns."[6]) Was in den genannten Werken Balzacs aber auf bewusste Nachahmung Hoffmanns direkt zurück-

---

1) L'illustre Gaudissart (Scènes de la Vie privée) a. a. O. Tome I, p. 156.
2) T. III, p. 317ff. (Scènes de la Vie privée).
3) T. II, p. 361ff.
4) T. III, p. 503.
5) T. VII, p. 590.
6) T. VII, p. 44: „Il ressemblera presque à un des héros presque fous d'Hoffmann."

zuführen ist, was dagegen auf der Ähnlichkeit der Geistesrichtung und dichterischen Veranlagung beider oder auf dem Einfluss anderer verwandter Vorbilder beruht, lässt sich kaum auseinanderhalten. Bieten doch auch einige der „Contes droslatiques," die inhaltlich und formell den altfranzösichen Erzählungen nachgebildet sind, wie „L'Héritier du Dyable" und „Le Succube", Einzelheiten, die an die modernen „Contes fantastiques" im „genre hoffmannesque" erinnern.

Ganz verschieden von Hoffmann zeigt sich Balzac in seinen mystischen Erzählungen „Louis Lambert", „Les Proscrits" und „Séraphita", die zusammen das „Livre mystique" bilden, und zu denen man wohl noch den Roman „Ursule Mirouet" rechnen darf. Auch Hoffmann hat den Magnetismus sowie dem Mysticismus nahe liegende Motive verwertet, aber nie in so störender und aufdringlich tendenziöser Art in die Erzählung gedrängt wie Balzac. Die weitschweifigen Dissertationen, die bei diesem so oft den Gang der Erzählung hemmen und das Interesse lähmen, entspringen derselben Neigung wie seine häufig endlosen Beschreibungen des Milieus, der Physiognomie seiner Helden, ihrer Gewohnheiten und dgl., der schon durch die Vorläufer der Romantiker grossgezogenen „fureur de décrire".[1]) Hoffmann war ihm wie manchen anderen unter seinen französischen Nachahmern in der diskreten und doch wirksamen Behandlung dieser Dinge in der kleinen Erzählung überlegen. Diese unterwarfen sich fast alle auch in der „Conte fantastique" mehr oder weniger dem nüchternen Rationalismus ihrer Landsleute — wie Balzac sich ausdrückt „à l'éternel Pourquoi des Parisiens"[2]) —, die von jedem Dinge Ursache und Erklärung zu hören verlangen.

Was den mystischen Dichtungen Balzacs den Erfolg sicherte, war der mächtige Schwung der Empfindung, der seiner eigenen Überzeugung von der Wahrheit des Geschilderten entsprang, und der nur äusserst selten durch einen Zusatz von Ironie oder Skepsis gehemmt wird, durch den Hoffmann gerade so oft seine Erzählungen in ein eigentümlich unsicheres Licht stellt. Nodier, der beredte Theoretiker der „Contes fantastiques", versichert: „Pour intéresser dans le conte fantastique, il faut d'abord se faire croire, et . . . . une condition indispensable pour se faire croire, c'est de croire. Cette condition une fois donnée, on peut aller hardiment et dire ce que l'on veut."[3])

Nodier selbst hat eine der Hoffmannschen Manier in allen Einzelheiten entsprechende Erzählung in „La Fée aux miettes" geliefert; von einer stofflichen Entlehnung kann aber bei keiner seiner zahlreichen „Contes fantastiques" und „Nouvelles" die Rede sein. Er gehört zweifellos zu den französischen Erzählern, die durch ihr Wesen und ihre litterarische Thätigkeit Hoffmann am nächsten stehen; allen voraus hat er eine ausgesprochene Anlage für das, was die Deutschen und Engländer Humor nennen,[4]) und wurde diese Anlage auch keines-

1) Faguet, Études littéraires sur le XIX. siècle, Paris 1894, p. 424.
2) Livre mystique, Préface, p. 375 (Balzac, Oeuvres T. III).
3) La Fée aux miettes, Préf., p. 74 (Nodier, Contes fant., Paris 1894).
4) Brandes, Die romantische Schule in Frankreich, p. 38.

wegs an Hoffmann, vielmehr an englischen Mustern wie Swift und Sterne gebildet, so befähigte sie ihn doch, in der Erzählung das humoristische Element, das einen so wesentlichen Bestandteil der Hoffmannschen Phantastik ausmacht und im allgemeinen von den Franzosen naturgemäss nur wenig beachtet wurde, auch in seiner Manier zur Geltung zu bringen.

Nodiers ganzes Wesen war durch und durch phantastisch. Im Eingange seiner Novelle „L'Amour et le Grimoire"[1]) bekennt er, dass er in seinem Leben nur zwei grosse Leidenschaften gehabt habe: die Begierde, sich als den Helden einer phantastischen Geschichte zu sehen, und den Ehrgeiz, eine gute phantastische Erzählung zu schreiben. Er unterschied drei Arten von „histoires fantastiques", die „histoire fantastique fausse, dont le charme résulte de la double crédulité du conteur et de l'auditoire, comme les Contes des Fées de Perrault", ferner die „histoire fantastique vague qui laisse l'âme suspendue dans un doute rêveur et mélancolique, l'endort comme une mélodie, et la berce comme un rêve" und die „histoire fantastique vraie, qui est la première de toutes, parce qu'elle ébranle profondément le coeur sans coûter de sacrifices à la raison".[2]) Als Muster der letzten Gattung erzählt er dann die „Histoire d' Helène Gillet", die Geschichte einer unschuldig zum Tode Verurteilten, die auf wunderbare Weise der Hinrichtung entgeht. Hoffmanns Erzählungen würden nach dieser Klassificierung wohl unter die „histoires fantastiques vagues" gehören.

Der allgemeinen Mode folgend, hatte auch Jules Janin im Jahre 1832 einen Band „Contes fantastiques" veröffentlicht. In der Vorrede erklärte er selbst den Titel für ein blosses Reklameschild, einen Köder;[3]) das Buch enthält allerdings meist Erzählungen, die — wie „La Mort de Doyen", „La Vallée de Bièvre", „Jeanne la Bouquetière" u. a. — nur leichte Feuilletonplaudereien sind und eigentlich nichts Phantastisches enthalten. Drei von den Stücken dieser Sammlung aber beziehen sich speciell auf Hoffmann: „Kreissler", eine im Stil der Hoffmannschen „Kreisleriana" gehaltene Phantasie, die von den nächtlichen Wirtshausabenteuern und einigen Visionen des „erhabenen Trunkenbolds" handelt, „Hoffmann et Paganini", ein in der Form der Erzählung ausgeführter Vergleich des dämonischen Geigenkünstlers mit dem Dichter, „Théodore, le vrai créateur de la symphonie invisible"[4]) und „Iphigénie", ein kleines Liebesabenteuer, das hier hauptsächlich durch die Einkleidung, die es erhalten hat, interessiert. Man ersieht sie aus den Eingangsworten: „La présente histoire me fut racontée il y a six mois par l'ami posthume d'Hoffmann, celui-là même que le premier est allé chercher Hoffmann dans son cabaret, qui lui a donné un habit à la française, et, le prenant par la main, chancelant encore qu'il était l'aimable ivrogne! hardiment l'a conduit au milieu de nous, avec ces

1) Nodier, Nouvelles, Paris 1888, p. 65 ff.
2) Nodier, Contes de la Veillée, Paris 1890 (Histoire d'Hélène Gillet p. 19 f.).
3) Jules Janin, Contes fantastiques, Paris 1863; Préf. p. 1.
4) Janin, C. fant., p. 158.

admirables histoires d'artistes et de buveur. Il en est résulté pour Adolphe[1]) une ironie agréable et féconde en drames, en causeries, en chansons de toute espèce. C'est là un des grands fruits de sa longue société avec Hoffmann etc."[2]) Janin hat langweilige Beschreibungen allerdings vermieden; er macht sich des öfteren über die Manie weidlich lustig, durch sie der Erzählung die vorschriftsmässige „Lokalfarbe" zu geben. „Malheur à la description", ruft er aus, „elle a tué l'intérêt du récit"[3]). Bei einer anderen Gelegenheit heisst es: „En notre sotte année de 1832, les romanciers sont prodigues de portraits . . . Ils vont vous faire, et très facilement, vingt-cinq pages sur une brune, et quarante sur une blonde. Autrefois, ces belles images se faisaient en deux traits, d'un crayon net et vif!" Dafür hält sich Janin aber durch andere geschwätzige Abschweifungen schadlos, die dem Stil des Feuilletonisten anhaften, in seinen Erzählungen dem Phantastischen aber Leben und Wirkung nehmen.

Zu Hoffmanns Bewunderern zählt auch Gérard de Labrunie oder, wie er sich später nannte und in der Geschichte der Litteratur fortan bezeichnet wurde, Gérard de Nerval, eine der merkwürdigsten und anziehendsten Erscheinungen in dem litterarischen Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts. So genau wie er ist kaum ein anderer französischer Dichter mit dem Wesen der deutschen Poesie vertraut gewesen. Er übersetzte im Alter von achtzehn Jahren Goethes Faust, Gedichte von Schiller, Bürger, Klopstock, Schubart, Körner, Uhland, Stücke von Jean Paul, Heine, Hoffmann. Wiederholt durchwanderte er die deutschen Länder vom Rhein bis zur Donau, und seine vielfach in dem Tone Heines gehaltenen Reiseschilderungen gehören zu dem Unterhaltendsten und Liebenswürdigsten, das in Frankreich über deutsche Verhältnisse geschrieben worden ist. Man nannte ihn wegen seiner intimen und vielseitigen Beziehungen zu Deutschland „Cygne allemand", und sein grösster Stolz war ein Brief vom 30. Oktober 1850, den ihm der Enkel Karl Augusts, der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, als Dank für seine Aufsätze in der „Presse" und im „Artiste" zugeschickt hatte.

In seinen Schriften begegnet man sehr häufig dem Namen Hoffmanns. In seinen Reisebriefen „De Paris à Cythère" (1840) heisst es: „J'avais besoin de faire comme ce bon Hoffmann, qui, dans la nuit de Saint-Sylvestre, . . . s'était si convenablement abreuvé";[4]) an einer andern Stelle: „Nous irons aussi sans hésiter dans une cave, et nous trouverons là quelque chose de vraiment allemand, l'épaisse fumée qui enivrait Hoffmann et l'atmosphère étrange où Goethe et Schiller ont fait tant de fois mouvoir leurs types grotesques ou sauvages d'ouvriers ou d'étudiants".[5]) Den Neujahrsbericht beginnt er in seinem Reisejournal mit den Worten: „Diable de conseiller intime

1) Es ist natürlich Fr.-Adolphe Loeve-Veimars gemeint.
2) A. a. O. p. 218.
3) „L'Échelle de soie" (C. fant., p. 124).
4) G. de Nerval, Oeuvres complètes, T. III, p. 381 (Paris 1881, C. Lévy).
5) A. a. O. III, 384.

de „sucre candi“! comme disait Hoffmann, ce jour-là même“.[1] Ein Fremder, der ihm in dem Salon einer Wiener Dame begegnet, erinnert ihn durch seine Gestalt an den Registrator Heerbrand in Hoffmanns Erzählung „Der goldene Topf“.[2])

Gérard de Nerval übersetzte die zwei ersten Abschnitte von Hoffmanns „Abenteuer der Sylvesternacht“[3]) und entlehnte dem Titel der Phantasiestücke die Bezeichnung für seine Reiseschilderungen aus dem Rheinlande und Thüringen: „Sensations d'un voyageur enthousiaste“.[4])

Darf man alles glauben, was seine Freunde und Biographen von ihm zu erzählen wissen, so war er selbst eine Hoffmannsche Figur, ein Träumer, dessen inneres Leben sich nur in Extravaganzen und Kontrasten bewegte. Längere Zeit wohnte er als Muselmann in Kairo, wo er sich ganz den orientalischen Sitten gemäss eingerichtet hatte; später hauste er im Libanon als Gatte einer Drusin, der Tochter des Scheiks Said-Escherazy, völlig eingeweiht in die mystische Religionslehre ihrer Volksgenossen. Wiederholt geistiger Umnachtung verfallen, beschrieb er die Hallucinationen und Phantasieen seiner Krankheit („Le Rêve et la Vie“);[5]) und als eines Morgens die Pariser Zeitungen meldeten, dass man ihn in einer entlegenen Gasse an der Thür eines verrufenen Hauses erhängt vorgefunden habe, erschien er vollends als das Opfer finsterer Mächte, die sein Leben verstört und ihn zu einem vagabundierenden Genie gestempelt hatten.

Es ist nicht möglich, bei einer Persönlichkeit, die sich mit solcher Lebhaftigkeit allen Einflüssen hingab, die Wirkung bestimmter Vorbilder genau zu verfolgen. Sicherlich aber gehörte Hoffmann mit zu seinen poetischen Mustern; sein Einfluss ist sowohl in den „Nuits du Ramazan“, namentlich in der „Histoire de la reine du matin et de Soliman“,[6]) die vielfach an Hoffmanns „Bergmann von Fahlun“ und „Prinzessin Brambilla“ erinnert, als auch in dem Roman „Le Prince des Sots“ erkennbar.[7]) Zwei seiner kleineren Erzählungen „Le Monstre vert“[8]) und „La Main enchantée“[9]) sind ganz und gar in Hoffmanns Manier geschrieben.

Eine Episode, welche die Geschichte von der verzauberten Hand enthält, scheint aus Hoffmann entlehnt zu sein. Eustache Bouteroue, ein ehrsamer Tuchhändler aus dem Quartier des Halles hat den „Neffen“ seiner Frau, einen prahlerischen „arquebusier en cheval“, zum Zweikampf herausgefordert; da er aber die Überlegenheit seines Gegners fürchtet, bittet er Maître Gonin, einen Gaukler vom Pont-

1) A. a. O. III, 389.

2) „Un gros individu, qui me rappelait le co-régistrateur Heerbrand d'Hoffmann“ („De Paris à Cythère“, p. 421).

3) Oeuv. compl., Bd. I (Faust, suivis d'un choix de ballades et de poésies. Paris 1882), p. 423—436.

4) Gérard de Nerval, Souvenirs d'Allemagne — Lorely — (Paris 1855, M. Lévy frères).

5) G. de Nerval, Oeuv. compl., T. V.

6) Voyage en Orient. Deuxième série, Paris 1881, p. 77 ff.

7) G. de Nerval, Le Prince des Sots, avec une préface de Louis Ulbach, Paris 1888.

8) G. de Nerval. La Bohême galante, p. 157 ff.

9) Ebd. p. 107 ff.

Neuf, um ein Zaubermittel. Gonin reibt ihm den rechten Arm mit einer magischen Tinktur ein, die ihm ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit verleiht, bedingt sich aber als Lohn die rechte Hand seines Schützlings aus. Alles geht gut. Der verzauberte Arm thut bei dem Zweikampfe Wunder; Eustaches Gegner bleibt tot auf dem Platze. Um der Strafe zu entgehen, begiebt sich der Tuchwirker zu einem alten Kunden, Chevassut, der Beamter am Pariser Stadtgericht ist, bittet ihn um seine Vermittelung und findet auch Gehör. Da aber beginnt der verhexte Arm, den Richter mit Ohrfeigen zu traktieren, ohne dass der entsetzte Eustache es zu hindern vermag. Damit ist seine Sache verloren; er wird ins Gefängnis geworfen, verurteilt und zum Galgen geführt. Als sein Körper schon entseelt am Stricke hängt, bewegt sich noch immer der Arm zum Entsetzen des zuschauenden Volkes. Der Henker schlägt ihn schliesslich mit dem Beile ab, und das verzauberte Glied wandert über die Köpfe der Menge hinweg in die Hände des Hexenmeisters, der von einem versteckten Orte der Exekution zugesehen hat. In Hoffmanns Erzählung „Die Geheimnisse" wird Theodor auf dem Souper bei dem Banquier Nathanael Simson ebenfalls in ganz rätselhafter Weise mit Ohrfeigen von unsichtbarer Hand bedroht.[1]) Alphonse Karr hat in einer Erzählung „La Main du diable"[2]) dasselbe Motiv von der verzauberten Hand behandelt; Monsieur Wilhelm, der Held dieser Geschichte, steht aber nicht unter dem Zwange eines Hexenmeisters, sondern unter dem Einfluss einer fixen Idee.

Das Pendant zu dieser gespenstischen Hand bildet der tanzende Mumienfuss in Théophile Gautiers Novelle „Le pied de Momie".[3]) Gautier selbst bezeugt in seinen vielfach in Erfindung und Ausführung in Hoffmanns Art gehaltenen Erzählungen seine Verwandtschaft mit ihm durch mannigfache direkte wörtliche Beziehungen. So heisst es im „Onuphrius": „Aussi Hoffmann et Jean-Paul le trouvèrent admirablement disposé; ils achevèrent à eux deux ce que les légendaires avaient commencé."[4]) Die Einbildungskraft des unglücklichen Onuphrius erhitzt sich an den bizarren Bildern des deutschen Dichters bis zum Wahnsinn („L'histoire de Pierre Schlemihl dont le diable avait pris l'ombre, celle de la nuit de saint Sylvestre, ou un homme perd son reflet, lui revinrent en mémoire etc.").[5]) In der Erzählung „Deux acteurs pour un rôle" charakterisiert Gautier einen Gasthof mit den Worten: „L'aigle à deux têtes était une de ces bienheureuses caves célébrés par Hoffmann, dont les marches sont si usées, si onctueuses et si glissantes, qu'on ne peut poser le pied sur la première sans se trouver tout de suite au fond, les coudes à la table, la pipe à la bouche, entre un pot de bière et une mesure de vin nouveau.[6])

1) Hoffmann, Ges. Schr. XI, p. 174 u. p. 175.
2) Alphonse Karr, Les Soirées de Sainte-Adresse, Paris 1875 (M. Lévy frères), p. 40 ff.
3) Th. Gautier, Romans et Contes, Paris 1895, p. 397.
4) Th. Gautier, Les Jeunes-France, p. 33.
5) A. a. O. p. 69.
6) A. a. O. p. 329.

In „Une visite nocturne" berichtet der Erzähler von seinem phantastischen Freunde: „Mon ami disparut si sibutement que je dus croire qu' il était entré dans le mur comme Cardillac."[1]) In dem Romane „Avatar" schildert Gautier die bizarre Erscheinung des Wunderdoktors mit den Worten: „M. Balthazar Cherbouneau avoit l'air d'une figure échappée d'un conte fantastique d'Hoffmann et se promenant dans la réalité stupéfaite de voir cette création falote."[2]) An einer anderen Stelle desselben Romans heisst es wieder: „Les historiens fantastiques de Pierre Schlemihl et de la nuit de saint Sylvestre lui revinrent en mémoire; mais les personnages de Lamotte-Fouqué et d'Hoffmann n' avaient perdu l'un que son ombre, l'autre que son reflet."[3]) In der phantastischen Novelle „Spirite" äussert der mystische Baron de Feroë zu Guy de Malivert in Bezug auf eine Dame: „Celui qui en deviendrait amoureux s'éprouverait le sort de l'étudiant Nathanael dans „L'Homme au sable" d'Hoffmann; il courrait risque de serrer au bal un mannequin entre ses bras, et c'est une valse macabre que celle-là pour un homme de coeur."[4])

In einer seiner originellsten Erzählungen, „Le Club des Hachichins", beschreibt Gautier die Hallucinationen eines durch Haschisch Berauschten. In tollem Durcheinander erscheinen ihm alle grotesken Gestalten, welche die Phantasie der Völker und ihrer grossen Dichter geschaffen hat; der Anführer des wilden Reigens aber ist Daucus Carota, der unförmliche Rübenkönig aus Hoffmanns Märchen „Die Königsbraut".[5])

Es kann hier nur in aller Kürze noch auf andere französische Erzähler hingewiesen werden, die mehr oder weniger unter dem Einflusse Hoffmanns gestanden haben: Mérimée („Une Vision de Charles XI", „La Vénusd'Ille", „L'Âme du Purgatoire"), Eugène Mouton,[6]) Louis Ulbach, dessen Novelle „Le Brelan" an Hoffmanns Erzählung „Spielerglück" erinnert,[7]) u. a. Jede Generation hat mit neuen Bestrebungen auch neue Elemente in die „Contes fantastiques" gebracht und die von Hoffmann entlehnten Züge allmählich verwischt; aber vereinzelte Spuren seines Einflusses lassen sich noch bis in die jüngste Zeit verfolgen.

1) Th. Gautier, Les Jeunes-France, p. 341.
2) Th. Gautier, Romans et Contes, Paris 1895, p. 7.
3) A. a. O. p. 75.
4) Th. Gautier, Spirite, Nouv. fant, Deux. éd., Paris 1865, p. 27.
5) Th. Gautier, Romans et Contes, p. 444 ff.
6) Sein „Historioscope" (Fantaisies, Par. 1883, p. 223 ff.) ist nur eine Vervollkommnung des phantastischen Instruments, durch das Hoffmanns Meister Floh die geheimen Gedanken anderer offenbart, „Le Canot de l'Amiral" (Nouvelles, Par. 1882, p. 1 ff) ein Pendant zu Poes „Descent into the Maelstroem". — Hoffmanns Einfluss in Frankreich wurde z. T. durch den Poes abgelöst, dessen mit einer gewissen eisigen Logik durchgeführte Behandlung des Grauenhaften dem französischen Wesen auch näher lag als die bisweilen etwas wirr verschnörkelten Phantasieen Hoffmanns und seine trotz aller Grimassen doch gemütvolle Art.
7) Louis Ulbach, Les Secrets du Diable, Paris 1882, p. 23 ff.

De Livii Andronici Odyssia et de Cn. Matii Iliade latina

scripsit

Ioannes Tolkiehn
Regimontanus.

Accedit appendicula de T. Livio in Prisciani libris laudato.

Contigit mihi, vir illustrissime, ut saepius ex tuo ipsius ore, quanti graecas litteras atque latinas aestimares, laeto animo acciperem et ut libenter aures tibi praeberem, te non a malevolis istis atque perversis antiquitatis irrisoribus stare omni asseveratione adfirmanti, qui nostra studia non modo despicatui ducant, sed etiam funditus evertere nitantur. Quare facile abs te veniam me impetraturum esse confido, si theodiscae linguae studiosorum choro ego, classicus qui dicor philologus, congratulandi causa me immiscere audeam. Atque cum sciam, quanto amore vetustissima carmina epica Graecorum complexus sis, quaestiunculis insequentibus si non Homerum ipsum, tamen nonnulla tractabo, quae proxime ab eo absint. Quae quantulacumque sunt, uti aequi bonique facias, iterum atque iterum te oro rogoque.

I.

Contemplanti mihi saepenumero Odyssiae livianae reliquias multi in iis loci videntur inesse, qui aut a viris doctis cum graecis verbis conferantur, ad quae minus apte quadrent, aut ad plures versus homericos referri possint aut perperam illi carmini attribuantur.

Atque in primo quidem genere numeraverim versiculum, qui legitur Isidori Origin. IX 4, 9. Is 'struppi' inquit 'vincula loro vel lino facta, quibus remi ad scalmos alligantur. De quibus Livius:

Tumque remos iussit religare struppis.'

Quem versum critici ad unum omnes ad Od. II 422 sq.:

Τηλέμαχος δ' ἑτάροισιν ἐποτρύνας ἐκέλευσεν
ὅπλων ἅπτεσθαι

pertinere putant. Verum verbis illis *ὅπλων ἅπτεσθαι* quid Homerus significare voluerit, ex versibus, qui subsequuntur, lucidissime apparet;

quibus qua ratione socii mandata Telemachi confecerint, hoc modo enarratur:

ἱστὸν δ' εἰλάτινον κοίλης ἔντοσθε μεσόδμης
στῆσαν ἀείραντες, κατὰ δὲ προτόνοισιν ἔδησαν,
εἷλκον δ' ἱστία λευκὰ ἐυστρέπτοισι βοεῦσιν.

Videmus igitur hic remos struppis non religari; quamobrem verba illa liviana potius ex Od. VIII 37 sq.:

δησάμενοι δ' εὖ πάντες ἐπὶ κληῖσιν ἐρετμὰ
ἔκβητ'

fluxisse equidem conicere non dubito. Nam κληῖδες sunt scalmi, quibus Isidorus ἐρετμὰ vel remos struppis religari dicit. Accedit quod etiam hoc loco aliquid imperatur, ut Livius recte verbo iubendi uti posset. Id autem in primis ubique tenendum, Romanos in carminibus graecis convertendis non verbum pro verbo reddere esse solitos, sed satis habuisse poetarum sententias quadamtenus adumbrare.[1])

In eodem numero videtur esse reponendus versus a Prisciano Institut. gramm. VI p. 231, 11 (ed. M. Hertz) laudatus:

'puerarum manibus confectum pulcherrime,'

quem Ottomar Guenther programmatis greiffenbergensis, quo de Livii Andronici Odyssiae reliquiis a. 1864 egit, vocabulo 'opus' in capite addito satis apte supplevit. Eum locum praeeunte Godofredo Hermanno Element. doctr. metr. p. 623 ad Od. VII 234 sq.:

εἵματ' ἰδοῦσα
καλά, τά ῥ' αὐτὴ τεῦξε σὺν ἀμφιπόλοισι γυναιξίν

solent relegare, sed haud scio an rectius possimus coniugare cum eiusdem libri versibus 96 sq.: ἔνθ' ἐνὶ πέπλοι
λεπτοὶ ἐύννητοι βεβλήατο, ἔργα γυναικῶν.

Iam commemoro verba illa 'affatim edi, bibi, lusi' a Paulo Diacono 11 Livio tributa, quae Scaliger Od. XV 373:

τῶν ἔφαγόν τ' ἔπιόν τε καὶ αἰδοίοισιν ἔδωκα

putabat respondere. Quod qui fieri possit me non intellegere libere confiteor. Si illa verba Odyssiae livianae adscribenda sunt, — quod Paulus in medio relinquit,[2]) — ea ad Od. VIII 98 sq.:

ἤδη μὲν δαιτὸς κεκορήμεθα θυμὸν ἐίσης
φόρμιγγός θ', ἣ δαιτὶ συνήορός ἐστι θαλείῃ

spectare existimo.

Anquirendum denique de Nonii loco p. 475, 16. Verba quae ibi leguntur corrupta: 'Livius in Odyssia "fit quoque fitum est" Godofredus Hermannus l. l. p. 625 ita restituit: 'sic quoque fitum est'. Quae si recte emendavit vir doctissimus, — neque est cur ei rei diffidamus, — non satis firmum est iudicium eorum, qui eum locum ex Od. XIII 40:

ἤδη γὰρ τετέλεσται ἅ μοι φίλος ἤθελε θυμός

1) Satis idonei testes eius rei cum alii sunt tum Cicero, Germanicus, Avienus, Arati interpretes, de quibus uberiore disputatione se esse expositurum, Paulus de Winterfeld dissertationis, quam a. 1895 'de Rufi Festi Avieni metaphrasi Arateorum recensenda et emendanda' Berolini publici iuris fecit, p. 29 promisit. Ceterum cf. etiam Fridericum Blass Iwani de Muelleri Enchirid. I² p. 246 sq.

2) Cf. Friderici Leonis libri, quo continentur 'Plautinische Forschungen', p. 81, 4.

translatum esse putent; nam verbis 'sic quoque' prorsus alienam effici versiculi latini sententiam est manifestum. Magis laudandus videtur Hermannus Walther, qui dissertationis accuratissimae de scriptorum romanorum usque ad Vergilium studiis homericis Vratislaviae a. 1867 emissae p. 6 cum versiculo illo Od. XIII 178:

ὣς ἀγόρευ' ὁ γέρων· τὰ δὲ δὴ νῦν πάντα τελεῖται

comparavit[1]) Livium videlicet voluisse significare ratus id factum esse, quod senex vaticinatus esset. Sed fortasse longe alia via nobis datur ad verum indagandum. Etenim licet suspicari poetam romanum nonnullis locis sicut Od. XVII 229:

ἀλλ' ἔκ τοι ἐρέω, τὸ δὲ καὶ τετελεσμένον ἔσται

pro ἔσται, quod nostri codices praebent, ἐστί legisse itaque 'sic quoque fitum est' scripsisse, praesertim cum formas ἔσται et ἐστί persaepe in libris manuscriptis commutari inter se ex apparatu critico, quo Arthurus Ludwich Odysseae editionem a. 1889 et 1891 Lipsiae publici iuris factam instruxit, facile perspiciatur.[2])

Transeo ad eas Odyssiae livianae reliquias, quas ad plures versus homericos referri posse supra dixi.

Prima occurrunt Gellii verba, quae scripta videmus Noct. Att. VII 7 § 12[3]): 'Idem Livius in Odyssia "praemodum" dicit quasi "admodum": "parcentes", inquit, "praemodum" dictumque est quasi "praeter modum". Quae quo pertineant non satis constat inter viros doctos. Atque cum alii tum Guenther l. l. p. 10 et Havet libri quem de saturnio Latinorum versu conscripsit, p. 429 Od. XIV 92:

κτήματα δαρδάπτουσιν ὑπέρβιον οὐδ' ἔπι φειδώ

contulerunt, qui versus mihi in contrarium cadere videtur. Probabilius Lucianus Mueller libri, qui inscribitur 'der saturnische Vers und seine Denkmäler', p. 130 Od. XII 321:

τῶν δὲ βοῶν ἀπεχώμεθα, μή τι πάθωμεν

vel v. 328:

τόφρα βοῶν ἀπέχοντο λιλαιόμενοι βιότοιο

commemoravit. Neque tamen video, quomodo hic aliquid certum investigari possit.

Idem dicendum est de loco a Paulo tradito, qui 67: 'dusmo in loco', inquit, 'apud Livium significat dumosum locum'. Quem versiculum Havet l. l. p. 430 ad Od. XIX 439:

ἔνθα δ' ἄρ' ἐν λόχμῃ πυκινῇ κατέκειτο μέγας σῦς

spectare arbitratur. Nihil autem obstat ne Livium verba homerica ἐν ξυλόχῳ (Od. IV 335. XVII 126) vel κατὰ ῥωπήια πυκνά (XIV 473) exprimere voluisse putemus.

Reliquum est, ut trium locorum, qui apud Priscianum exstant, mentionem faciamus. Primus est V p. 151, 19, ubi 'Livius', inquit, 'in VI: Iam in altum expulsa lintre'.

---

1) Eodem addendus est XVIII 271:

κεῖνος τὰς ἀγόρευε· τὰ δέ δὴ νῦν πάντα τελεῖται,

paullo aliter autem se habet V 302, quem versum Walther una cum XIII 178 attulit.

2) Cf. ea, quae vir doctissimus adnotavit ad II 169. XIX 404. 547 (οὐκ ὄναρ, ἀλλ' ὕπαρ.., ὅ τοι τετελεσμένον ἔσται). XXIII 249.

3) VI 7 § 12 apud Hertzium.

De quibus verbis Lucianus Mueller l. l. p. 62 ita egit, ut ea non a Livio poeta sed a rerum scriptore T. Livio Patavino profecta esse contenderet. Neque enim apud Homerum ullum versum inveniri dicit, qui illis respondeat, eam autem rem esse gravissimam, quod Priscianus epos livianum semper additis verbis 'in Odyssia' adferre soleat. Sed cum in libris ab urbe condita ad nostra tempora servatis verba a grammatico citata non insint, viro illi docto una cum Hertzio numerus VI videbatur corruptus esse. Quod contra rationem, quam Priscianus in Livio Andronico laudando secutus est, minime esse urgendam inde satis apparet, quod reliquis locis, quibus carmen eius epicum commemorat, non iisdem verbis utitur. Sunt hi quindecim:

1) 'Livius' sine ullo additamento VI p. 210, 7 et X p. 538, 11.
2) 'Livius in Odyssia' III p. 96, 5. VI p. 198, 8. p. 231, 9. 11. p. 232, 2. VII p. 335, 2. VIII p. 419, 14. IX p. 469, 16. p. 482, 12.
3) 'Livius Andronicus in Odyssia' VI p. 208, 20. VII p. 301, 20. p. 305, 8.
4) 'Livius Andronicus in I Odyssiae' VII p. 321, 7.[1])

Ceterum negari nequit fieri potuisse, ut vocabulum 'Odyssiae' nostro loco 'Livius in VI' excideret. Huc accedit, quod etiam T. Livium a Prisciano aliter laudari appendicula commentationi nostrae subiecta me demonstraturum esse spero. Quodsi igitur verba illa 'iam in altum expulsa lintre' ab Andronico originem ducere verisimile est, tamen cui versui homerico proxime accedant pro certo adfirmari non potest. Walther quidem l. l. p. 6 Od. IV 780:

νῆα μὲν οὖν πάμπρωτον ἁλὸς βένθοςδε ἔρυσσαν

contulit. Minus probabilis est coniectura Caroli Zanderi, qui libri a. 1890 Londini Gothorum emissi, quo versus italicos antiquos collegit, p. 87 versus Od. V 269 sqq.:

γηθόσυνος δ' οὔρῳ πέτασ' ἱστία δῖος 'Οδυσσεύς.
αὐτὰρ ὁ πηδαλίῳ ἰθύνετο τεχνηέντως
ἥμενος

respici voluit. Etiam aliorum versuum rationem habuerunt Wordsworth libri, qui inscribitur 'Fragments and specimens of early latin', p. 291, ubi Od. IX 487 sq.:

αὐτὰρ ἐγὼ χείρεσσι λαβὼν περιμήκεα κοντὸν
ὦσα παρέξ

laudavit, et Havet, qui l. l. p. 429 Od. XII 401 *ἐνήκαμεν εὐρέι πόντῳ* et 403 *ἀλλ' ὅτε δὴ τὴν νῆσον ἐλείπομεν* attulit. Quibus Od. V 174:

ἤ με κέλεαι σχεδίῃ περάαν μέγα λαῖτμα θαλάσσης

adicere non abs re videtur esse. Cuicuimodi autem est, controversia esse non potest, quin numerus VI, qui legitur apud Priscianum, corruptus sit; quod primum Martinum Hertzium recte intellexisse iam supra adnotavimus. Neque quicquam ea re adiuvamur, quod nonnulli codices VII pro VI exhibent.

Alter locus Prisciani, de quo hic quaeritur, exstat VI p. 198, 8: 'Livius', inquit, 'in Odyssia:

---

1) Locos p. 198, 11 'ibidem', 13 'in eodem', p. 231, 11 'idem alibi' hic nullius momenti esse non est cur fusius explicemus.

Atque escas habemus mentionem

"escas" pro "escae". Ad hunc quoque locum, cui Godofredus Hermannus p. 621 ita opitulatus est, ut pro finito modo 'habemus' subiunctivum 'habeamus' poneret, ab editoribus plures versus homerici adscribuntur: Guenthero, quem Walther l. l. et Baehrens fragment. poetar. roman. p. 213 secuti sunt, Od. IV 213:

δόρπου δ' ἐξαῦτις μνησώμεθα

cum illo videbatur concinere. Wordsworth l. l. p. 290, Havet l. l. p. 427, Lucianus Mueller l. l. p. 126 addiderunt X 176 sq.:

ἀλλ' ἄγετ' ὄφρ' ἐν νηὶ θοῇ βρῶσίς τε πόσις τε
μνησόμεθα βρώμης,

quos versus solos Henricus Duentzer libelli de versu quem vocant saturnio Berolini a. 1838 editi p. 45 respexit. Sed cum particulam 'atque', quae in versu latino legitur, a graecis verbis '*ἀλλ' ἄγετε*' plurimum distare pateat, decimi libri versus videntur esse omittendi. Neque illud ullius momenti est, quod 'esca' in vocem *βρώμης* melius convenit quam in *δόρπον*, quod Od. IV 213 occurrit, quo vocabulo ab Homero nondum cibum sicut a posteriorum temporum scriptoribus significari Carolus Lehrsius Aristarch.[3] p. 127 sqq. docuit. Concedatur enim necesse est eam rem facile a Livio ignorari potuisse. Quare ad unum versum IV 213 confugiendum esse arbitror.

Tertius denique Prisciani locus est VII p. 335, 2: 'Livius in Odyssia: at celer hasta volans perrumpit pectora ferro.'

Hunc esse iustum hexametrum neminem praeterit. Praeterea alios id genus versus ex epicis Livii atque Naevii carminibus circumferri est notissimum, quos a retractatis Odyssiae et Belli Punici exemplaribus originem trahere Lucianus Mueller l. l. p. 111 legentibus persuadere voluit. Idem vir doctus p. 131 nostrum versum non solum cum Od. XXII 82:

ἰὸν ἀποπροϊεὶς βάλλε στῆθος παρὰ μαζόν,

quem versum Walther l. l. p. 6, Wordsworth p. 291, Havet p. 430 contulerunt, sed etiam cum aliis eiusdem libri locis, velut cum v. 91 sq.:

ἀλλ' ἄρα μιν φθῆ
Τηλέμαχος κατόπισθε βαλὼν χαλκήρεϊ δουρί,

266 sq.;[1]) 294 sq.:

Τηλέμαχος δ' Εὐηνορίδην Λειώκριτον οὖτα
δουρὶ μέσον κενεῶνα διαπρὸ δὲ χαλκὸν ἔλασσεν

congruere animadvertit. Neque vero Duentzerum hic missum faciam, qui postquam l. l. p. 47 Od. XXII 83:

ἐν δέ οἱ ἥπατι πῆξε θοὸν βέλος

adscivit, a. 1869 Philologi tom. XXXVIII p. 269 hexametrum illum a Livio abiudicavit et Matii Iliadi vindicavit. Ac se de versibus Il. XV 542 sq.:

αἰχμὴ δὲ στέρνοιο διέσσυτο μαιμώωσα,
πρόσσω ἱεμένη

---

1) *Δημοπτόλεμον μὲν Ὀδυσσεύς,*
— — — — — — — — — — — — — — — —
Πείσανδρον δ' ἄρ' ἔπεφνε βοῶν ἐπιβουκόλος ἀνήρ
quae verba mihi a latinis magis videntur esse aliena.

cogitasse Philol. tom. XLVIII p. 755 adfirmavit. Itaque cum his Iliadis verbis hexametri latini sententiam mirum quantum respondere negari nequeat, nos iam ad tertium genus apparet devenisse quod esse eorum versuum, qui perperam Odyssiae livianae attribuantur, initio commentationis nostrae diximus. De quibus iam breviter, si placet, absolvamus.

Festus p. 375 carminis titulo non indicato Livium refert his verbis usum esse:

'vecorde et malefica vacerra'.[1])

Quae cum versibus homericis frustra conati sunt comparare. Nam neque versui Od. II 243 (*Μέντορ ἀταρτηρέ, φρένας ἠλεέ*) a Scaligero commemorato neque versui XVII 248 (*κύων ὀλοφώια εἰδώς*) ab Hermanno et Haveto collatis ullam cum iis cognationem esse contendo. Sed cum e Festi loco 'vacerrae' vocabulum esse maledictum colligi possit, quo idem fere significetur quod germanico 'Klotz', non abest suspicio, quin verba illa 'vecorde et malefica vacerra' in comoedia aliqua scripta fuerint.

Neque iustiorem causam esse video, quare verba Livii, quae idem Festus p. 181 memoriae prodidit:

'celsosque ocris arvaque putria et mare magnum'

Odyssiae ingerantur, in hac quoque re Scaligeri auctoritatem defugere non veritus, qui illa verba de versibus Od. V 411 sq.:

ἔκτοσθεν μὲν γὰρ πάγοι ὀξέες, ἀμφὶ δὲ κῦμα
βέβρυχεν ῥόθιον, λισσὴ δ'ἀναδέδρομε πέτρη

expressa esse sibi persuaserat.

II.

Perpauca nobis e Livii Andronici Odyssia tradita sunt, aliquanto pauciora restant de Cn. Matii Iliade latina, cuius modo mentionem fecimus. Nam septem eius carminis novimus locos, ad quos accedit Charisii testimonium Matium libro XV 'acrum' pro 'acrem' scripsisse p. 117 referentis.[2]) In his quoque tam exiguis reliquiis ne nunc quidem omnia satis videntur esse expedita. Quod ne quis inconsulte a me ac temere dictum putet, iam Gellii verba in disceptationem quaestionemque vocabo, quae invenimus Noct. Att. VI 6 § 5:[3]) 'qui' (Cn. Matius videlicet), inquit, 'in secundo Iliadis Victoriam volucrem "praepetem" appellavit in hoc versu:

"dum det vincendi praepes Victoria palmam".

Hic id imprimis observandum Cn. Matium, cum Victoriam deam induceret, admisisse aliquid ab ingenio moribusque aetatis homericae longe remotum. Constat enim tum *Νίκην* nondum in dearum numerum pervenisse. Cuius religionis prima quod sciam vestigia Hesiodi Theogon. v. 384 apparent. Itaque luce clarius est, poetam romanum sive inscientia sive neglegentia Homeri locum minus accurate vertisse.

---

1) 'Vecordia' pro 'vacerra' traditum est. Rectum Saliger lemmate, quod vocant, nisus invenit.

2) Cf. Wernsdorf., Poetae latini minores IV 2 (1785) p. 270 sqq. et Baehrens., Fragmenta poetarum romanorum p. 281.

3) VII 6 § 5 apud Hertzium.

Atque circumspicienti mihi secundi Iliadis libri versus ultro mihi sese videtur offerre v. 332:

εἰσόκεν ἄστυ μέγα Πριάμοιο ἕλωμεν.

Quem cum plane eandem sententiam quam versiculum latinum habere appareat, nullo modo facere possum, ut Scaligeri rationem suscipiam Gellii verba corruptela depravata esse et septimi Iliadis libri versus 291 sq.: εἰσόκε δαίμων

ἄμμε διακρίνῃ, δώῃ δ' ἑτέροισί γε νίκην

illo loco exprimi existimantis.

Restat, ut Baehrensii errorem coarguam, qui in libro, quo fragmenta poetarum romanorum congessit, mirabilem Odofredi Muelleri sententiam secutus Matii versum a Varrone de lingua latin. VII § 96 allatum:

'obsceni interpres funestique ominis auctor'

ad Il. I 62:

ἀλλ' ἄγε δή τινα μάντιν ἐρείομεν ἢ ἱερῆα

revocaverit.[1]) Quem versum quin iam Walther l. l. p. 42 recte cum Il. I 106: μάντι κακῶν, οὐ πώποτέ μοι τὸ κρήγυον εἶπες comparaverit, nemo dubitare potest.

III.

De T. Livio in Prisciani libris laudato appendicula.

In priore commentationis meae particula cum de Prisciani loco V p. 151, 19 agerem, me appendicula velle ostendere dixi, quo modo Priscianus Livium Patavinum laudare soleat. Quam appendiculam iam adiciam.

Primos eos enumerabo locos, quibus libri ab urbe condita plane ac dilucide designantur. Sunt hi:

1) Inst. VI p. 260, 8 'Livius in I ab urbe condita'.

2) X p. 503, 15 Livius in I ab urbe condita et in XXI et in XXII et in XXIIII'.

3) XV p. 72, 3 'Livius in III ab urbe condita'.

4) X p. 496, 24 'Livius ab urbe condita libro V'.

5) XV p. 66, 13 et 6) p. 72, 26 'Livius in VIII ab urbe condita'.

7) XIV p. 44, 25 'Livius ab urbe condita XVII'.

8) IX p. 470, 17 'Livius ab urbe condita XXI'.

9) X p. 533, 8 'Livius in XXII ab urbe condita'.

10) VI p. 205, 5 'Livius in XXIII ab urbe condita'.

11) XVIII p. 293, 9 'Livius in XXV ab urbe condita'.

12) X p. 510, 12[2]) et 13) p. 512, 2 'Livius in XXVI ab urbe condita'.

14) VI p. 208, 22 'Titus Livius[3]) XXVI ab urbe condita'.

15) De figuris numerorum p. 413, 20 'Livius ab urbe condita XXXI'.

---

1) P. 281.

2) Hoc loco libri falso XXV habent.

3) Praenomen hoc uno loco Priscianus ideo apposuisse putandus est quod modo Livii Andronici versum attulisset.

16) Ibid. p. 409, 7 'Livius in XXXIIII ab urbe condita'.
17) Inst. XVII p. 191, 20 'Livius in XXXVII ab urbe condita'.
18) De figuris p. 409, 22 'idem Livius in XXXVIII ab urbe condita'.
19) Inst. VIII p. 388, 1 'Livius in XXXIX[1]) ab urbe condita'.
20) VII p. 299, 16 'Livius in XL ab urbe condita'.
21) XVII p. 182, 1 'Livius in XXXXI ab urbe condita'.
22) IV p. 134, 12 'Livius ab urbe condita XLI'.
23) XVIII p. 944, 5 'Livius LVI ab urbe condita'.
24) VI p. 213, 14 'apud Livium in CXII ab urbe condita'.

Si a Prisciano plures loci liviani laudentur, verba 'ab urbe condita' semel poni neque postea repeti consentaneum est. Desunt igitur hisce locis:

VI p. 213, 18. VII p. 299, 17. 18. 19. 20. 21. XV p. 66,18 ('in eodem'). De fig. p. 409, 17 ('in eodem libro').
VI p. 214, 1 ('idem in eodem').
VI p. 214, 3 ('idem in CXIII').
VII p. 299, 21 ('idem in XXXVIIII').
X p. 533, 9 ('idem in XXV').

Etiam omittuntur illa verba XV p. 66, 16 'Livius in VIIII' et 17 'idem in VII' cum iam 13 'Livius in VIII ab urbe condita' legamus, itemque de fig. p. 409,25 'Livius "talentum ne minus pondo octoginta romanis ponderibus pendat" praemissis 22 verbis 'idem Livius in XXXVIII ab urbe condita'.

Quod contra raros admodum offendimus locos, quibus Priscianus titulum operis liviani indicare supersederit. Neque mirum est, id factum esse VI p. 253, 3 ('Livius in XXVI'),[2]) 281, 18 (Livius in XXVII'), IX p .477, 2 ('Livius in CXVIII'), XVII p. 126, 17 ('Livius in XXXI'), de figuris p. 414, 12 ('Livius in XXXV'), cum his omnibus locis librorum numeris vetemur de Andronici carmine cogitare, quippe quo viginti quattuor libri continerentur.

Reliquis locis verba ipsa, quae adferuntur, T. Livii auctoritatem prae se ferunt. Quod ne cui dubium sit, eos iam exscribam:

IX p. 472, 22: 'Livius in XXII[3]) "iusta quoque acie et collatis signis dimicatum quidam auctores sunt".

XV p. 69, 5: 'Livius in XIII "privato nos tenuissemus".

XVIII p. 286, 22: 'Livius tamen frequenter etiam sine coniunctione septemdecem et decemseptem'. p. 365, 9: 'unde et "assertio" tam a servitute in libertatem quam a libertate in servitutem trahi significat quod apud Livium in multis legimus locis'.

Quae cum ita sint, in eam adducor sententiam, ut Priscianum, si V p. 151, 19 T. Livii Patavini locum laudasset, verba 'ab urbe condita' non omissurum fuisse putem.

1) XXXIX Krehlius, XXXIIII vel XXXIII libri manuscripti.
2) XXVI Krehlius, XXV libri.
3) Ita pro XXXIII vel XX, quod codd. exhibent, scribendum. Locus ille exstat XXII 24, 11.

Der Waise.

Von

Wilhelm Uhl, Königsberg i. Pr.

In Ihrem altdeutschen Wörterbuche haben Sie, hochgeehrter Herr Geheimrat, die edlen und zauberkräftigen Steine des Mittelalters historisch behandelt. Erst neulich bin ich Ihren Ausführungen wieder mit grossem Interesse gefolgt; ich hatte mich nämlich für die Allgemeine Deutsche Biographie mit Volmar zu beschäftigen. Dabei fiel es mir auf, wie wenig genau wir doch eigentlich über die Herkunft und Benennung des wichtigsten Edelsteines, des Waisen, unterrichtet sind. Vielleicht lässt sich hier noch etwas Neues ermitteln.

Merkwürdig erscheint es vor allem, dass ahd. *weiso* niemals *unicus* bezeichnet, sondern stets nur *orphanus*. Erst in der mhd.en Zeit gewinnt das Wort jene Bedeutung. Merkwürdig zweitens, dass niemand so recht anzugeben weiss, wie der Waise aussah und welcher Steingattung er am nächsten verwandt war. Das Mittelalter hatte eben von dem herrlichsten Schmucke der deutschen Kaiserkrone nur eine ganz unklare Vorstellung. Dafür ist der Waise aber auch der einzige Stein gewesen, der eine „volksmässige" Berühmtheit genoss. Von allen andern, und es waren deren nicht wenige, lebte nur in den gelehrten Kreisen eine Kunde (vgl. J. Grimm, Mythologie 2³, 1167).

Die ersten Zeugnisse für den Waisen finden sich in der Sage vom Herzog Ernst (ed. Karl Bartsch, Wien 1869). Das älteste, niederrheinische Gedicht (A), das nur bruchstückweise erhalten ist und von Bartsch, zweifellos mit Recht, in die Jahre 1170—80 gesetzt wird, zeigt leider dort Lücken, wo der Waise auftreten sollte. Indessen können wir die Form *weise* unbedenklich schon für jenes Gedicht ansetzen. In lautlicher Beziehung ist sie z. B. gesichert durch *freislig* V, 26; *beide: leide* V, 40. 41. Dass ferner wirklich *weise* dort gestanden habe und nicht etwa *unio* oder dergl., lässt sich erschliessen aus den beiden deutschen Umarbeitungen (B und D), die das niederrheinische Gedicht erfahren hat. Was zunächst die Redaktion B betrifft, die sicher ebenfalls noch dem 12. Jh. angehört und aus Bayern oder Östreich stammt (vgl. Haupt, Zs. 7, 257; Bartsch XXXII-XXXVI), so heisst es dort V. 4456 ff. (nach der Nürnberger Hs.):

Ernst der edele wigant
einen stein dar under sach
den er ûȥ dem velse brach.
der stein gap vil liehten glast.
4460. den brâhte sît der werde gast
ûȥ der vil starken freise.
dâ von er wart der weise
durch sîn éllènde genant.
er ist noch hiute wol bekant.
4465. ins riches krône man in siht.
von diu liuget uns daȥ buoch niht.

In V. 4463 hat Bartsch *ellen* in den Text gesetzt; gegen die Hs. und, wie ich glaube, mit Unrecht. Der Dichter macht hier offenbar schon einen Versuch, das Wort *weise* zu erklären: der Stein wurde so genannt wegen seiner *ellende*, seiner Vereinsamung. Jedesfalls haben wir also hier den Waisen am Ende des 12. Jhs. Auch in der zweiten deutschen Umarbeitung (D), die ums Jahr 1300 in Bayern, speziell in Mittelfranken entstanden sein mag (vgl. J. Grimm, Zs. 5, 497; Bartsch LVII), heisst unser Edelstein *der weise*. Zwischen B und D liegen die wenigen Erwähnungen aus der mhd.en Zeit (Bartsch CLXI).

Nun war die Quelle von A offenbar ein lateinisches Werk (vgl. Bartsch IIf.), dessen Bamberger Hs. leider verschollen ist. Hätten wir sie noch, so wäre eine wichtige Frage gelöst. Es ist nämlich schwer zu sagen, was in jener lateinischen Quelle, die etwa um 1150 anzusetzen wäre, an Stelle des Waisen gestanden haben mag; ob *orphanus* oder — *pupillus!* Das erste Wort ist in der Bedeutung „Edelstein κατ' ἐξοχήν" vor der Mitte des 13. Jh.s nicht nachzuweisen. Wir lesen bei Albertus Magnus, de mineralibus 2, 2, 13: 'Orphanus est lapis, qui in corona Romani imperatoris est, neque unquam alibi visus est; propter quod etiam orphanus vocatur. Est autem colore quasi vinosus, subtilem habens vinositatem, et hoc est sicut si candidum nivis candens seu micans penetraverit in rubeum clarum vinosum et sic superatum ab ipso. Est autem lapis perlucidus: et traditur quod aliquando fulsit in nocte, sed nunc tempore nostro non micat in tenebris. Fertur autem quod honorem servat regalem.' — Geschrieben ist diese Stelle wohl erst nach 1250; vgl. Valentin Rose, Zs. 18, 340. Sie ging wörtlich über in das Opus pandectarum medicinae des Matthäus Silvaticus (Lugduni 1534; geschrieben aber schon um 1330); dort steht sie fol. 119v. im Kap. 457. Albertus macht, wie man sieht, einen Versuch, den Namen zu erklären. Aber dieser Versuch ist recht ungeschickt, wie denn auch die Beschreibung, die Albertus von der Farbe giebt, ziemlich unverständlich bleibt. Ganz zaghaft wird noch hinzugefügt, dass der Waise früher des Nachts geleuchtet haben soll. Hier haben wir bereits die Verwechselung mit dem Karfunkel, von der weiter unten die Rede sein wird.

Einstweilen handelt es sich darum: kannten die Alten den Stein *orphanus*? (d. h. die Schriftsteller vor 1150!) Die Frage ist unbedingt zu verneinen! Wohl aber kennen Plinius und Isidor den Stein *unio*,

von dem jedoch nicht etwa nur ein einziges Exemplar vorhanden ist. Der Name bedeutet entweder, dass niemals zwei Steine (oder vielmehr Perlen) dieser Gattung einander völlig gleich waren (so Plinius), oder aber, dass niemals zwei derselben gleichzeitig aufgefunden wurden (so Isidor). Man vgl.:

Plin. hist. nat. 9, § 56: '. . . . in tantum ut nulli duo reperiantur indiscreti, unde nomen *unionum* romanae scilicet imposuere deliciae.' [Luxus.]

Isid. Orig. 16, 10, 1: 'ex quibus margaritis quaedam *uniones* vocantur, aptum nomen habentes, quod tantum unus, nunquam duo vel plures simul inveniantur.'

Das Wort geht auch in die ahd.en Glossen über (Bartsch CLX), aus denen wir lernen, dass die *uniones* eine Art weisser Perlen waren.

Ferner findet sich *unio* in einer lateinischen, wohl erst im 13. Jh. verfassten Prosabearbeitung der Ernstsage (vgl. Haupt, Zs. 7, 269; C bei Bartsch), die dem etwa ums Jahr 1450 entstandenen deutschen Volksbuche vom Herzog Ernst (F bei Bartsch) verbotenus als Vorlage gedient hat. Das Volksbuch kennt den Namen des Waisen gar nicht, übersetzt vielmehr *unio* durch „Einigkeit“; vgl. 271, 32—272, 7 (Bartsch):

'do sahent sie am fürfaren ainen scheinperlichen velsen, der haist zuo latein u n i o, das ist ze tütsch als vil gesprochen als a i n a i n i k a i t: denn, als man list, so ist seins gelichens in gestalt und nature kainer mer in der welte. darab prachent sie ain stucke. des stains ain ieglicher römischer kaiser in seiner crone tregt von grosz zierlichs scheins wegen, den kaiser Otto darein hat laszen machen, den im herzog Ernste, als am ende beschrieben wirt, geschenckt hat. Versus

wer sein natur wiszen begert [das hieher nit gehört],
der wirt des in der stain puoch gewert'

und ebenda 302, 15—19:

'und als nuon iedermeniglich den edeln fürsten herzog Ernsten mit groszem lob erhöcht und ausz ruofte bis in das gestirne, also zuo reden, do nam er herfüre d e n s t a i n u n i o n e m, den er mit groszer sorglicher arbeit gewunnen und in leibs noten erkobert hett, als oben beschriben ist, und schanckt in dem kaiser Otten. . . .'

Jedoch kann trotz der auffallenden Erscheinung, dass hier der Waise nicht genannt wird, der *unio* von C und F nichts anderes sein als eben jener *orphanus* des Albertus Magnus. Es handelt sich um die Sage vom Herzog Ernst, und zudem ist C wahrscheinlich eine Bearbeitung von A; vgl. Bartsch XLVI. Das Wort *unio* hatte also in C nicht mehr den Sinn, den Plinius, Isidor und die ahd.en Glossen mit ihm verbanden. Der Verfasser von C fand in seiner mutmasslichen Quelle A das Wort *weise* und versuchte dessen ü b e r t r a g e n e Bedeutung, entgegen dem lateinischen Sprachgebrauch, durch *unio* wiederzugeben. Albertus Magnus dagegen übersetzt nur den u r s p r ü n g l i c h e n Sinn und sagt daher *orphanus*.

Somit sind wir bisher noch nicht weiter gerückt. Gegen 1180 kennt die deutsche Sage vom Herzog Ernst den Waisen, und spätere

lateinische Schriftsteller übersetzen das Wort durch *unio* oder *orphanus*. Wie aber hiess der Edelstein im romanischen Idiom vor 1180?!

Ich will meine Ansicht hier gleich vorweg äussern: er hiess *pupillus*, und dies bedeutete nicht: „Mündel, Waisenknabe", sondern war lediglich eine Übersetzung des griechischen ὀφϑαλμός oder einer seiner Verstümmelungen. Alle späteren Phrasen von dem Steine, der „seines Gleichen nicht hat" u. s. w., sind weiter nichts als Verlegenheitserklärungen eines Missverständnisses.

Jacob Grimm hat Myth. 2^3, 1167 (vgl. auch RA 923) den *iarknasteinn* der Saemundar-Edda heranzogen, um das Dilemma zu lösen und den *pupillus*, den *weisen* und den *orphanus* unter einen Hut zu bringen. Es war, so sagt er, ein heiliggeachteter und daher heiligem Gebrauch dienender Stein, den Völundr, der künstliche Schmied, mythisch aus Augen der getöteten Knaben fertigte, und der beim Kesselfang in das heisse Wasser geworfen wurde. Ein eirunder milchweisser Opal, wie im schwäbischen Landrecht, war er so köstlich, dass er die deutsche Königskrone schmückte. Auch wird ebenda pag. 1168 auf die Verwandtschaft zwischen *pupilla* und κόρη aufmerksam gemacht: man habe im Augapfel das Bild eines Kindes wahrzunehmen geglaubt.

Meines Erachtens sind alle diese mythologischen und sonstigen Beziehungen gar nicht notwendig, um ans Ziel zu gelangen. Versuchen wir es lieber mit der einfachen chronologischen Methode, die Sie, hochgeehrter Herr Geheimrat, in Ihrem Wörterbuche so oft erfolgreich verwendet haben. Wir finden dort pag. 1401 ff. s. v. *optallîes* alles zusammengestellt, was uns dient.

Zwar ist nicht wohl anzunehmen, dass unser „Opal" auf dem Wege über *optallîes* oder *opallios* direkt aus ὀφϑαλμός entstanden sei. Griech. lat. *opalus* und das urverwandte sanskr. *upala* stehen dem entgegen. Aber schon sehr frühe werden die beiden Namen mit einander verwechselt. Bei Marbod und Vincenz schwanken die Lesarten zwischen *optallius* und *ophthalmius*. Albertus versucht wieder den Namen zu erklären und verfehlt das Ziel dabei ebenso weit wie bei der Deutung des Waisen. Er sagt, de miner. 2, 2, 13: 'ophthalmus lapis est ab ophthalmia dictus.' Gerade das Umgekehrte ist der Fall: — von ὀφϑαλμός (in der Bedeutung „Auge") hat die griechische Sprache erst das Wort ὀφϑαλμία („Augenkrankheit") gebildet. Denn auch als Bezeichnung des Steines steht ὀφϑαλμός sicher noch in seiner ersten und einfachsten Bedeutung. Man hat den Stein so genannt, weil er Ähnlichkeit mit dem menschlichen Auge besass. (Auf die Analogie der sog. „Treseburger Katzenaugen" braucht nicht erst noch hingewiesen zu werden.) Weil aber der Stein Ähnlichkeit mit dem menschlichen Auge besass, so schrieb man ihm die Fähigkeit zu, günstig auf die Sehkraft einzuwirken. Diese Fähigkeit wird dann seit den orphischen Lithika (4. Jh.) auch dem Opal beigelegt, der mit jenem Augenstein, wegen der Ähnlichkeit in Farbe und Namen, leicht zu verwechseln war. Plinius weiss nichts von der Heilkraft des Opals, und infolge dessen schweigt auch Isidor darüber. Weiterhin bildet sich dann die Sage heraus, dass der *optalias* seinen Träger

unsichtbar mache, ihn dabei jedoch in den Stand setze, alles Andere deutlich zu erblicken. Hier haben wir die Vorstellung eines geheimnisvollen, durch jenen Stein repräsentierten Auges. Auch diese Eigenschaft, die Plinius und Isidor ebenfalls nicht kennen, wird dann auf den Opal übertragen. So gehen beide neben einander her, und es ist sehr bezeichnend, dass man gerade auf den Opal verfiel, als man sich die Frage nach der Natur des Waisen vorlegte. (Schade, ad. Wb. 1404b.) Denn es lebte noch die Erinnerung an die Verwandtschaft zwischen *optallîes* und *opalus,* als man längst schon *pupillus* (= ὀφθαλμός) irrtümlich durch *weise* übersetzt hatte.

In Wirklichkeit ist der Waise aber, wenigstens wie er in der Sage vom Herzog Ernst auftritt, ein ganz anderer Stein gewesen. Er heilt weder die Augen noch auch macht er seinen Träger unsichtbar. Seine Tugend ist eine ganz andere: er leuchtet bei Nacht, und das thut kein Opal, sondern nur der Rubin oder der Karfunkel.

Herzog Ernst haut diesen Stein bekanntlich vom Felsen ab, als er auf seinem Flosse von dem reissenden Strom durch einen hohlen Berg getrieben wird. Er entgeht dadurch der Gefahr, durch Anprallen an die harte Steinwand zerschmettert zu werden; der Stein leuchtet ihm, und so kommt er glücklich ans Land. Dieser Zug scheint der deutschen Sage eigentümlich zu sein; wenigstens findet er sich noch nicht in dem arabischen Urtext von „Tausend und eine Nacht." Dort kommt Sindbad der Seefahrer auf seiner sechsten Reise glücklich im Dunkeln durch den Berg; er muss sich nur zuweilen bücken, um nicht mit dem Kopfe oben anzustossen. (Vgl. Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen zum ersten Male aus dem arabischen Urtext treu übersetzt von Dr. Gustav Weil. Mit 2000 Bildern und Vignetten von F. Grosz. Zweiter Band. Pforzheim 1839. gr. 8o. pag. 107.) Im Original ist Sindbad, als er jene gefahrvolle Reise auf dem Flosse antritt, bereits mit grossen Säcken voll Rubinen u. s. w. beladen; aber er verwendet die Steine nicht dazu, um sich von ihnen leuchten zu lassen. Dem entspricht, dass auch in den Steinbüchern vom Leuchten des Rubins nur wenig gemeldet wird. (Schade 1411.) Überhaupt tritt der Rubin nur selten auf, und dann meist unselbständig, da er gewöhnlich als eine minderwertige Abart des Karfunkels angesehen wird (Schade 1365b ff.).

Das Leuchten des Karfunkels meldet zuerst Isidor (7. Jh.); Plinius weiss noch nichts davon. Die betreffende Stelle (Origines 16, 14, 1) ist ausgehoben bei Schade 1366a: 'carbunculus autem dictus, quod sit ignitus ut carbo, cujus fulgor nec nocte vincitur.' Aus Isidor schöpft dann auch Marbod (11/12 Jh.) seine Kunde vom nächtlichen Glanze des Steines. Ebendaher wird Arnoldus Saxo (Anfang des 13. Jh.s) sie entnommen haben.

Auf den sog. 'Aristoteles de lapidibus', jene arabisch-hebräisch-lateinische Version eines sicherlich sehr alten griechischen Urtextes, kann Saxo in diesem Falle offenbar nicht zurückgreifen, denn dort ist jene Eigenschaft des Karfunkels gar nicht erwähnt; weder in der Übersetzung, die aus Lüttich stammt (Zs. 18, 349—382), noch in der Hs. aus Montpellier (ebenda 384—397). Die Sammler des 13. Jh.s,

Albertus, Thomas von Aquino, Vincenz und die anderen, sind sämtlich von Arnold abhängig (vgl. Valentin Rose, Zs. 18, 334). Konrad von Megenberg andererseits stützt sich wiederum auf einen dieser Kompilatoren, den auch Vincenz gelegentlich ausschreibt, nämlich auf den Thomas Cantimpratensis (Schade 1366b). Bei Konrad werden drei Arten erwähnt: *carbunkel, rubein, balastus*. Ebenso kennt Volmar im Steinbuche drei Arten: den Karfunkelstein, den Rubin und den Balas (vgl. 121—132, 643—650, 651—654 Lambel). Von diesen Steinen leuchtet jedoch nicht nur die erste Art, sondern alle drei; vgl. ebenda 121—124:

Der vierte heiȝt karfunkelstein,
Daȝ nie sterne sô geschein
Als der stein des nahtes tuot
Und brinnet rehte als ein gluot.

Ferner 643 – 646:

Der rehte edel rubîn,
Der gît des nahtes schîn,
Daȝ man siht in der vinster wol,
Als ein glüejender kol.

Und 651—54:

Der balas ist der selben art,
Wan dêr des guotes niht bewart
Sô wol als der rubîn tuot,
Des enist er niht also guot.

Im Sankt Florianer Steinbuche, das weit jünger ist als Volmar, werden dem *carbunculus* sogar neun Unterarten zugeschrieben (296 Lambel): dort leuchtet er V. 286 f. nur in der Nacht, während er am Tage seinen Schein verbirgt. Man vgl. im allgemeinen über die mittelalterlichen Ansichten vom Karfunkel noch Schade 1366ff.

Interessant ist die Frage nach dem Ursprung jener Version, der zufolge Herzog Ernst nach seiner Heimkehr aus dem Morgenlande den Waisen dem Kaiser Otto zum Geschenke macht.

Schon Bartsch hat CXLIV darauf hingewiesen, dass ausser den Abenteuern Sindbads auch das französische Volksbuch vom Huon von Bordeaux als Parallele zur Ernstsage heranzuziehen sei. Aber nur Huon fährt durch einen von Diamanten erleuchteten Felsschlund, von denen er einen Ast abbricht; nicht so Sindbad, wie wir gesehen haben. Dagegen bringt nur Sindbad seinem Herrscher einen Rubin von der Reise zurück. Indessen findet sich diese Fassung nicht im arabischen Urtext von „1001 Nacht“, sondern erst in jener späteren, mit mannigfachen Zusätzen versehenen Bearbeitung, die aus dem 15. Jahrhundert und zwar aus Ägypten stammt. (Verbreitet wurde sie im Abendlande erst durch Gallands Übersetzung: 'Les mille et une nuits.' Paris 1704—1708.) In dieser jüngeren Bearbeitung nun sendet der König von Zeilan, in dessen Reich Sindbad nach seiner Fahrt durch den hohlen Berg gelangt war, durch den heimkehrenden Seefahrer einen Brief nebst Geschenken an den Beherrscher der Gläubigen, den Kalifen Harun al Raschid. In der betreffenden Partie heisst es (Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen.

Deutsch von Max Habicht, Fr. H. von der Hagen und Carl Schall III[2], Breslau 1827, pag. 23): „Das Geschenk bestand, erstens: in einem Gefäss, aus einem einzigen Rubin verfertigt und zu einem Becher von der Höhe eines halben Fusses und von der Dicke eines Fingers verarbeitet, mit sehr runden, zusammen eine halbe Drachme schweren Perlen besetzt; zweitens . . .“ etc.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, dass diese jüngere Version der Sindbadsage, ebenso wie die Huonsage, auf die deutsche Ernstsage zurückging; wenn auch erstere jedesfalls indirekt. (Über den Karfunkel als Gefäss vgl. Schade 1367[b]). Beeinflusst ist die deutsche Sage nur durch die alten, echten, arabischen Erzählungen von Sindbad. Von dorther übernahm sie viele Züge, vielleicht auch den mitgebrachten Reichtum des Seefahrers, aber sicher nicht den in der Nacht leuchtenden Rubin oder Karfunkel, aus dem einfachen Grunde, weil ein solcher im Original gar nicht vorkam. Bekannt war er allerdings in Deutschland genug, aber nur durch die lateinischen Schriftsteller (vgl. Schade 1365 ff.).

Diesen Stein setzten erst die deutschen Spielleute in die Krone des Kaisers. Herzog Ernst, der Abenteurer, war ein Mann so ganz nach ihrem Herzen. Und es machte sich gut, wenn ihr Held sich auch dem Kaiser gegenüber nobel benahm. Bartsch bemerkt CLXII ganz richtig: „Die Wiener Hs. von B und das Bänkelsängerlied (G) setzen an die Stelle des Waisen den Karfunkel. So auch die Dichtungen von Heinrich dem Löwen u. s. w. (folgen mehrere Beispiele).“ Aber es ist kaum richtig, wenn Bartsch a. a. O. schreibt: „Die Vermischung beruht auf der dem Karfunkel beigelegten Eigenschaft, in der Nacht zu leuchten, welche Albertus Magnus auch dem Waisen zuschreibt.“ Das Verhältnis ist umgekehrt: nachdem die Spielleute den Rubin oder Karfunkel als kostbarsten Edelstein in die Krone gesetzt hatten, wurde dessen Eigenschaft, in der Nacht zu leuchten, nun auch auf den in Wirklichkeit kostbarsten Edelstein der Krone übertragen. Das war aber, wie wir gesehen haben, eine Opalart, der Augenstein. Dieser hatte seinen Namen „der Waise“ erhalten infolge eines Missverständnisses (ὀφθαλμός = pupillus). Man sagte, dass es seinesgleichen auf der Welt nicht gäbe, und dachte dabei, wieder irrtümlich, an das, was Plinius und Isidor vom *unio* berichtet hatten. Das altdeutsche Wort *weiso* hat diese Bedeutung niemals gehabt. Und bei Nacht geleuchtet hat er ebenfalls nie.

Die beiden Zeugnisse des Albertus Magnus, die Bartsch a. a. O. anführt, sind denn auch in der That ganz verschieden im Tone gehalten. Vom Waisen wird das Leuchten ziemlich schüchtern behauptet (de mineralibus 2,2, 13): 'et traditur quod aliquando fulsit in nocte, sed nunc tempore nostro non micat in tenebris', „man sagt, dass er einst geleuchtet haben soll, was heutzutage nicht mehr der Fall ist.“ Vom Karfunkel heisst es dagegen ausdrücklich (a. a. O. 2,2, 3): 'et quando vere bonus est, lucet in tenebris sicut carbo: et talem vidi ego.' Hier ist der Gewährsmann zugleich Augenzeuge. Den Waisen jedoch hat weder Albertus noch sonst jemand leuchten gesehen.

Auch ein Blick auf die mhd.en Zeugnisse (Bartsch CLXI ff.) lehrt uns, dass der Waise und der Karfunkel streng auseinander zu halten sind. Otto v. Botenlauben (Hagen 1, 27[a]) spricht das mit deutlichen Worten aus:

Karfunkel ist ein stein genant,
von dem saget man wie liehte er schîne:
der ist mîn und ist daȝ wol bewant,
ZOche lît er in dem Rîne.
der künec alsô den weisen hât,
daȝ ime den nieman schînen lât:
mir schînet dirre als ime tuot der,
behalten ist mîn vrouwe als er.

Noch evidenter wird dieses Verhältnis durch die Stelle aus dem Rolandsliede des Pfaffen Konrad (Bartsch CLXIII). Dem Dichter ist die Sage vom Waisen völlig unbekannt; er spricht nur von dem Karfunkel, der die Nacht erleuchtet. Schon der bequeme Reim *karfunkel: tunkel,* der sehr häufig gebraucht wird, musste die Ausbildung dieser Sage erleichtern.

Der Stein also, den der Herzog Ernst aus dem hohlen Berge mitbrachte, ist sicher ein Karfunkel oder Rubin gewesen, und nicht etwa der Waise. Das Letztere melden aus der Zahl der mhd.en Dichter nur Reinmar von Zweter und Heinrich von Krolewitz (1252—55) in seinem Vaterunser (VV. 1334—54); die Stellen sind ausgehoben bei Bartsch pag. CXXXIX f. Beide Dichter kannten also wohl jene Fassung der Ernstsage, wie sie uns B giebt, jene älteste Umarbeitung des niederrheinischen Gedichtes, die wohl noch dem 12. Jh. angehört (Haupt, Zs. 7, 257; Bartsch XXXII). In dieser Version ist der Karfunkel bereits mit dem Waisen verwechselt; sie geht dann auch über in D, die zweite deutsche Umarbeitung des niederrheinischen Gedichtes, die aus dem Ende des 13. Jh.s stammt. Aber schon die Wiener Hs. von B setzt ganz richtig den ursprünglichen Stein wieder in seine Rechte ein. Dort heisst es

VV. 4459—64: der stein gap vil liehten schein
als ain schoner rubein,
Carfunkel ist er genant,
er ist noch hiute wol bekant,
in rîches krône man in siht,
vnd lewchtet als ain liecht.

Diese richtigere Fassung ging dann in verschiedene andere Dichtungen über; vgl. Bartsch CLXII. Kein Wort vom Waisen, und deshalb auch kein Versuch, das unverständliche Wort zu erklären. Einen solchen Versuch machte bereits, wie wir gesehen haben, die Nürnberger Hs. von B(ellende!); ferner begegnet auch in der zeitgenössischen Litteratur noch mehr dergleichen. Bei Konrad von Würzburg ist es allerdings wohl keine etymologische Studie, wenn er im Trojanischen Krieg (ed. Keller, Stuttgart 1858) singt:

20. den weisen ie viel hôhe wac
der keiser und daȝ rîche,
durch daȝ nie sîn gelîche
wart under manigen steinen.

Ebenso wenig in der Krone des Heinrich v. d. Türlin (ed. Scholl, Stuttgart 1852):

53. ouch bevâhet niht der weise
gar des rîches krône;
ime ligen ouch vil schône
ander sîn ungnôȝe bî.

Vorsichtig drückt sich Heinrich von Krolewitz aus (Vaterunser 1202. 1203. 1328):

der stein wart mir alsô bekant,
daȝ er weise ist genant.
. . . .
weise sprichet eine.

Schwebte ihm vielleicht die Vorstellung des *unio* vor?! Wenigstens erklärt er nicht so wie die meisten seiner Kollegen: „Der Stein heisst Waise, weil er seinesgleichen nicht hat.“ Dieser Art der Erklärung folgt auch Odos lateinisches Gedicht, das zwischen 1206 und 1233 verfasst ist (vgl. Haupt, Zs. 7, 265; Bartsch LXVf.). Dort heisst es (Martene, thes. novus anecdot. 3, 357):

Monte fere medio, ceu solis fulgure magno,
Ecce jubar lapidis omnem perfundit, eumdem
Dux rapit, inque sinu rediens ad gaudia ponit.
Et pare quod careat Retio de nomine Wrisen [sic!]
Nuncupat, haec latia pupillus voce figurat.
Ib. 374. Monstrorum sibi pauca rogat (imperator), dat dux Arimaspem,
Dat Panothum, lapidemque gravi discrimine raptum.
375. Hujus mira satis virtus, si sederit aequo
Vertice, Romani resplendet imagine regni.

Die Form *Wrisen* ist wohl eher als Schreib- denn als Druckfehler anzusehen. Dann wäre sie aber ein Beweis dafür, wie unbekannt dieses „rhätische“ Wort dem Klostergeistlichen war. Nebenbei sei hier bemerkt, dass Bartsch recht gehabt hat mit seiner Vermutung (pag. LXV, Anm. 1): „Eine irrtümliche Angabe Eccards, de rebus Franciae orientalis, ist ohne Zweifel, dass in der Wolfenbüttler Bibliothek eine deutsche Übersetzung von Odos Gedichte in einer Hs. des 13. Jh.s existiere: idem opus seculo decimo tertio in linguam germanicam conversum in bibliotheca Guelferbytana extat. 2, 510.“ Wie eine kürzlich meinerseits an Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. O. von Heinemann gerichtete Anfrage ergab, ist eine derartige Hs. dort nicht bekannt.

Ähnlich wie in C, tritt die Ernstsage auch in D auf. Die betreffenden Stellen mögen hier einen Platz finden, da sie bei Bartsch nicht mit aufgeführt sind. Es heisst bei Fr. H. v. d. Hagen, deutsche Gedichte des Mittelalters, 1. Band, Berlin 1808, pag. 37 (Gothaer Hs.):

3585. Ze gote was all ir gebete,
Daȝ er genâde an in tete;
Doch was ir geverte
Durch den stein gar herte: —
An die wende tet ir flôȝ

3590. Manegen angeslîchen stôȝ,
Der iu ir vröude undersluoc;
Daȝ waȝȝer sie vil snelle truoc.
Sie sâhen an manegen enden,
Beidersît den wenden,
3595. Gezierde von gesteine,
Des die hêrren cleine
Ze den gezîten achten;
Ûf den tôt sie trachten,
Den wânten sie gewiȝȝen hân;
3600. Jedoch half got in von dan,
Daȝ in was zuo dem lîbe niht.
Durch ein venster sie sâhen ein lieht,
Daȝ bôt in ein edel stein,
Der clâr ûȝ der vinster schein.
3605. Dô den der herzoge ersach,
Ze sînen brûedern er dô sprach:
„Und wer unser geverte
Noch eineȝ alsô herte: —
Dirre stein uns volgen sol,
3610. Er zimet uns ze volgen wol!"
Dô er nâher darzuo kam,
Sîn swert der ellenthafte nam,
Den stein stieȝ er herabe.
Er acht in sân ûf grôȝe habe,
3615. Und daȝ der stein zeme,
Ob er wider keme,
In des rîches krône,
Darinne er liuhtet schône,
Des die für wâr müeȝen jehen,
3620. Die in darinne haben gesehen.
Der weise ist er dâ von genant:
Ir wart nie keiner mêr bekant.
Wer niht rehte wil vervâhen
Die rede und wil sich vergâhen
3625. Und wil sie zeln zeiner lüge
Und ir niht wol gelouben müge,
Der endarf mir des wîȝen niht
Umb dise tât und die geschiht.
Wil er die wârheit selbe spehen
3630. Unde die gelouplîchen sehen,
Den wise ich hin ze Bâbenberc,
Dâ er des herzogen werc
Vindet an den buochen
Ûfm tuome, wil ers suochen.

Ebenda pag. 56:

5505. Ernestes vremdiu wunder
Beschouwet man vil besunder.
Er gap ir dem keiser zwei,

Den ôrehten und den pigmei.
Sînen jungen grôȥen knaben
5510. Ernest selbe wolde haben;
Den lêrt er cristenlîche leben,
Den touf hieȥ er im dâ geben.
— — — — — — — — — —
Ernest dem rîche gap den stein,
Der dâ liehter varwe schein
5545. Und in des rîches krône
Noch hiute erliuhtet schône.
Daȥ ist unvergolten niht,
Als uns diu aventiure giht;
Sîn name hât des êre
5550. Nû und iemer mêre. —

Hier ist die Verwechselung des Karfunkels mit dem Waisen bereits völlig durchgedrungen, und sie wird nun auch nicht wieder aufgehoben. Und doch ist es so klar, was jener berühmte Edelstein der deutschen Kaiserkrone, der während des Interregnums oder nach anderen Berichten im 18. Jahrhundert verloren ging, für eine Spielart gewesen sei! Auch aus den niederdeutschen Quellen, die das Wort erwähnen, geht hervor, dass man meistens eine Opalart darunter verstanden habe; vgl. Schade 1404: „Georgii Agricolae de natura fossilium libri decem (1546 u. ö.). Werke, ed. Joh. Sigfrid, Wittenberg 1612. pag. 329 ff.

Derselbe, rerum metallicarum interpretatio: Germani hoc suo vocabulo (*wese*) plures gemmas nominant: *asterios, eristalis* (de nat. fossil. 6, 10 zu den Opalen gerechnet), *opalus* und *paederos*.

Auch in der Historia gemmarum et lapidum von de Boot und Tollius[8] (Lugd. Bat. 1647) p. 192 heisst es, dass eine Opalart a Germanis proprie ein wehse genannt werde."

So haben wir gesehen, wie aus dem Augensteine der Waise wurde, aus dem *pupillus* der *orphanus*. Wir haben ferner gesehen, wie aus dem Waisen der Karfunkel wird; speziell der Rubin. Fürwahr eine seltsame Wandlung! Zu beachten ist schliesslich vielleicht noch, dass neben dem Waisen zwei andere Steine mit ähnlichen Namen auftreten. Der erste ist der weisse Stein oder die Perle; dieser älter als der Orphanus. Man vgl. die ahd.en Glossen bei Bartsch CLX! Der zweite ist der Stein der Weisen; dieser jünger als der Orphanus und erst auftretend in der wunderbaren Kunst der Alchimisten. Aber die Zahl der Adepten war gering, und man förderte zumeist nur Katzengold ans Licht. Es brauchte der läuternden Lehre der Religion, um das wahre Gold zu finden: — Seelenfrieden und die anderen inneren Glücksgüter. Mögen diese Ihnen alle, hochgeehrter Herr Geheimrat, wie bisher, so auch an Ihrem Lebensabend im reichsten Masse beschert sein!

Etymologisches aus dem Bereiche der Germanistik.

Von

August Zimmermann, Celle.

1. Pilger, Pilgrim.

In Bezug auf diese Worte sagt Kluge Wb.[5] s. v.: „l ist in diesem Worte schon romanisch, vgl. frz. pélerin ital. pellerino. Er hätte hinzufügen können „schon vulgär lateinisch". Finden wir doch die infolge des Dissimilationstriebes aus peregrinus hervorgegangene Form pelegrinus schon C. J. L. Bd. III 4222. Ja, wir haben sogar auf einer christl. Inschrift, nämlich nr. 1703 des C. J. L. Bd. V, einen Vorläufer unseres Pilger; denn dort steht: . . . Peleger . . ex Africa venit.

2. Folgen.

Kluge Wb.[5] S. 114 f. sagt zu „folgen": „Es sind Anzeichen dafür vorhanden, dass der Verbalstamm zusammengesetzt ist; erstes Wortglied wäre voll; . . . . gehen (ahd. gên, gân) ist darnach der zweite Teil des Wortes . . . . Freilich bleibt noch unklar, wie die Bedeutung „folgen" mit dem Präfix voll in Zusammenhang steht."

Ich will versuchen, diese Unklarheit durch folgende Ausführung zu beseitigen. Nach meiner Ansicht heisst „folgen" (d. h. voll gehn) nichts anderes als „in Masse, zu vielen (viel und voll sind desselben Stammes) gehn". Der gerade Gegensatz dazu wäre dann „allein, d. h. zu einem (distributiv) gehen". Offenbar verdankt das Wort der alten Sitte der Deutschen, unter jemandes Führung Gefolgschaften zu bilden und in solchen auf Krieg und Beute auszuziehen, seinen Ursprung. Cf. Tac. Germ. c. 13 und 14. Natürlich musste derjenige, für den Leute in grosser Fülle ausziehen, in den Dativ gestellt werden, und so bedeutete denn „einem folgen" soviel als „für einen als Gefolge ausziehn". Freilich konnte das Subjekt zu dieser Ausdrucksweise urspr. nur ein Plural sein; denn nur Menschen konnten in Fülle für einen ausziehn, nicht ein Mensch. Wie man aber später auch von mehreren, die zusammengingen, in gewissem Sinne sagen konnte, dass sie allein gingen, so auch umgekehrt von

einem: „Er folgt," d. h. er zieht unter einer Fülle von Menschen mit für einen aus. Die späteren Bedeutungen von „folgen" haben sich dann naturgemäss aus dieser ersten entwickelt.

3. In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Die bekannte Sage, nach der Menschen auf Bäumen wachsen oder aus Felsen entstehen, — vergl. die Sage von Deukalion und Pyrrha, Od. 19 v. 162 *οὐ γὰρ ἀπὸ δρυός ἐσσι παλαιφάτου οὐδ' ἀπὸ πέτρης*, Hans Sachs im Gedicht vom Schlaraffenlande: „Es wachsen Bauern auf dem Baume" — hat auch obiger Ausdrucksweise zu Grunde gelegen. Wie ist nun aber Sachsen gerade zu dieser hohen Ehre gekommen? Nach Sprenger ist es nur des Reimes wegen geschehen. Näher liegt es anzunehmen, dass die alte Bedeutung von „sahs", nämlich „Stein", — vgl. Kluge Wb.[5] unter „Messer" und Fick Wb. I[4] 560 — hier noch verborgen steckt, und dass erst infolge von Volksetymologie das Land der Sachsen, die ja auch von „sahs" ihren Namen haben, hier eingeschmuggelt und dementsprechend die Ausdrucksweise verändert sei. Es heisst ja auch häufig nur: In Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen, und dies könnte ganz wohl einmal bedeutet haben: „In den Felsen, in denen die schönen Mädchen entstehn." In der Ausdrucksweise bei Franck Weltb. (1542) 58[b]: „Saxen auʒ felssen eittel weiber worden" und ähnlichen — cf. Grimms Wb. unter „Sachse" — ist meiner Ansicht nach nicht bloss Einfluss von lat. saxum zu sehen, — das lat. Wort ist ja überhaupt mit „sahs" etymologisch verwandt — sondern ebenfalls noch ein Überrest der alten — freilich nicht mehr empfundenen — Bedeutung. Wird doch auch im Latein saxum zur Bildung von Namen verwendet; cf. M. Saxius Primus C. J. L. III 5334, L. Julius . . . Saxio C. J. L. II 2245, Voconius Saxa Cic. Verr. I 42. 107 etc. etc.

4. Ulk, ulken.

Ich gehe von der Ausdrucksweise „einen Ulk machen" aus und sehe in „Ulk" die Koseform vom plattd. Namen Ulerk (hd. Ulrich), welche Koseform nach Stark Kosen. S. 72 Ulko, Ulleke, Ullcke lautet. Da nun unter einem Ulrich bezw. (plattd.) Ulerk das Volk einen dummen Menschen verstand — cf. Kluge Wb.[5] unter „uzen" und die im Hannöverschen so häufige Ausdrucksweise: „Du bist en dummen Ulerk" —, so würde „einen Ulk machen" urspr. bedeutet haben „einen Dummen machen, d. h. ihn spielen, vorstellen, sich dumm stellen." Auf diese Weise aber werden ja im Volk die meisten Spässe zu stande gebracht, und es ist darum nicht wunderbar, wenn nun Ulk missverständlich zu der Bedeutung „Spass, Fopperei" kam; cf. „Uhz" bei Sanders. Daraus erklärt sich aber auch schliesslich die niederd. bei Schiller-Lübben Wb. angeführte Bedeutung von ulk „Lärm, Unruhe, Belästigung"; denn alle solche Volksspässe sind mit Lärm, mit Beunruhigung und Belästigung Harmloser verbunden.

Sollten etwa nhd. foppen, ndd. focken = nhd. foppen, ndd. vocke (Narr) auch den Koseformen von Folckhard, „Folko bezw. Focco",

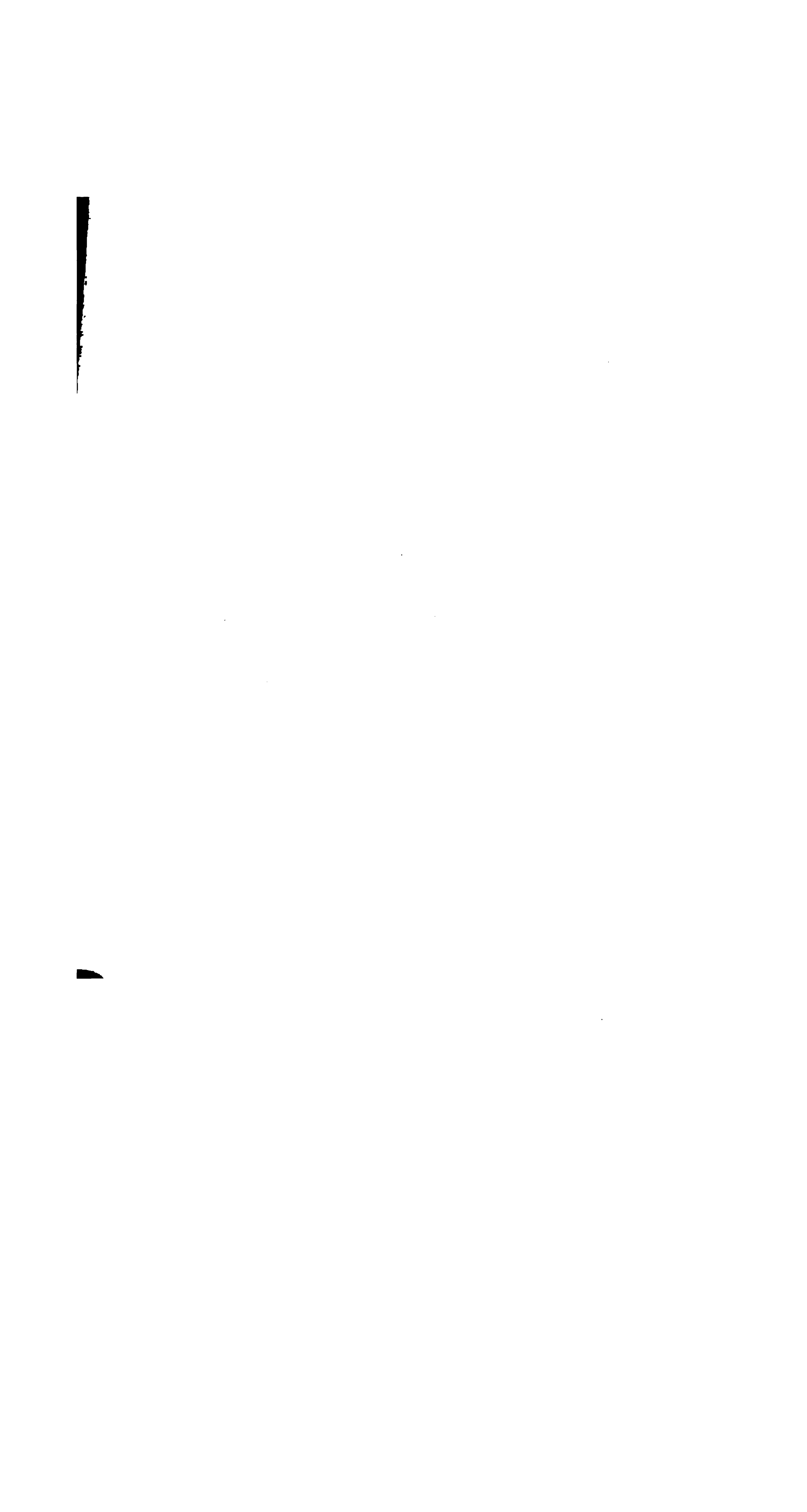
und von Folkpert, „Foppo", ihren Ursprung verdanken? Kluge indes — cf. Wb. s. v. „foppen" — hält letzteres Wort für ursprünglich rotwelsch.

5. Tand.

Kluge Wb.[5] s. v. giebt keine Etymologie. Da nach Schiller-Lübben mndd. Wb. s. v. „quant" ganz dasselbe bedeutet wie „tant", geschrieben auch „tand" — cf. v. Liliencr. 1. 223,7: „Hi was er tand von Nürnberg" —, nämlich eitles, nichtiges Geschwätz oder Ding (beweisend ist namentlich folgende Stelle: „De krycht wer tant edder quant", d. h. gar nichts; Koker S. 352), so kann man bei Feststellung der Etymologie nicht umhin, auf beide Worte Rücksicht zu nehmen. Nun sehen beide dem lat. tantus quantus bezw. tantum quantum sehr ähnlich, und beide letztern Worte müssen nicht selten im Deutschen mit „nur soviel, so wenig, wie wenig" wiedergegeben werden. Georges z. B. führt substantivisches „tantum" auch in der Bedeutung „eine solche Kleinigkeit, eine solche Wenigkeit, so wenig" und ebenso quantum auch in der „wie wenig! wie gering!" an.[1]) Ihrer Bedeutung und ihrer Form nach könnten also Tand und niederd. quant ganz gut von tantum, quantum hergeleitet werden. Auch die Form Tanterlantant zsgez. Tanterlant cf. Bremer Wb. V S. 24 und Schiller-Lübben mndd. Wb. IV 510, welche in beiden Wörterbüchern angeführt wird mit der Bedeutung „Tand", lässt sich bequem aus tantillum tantum bezw. tantulum tantum, und noch besser aus dem Plural des Neutrums tantilla tanta, tantulatanta herleiten. Zum Beweise für die Möglichkeit von Form und Bedeutung führe ich hier nur aus Plaut. Poen. I 2. 61 an: „Tantilla tanta verba funditat" und aus Cic. dom. 73: Quid enim est in terris commune tantum tantulumve consilium, quod non . . . ? — Wann sind jene Worte in Deutschland aufgekommen? Doch offenbar zu einer Zeit, wo in Deutschland in gelehrten Kreisen fast nur Latein gesprochen worden. Vielleicht ist Tand unter den Studenten bezw. Mönchen entstanden und hat sich von da aus weiter verbreitet, wie mancher andere lat. Ausdruck. Interessant ist es, dass „quant" in der entgegengesetzten Bedeutung, der des Übermässigen, — denn diese Bedeutung konnte ja quantus natürlich ebenso gut haben — noch heute im Hannöverschen gebraucht wird, wo man jeden Augenblick einen in der Erregung sagen hört: Das ist doch quant!

---

1) Vergl. frz. un tantet, un tantinet, „ein wenig", Weiterbildung von frz. tant (lat. tantum), und ital. tantino, „ein klein wenig".



Das Etymologicum Florentinum Parvum und das sogenannte Etymologicum Magnum Genuinum.

Von

Otto Carnuth, Königsberg i. Pr.

I.

Das Etymologicum Florentinum Parvum, welches E. Miller 1868 in den Mélanges de littérature grecque hinter dem Etymologicum Magnum Seite 319 bis 340 in seiner bekannten Weise veröffentlicht hat, ist bisher wenig beachtet worden, und, fügen wir gleich hinzu, mit Recht. Nauck gab über dasselbe in seiner Anzeige des Millerschen Buchs[1]) folgendes Urteil ab: „Wir freuen uns, dass dieses Etymologicum kurz ist, und dass die letzten Buchstaben von Ξ an entweder verloren gegangen oder unleserlich geworden sind; gleichwohl müssen wir es als eine Papierverschwendung bezeichnen, wenn 22 Seiten in Grossoktav für so nichtsnutzige Dinge in Anspruch genommen werden, wie wir sie hier finden. Zur Entschuldigung des Herausgebers kann allenfalls der Umstand dienen, dass das kleine Etymologicum sich am Schlusse derselben Florentiner Handschrift findet, der wir das vorher besprochene Etymologicum Magnum verdanken. Berichtigungen von Schreibfehlern oder Nachweisungen homerischer Citate, die der Herausgeber verkannt hat, mitzuteilen, scheint bei einem so völlig wertlosen Grammatiker überflüssig."

Wenn nun auch Nauck in seiner Geringschätzung des Werkchens entschieden zu weit geht und namentlich übersieht, dass eine stattliche Reihe seiner Artikel in dem von ihm lobend anerkannten Etymologicum Magnum Florentinum auch vorkommt, er sich also teilweise selber widerspricht, so wäre es doch darum nimmermehr angezeigt gewesen, das Etymologicum Parvum jetzt aus dem Staube wohlverdienter Vergessenheit hervorzuziehen und zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung zu machen, wenn es nicht vor einigen Jahren von Reitzenstein

1) Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg, tome treizième 1869. S. 368.

in seinem Vortrage über „das echte *ἐτυμολογικὸν μέγα*" auf der Görlitzer Philologenversammlung zu einer wichtigen Quelle des letzteren gemacht worden wäre. Er hat dort nämlich behauptet,[1]) dass für die Textkritik und mehr noch für die Sonderung der Quellen in dem echten *ἐτυμολογικὸν μέγα* von hoher Bedeutung eine Reihe von kleineren Etymologiensammlungen sind, welche unabhängig von dem *μέγα* wie von dem *ἄλλο* auf ältere Werke zurückgingen. Es seien dies:

1. die bekannten Auszüge aus dem Etymologicum Orions,
2. das *Αἱμωδεῖν* — Etymologicum,
3. das von Ritschl aufgefundene Etymologicum Angelicanum,
4. das im Codex Florentinus nach dem echten *μέγα* zum grösseren Teile erhaltene Etymologicum Parvum u. s. w.

Der Vollständigkeit halber wollen wir zunächst nachtragen, dass die erste Beobachtung von Ritschl,[2]) die zweite von Kopp[3]) herrührt, und dass beide zutreffen, nur muss man bei Ritschl das totum in dem Satze: Receptum est autem totum Orionis lexicum et per singulas notationes transcriptum in utrumque cum Magnum Etymologicum tum Gudianum nicht wörtlich nehmen, sondern umändern in maxima pars. Die dritte Behauptung, dass das Etymologicum Angelicanum auch eine Quelle des *μέγα* sei, hat Reitzenstein inzwischen selber als falsch zurückgenommen;[4]) so ist nur noch eine Nachprüfung bezüglich des Etymologicum Florentinum Parvum notwendig.

Da ich die in Florenz liegende Handschrift desselben bis jetzt nicht einsehen konnte, bat ich im April v. Js. Professor Dr. Vitelli, der in seiner Collezione Fiorentina di facsimili paleografici greci e latini, Firenze 1884, tab. XX ein Facsimile des Codex 304 gegeben hat, um gefällige Auskunft über folgende Fragen: a. ob der von Miller S. 319 der Mélanges abgedruckte Titel: „*Ἐτυμολογίαι διάφοροι ἀπὸ διαφόρων ἐτυμολογικῶν ἐκλεγεῖσαι*" so überliefert ist; b. ob das Etymologicum Parvum von dem ersten oder zweiten Schreiber, die nach Reitzensteins Angabe[5]) die Handschrift 304 des Etymologicum Magnum gefertigt haben sollen, oder vielleicht gar von einem dritten herrühre; c. welchem Jahrhundert wohl die *ἐτυμολογίαι διάφοροι* zuzuweisen seien. Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit erteilte mir Vitelli folgende Antwort, deren Inhalt freilich mit Reitzensteins Bericht über die Handschrift in starkem Widerspruche steht:

„a. *ἐτυμολογίαι διάφοροι ἀπὸ διαφόρων ἐτυμολογικῶν ἐκλεγεῖσαι*: Diesen Titel hat dieselbe Hand geschrieben, von welcher der Text herrührt.

b. Meines Wissens ist der ganze Codex von einer und derselben Hand geschrieben. Einige Blätter sind stark geschädigt: Schmutz, Feuchtigkeit und angewandte Reagentien lassen hier und da die

---

1) S. 408 der Verhandlungen der 40. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz. Leipzig 1890.
2) De Oro et Orione p. 14. § 9.
3) Beiträge zur griechischen Excerpten-Litteratur. Berlin 1887. S. 102.
4) Etymologicum Gudianum und Genuinum in ihrer neuesten Behandlung. Berliner Philol. Wochenschrift 1895 No. 25 u. flgd.
5) A. a. O. S. 404.

Schrift unähnlich erscheinen, aber bei genauerem Examen erkennt man, dass es eine Illusion ist.

c. Ich habe anderswo die Meinung ausgesprochen, die Handschrift gehöre in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts. Aber sie kann auch etwas älter sein. Wie gewöhnlich bei solchen Codices muss man sagen: 'X—XI saec.'

Das Facsimile in der 'Collezione Fiorentina' ist nicht besonders gut gelungen: die Schrift ist eleganter, als sie dort aussieht, und das Pergament weisser."

Wer von den beiden Gelehrten Recht hat, muss die Folgezeit lehren.

Da der geneigte Leser aus den Lemmata und Verweisen auf Gaisford's Etymologicum Magnum bei Miller sich nur mit vieler Mühe ein klares Bild von der Beschaffenheit des Etymologicum Parvum machen kann, lasse ich hier zunächst den Buchstaben *Λ*, dessen Collation ich der Güte des Dr. Luigi de Stefani in Florenz verdanke, als Probe abdrucken, setze die Quellen, aus denen die einzelnen Glossen entnommen sind, soweit ich sie habe ermitteln können, zur Vergleichung daneben und füge die entsprechenden Stellen aus dem Sorbonicus suppl. gr. 172 hinzu, damit man sich an einem längeren Stücke auch von dieser Handschrift einmal eine Vorstellung bilden kann.

Von den im Folgenden vorkommenden Abkürzungen bedeuten:

F das Etymologicum Magnum Florentinum.
φ " " Parvum. "
M " " Magnum ed. Gaisford.
G " " Gudianum ed. Sturz.
S " " Sorbonicum suppl. gr. 172.

CAO = Anecdota Graeca e codd. manuscriptis bibliothecarum Oxoniensium ed. Cramer.

CAP = Anecdota Graeca e codd. manuscriptis bibliothecae Regiae Parisiensis ed. Cramer.

Choir. *ψ* = Georgii Choerobosci epimerismi in psalmos ed. Gaisford.

φ. *Λευκός, παρὰ τὸ λεύσσω τὸ βλέπω, ὁ εὐσύνοπτος καὶ εὐειδὴς καὶ λαμπρός· λέγεται καὶ χρῶμα διακριτικὸν ὄψεως· τὸ μὲν γὰρ λευκὸν διακρίνει καὶ διαχέει τὴν ὄψιν· τὸ δὲ μέλαν συγκριτικόν ἐστιν· συγκρίνει γάρ.*

CAO I*), 260, 17. *Λευκός, παρὰ τὸ λεύσω τὸ βλέπω, ὁ εὐσύνοπτος καὶ εὐειδὴς καὶ λαμπρός, ἐξ οὗ καὶ λευκὸν λέγεται χρῶμα διακριτικὸν ὄψεως· τὸ μὲν γὰρ λευκὸν διακρίνει καὶ διαχέει τὴν ὄψιν· μέλαν δὲ λέγεται χρῶμα συγκριτικὸν ὄψεως· τὸ γὰρ μέλαν συγκρίνει καὶ συγχέει τὴν ὄψιν.*

*) Den Text der Homerischen Epimerismen gebe ich nach der mir von meinem Freunde Arthur Ludwich freundlichst zur Verfügung gestellten Collation des cod. Oxon., über die er im zweiten Bande von Aristarchs homerischer Textkritik S. 606 ff. berichtet hat.

S. *Λευκός*, παρὰ τὸ λεύσω τὸ βλέπω, ὁ εὐσίνοπτος καὶ εὐειδὴς καὶ λαμπρός, ἐξ οὗ καὶ λευκὸν λέγεται χρῶμα διακριτικὸν ὄψεως· τὸ μὲν γὰρ λευκὸν διακρίνει καὶ διαχέει τὴν ὄψιν· τὸ μέλαν δὲ χρῶμα διασυγκριτικὸν ὄψεως· συγκριτικὸν δέ ἐστι τὸ οἱονεὶ συνάγον· τὸ γὰρ μέλαν συνάγει τὴν ὅρασιν.

φ. *Λαοδίκη*, ἐκ τοῦ λαὸς καὶ τοῦ δίκη γίνεται Λαοδίκη.

CAO I, 259, 15. *Λαοδίκη*, παρὰ τὸ λαὸς καὶ τὸ δίκη· τὰ δὲ εἰς ος ὀκταχῶς συντίθεται.

S. *Λαοδίκη*, ἐκ τοῦ λαὸς καὶ τοῦ δίκη· ἰστέον δὲ ὅτι τὰ εἰς ος ὀκταχῶς συντίθεται.

φ. *Λιγύς*, παρὰ τὸ λέγω λεγὺς καὶ λιγύς· ἢ παρὰ τὸ λίαν ἡδύς.

S. *Λιγύς*, καλός, ὀξύς, γλυκύς, παρὰ τὸ λέγω λεγὺς καὶ λιγύς· ἢ παρὰ τὸ λίαν ἡδύς· τὸ λι ἰῶτα διατί; τὰ ἀμφιβαλλόμενα κατὰ τὴν α΄.

φ. *Λύπη*, παρὰ τὸ λύειν τοῖς δάκρυσι τοὺς ὦπας, λύη τις οὖσα. καὶ τί μετέχει; ἐκ τοῦ λύω· λύσις γὰρ τῆς ψυχῆς τὸ πάθος;

Orion 92, 10. *Λύπη*, παρὰ τὸ λύειν εἰς δάκρυα τοὺς ὦπας, λυωπή τις οὖσα· ἢ διὰ τὸ λυμαίνεσθαι δι' αὐτῶν τοὺς ὦπας. οὕτω Σωρανός. ὁ δὲ Ἡρωδιανός φησι παρὰ τό λύω, λύη καὶ λύπη.

S. *Λύπη*, παρὰ τὸ λύειν τοῖς δάκρυσι τοὺς ὦπας, ἤγουν τοὺς ὀφθαλμούς, λείπει (l. λείπη) τις οὖσα. καὶ μετέχει ἐκ τοῦ λύω· λύσις γὰρ τῆς ψυχῆς τὸ πάθος· λυπηρὸν γάρ.

φ. *Ληνός*, παρὰ τὸ λιαίνεσθαι πατουμένην ἐν αὐτῇ τὴν σταφυλήν.

Orion 91, 31. *Ληνός*, παρὰ τὸ λεαίνεσθαι πατουμένης τῆς σταφυλῆς.

S. *Ληνός*, παρὰ τὸ λεαίνεσθαι πατουμένης τῆς σταφυλῆς ἐν αἰτῷ.

φ. *Λήγω*, τὸ παύω. τὸ λη̄ η̄· τὰ διὰ τοῦ ηγω ῥήματα, εἴτε βαρύτονα εἴτε περισπώμενα, διὰ τοῦ η̄ γράφεται· βαρύτονα μὲν οἷον θήγω τὸ ἀκονῶ, τμήγω τὸ διαχωρίζω, ἀρήγω τὸ βοηθῶ· περισπώμενα δὲ ληγῶ (l. λυγῶ), ὁδηγῶ, φορτηγῶ, πλὴν τοῦ πνίγω καὶ θίγω τὸ προσεγγίζω, λίγω τὸ ὑμνῶ, καὶ χωρὶς τοῦ μίγω, ὅπερ μετὰ τοῦ σ̄ λέγεται, γίνεται μίσγω.

CAO II, 393, 14. *Μίγω*, τό μῑ ῑ· τὰ διὰ τοῦ ηγω ῥήματα, εἴτε δισύλλαβα εἴη, εἴτε ὑπὲρ δύο συλλαβάς, εἴτε βαρύτονα, εἴτε περισπώμενα, διὰ τοῦ η̄ γράφονται, οἷον λήγω, θήγω τὸ ἀκονῶ, τμήγω τὸ διαχωρίζω, ἀρήγω τὸ βοηθῶ. περισπώμενα οἷον στρατηγῶ, ποδηγῶ, ξυληγῶ· σεσημείωται τὸ πνίγω καὶ θίγω τὸ προσεγγίζω· „κανθήριον θίγῃ λιθοβολήσεται.“ καὶ μίγω, ὅπερ καὶ μίσγω λέγεται, καὶ τὸ σιγῶ περισπώμενον.

S. *Μιγέντα*, ἐκ τοῖ μίγω· τὸ μι ἰῶτα διὰ τί; τὰ διὰ τοῦ ηγω ῥήματα, εἴτε δισύλλαβα, εἴτε ὑπερδισύλλαβα, εἴτε ὀξύτονα, εἴτε περισπῶνται, διὰ τοῦ η̄ γράφεται, οἷον τμήγω τὸ διαχωρίζω, θήγω τὸ ἀκονῶ, ἀρήγω τὸ βοηθῶ· περισπώμενα δὲ ξυληγῶ, στρατηγῶ, ὁδηγῶ

πλὴν τοῦ πνίγω, μίγω, ὅπερ μετὰ τοῦ σ μίσγω, καὶ θίγω τὸ προσεγγίζω καὶ τὸ σιγῶ. (σεσημείωται καὶ τὸ ἐπείγω G), ὅπερ διὰ τῆς ει (διφθόγγου γράφεται G).

φ. *Λόγος*, διὰ τῆς βαρυτονήσεως· τὰ εἰς γος δισύλλαβα διβραχέα ἀπὸ ῥημάτων γινόμενα βαρύνεται, ψόγος, γόμος, μόγος, ὃ σημαίνει τὴν κακοπάθειαν, ἐξ οὗ καὶ τὸ μογεῖν τὸ κακοπαθεῖν.

Herodian I, 140, 3. Τὰ εἰς ογος διβραχέα βαρύνεται, λόγας, μόγος, ψόγος.

S. *Λόγος*, βαρύνεται. τὰ εἰς γος δισύλλαβα διβραχέα ἀπὸ ῥημάτων γινόμενα βαρύνεται, οἷον ψόγος, μόγος, ὃ σημαίνει τὴν κακοπάθειαν, ἐξ οὗ καὶ μογεῖν τὸ κακοπαθεῖν, λόγος καὶ εἴ τι ὅμοιον.

φ. *Λίαν*. τὸ αν μακρόν· τὰ εἰς αν λήγοντα ἐπιρρήματα ὑπὲρ μίαν συλλαβὴν ἁπλᾶ ἑνὶ φωνήεντι παραλήγοντα ἐκτείνει τὸ ᾱ, οἷον πέραν, ἄγαν, λίαν.

CAO II, 340, 19. *Ἄγαν*· τὸ γαν μακρόν· τὰ εἰς αν λήγοντα ἐπιρρήματα μακρὸν ἔχουσι τὸ ᾱ, πέραν, λίαν, ἄγαν, εὐάν, πλὴν τοῦ ὅταν καὶ πάν (l. πάμπαν).

S. *Ἄγαν*, ἐπίρρημα. τὸ γαν μακρὸν διὰ τί; τὰ εἰς αν λήγοντα ἐπιρρήματα μακρὸν ἔχουσι τὸ ᾱ, οἷον πέραν, λίαν, εὐάν, πλὴν τοῦ ὅταν καὶ πάμπαν; stammt aus Herodian περὶ καθολικῆς προσῳδ. I, 508, 3.

φ. *Λίθος*, παρὰ τὸ λίαν θέειν, κατὰ ἀντίφρασιν, ὁ μὴ λίαν θέων, ἀλλ' ἑδραῖος ὤν· τὸ λι ι· τὰ διὰ τοῦ ηθος ὀνόματα διὰ τοῦ η γράφεται, πλὴν τοῦ λίθος καὶ πίθος.

Choir. ψ 133, 7. *Λίθος*, παρὰ τὸ λίαν ἔχειν κατ' ἀντίφρασιν. τὸ λι ι· τὰ διὰ τοῦ ηθος ὀνόματα δισύλλαβα διὰ τοῦ η γράφονται, οἷον πλῆθος, ἦθος, στῆθος, Ζῆθος, πλὴν τοῦ λίθος καὶ πίθος.

S. *Λίθος*, λίαν θέσις ἢ παρὰ τὸ λίαν θέειν κατ' ἀντίφρασιν, ὁ μὴ λίαν θέων, ἀλλ' ἑδραῖος ὤν. τὸ λι ἰῶτα διὰ τί; τὰ διὰ τοῦ ηθος ὀνόματα διὰ τοῦ η γράφεται πλὴν τοῦ λίθος καὶ πίθος.

φ. *Λεπρός*, παρὰ τὸ λέπος λεπηρὸς καὶ λεπρός· ἢ παρὰ τὸ λέπω τὸ λεπίζω, ὁ μέλλων λέψω, ὁ παρακείμενος λέλεφα, λέλεμμαι, λέλειψαι, λέλεπται, καὶ ἐξ αὐτοῦ λεπτὸς καὶ τροπῇ τοῦ τ εἰς ρ λεπρός.

Orion 94, 15. *Λεπρός*, παρὰ τὸ λέπος λεπαρὸς καὶ συγκοπῇ λεπρός, und

CAO II, 386, 6. *Λεπτός*, παρὰ τὸ λέπος· τοῦτο παρὰ τὸ λέπω τὸ λεπίζω, ὁ μέλλων λέψω, ὁ παθητικὸς παρακείμενος λέλεμμαι καὶ τὸ τρίτον λέλεπται καὶ ἐξ αὐτοῦ λεπτός.

S. *Λεπρός*, παρὰ τὸ λέπω λεπηρὸς καὶ λεπρός· ἢ παρὰ τὸ λέπω καὶ τὸ ῥέω (ῥαίω G), ἡ διερρηκυῖα σάρξ.

Λεπτός, παρὰ τὸ λέπος· τοῦτο παρὰ τὸ λέπω τὸ λεπίζω, ὁ μέλλων λέψω, ὁ παθητικὸς λέλεμμαι, λέλειψαι, λέλεπται, λεπτός.

φ. *Λίπος*, παρὰ τὸ λίαν ἐπίρρημα καὶ τὸ πίον, ὃ σημαίνει τὸ λιπαρόν, τὸ λίαν λιπαρὸν καὶ εὐδιάλυτον.



S. *Λίπος*, παρὰ τὸ λίαν ἐπίρρημα καὶ τὸ πίον, ὃ σημαίνει τὸ λιπαρόν, τὸ λίαν πίον καὶ εὐδιάλυτον· τὸ λι ἰῶτα· συνεσταλμένη γάρ ἐστιν ἡ λι συλλαβή. Der Zusatz ist aus Choir. ὀρϑ. CAO II, 235, 9 entnommen.

φ. *Λυσιτελής*, σημαίνει τὸν εὔκολον ὄντα καὶ μὴ στραγγαλιώδη. γίνεται δὲ παρὰ τὸ λύω, λύσω καὶ τὸ τέλος λυσιτελής.

CAO I, 259, 19. *Λυσιτελής* — τὸ σι ι διατί; τὰ ἀπὸ μελλόντων συντιϑέμενα ὀνόματα διὰ τοῦ ι γράφεται κατὰ τὴν παραλήγουσαν οἷον ἵστημι, στήσω, Στησίχορος· τέρπω, τέρψω, τερψίβροτος· αἴϑω αἴσω, Αἰϑίοψ· οὕτως οὖν καὶ τὸ λύω λύσω καὶ τὸ τέλος λυσιτελής.

S. *Λυσιτελής*, σημαίνει τὸν εὔκολον ὄντα καὶ μὴ στραγγαλιώδη καὶ γίνεται παρὰ τὸ λύω λύσω καὶ τὸ τέλος λυσιτελής.

φ. *Λῆμνος*· εἰ μὲν σημαίνει τὴν πόλιν, κλίνεται ἡ Λῆμνος, τῆς Λήμνου καὶ γράφεται διὰ τοῦ η καὶ γίνεται παρὰ τὸ λᾶ ἐπιτατικὸν μόριον καὶ τὸ ὕπνος καὶ ἐν συγκοπῇ καὶ τροπῇ τοῦ ᾱ εἰς η καὶ πλεονασμῷ τοῦ μ̄ Λῆμνος· εἰ δὲ τὴν ὑδατώδη λίμνην, γράφεται διὰ τοῦ ι καὶ κλίνεται ἡ λίμνη, τῆς λίμνης.

S. *Λῆμνος*· εἰ μὲν σημαίνει τὴν πόλιν, γράφεται διὰ τοῦ η καὶ κλίνεται Λήμνου καὶ γίνεται παρὰ τὸ λᾶ ἐπιτατικὸν (μόριον G) καὶ τὸ ὕπνος λάϋπνος καὶ συγκοπῇ καὶ τροπῇ τοῦ ᾱ εἰς η καὶ πλεονασμῷ τοῦ μ̄ Λῆμνος· εἰ δὲ σημαίνει τὴν λίμνην, γράφεται διὰ τοῦ ἰῶτα καὶ γίνεται παρὰ τὸ λίαν μένειν ἐν αὐτῇ τὸ ὕδωρ· κλίνεται δὲ λίμνη, λίμνης.

φ. *Λαιστρυγών*, ὁ ἀδηφάγος, παρὰ τὸ πάνυ στυγεῖν ἤγουν μισεῖσϑαι, ὁ ἀπάνϑρωπος.

S. *Λαιστρυγών*, ὁ ἀδηφάγος, παρὰ τὸ λίαν στυγεῖν ἤγουν μισεῖσϑαι, ὁ ἀπάνϑρωπος, κατὰ πλεονασμὸν τοῦ ρ̄, ὅπερ καὶ ϑηλυκῶς λέγεται.

φ. *Λιπαρῶ*, τὸ παρακαλῶ, παρὰ τὸ λίαν παρεῖναι τοὺς καλοῦντας.

Orion 93, 6. *Λιπαρεῖν*, παρὰ τὸ λίαν παρεῖναι τοὺς παρακαλοῦντας.

S. *Λιπαρεῖν*, τὸ παρακαλεῖν, παρὰ τὸ λίαν παρεῖναι τῷ λόγῳ καὶ προσεγκεῖσϑαι.

φ. *Λάϑρα*, ἐπίρρημα μεσότητος ἀντὶ τοῦ λαϑραίως· γίνεται δὲ ἐκ τοῦ λίϑω (l. λήϑω) τὸ λανϑάνω· ὁ γὰρ λάϑρα ποιῶν τι λανϑάνειν πολλοὺς οἴεται.

Λάθρα, γίνεται παρὰ τὸ λήθω τὸ λανθάνω· ὁ β' ἀόριστος ἔλαθον καὶ ἐξ αὐτοῦ λάθρα· ἔστι δὲ ἐπίρρημα ποιότητος ἀντὶ τοῦ λαθραίως· ὁ γὰρ λάθρα ποιῶν τι ὑπολανθάνειν πολλοὺς εἴωθε.

φ. *Λάσκω*, παρὰ τὸ λαλῶ ὡς καὶ Εὐριπίδης „τοιαῦτα λάσκει τοῖς ἀναγκαίοις φίλοις.“

Choir. ψ 80, 32. Ἐκ τοῦ λῶ τὸ λέγω γίνεται ἕτερον ῥῆμα λάσκω, ὡς παρ' Εὐριπίδῃ „τοιαῦτα λάσκεις τοὺς ἀναγκαίους φίλους“· ἐκ τοῦ λῶ, κατὰ ἀναδιπλασιασμὸν λαλῶ, ὁ μέλλων λαλήσω.

S. *Λάσκω*, τὸ λαλῶ· Εὐριπίδης „τοιαῦτα λάσκεις τοῖς ἀναγκαίοις φίλοις“.

φ. *Λιτανεύω*, παρὰ τὸ λιτή· τοῦτο παρὰ τὸ λίσσω τὸ ἱκετεύω, τοῦτο παρὰ τὸ λίαν καὶ τὸ ἵζω τὸ κάθημαι.

S. *Λιτανεύω*, παρὰ τὸ λιτή· τοῦτο παρὰ τὸ λίσσω τὸ ἱκετεύω, τοῦτο παρὰ τὸ λίαν καὶ τὸ ἵζω τὸ καθέζομαι.

φ. *Λαξευτήριον*. ἔστι ξέω καὶ πλεονασμῷ τοῦ υ ξεύω καὶ μετὰ τοῦ λᾶ ἐπιτατικοῦ μορίου τὸ πάνυ ξέω, καὶ ἐξ αὐτοῦ λαξευτήριον.

S. *Λαξευτήριον*. ἔστι ξέω καὶ πλεονασμῷ τοῦ υ ξεύω καὶ μετὰ τοῦ λᾶ ἐπιτατικοῦ μορίου λαξεύω τὸ πάνυ ξέω, καὶ ἐξ αὐτοῦ λαξευτήριον.

φ. *Λευχειμονείτω*· ἔστι λευκὸς καὶ ἕω τὸ ἐνδύομαι, οὗ ὁ παρατατικὸς εἷον, ὁ παθητικὸς εἷμαι, καὶ ἐξ αὐτοῦ εἷμα, ἐξ οὗ ἱμάτιον· ἐκ τοῦ λευκὸς καὶ τοῦ εἷμα γίνεται λευκείμων καὶ τροπῇ τοῦ κ εἰς χ λευχείμων, ὁ λευκὰ ἱμάτια ἔχων. ἐκ δὲ τοῦ λευχείμων γίνεται λευχειμονῶ, ὁ παρατατικὸς ἐλευχείμώνουν καὶ τὸ προστακτικὸν λευχειμώνεε λευχειμώνει καὶ τὸ τρίτον λευχειμωνεέτω λευχειμωνείτω.

CAO II, 389, 3. *Λευχειμονείτω*, παρὰ τὸ λευκὸν καὶ τὸ εἷμα, ὃ σημαίνει τὸ ἱμάτιον. (?)

S. *Λευχειμονείτω*. ἔστι λευκὸς καὶ ἕω τὸ ἐνδύομαι, οὗ ὁ παρατατικὸς εἷον καὶ ὁ παθητικὸς παρακείμενος εἷμαι, καὶ ἐξ αὐτοῦ εἷμα, ἐξ οὗ καὶ ἱμάτιον· καὶ ἐκ τοῦ λευκὸς καὶ τοῦ εἷμα λευκείμων καὶ τροπῇ τοῦ κ εἰς χ λευχείμων, ὁ λευκὰ ἱμάτια ἔχων καὶ ἐκ τούτου λευχειμονῶ, ὁ παρατατικὸς ἐλευχειμόνουν καὶ τὸ προστακτικὸν λευχειμόνει λευχειμονείτω.

φ. *Λελουμένη*, παρὰ τὸ λούω (l. λύω) τὸ καθαίρω καὶ πλεονασμῷ τοῦ ο λούω, ὁ μέλλων λοίσω, ὁ παθητικὸς παρακείμενος λέλουμαι καὶ ἡ μετοχὴ λελουμένος.



S. *Λελουμένη· ἔστι λύω, πλεονασμῷ τοῦ ο λούω, λούσω, ὁ παθητικὸς παρακείμενος λέλουμαι καὶ ἡ μετοχὴ ὁ λελουμένος.*

φ. *Λουκᾶς· Ῥωμαῖόν ἐστι τὸ ὄνομα, οὐχ Ἑλληνικόν· ἄλλοι δὲ λέγουσι, ὅτι ἀπὸ τοῦ λευκὸς γέγονε Λευκὰς καὶ Λουκᾶς.*

S. *Λουκᾶς· Ῥωμαῖον τὸ ὄνομα, οὐχὶ δὲ Ἑλληνικόν. ἄλλοι δὲ λέγουσιν, ὅτι ἀπὸ τοῦ λευκὸς γέγονε Λευκᾶς καὶ Λουκᾶς.*

φ. *Λάμπω, παρὰ τὸ σέλας, ὃ σημαίνει τὸ φῶς, καὶ τὸ ἔμπω* (l. *πέμπω*) *γίνεται σελάμπω καὶ κατὰ ἀφαίρεσιν τῆς σε συλλαβῆς λάμπω.*

S. *Λάμπω, παρὰ τὸ σέλας, ὃ σημαίνει τὸ φῶς, καὶ τὸ πέμπω γίνεται σελάμπω καὶ κατ' ἀφαίρεσιν τῆς σε συλλαβῆς λάμπω.*

φ. *Λαβίρινθος* (l. *Λαβύρινθος*). *ἔστι σπήλαιον ἀντρῶδες παρὰ κάθοδον, δυσχερὲς καὶ τὴν ἄνοδον, ἐν ᾧ λέγεται ὁ Μινώταυρος ἐμβληθῆναι. ἐπεὶ οὖν δυσχερὲς τὸ ἐκβῆναι, λαμβάνονται ἐπὶ τῶν ἀφύκτων λογων, ὧν οὐδεὶς δύναται ἐκφυγεῖν.*

C A O II, 385, 28. *Λαβύρινθος. ἔστιν σπήλαιον ἀντρώδη καὶ δύσκωλον περὶ τὴν κάθοδον, καὶ δυσχερὲς πάλιν περὶ τὴν ἄνοδον, ἐν ᾧ λέγεται ὁ Μηνόταυρος ἐμβληθείς. ἐπεὶ οὖν δυσχερὲς τὸ ἐκβῆναι, τοὺς λαβυρίνθους λαμβάνει ἐπὶ τῶν λόγων τῶν ἀφύκτων, ὧν οὐδεὶς δύναται ἐκφυγεῖν.*

S. *Λαβύρινθος. ἔστι σπήλαιον ἀντρῶδες παρὰ τὴν κάθοδον, δυσχερὲς καὶ τὴν ἄνοδον, ἐν ᾧ λέγεται ὁ Μινόταυρος ἐμβληθῆναι. ἐπεὶ οὖν δυσχερὲς τὸ ἐκβῆναι τοὺς λαβυρίνθους, λαμβάνεται ἐπὶ τῶν ἀφύκτων λόγων, ὧν οὐδεὶς δύναται ἐκφυγεῖν.*

φ. *Λεαίνω, ἐκ τοῦ λεῖος, τοῦτο ἐκ τοῦ λάω, τοῦτο παρὰ τὸ λῶ, καὶ ἐξ αὐτοῦ λαύω καὶ ὁ λαῦος καὶ τροπῇ τοῦ α εἰς ε λεῦος, καὶ τοῦ υ εἰς τὸ ι λεῖος, καὶ ἐξ αὐτοῦ λειαίνω καὶ λεαίνω· τὰ γὰρ λεῖα καὶ ὁμαλὰ θέλομεν, ὥσπερ τὰ κρημνώδη ἐκφεύγομεν.*

C A O II, 386, 6. *Λειαίνω. τὸ λει δίφθογγον· ἐκ τοῦ λεῖος, τοῦτο ἐκ τοῦ λαύω, τοῦτο παρὰ τὸ λῶ τὸ θέλω, καὶ ἐξ αὐτοῦ λαύω καὶ ὄνομα λαῦος καὶ τροπῇ τοῦ α εἰς ε λεῦος, καὶ τοῦ υ εἰς ι λεῖος, καὶ ἐξ αὐτοῦ λειαίνω· τὰ γὰρ λεῖα καὶ ὁμαλὰ θέλομεν, ὥσπερ τὰ κρημνώδη ἐκφεύγομεν.*

S. *Λεαίνω, ὁμαλὸν ποιῶ, ἐκ τοῦ λεῖος, τοῦτο ἐκ τοῦ λαίω, τοῦτο παρὰ τὸ λῶ τὸ θέλω, καὶ ἐξ αὐτοῦ λάος (λαῦος, καὶ τροπῇ τοῦ α εἰς ε καὶ τοῦ υ εἰς ι λεῖος καὶ ῥῆμα* G) *ἐξ αὐτοῦ λειαίνω καὶ λεαίνω· τὰ γὰρ λεῖα καὶ ὁμαλὰ θέλομεν, ὥσπερ τὰ κρημνώδη ἐκφεύγομεν.*

φ. *Λέπρα, σημαίνει τὸν ἐλεφαντιασμόν, παρὰ τὸ λέπος. ἐλεφαντιασμὸς δέ ἐστι ὁ δίκην ἐλέφαντος τινὰ μὲν μέρη τοῦ σώματος λευκά, τινὰ δὲ μελάντερα ἔχων. γίνεται δὲ*

C A O II, 386, 33. *Λέπρα, ἐκ τοῦ λέπος, σημαίνει δὲ τὸν ἐλεφαντιασμόν. ἐλεφαντιασμὸς δέ ἐστιν ὁ ἔχων ἀλλῇ* (sic!) *ἄσπρον, ἀλλῇ μέλαν δίκην ἐλέφαντος· ἐκεῖνος γὰρ*

παρὰ τὸ λέπος, ὃ σημαίνει τὸ δέρμα· εἰς γὰρ τὴν ἐπιφάνειαν τοῦ σώματος γίνεται ὁ ἐλεφαντιασμός.	*ἀλλὴ μέν ἐστιν ἄσπρος ὡσεὶ χιών, ἀλλὴ μέλας ὡσεὶ πίσσα. γίνεται δὲ παρὰ τὸ λέπος, ὃ σημαίνει τὸ δέρμα. εἰς γὰρ τὴν ἐπιφάνειαν τοῦ δέρματος γίνεται ἐλεφοαναπιασμός. λοιπὸν ἐκ τοῦ λέπος λέπηρα καὶ κατὰ συγκοπὴν λέπρα· ἢ παρὰ τὸ λέπος καὶ τὸ ῥαίω τὸ φθείρω, ἡ διεφθαρμένη σάρξ.*

S. *Λέπρα*, *σημαίνει τὸν ἐλεφαντιασμόν, παρὰ τὸ λέπος, ὃ σημαίνει τὸ δέρμα· εἰς γὰρ τὴν ἐπιφάνειαν τοῦ δέρματος γίνεται ὁ ἐλεφαντιασμός. ἐκ τοῦ οὖν λέπος γίνεται λέπηρα καὶ συγκοπῇ λέπρα· ἢ παρὰ τὸ λέπτος καὶ τὸ ῥαίω τὸ φθείρω, ἡ διεφθαρμένη σάρξ.*

φ. *Λοβός*, *τὰ κατώτερα μέρη τῶν ὤτων. „ἐϋτρήτοισι λοβοῖσι". καὶ ἀγγεῖον ἐρεβίνθης καὶ κυάμου. καὶ παρὰ τοῖς θυτικοῖς τὰ κάτω μέρη τοῦ σώματος.*	C A O II, 387, 8. *Λόβιν*, *ἥπατος. λέγονται λωβοὶ τὰ κατώτατα μέρη τῶν ὤτων. „ἐν δ' ἄρα ἕρματα ἧκεν ἐϋτρήτοισι λοβοῖσι"* (Ξ 182). *καὶ ἀγγεῖον ἐρεβίνθου καὶ κυάμου. καὶ παρὰ τοῖς θυτικοῖς τὰ κατώτερα μέρη τοῦ ἥπατος.*

S. *Λοβός*, *ἐκ τοῦ λείβω τὸ στάζω. λοβοὶ λέγονται τὰ κατώτερα μέρη τῶν ὤτων· καὶ Ὅμηρος „ἐϋτρήτοισι λοβοῖσι". λέγεται καὶ ἀγγεῖον ἐρεβίνθου καὶ κυάμου. καὶ παρὰ τοῖς θυτικοῖς λέγεται καὶ τὰ κάτω* (*κατώτερα* G) *μέρη τοῦ ἥπατος.*

φ. *Λύρα*, *παρὰ τὸ λύω, λύσω, λύρα· λύσις γὰρ ἐδόθη τοῦ Ἑρμοῦ καὶ Ἀπόλλωνος, ὑπὲρ οὗ ἔκλεψεν τοὺς βοῦς ὁ Ἑρμῆς.*	C A O II, 387, 13. *Λύρα*, *παρὰ τὸ λύω, οὗ ὁ μέλλων λύσω, λύρα. ἐδόθη γὰρ τῷ Ἀπόλλωνι παρὰ τοῦ Ἑρμοῦ, ὑπὲρ ὧν ἔκλεψε τὰς βοῦς τοῦ Ἀπόλλωνος αὐτὸς ὁ Ἑρμῆς, λύτρα τις οὖσα καὶ λύρα.*

S. *Λύρα*, *παρὰ τὸ λύω, λύσω, λύρα· ἐδόθη γὰρ τῷ Ἀπόλλωνι παρ' Ἑρμοῦ, ὑπὲρ ὧν ἔκλεψε τὰς βοῦς αὐτοῦ, λύτρα τις οὖσα.*

φ. *Λαῖλαψ*, *παρὰ τὸ λάπτω, λάψω, λὰψ καὶ κατὰ ἀναδιπλασιασμὸν λάλαψ καὶ πλεονασμῷ τοῦ ι λαῖλαψ.*	C A O II, 387, 16. *Λαῖλαψ*, *παρὰ τὸ λάπτω, ὁ μέλλων λάψω, λάψ, ὡς φυλάξω φύλαξ, ἑλίξω ἕλιξ καὶ κατὰ ἀναδιπλασιασμὸν λάλαψ καὶ λαῖλαψ· δηλοῖ δὲ τὴν σφοδρὰν καὶ ἐπιτεταμένην λαμπρότητα τοῦ πνεύματος.*

S. *Λαῖλαψ*, *παρὰ τὸ λάπτω, ὁ μέλλων λάψω, λάψ, ὡς φυλάσσω φύλαξ, ἑλίσσω ἕλιξ. οὕτω λάφω λὰψ καὶ κατὰ διπλασιασμὸν λάλαψ καὶ προσθέσει τοῦ ι λαῖλαψ· δηλοῖ δε τὴν σφοδρὰν καὶ ἐπιτεταμένην λαβρότητα τοῦ πνεύματος.*

φ. *Λάβραξ*, *παρὰ τὸ βορὰ καὶ τὸ λᾶ ἐπιτατικὸν μόριον. λάβραξ παρώνυμον, ὡς λίθος λίθαξ.*	C A O II, 387, 20. *Λάβραξ*, *παρὰ τὴν βορὰν καὶ τὸ λᾶ ἐπιτατικὸν λάβωρος καὶ κατὰ συγκοπὴν*

λάβρος καὶ λάβραξ παρωνύμως, ὡς λίθος λίθαξ.

S. *Λάβραξ*, ὁ ἰχθύς, παρὰ τὸ βορὰ καὶ τὸ λα ἐπιτατικὸν λάβαρος καὶ συγκοπῇ λάβρος καὶ λάβραξ παρωνύμως, ὡς λίθος λίθαξ· οὕτως Ὀππιανός.

φ. *Λίκνον*, διφορούμενον κατὰ τὴν γραφήν, παρὰ τὸ λείπω· καταλείπει γὰρ τὰ χρήσιμα καὶ τὰ ἄχυρα ἐκβάλλει.

Choir. Orth. C A O II, 236, 28. *Λεῖκνον.* διφορεῖται· καὶ γὰρ διὰ τῆς ει διφθόγγου καὶ διὰ τοῦ (ι) γράφεται· ἢ ἐκ τοῦ λίαν γέγονεν κατὰ μετάθεσιν τοῦ μ εἰς ν λίκνον, παρὰ τὸ λίαν κάμνειν.

S. *Λεῖκνον*, πύον (πτύον G), διφορεῖται κατὰ τὴν γραφήν, ὡς ἐκ τοῦ λέχος λέχνω (λέχνος G) λέχνον καὶ λέκανον προσθέσει τοῦ ι λεῖκνον· διὰ τοῦ ι δὲ καὶ παρὰ τὸ λικμᾶν λίκμον καὶ κατὰ μετάθεσιν τοῦ μ εἰς ν (λίκνον G). τινὲς δὲ λεῖπον αὐτὸν λέγουσι· καταλείπει γὰρ τὰ χρήσιμα καὶ τὰ ἄχυρα ἀποβάλλει. Der erste Teil stammt aus Herodian περὶ ὀρθ. II, 543, 9 (Choir. ὀρθ. C A O II, 236, 28); φ hat den Anfang und das Ende der Glosse.

φ. *Λειχήν*, παρὰ τὸ λείχω· καὶ γάρ φασιν ἐκ τοῦ λείχειν τὸ πάθος ἐπαίρεται. ἢ παρὰ τὸ λεῖον κατὰ ἀντίφρασιν τὸ μὴ ὂν λεῖον.

Choir. Orth. C A O II, 238, 9. *Λειχή.* δίφθογγος τὸ λει· ἢ γὰρ παρὰ τὸ λείχω γέγονεν· καὶ γάρ φασιν, ὅτι ἐκ τοῦ λείχειν τὸ πάθος ἐπαίρεται. ἢ παρὰ τὸ λεῖον κατὰ ἀντίφρασιν, οἷον τὸ μὴ ὂν λεῖον.

S. *Λειχήν*, διὰ τῆς ει, παρὰ τὸ λείχω γέγονεν· καὶ γάρ φασιν ἐκ τοῦ λείχειν τὸ πάθος ἐπαίρεται· ἢ παρὰ τὸ λεῖον κατὰ ἀντίφρασιν, οἱονεὶ τὸ μὴ ὂν λεῖον.

φ. *Λειόβατος*, παρὰ τὸ λεῖον.

Choir. Orth. C A O II, 237, 29. *Λειόβατος*, παρὰ τὸ λεῖον· ἔστιν δὲ εἶδος ἰχθύος.

S. *Λειόβατος*, εἶδος ἰχθύος, παρὰ τὸ λεῖον.

φ. *Λείψανον*, παρὰ τὸ λείβω, λείψω ἢ παρὰ τὸ λείπω λείψανον. λείψανα γάρ εἰσι τὰ ἐγκαταλείμματα.

Choir. Orth. C A O II, 238, 3. *Λείψανον.* διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφεται· ἢ παρὰ τὸ λείβω λείψω γίνεται· καὶ γὰρ ἔσπενδον ἐπὶ τῶν τεθνεώτων· ἢ παρὰ τὸ λείπω, λείψω· λείψανα γάρ εἰσιν τὰ ἐγκαταλίμματα.

S. *Λείψανον*, ἢ παρὰ τὸ λείβω λείψω γέγονε· καὶ γὰρ ἔσπενδον ἐπὶ τῶν τεθνεώτων· ἢ παρὰ τὸ λείπω λείψω γέγονε· λείψανα γάρ εἰσι τὰ ἔγκατα λείμματα (ἐγκαταλείμματα G).

φ. *Λειτουργός*, παρὰ τὸ λήϊτον, ὃ σημαίνει τὸ δημόσιον, καὶ τὸ ἔργον γίνεται ληϊτοεργὸς καὶ τροπῇ τοῦ η εἰς ε λειτουργός.

Choir. Orth. C A O II, 237, 4. *Λειτουργεῖν.* διὰ τῆς ει διφθόγγου· παρὰ γὰρ τὸ ὑπηρετεῖν· τὸ λι ι. τὸ Λήϊτον δέ ἐστι τὸ δῆμος.

ἀπὸ τοῦ οὖν ἔργον καὶ τὸ λήϊτον γέγονεν ληϊτουργεῖν, καὶ κατὰ συστολὴν τοῦ η εἰς τὸ ε λεϊτουργεῖν καὶ κατὰ συναίρεσιν τοῦ ε καὶ ι εἰς τὴν ει δίφθογγον λειτουργεῖν.

S. *Λειτουργεῖν.* διὰ τῆς ει· παρὰ γὰρ τὸ ὑπηρετεῖν. ἔστιν ἐπὶ τῷ ληϊτῷ λεγομένῳ· λήϊτον ἐπὶ δὲ . . . . *Λειτουργεῖν* ἀπὸ τοῦ ἔργον καὶ τοῦ λήϊτον ἤτοι τὸ δημόσιον γέγονε ληϊτουργεῖν, καὶ κατὰ συστολὴν τοῦ η εἰς τοῦ ε καὶ ι εἰς τὴν ει δίφθογγον λειτουργεῖν.

φ. *Λητώ·* Ἀπολλόδωρος ἐλεητώ· ἐλεήμων γὰρ ἡ θεός· κατὰ δέ τινας Ληθώ.

Herodian περὶ καθ. προσῳδίας 347, 4. (?) *Λητώ,* παρὰ τὸ λήθω τὸ λανθάνω, λήθη καὶ Ληθώ καὶ Λητώ· τὸ γὰρ ἥμερον καὶ πραῢ ἐκ τοῦ ἐπιλελῆσθαι τῶν εἰς αὐτὴν πεπλημμελημένων ἐμφαίνεται. ὁ δὲ Πλάτων φησὶν ἐλεητώ· ἐλεήμων γὰρ ἡ θεὸς καὶ πραεῖα καὶ πάντας ἐλεοῦσα κ. τ. λ. (cf. auch Orion, 93, 14 — C A O I, 261, 31 und C A P III, 307, 22.)

S. *Λητώ,* ἡ νύξ, ἐκ τοῦ λήθω τὸ λανθάνω, παρὰ τὸ λήθην καὶ ἀμνημοσύνην ποιεῖν. Ἀπολλόδωρος ἐλεητώ· ἐλεήμων γὰρ καὶ πραεῖα ἡ θεός· Χρύσιππος δὲ παρὰ τὴν λειότητα τῶν ἠθῶν, Ἡσίοδος δὲ ἐπ' αὐτῆς „ἤπιον ἀνθρώποισι καὶ ἀθανάτοισι θεοῖσιν". (Theog. 407.)

φ. *Λιβρός,* ὁ σκοτεινός, παρὰ τὸ λίαν ἔρεβος.

S. *Λιβρός,* ὁ σκοτεινός, παρὰ τὸ λίαν ἔρεβος.

φ. *Λυγαῖον,* τὸ σκοτεινόν, παρὰ τὸ λύειν τὸ αὖγος.

Orion 91, 8. *Λυγαῖον,* τὸ φοβερόν, οἷα λυγερόν τι ὄν· λυγαῖον δὲ τὸ σκοτεινόν, ἴσως παρὰ τὸ λύειν τὴν αὐγὴν καὶ μὴ ἐᾶν στῆναι αὐτήν.

S. *Λυγαῖον,* τὸ σκοτεινόν, παρὰ τὸ λύειν τὸ αὖγος.

φ. *Λέληκα·* οὐκ ἀπὸ τοῦ λήγω, ἀλλ' ἀπὸ τοῦ λαλῶ, λαλήσω, λελάληκα, κατὰ συγκοπὴν λέληκα.

S. *Λέληκα·* οὐκ ἀπὸ τοῦ λέγω, ἀλλ' ἀπὸ τοῦ λαλῶ, λαλήσω, λελάληκα συγκοπῇ τῆς λα συλλαβῆς.

φ. *Λάμια,* ἀπὸ τοῦ ἔχειν λαιμὸν μέγαν, λαίμια καὶ λάμια.

Suidas. *Λάμια,* θηρίον, ἀπὸ τοῦ ἔχειν μέγαν λαιμόν, λαίμια καὶ λάμια.

S. *Λάμια,* θηρίον, ἀπὸ τοῦ ἔχειν μέγαν λαιμόν, λαίμια καὶ λάμια.

φ. *Λάτρον,* ὁ μισθός, ἐκ τοῦ τηρῶ τοῦ σημαίνοντος τὸ βλέπω

καὶ τοῦ λα ἐπιτατικοῦ γίνεται λατήριον καὶ λάτρον, πρὸς ὃν βλέπει ὁ μισθωτός.

S. *Λάτρον*, ὁ μισθός, ἐκ τοῦ τηρῶ τοῦ σημαίνοντος τὸ βλέπω καὶ τοῦ λα ἐπιτατικοῦ γίνεται λατήριον καὶ συγκοπῇ λάτρον, πρὸς ὃ βλέπει ὁ μισθωτός.

φ. *Λύθρον*, ἡ ἀκαθαρσία· κυρίως δὲ τὸ μετὰ κόρεως αἷμα παρὰ τὸ λύματα καὶ καθάρματα δεῖσθαι.

Orion 91, 11. *Λύθρος*, τὸ μετὰ κονιορτοῦ αἷμα, τὸ λύματος καὶ καθάρματος δεύμενον.

S. *Λύθρος*, ἡ ἀκαθαρσία· κυρίως δὲ τὸ μετὰ κόνεος (κόνεως G) αἷμα παρὰ τὸ λύματος καὶ καθάρματος δεῖσθαι.

φ *Ληϊστοί*, οἱ ἐκ λείας καὶ ληστείας, ἀπὸ τοῦ ληΐζω.

S. *Ληϊστοί*, οἱ ἐκ πραίδας καὶ ληστείας, ἀπὸ τοῦ ληΐζω.

Einen Überblick über das Vorkommen der einzelnen Glossen von φ in M F G und S sowie über die benutzten Quellen in dem Buchstaben Λ bietet die nachfolgende Zusammenstellung, in der das Kreuz bei den noch nicht herausgegebenen Handschriften anzeigt, dass der Artikel sich auch in ihnen vorfindet, die Null, dass er fehlt.

φ.	M.	F.	G.	S.	Quelle.
Λευκός	561, 33	+	366, 45	+	C A O I, 260, 17.
Λαοδίκη	556, 23	0	362, 19	+	C A O I, 259, 15.
Λιγύς	564, 54	0	369, 54	+	
Λύπη	571, 51	0	374, 53	+	Orion 92, 10.
Ληνός	564, 1	0	368, 52	+	Orion 91, 31.
Λήγω	0	0	394, 33	+	C A O II, 393, 14.
Λόγος	0	0	372, 34	+	Herodian 1, 140, 3.
Λίαν	5, 43	+	3, 8	+	C A O II, 340, 19.
Λίθος	565, 50	+	370, 24	+	Choir. ψ 133, 7.
Λεπρός	561, 3	0	366, 25	+	Orion 94, 15 u. C A O II, 386, 6.
Λίπος	0	0	371, 33	+	
Λυσιτελής	0	0	375, 10	+	C A O I, 259, 19.
Λήμνος	563, 55	0	368, 45	+	
Λαιστρυγών	0	0	361, 6	+	
Λιπαρῶ	566, 46	0	371, 24	+	Orion 93, 6.
Λάθρα	0	0	360, 44	+	
Λάσκω	557, 53	0	363, 15	+	Choir. ψ 80, 32.
Λιτανεύω	0	0	371, 51	+	
Λαξευτήριον	556, 43	0	362, 14	+	
Λευχειμονείτω	0	0	367, 27	+	C A O II, 389, 3 ?
Λελουμένη	0	0	365, 54	+	
Λουκᾶς	0	0	373, 12	+	
Λάμπω	0	0	361, 54	+	
Λαβύρινθος	554, 26	0	359, 47	+	C A O II, 385, 28.

φ.	M.	F.	G.	S.	Quelle.
Λεαίνω	562, 14	+	363, 50	+	C A O II, 386, 1.
Λέπρα	561, 4	0	366, 20	+	„ 386, 33.
Λοβός	569, 9	0	372, 9	+	„ 387, 8.
Λύρα	572, 1	0	375, 6	+	„ 387, 13.
Λαῖλαψ	558, 53	0	360, 48	+	„ 387, 16.
Λάβραξ	554, 3	0	359, 42	+	„ 387, 20.
Λίκνον	562, 43	0	370, 30	+	Choir. ὀρθ. C A O II, 236, 28.
Λειχήν	562, 57	0	0	+	„ „ „ 238, 9.
Λειόβατος	562, 20	0	364, 55	+	„ „ „ 237, 29.
Λείψανον	563, 5	0	365, 15	+	„ „ „ 238, 3.
Λειτουργός	562, 52	0	365, 1	+	„ „ „ 237, 4.
Λητώ	564, 18	0	369, 22	+	Herodian I, 347, 4. (?)
Λιβρός	564, 49	0	369, 36	+	
Λυγαῖον	571, 20	0	374, 14	+	Orion 91, 8.
Λέληκα	560, 9	0	365, 41	+	
Λάμια	555, 50	0	361, 38	+	Suidas. (Cyrill. Hesych.)
Λάτρον	557, 41	0	363, 24	+	
Λύθρον	571, 26	0	374, 26	+	Orion 91, 11.
Ληϊστοί	563, 21	0	368, 18	+	
Sa. 43	32	4	42	43	

Schon aus dieser nur mit einem Buchstaben zur Probe vorgenommenen Vergleichung geht deutlich hervor, dass φ als selbständige Quelle von F M G und S nicht gelten kann, da diese Etymologica, abgesehen von ihrem besseren Texte, an nicht wenigen Stellen mehr bieten, vgl. z. B. die Glossen *Λευκός*, *Λαοδίκη*, *Λιγύς*, *Λίαν*, *Λίπος*, *Λῆμνος*, *Λαιστρυγών*, *Λάθρα*, *Λύρα*, *Λαῖλαψ*, *Λάβραξ*, *Λίκνον*, *Λειχήν*, *Λειόβατος*, *Λείψανον*, *Λητώ* u. a. Wohl aber hat φ aus denselben Quellen geschöpft wie jene, freilich in viel geringerem Masse; so hat

	φ	M	F	G	S
unter *Λ* aus Orion . . .	6	45	9	30	33
„ Choir. ψ . .	2	19	4	22	26
„ Choir. ὀρθ. .	5	25	12	30	31
„ C A O I . .	3	28	11	31	34
„ C A O II . .	11	17	5	17	19

Glossen, und bei den übrigen Buchstaben, die ich sämtlich verglichen habe, ist das Verhältnis ein ähnliches. Reitzenstein muss sich also mit dem Etymologicum Parvum nur sehr oberflächlich und flüchtig beschäftigt haben, als er von ihm seine vorhin erwähnte Behauptung aufstellte; in Wahrheit ist dasselbe ein höchst dürftiger Auszug aus einem Werke, das uns in M G S, zum teil auch in F viel vollständiger und besser erhalten ist, und Miller hat völlig Recht, wenn er S. 9 sagt: „Cet opuscule . . . a été, en partie, puisé aux mêmes sources que l'Etymologicum Gudianum“, wobei er das „en partie“ richtiger hätte fortlassen können.

Ausser den bereits genannten Quellen habe ich in *φ* noch benutzt gefunden: die *ἐκλογαί* C A O II, 427—469, die Orion-Excerpte bei Sturz S. 174 fl., das *Αἱμωδεῖν* — Etymologicum, die Homerscholien, Herodian und Theognost's *κανόνες*. Am meisten hat der Verfasser der *ἐτυμολογίαι διάφοροι* aus den *ἐπιμερισμοὶ κατὰ στοιχεῖον* C A O II, 331—426 entlehnt, etwa ein Fünftel des ganzen Werkchens.[1]) Interessant ist die Beobachtung, dass er, ähnlich wie Orion und nach Reitzensteins Angabe auch wie der Vaticanus und Florentinus des *ἐτυμολογικὸν μέγα*, die einer und derselben Quelle entnommenen Artikel meist zusammen lässt und besonders die aus den Epimerismen geschöpften Glossen gern in der nicht streng alphabetischen Reihenfolge seines Originals bringt, wie z. B.

unter	*Α*	*ἀμητός—ἀναδενδράς*	10	Glossen aus	CAO II,	331,23—335,33
		αἴτιος—ἄλωσις	5	„	„	340,13—340,33
„	*Δ*	*διηνεκής—δραμεῖν*	5	„	„	355,34—357,16
„	*Ε*	*ἑρπηστικός—εἰκοστός*	12	„	„	360,26—367, 1
„	*Κ*	*καλινδοῦμαι—κηρός*	8	„	„	379,27—381, 8
„	*Λ*	*λαβύρινθος—λάβραξ*	7	„	„	385,28—387,20
„	*Μ*	*μέτριον—μοιχὸς δέ*	10	„	„	389,21—391,21

u. a. Hierdurch wird auch das Alter der *ἐπιμερισμοὶ κατὰ στοιχεῖον* genauer bestimmt und Reitzensteins Vermutung, dass dieselben das *ἐτυμολογικὸν ἄλλο* zu einer Hauptquelle haben, widerlegt.

Von den 506 Artikeln, die das Etymologicum Parvum im ganzen enthält, habe ich nur die folgenden 10 sei es in S, oder G, oder M, oder F nicht wiedergefunden:

S. 320 Miller: *Ἀφίγμεθα· καὶ μετὰ τῆς ἀμφὶ προθέσεως ἀφῖγμαι καὶ τὸ πληθυντικὸν ἀφίγμεθα.*

— 329 —.—: *Ἐκγέγατον.* „*ἄμφω δ' ἐκγεγάτην φαεσιμβρότου Ἠελίοιο*" (Od. *κ* 138). *μέσος παρακείμενος τρίτον πρόσωπον τῶν δυϊκῶν ἐστιν ἀπὸ τοῦ γείνω, ὁ μέσος παρακείμενος γέγονα, ὡς κείρω κέκορα καὶ τὸ δυϊκὸν γεγόνατον καὶ ἐν συγκοπῇ γέγατον καὶ μετὰ τῆς ἐκ ἐκγέγατον.*

— 331 —.—: *Θύνω· τὸ ὁρμῶ, ἐξ οὗ καὶ* „*θῦναι διὰ προμάχων*" (Jl. *Ε* 250, *θῦνε διὰ προμάχων*).

— 331 —.—: *Θρῶ, ἐκ τοῦ θεωρῶ καὶ κατὰ συγκοπὴν θρῶ.*

— 332 —.—: *Ἱζάνω· τὸ καθέζομαι καὶ ἱζάνω τὸ πίπτω· ἀμφότερον ἐκ τοῦ ἵζω τὸ κάθημαι· καὶ Ὅμηρος* „*ἷζον* (l. *ἵζανεν*) *δ' εὐρὺν ἀγῶνα*" (Il. *Ψ* 258).

— 332 —.—: *Ἰού. ἔστιν οὐ ἀναφορικὸν καὶ πλεονασμῷ τοῦ ι ἰού.*

— 334 —.—: *Κουράτωρ, κουράτωρος· ὁ κανών· τὰ Ῥωμαϊκὰ ὀνόματα φυλάττει τὸ ω ἐπὶ τῆς γενικῆς, οἷον κουράτωρος, ἐσκέπτωρος, πραίτωρος, μανδάτωρος, μαΐστωρος.*

— 339 —.—: *Μεταξύ· παρὰ τὸ μέσος, μεσαξ', μεταξύ.*

— 339 —.—: *Μαλακόν· παρὰ τὸ λίαν καλὸν εἶναι* (Orion — Excerpte 180, 18).

---

1) Vgl. über diese Epimerismen Lentz, Herodian I p. CLXXXIV.

S. 340 Miller: *Νεώτερος· ἐκ τοῦ νέος· τοῦτο παρὰ τὸ ἔω τὸ πορεύομαι· συμπορευομένη γὰρ ἡ ἡλικία* . . . .

Das ist die ganze Ausbeute an neuen Erklärungen, und was für welchen! —, die wir diesem Werke verdanken.

II.

Der letzte Herausgeber des bisher als Etymologicum Magnum bezeichneten Wörterbuchs Gaisford hatte bereits, wie bekannt, die Rechtmässigkeit der Benennung *'Ετυμολογικὸν τὸ μέγα* p. 3 der praefatio in Zweifel gezogen. Im index scriptorum sind 8 Glossen: *Ἀρίζηλος* 142, 25; *Σίκιμα* 713, 5; *'Υπήνη* 780, 35; *Φασκώλιον* 789, 7; *Φείδομαι* 791, 14; *Φύλλον* 802, 43; *Χρέος* 814, 22 und *Χωλός* 816, 23 von ihm aufgeführt, in denen die editio princeps *τὸ ἄλλο ἐτυμολογικόν* giebt, während die Handschriften *τὸ μέγα* verlangen. Gaisford meinte, Musurus oder Kalliergus hätten gehofft, das Werk durch den lockenden Titel des grossen Etymologicum mehr anpreisen zu können, und deshalb alle diese Stellen mit Ausnahme von 142, 25, welche sie wohl übersahen, geändert. „Soviel geht aus Citaten des Etymologicum mit Sicherheit hervor, bemerkt der Rezensent des Gaisfordschen Werks F. W. S. in den Göttingischen gelehrten Anzeigen Stück 179 und 180 den 9. November 1848 S. 1791, dass unter den benutzten Quellen ein Etymologicum war, welches zur Unterscheidung von andern *τὸ μέγα* hiess. Auch finden sich nicht alle Anführungen des Etymologicum Magnum beim Eustathius[1]) — s. Fabric. Bibl. Gr. X, 18, wieder ab-

---

1)

Eust. 268, 41 unter *Ἀλίαρτος* zu *B* 503: *τὸ δὲ μέγα ἐτυμολογικὸν συγκροτοῦν εἰς τὴν δασεῖαν τῆς ἀρχούσης λέγει παραχθῆναι τὴν Ἀλίαρτον ἀπὸ ἁλιέων καὶ ἄρτου.*	E. M. 63, 35: *Ἀλίαρτος: ἡ πόλις· ἢ ὅτι ἐκ τῶν ἁλιέων καὶ τοῦ ἄρτου.* (= E. G. 35, 28 und S.)
Eust. 1397, 52 zu *α* 107: *ἐτυμολογίαν δὲ τοιούτου ἄβακος, ὃς καὶ κοινολεκτεῖται, ἐν τῷ μεγάλῳ ἔστιν εὑρεῖν ἐτυμολογικῷ.*	E. M. 2, 1: *Ἄβαξ: κυρίως ὁ μὴ ἔχων βάσιν· καταχρηστικῶς δὲ καὶ ἐπὶ οἱουδήποτε σανιδίου· οὕτως Ὠρίων·* (18, 18) *γίνεται δὲ παρὰ τὸ βῶ τὸ βαίνω.* (Der erste Teil = E. G. 1, 13 und S.)
Eust. 304, 24 *Ἀλείσιον* zu *B* 617: *τὸ δὲ Ἀλείσιον ἐν μὲν τοῖς παλαιοῖς τῶν ἀντιγράφων διὰ διφθόγγου φέρεται ὡς ἀπὸ τοῦ ἀλέω ἀλέσω κατὰ τὸν ἐτυμόλογον.* (cf. Eust. 883, 8 *ὁ δὲ ἐτυμόλογος διὰ διφθόγγου ἀπὸ τοῦ ἀλέω φησὶ τὸ ἀλήθω.*)	E. M. 61, 37: *Ἀλείσιον: τόπος οὕτω καλούμενος, ὡς λέγει ὁ Χοιροβοσκός, ἀπὸ τοῦ ἀλῶ ἀλέσω ἀλείσιον.*
Eust. 883, 45 zu *Λ* 744 *Χορτῷ: καί φασιν οἱ ἐτυμόλογοι, ὅτι χόρτοι οἱ τροχαλοί, ἐπεὶ ἀπὸ χόρτου κατεσκευάζοντο. κάλλιον δὲ εἶπον* u. s. w.	E. M. 170, 13 unter *Αὐλή: χόρτοι δὲ οἱ τροχοί* [*τροχαλοί* schol. D. zu *Λ* 774], *ὅτι ἀπὸ χόρτου κατεσκευάσθησαν.*
Eust. 834, 46 zu *Λ* 106 *Ποιμαίνοντα: ἐπεὶ καὶ ποιμὴν κυρίως ὁ τῶν οἴων ἐπιμελητὴς παρὰ τὸ ὄϊς καὶ τὸ μῶ τὸ ζητῶ, ὡς οἷον ὀϊμήν τις ἂν ἤγουν ὄϊς ζητῶν, καὶ ἐν συναιρέσει οἱμὴν καὶ πλεονασμῷ ποιμὴν καθ' ὁμοιότητα τοῦ ἤγανον πήγανον, ὃ καὶ ἐν τῷ μεγάλῳ ἐτυμολογικῷ κεῖται.*	fehlt.
Eust. 1443, 65 zu *β* 243 *'Ηλεέ: ἰστέον*	fehlt.

gedruckt bei Gaisford p. XIV — in unserem Etymologicum wieder, obschon allerdings die Mehrzahl derselben, die, da Eustathius wohl jenes ältere vor Augen hatte, aus dem *μέγα* in das vorliegende herübergenommen sind".

Neben dem *ἐτυμολογικὸν μέγα* wird als zweite Quelle 142, 25 unter *Ἀρίζηλος*, 670, 31 unter *Πηλεύς* und 821, 24 unter *Ὠκύς τὸ ἄλλο ἐτυμολογικόν* genannt. Ausserdem hat Kopp a. a. O. S. 100 ff. nachgewiesen, dass das Citat *εἰς τὸ Αἱμοδεῖν* im E. M. 780, 29 unter *Ὑπήνη*, 789, 5 unter *Φασκώλιον* und 814, 20 unter *Χρέος* sich auf ein drittes lexikalisches Werk bezieht, von dem ein kümmerlicher Auszug bei Sturz E. Gud. S. 617 fl. abgedruckt ist.

Soviel war in der gelehrten Welt über die Hauptquellen des E. M. bekannt, als Reitzenstein im Jahre 1887 den Vaticanus Gr. 1818 fand und bald darauf im Philologus Band 48 S. 450, später auch auf der Görlitzer Philologenversammlung die Behauptung aufstellte, dass die beiden zuerst genannten Etymologica, sowohl das *μέγα* als das *ἄλλο*, uns auch gesondert erhalten seien; das erstere in dem eben erwähnten Vaticanus und in dem Florentinus 304, das andere in einer grossen Anzahl von Handschriften, als deren beste ihm damals der Sorbonicus suppl. gr. No. 172 galt. Er bezeichnete, da alle diejenigen Abschnitte, welche in dem bisher Etymologicum Magnum genannten Wörterbuche dem *ἐτυμολογικὸν μέγα* zugeschrieben werden — es sind deren 8 — aus dem im Vaticanus und Florentinus enthaltenen Werke stammen, und da alle dem *ἐτυμολογικὸν ἄλλο* zugewiesenen — es sind deren 3 — sich im Gudianum wiederfinden, das neue Werk „mit Bestimmtheit" als das echte *ἐτυμολογικὸν μέγα*. Der Verfasser des sogenannten E. M. soll in die Glossen seiner Hauptquelle, des echten *ἐτυμολογικὸν μέγα*, wo er irgend konnte, Zusätze hineingearbeitet haben, welche sonst nur in der dem E. Gud. ähnlichen Handschriftenklasse, also dem *ἐτυμολογικὸν ἄλλο* vorkommen. Ausserdem habe er das *Αἱμωδεῖν*-Lexikon, die Epimerismen zu den Psalmen des Choeroboscus, Stephanus Byzantius *περὶ ἐθνικῶν*[1]) und in den ersten vier Buchstaben auch Diogenians Lexikon benutzt.

Gegen diese Behauptungen Reitzensteins habe ich in einem Aufsatze „Über das Verhältnis des Etymologicum Gudianum zu dem sogenannten Etymologicum Magnum Genuinum" in der Festschrift zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum Ludwig Friedlaenders S. 104 Bedenken geäussert und gehe jetzt daran, dieselben an den Glossen des Buch-

---

δὲ ὅτι ἐν τῷ μεγάλῳ ἐτυμολογικῷ εὕρηται κατά τινα γλῶσσαν καὶ παλεος ὁ μάταιος πλεονασμῷ τοῦ π ὁμοίως τῷ ἤγανον πήγανον.

1) Auch F hat bereits die Epimerismen zu den Psalmen ausgebeutet und citiert diese Quelle wiederholt, z. B. unter *Αἴγλη*: *οὕτως εὗρον ἐν ἐπιμερισμοῖς τοῦ ψαλτῆρος* = ψ 96, 5; unter *Κληρόνομος*: *ζήτει εἰς τοὺς ἐπιμερισμοὺς τοῦ Χοιροβοσκοῦ* = ψ 90, 30; unter *Θυμός*: *ζήτει εἰς τοὺς ἐπιμερισμούς* = ψ 81, 32; desgl. unter *Μελετῶ* = ψ 37, 18; *Πᾶς* = ψ 49, 14. Ebenso finden sich auch in F Spuren von der Benutzung des Steph. Byz.; vgl. z. B. aus dem Buchstaben *Λ* die Glossen *Λακίνιον* mit Steph. Byz. 408, 16; *Λαμία* mit Steph. Byz. 409, 4; ferner *Ἕλουροι* mit Steph. Byz. 269, 11; *Ἐπειοί* mit 272, 11; *Ἐρεμβοί* mit 275, 13; *Εὔβοια* mit 283, 20 (s. Lentz in Fleckeisens Jahrbüchern Bd. 91 S. 571).

stabens *Λ*, dessen Kollation mit dem Florentinus ich gleichfalls der Freundlichkeit de Stefanis verdanke, näher zu begründen.

Die nachfolgende Übersicht soll zunächst feststellen, welche Artikel des bisher sogenannten E. M. (M) sich im Florentinus (F), Gudianus (G) und Sorbonicus (S) wiederfinden. Kreuz und Null haben dabei die oben angegebene Bedeutung; ein Sternchen bei den Zahlen in M zeigt an, dass die aus F entlehnte Glosse nicht mit anderen Zuthaten versetzt ist, ein Minuszeichen, dass M weniger bietet als F oder, was nicht selten ist, umgekehrt; eine Klammer hinter der mit S bezeichneten Spalte, dass M die betreffenden Erklärungen zusammengezogen hat. In den Bemerkungen sind die Quellen angegeben, denen die Glossen entnommen sind, oder die Stellen der Autoren bezeichnet, auf welche sie sich beziehen. Wo M kontaminiert hat, ist dies durch Angabe der Stücke, soweit sie sich bestimmen liessen, z. B. *Λαμία*: Steph. Byz. 409 + Diogenian (CAO II, 239, 15), sonst durch F + x, z. B. *Λεπτός*, oder F + Angabe einer Quelle, beispielsweise *Λέβης*: F + Apoll. Soph. 107, 33, hervorgehoben worden.

	M.	F.	G.	S.	Bemerkungen.
Λάμβδα	552, 27	0	0	+	
Λάας	— 30*	±	359, 7	+	F: *ζήτει εἰς τὸν Χοιροβοσκόν* (91, 16). — CAO I, 258, 3.
Λαός	553, 6	0	0	0	schol. zu Il. A 10 (Matranga 381).
Λαός ·	— 9	0	0	0	Choir. ψ 67, 35.
Λάβρος	— 55	0	359, 45	+	CAO I, 257, 5 + x.
Λάβραξ	554, 3	0	— 42	+	Orion 94,5 + 96, 14. (CAO II, 387, 20.)
Λαβραγόρην	— 8	0	0	0	Il. Ψ 479.
Λαβή	— 10	0	359, 38	+	Photius.
Λαγανόν	— 11*	+	360, 17	+	
Λαγγών	— 13*	+	0	+	
Λαγαρία	— 15*	+	0	0	Lycophr. 930.
Λάγυνος	— 17*	+	360, 7	0	Suidas.
Λαγνεία	— 19	0	— 8	+	Orion 95, 7 + 96, 16; M hat nur den I. Teil.
Λαγώς	— 21	+	— 14	+	ψ 173,6 (Orion 94, 9) + x.
Λαβύρινθος	— 26	0	359, 47	+	CAO II, 385, 28.
Λαδρέοντι	— 33*	+	0	0	*περὶ παθῶν* fehlt in M.
Λαερτιάδης	— 35	0	360, 24	+	CAO I, 258, 27.
Λαέρτιος	— 47	0	— 20	+	CAO I, 258, 23.
Λάϊγγες	— 49*	+	0	0	*περὶ παθῶν* fehlt in M.
Λάζετο	— 53	0	0	0	Il. *E* 745.
Λάθιος	— 58*	+	0	0	
Λαθικηδής	555, 3	0	0	0	schol. zu Il. *X* 83.
Λάκκος	— 9	0	361, 26	+	
Λακέρεια	— 13*	+	0	+	schol. zu Apoll. Rhod. IV,

	M.	F.	G.	S.	Bemerkungen.
Λακίνιον	555, 16*	+	0	0	Steph. Byz. 408, 16 (Lycophr. 856).
Λακινία	— 18	0	0	0	Choir. ὀρθ. 236, 12.
Λάκτιν	— 19*	+	0	0	Suidas.
Λαμπρός	— 20	0	0	0	
Λακεδαίμων	— 24	0	361, 13	+	CAO I, 260, 28.
Λακέρυζα	— 28	0	0	0	Orion 92, 31.
Λαλῶ	— 32	0	361, 31	+	Orion 95, 12.
Λακίδες	— 38	0	— 30	0	— 96, 27.
Λαλιά	— 42	0	0	0	Choir. ψ 130, 33.
Λάλαξ	— 45*	+	0	0	ζήτει εἰς τὸν Χοιροβοσκὸν (304, 23) fehlt in M.
Λάλλαι	— 47	0	0	0	Orion 95, 18.
Λάμια	— 50	0	361, 38	+	Suidas.
Λαμία	— 51*	+	0	0	Steph. Byz. 409, 4 + Diogen. (CAO II, 239, 15).
Λάμυρος	— 55	0	0	0	
Λαμυρόν	— 56*	+	361, 52	0	
Λαμπετῶ	556, 1*	±	— 43	+	CAO I, 262, 10.
Λάμψακος	— 9*	±	362, 1	+	
Λάξ	— 14	0	— 8	+	Orion 96, 18 + schol. Il. K 158.
Λάξις	— 22*	+	0	0	
Λαοδίκη	— 23	0	362, 19	+	CAO I, 259, 15.
Λαομεδοντιάδης	— 25	0	— 37	+	CAO I, 261, 3.
Λαοσσόος	— 32*	+	0	0	Il. N 128.
Λάπαθος	— 35	+	362, 43	+	CAO I, 17, 4 und 261, 27 + F + Photius.
Λαξευτήριον	— 43	0	— 14	+	ψ 159, 12 + x (Gud. 362, 14).
Λαπάρα	— 47*	+	— 49	+	CAO I, 261, 24.
Λαπιδόρχας	— 55*	+	0	+	
Λαπίζειν	— 56	0	0	0	Bekker, Anecd. I, 277, 27.
Λάρναξ	— 57	0	362, 58	+	
Λάρισσα	557, 3*	+	0	0	
Λάρος	— 4*	+	363, 4	+	Od. ε 51.
Λαρόν	— 6	+	0	0	F (schol. zu Apoll. Rhod. I, 456) + CAO I, 3, 20.
Λάρυγξ	— 12	0	0	0	Orion 94, 17.
Λάσιος	— 20	±	363, 9	+	CAO I, 262, 31 + Photius.
Λάσανον	— 29*	+	0	0	
Λάσταυρος	— 31*	+	0	0	
Λάταυρος	— 33*	+	0	0	
Λάτρις	— 35	+	363, 21	+	ζήτει εἰς τὸ ὄνομα Γε.. Χοιροβοσκός (57, 34) fehlt in M. — Choir. ψ 193, 9 + x.
Λατρεαί	— 39	0	— 24	+	Choir. ψ 193, 9.
Λαῖρα	— 44	+	— 31	+	Orion 91, 27 + x.

	M.	F.	G.	S.	Bemerkungen.
ῥος	557, 49*	+	0	0	Orus.
ύστιος	— 51*	+	0	0	Lycophr. 1237.
κω	— 53	0	363, 15	+	Choir. ψ 80, 32.
ιξ	— 55	0	0	0	Choir. 343, 23.
ια	— 58*	+	363, 43	+	Choir. ὀρϑ. 236, 33.
ιίνειν	558, 6	0	0	0	Od. ι 116.
ινίζεσθαι	— 14	0	0	0	Photius.
γγίζειν	— 15	0	0	0	Photius.
νη	— 18	0	363, 45	+	CAO I, 256, 31 (Orion 95, 29).
ιῷ	— 24*	+	0	0	Od. ι 445.
ήν	— 28*	+	0	0	Choir. 772, 5.
ιανίη	— 33*	+	363, 29	+	Suidas.
ιός	— 34*	+	0	0	x + Orion 93, 22.
ϑρός	— 36*	+	0	0	Suidas.
ϑαργος	— 38*	+	360, 52	+	schol. zu Aristoph. equit. 1068.
τκαπρος	— 39*	+	0	0	Suidas.
ιτία	— 42	0	0	0	schol. zu Il. *Ε* 453.
ι	— 47	0	361, 1	+	Orion 92, 23. (*Αἱμωδεῖν* — Lex. 626, 21.)
ρος	— 49*	+	361, 11	+	Od. ν 399. υ 206.
ιμα	— 51*	+	0	0	Il. *Τ* 267.
λαψ	— 53	0	360, 48	+	Orion 96, 10 + 3 (CAO II, 387, 16).
	— 58*	+	368, 6	+	
ηρίς	559, 1	0	363, 57	+	Hesychius.
ης	— 2	+	364, 1	0	F + Apoll. Soph. 107, 33.
ιών	— 12	0	0	0	} Theogn. 138, 27 + Choir. 630, 24.
ω	— 13	0	364, 5	+	
ω	— 21	0	0	0	
ιμεϑεν	— 31*	+	0	0	Herodian περὶ παϑῶν II, 192, 15.
	— 36	0	0	0	Choir. ψ 80, 28.
λατῶ	— 39	0	0	0	Soph. Aiax 342.
άνη	— 43*	+	365, 26	+	
ῆσϑαι	— 45*	+	0	0	
ογχώς	— 50	0	0	0	
ύντο	— 52*	+	0	0	Od. σ 237.
ιμασμένος	— 53*	±	365, 59	+	CAO II, 386, 16.
ίηκα	560, 1	0	0	0	
ιημένος	— 3*	+	0	0	schol. zu Il. *Μ* 106.
ηκα	— 9	0	365, 41	+	
ιίδιον	— 11*	±	0	0	Choir. ὀρϑ. 238, 18 + 255, 20. Die Angabe der Quelle fehlt in F.
ισϑαι	— 15	0	0	0	Orion 92, 1.

	M.	F.	G.	S.	Bemerkungen.
Λεοντοκόμος	560, 19	0	366, 18	+	{ CAO II, 386, 25.
Λέων	— 21	0	367, 41	+	{ Choir. ὀρϑ. 235, 32.
Λεώς	— 30*	+	0	0	οὕτως Ἡρωδιανὸς περὶ παϑῶν fehlt in M.
Λεωκόριον	— 34	0	0	0	Bekk., Anecd. 277, 13 (Photius).
Λέντιον	— 36*	±	366, 9	+	CAO II, 386, 25.
Λέπαδνα	— 38	0	0	0	Orion 91, 32.
Λεπτός	— 41	+	0	0	F + CAO II, 386, 6.
Λέλογχα	— 46	0	365, 49	+	Choir. 594, 23 (Herodian περὶ παϑῶν II, 289, 30).
Λεπτύνιν	— 51	0	0	0	schol. zu Lycoph. 49.
Λέμβος	— 55	0	366, 5	+	Λίμωδεῖν — Lex. 626, 10.
Λέκτρον	561, 1	0	0	+	Orion 91, 14.
Λεπρός	— 3	0	366, 20	+	CAO II, 386, 33 (Orion 94, 14).
Λέσχη	— 11	0	366, 31	+	Od. σ 329.
Λεσχάραι	— 17*	+	367, 18	+	
Λέχος	— 19*	+	0	+	{ CAP III, 315, 10.
Λεχεποίην	— 21*	±	0	0	{ schol. zu Il. Δ 383.
Λευγαλέον	— 27*	+	0	0	Il. Φ 281.
Λευκός	— 33*	±	366, 45	+	CAO I, 260, 17.
Λευκή	— 38*	+	0	0	
Λευκανοί	— 40*	+	0	0	
Λεύκιμμα	— 42	0	0	0	Bekk., Anecd. 277, 15 (Photius).
Λευκοϑέα	— 44*	+	0	0	Od. ε 334.
Λεῦκτρα	— 49*	+	0	0	
Λευστῆρα	— 51*	+	0	0	Das Citat aus Lycoph. 1187 fehlt in M.
Λευρόν	— 52*	+	0	0	Orion 91, 13.
Λευκαρίων	— 54*	+	0	0	
Λευκανία	— 56*	+	0	0	F ist reicher, hat aber die zweite Glosse aus Orion 92, 19 gekürzt; die erste stammt aus dem schol. zu Apoll. Rhod. II, 192.
Λεύσσω	562, 4	0	367, 6	+	CAO I, 262, 19 (CAP III, 332, 16).
Λεύσσετε	— 8	0	— 6	+	
Λεαίνω	— 10	0	366, 16	+	{ Choir. ψ 130, 9.
Λεῖον	— 14*	±	363, 50	+	{
Λείαξ	— 19	0	0	0	
Λειόβατος	— 20	0	364, 55	+	Choir. ὀρϑ. 237, 29.
Λειώδης	— 21	0	0	0	Choir. 435, 24 (ὀρϑ. 237, 17).
Λειμών	— 29*	±	364, 50	+	CAO I, 257, 30 (Lentz II, 543, 17).
Λείμαξ	— 33	0	0	0	Choir. ὀρϑ. 238, 22.

	M.	F.	G.	S.	Bemerkungen.
Λείριον	562, 34*	±	364, 56	+	} CAO I, 259, 12.
Λειριόεσσα	— 36*	+	0	0	
Λειρόφθαλμος	— 37	0	364, 23	+	Herod. *περὶ ὀρθ.* II, 543, 22 (*Χοιρ. ὀρθ.* 235, 11).
Λεῖκνον	— 43	0	364, 38 376, 30	+	Herod. II, 543, 9 (Choir. *ὀρθ.* 236, 28).
Λειτουργός	— 53	0	365, 8 u. 1	+	Herod. II, 544, 3 (Choir. *ὀρθ.* 237, 4).
Λειχήν	— 57	0	0	+	Herod. II, 544, 8 (Choir. *ὀρθ.* 238, 9) + Orion 93, 1.
Λείψανον	563, 5	0	365, 15	+	Herod. II, 544, 12 (Choir. *ὀρθ.* 238, 3).
Λειψίδριον	— 8	0	0	0	Photius.
Λήϊα	— 12	+	0	0	F + CAO I, 257, 7 + Orion 91, 2.
Λεία	— 17*	±	0	0	cf. Zonaras 1303.
Ληϊάδες	— 19-	+	0	0	Apoll. Rhod. I, 818. schol. zu Il. *K* 460.
Ληϊστοί	— 21	0	368, 18	+	Il. *I* 406.
Ληΐζεσθαι	— 22	0	369, 12	+	Od. *α* 398.
Ληστής	— 23	0	0	0	Il. *I* 406.
Λήδιον	— 32*	+	0	0	*ζήτει εἰς τὸ ἀκτῖνα* = Choir. *ὀρθ.* (Lentz II, 542, 1).
Ληδάριον	— 34*	+	0	0	Orus als Quelle in M nicht genannt.
Λήθαργος	— 35	0	0	0	Lycophr. 241.
Λήκυθος	— 36	+	0	0	F + Orion 93, 13.
Λῆμα	— 41	0	0	0	Herod. *περὶ ὀρθ.* II, 544, 29.
Λημῶ	— 48	+	368, 26	+	Choir. *ψ* 164, 7 (Photius) + Orion 93, 22.
Λῆμνος	— 55	0	368, 45	+	
Ληνός	564, 1	+	— 52	+	F + Orion 91, 31.
Ληνίς	— 4	0	368, 12	0	
Ληναιών	— 6	0	— 54	+	Hes. *ἔργ.* 504.
Λῆρος	— 14	0	0	+	Orion 93, 25.
Λητώ	— 17	0	369, 22	+	CAO I, 261, 31 (CAP III, 307, 22) (Orion 93, 14).
Λιαρός	— 25*	±	0	0	Hesychius + F + Orion 92, 25.
Λιάμαθοι	— 33*	+	369, 26	0	
Λιασθείς	— 34*	+	0	0	CAO I, 259, 25.
Λίβανος	— 37	+	369, 42	+	Choir. *ψ* 137, 31 + F.
Λιβανωτός	— 40	0	369, 32	+	Orion 94, 3.
Λιβδούμεθα	— 44*	+	0	0	
Λιβρός	— 49*	+	369, 37	+	

	M.	F.	G.	S.	Bemerkungen.
Λιμβρός	564, 52	0	0	0	Choir. ὀρθ. 235, 6.
Λιγύς	— 54	0	369, 54	+	Il. Λ 248.
Λιγνός	565, 1	0	— 45	+	
Λιγυρῇ	— 2	0	0	0	schol. zu Il. Λ 532.
Λίγεια	— 5	0	369, 61	+	CAO I, 256, 5.
Λιγνύς	— 24*	+	0	0	Das Citat aus Lycophr. fehlt in M.
Λιγνυῶδες	— 26	0	369, 47	+	Λίμωδεῖν—Lexikon 626, 24.
Λήμη	— 41	0	368, 28	+	Hesychius + Choir. ψ 164, 8.
Λίθος	— 50*	+	370, 24	+	Choir. ψ 133, 7.
Λικριφίς	— 51*	+	0	0	Orion 94, 12.
Λιλαιόμενοι	— 58	0	370, 36	+	CAO I, 259, 5.
Λιμός	566, 4*̲	+	371, 1	+	Choir. ὀρθ. 235, 12 und 276, 33.
Λίμνη	— 13	0	0	0	Orion 92, 3.
Λίμνη	— 19	0	0	0	Apoll. Soph. 108, 28.
Λιμβρός	— 23	0	370, 45	+	Orion 95, 10.
Λιμπάνω	— 24*̲	+	0	0	Choir. ὀρθ. 235, 17.
Λιμενήοχος	— 29*	+	0	0	schol. zu Apoll. Rhod. II, 965.
Λιμήρη	— 33	0	0	0	Herod. περὶ παθῶν II, 256, 16.
Λινόν	— 36	+	0	+	x + F.
Λιπαίνω	— 39	0	371, 13	+	CAO I, 256, 26.
Λιπαρεῖν	-- 46	0	— 24	+	Orion 93, 6.
Λίπα	— 48*	+	0	0	Choir. 366, 26. (Suidas.)
Λιπερνῆτις	— 50*̲	+	371, 28	+	Herodian (cf. Zon. II, 1309).
Λίπτω	567, 1	0	0	0	Orion 94, 21.
Λίς	— 3	+	0	0	Orion 91, 28 + schol. zu Il. Λ 480.
Λισσή	— 12*	+	0	0	schol. zu Apoll. Rhod. II, 382.
Λίστροισι	— 18*	+	0	0	schol. zu Hom. Od. χ 455.
Λίσφοι	— 20*̲	+	372, 6	+	schol. zu Arist. ran. 826.
Λίσσεσθαι	— 23	0	371, 36	+	CAO I, 262, 6 (CAP III, 309, 25).
Λιτέσθαι	— 27*̲	+	0	0	Herodian περὶ Ἰλιακ. προσῳδ. zu Π 47.
Λίταργος	— 38*	±	371, 56	+	Choir. ὀρθ. 236, 25.
Λιτός	— 40	+	373, 1	+	F + Choir. ὀρθ. 238, 12.
Λιτί	— 45*	±	0	0	Herod. περὶ Ἰλιακ. προσῳδ. zu Σ 352.
Λίχνοι	— 7*	±	372, 1	+	Λίμωδεῖν — Lexikon 626, 21. (CAO II, 386, 22.)
Λιχμώμενος	568, 8	0	371, 58	+	Λίμωδεῖν — Lexikon 626, 16.
Λίψ	— 13*	+	372, 3	+	Choir. ὀρθ. 236, 20.
Λοιγός	— 19*	±	372, 62	+	CAO I, 261, 17.
Λοιμός	— 21	+	0	0	F + Herod. περὶ ὀρθ. II, 430, 17 + I, 170, 3.
Λοιδορία	— 40	0	0	0	

	M.	F.	G.	S.	Bemerkungen.
Λοῖσθος	568, 42*	+	0	0	Lycophr. 279.
Λοῦτρον	— 47	0	0	0	Herodian I, 387, 12 ? cf. Eust. 1037, 40.
Λουτρά	— 52*	+	373, 25	+	Il. Ξ 171.
Λουτρόν	— 54	0	0	0	
Λοεσσάμενος	569, 6	+	0	0	F + x.
Λοβοί	— 9	0	372, 9	+	CAO II, 387, 8.
Λογάδες	— 18	0	0	0	Herod. I, 36, 43. II, 13, 21.
Λογεῖον	— 25*	±	372, 23	0	Choir. ὀρθ. 237, 9.
Λογισταί	— 32	0	0	0	Bekk., Anecd. I, 276, 17.
Λόγχας	— 34	0	0	0	Orion 94, 25.
Λογγών	— 41*	+	372, 18	0	
Λοξίας	— 46	0	373, 54	+	Orion 93, 9.
Λόπος	— 51	0	0	0	schol. zu Od. τ 233.
Λόφος	— 53	0	373, 53	+	CAO II, 459, 17 + CAO I, 261, 10.
Λοφνίς	570, 9	0	0	0	Lycophr. 48 (Eust. 1653, 17).
Λόχος	— 17	+	374, 6	+	GS haben die Quelle CAO I, 266, 24 wörtlich; F hat gekürzt; M hat Fremdes.
Λοχίτης	— 23	+	0	0	F + x.
Λόχμη	— 27	0	373, 43	+	Λιμωδεῖν — Lex. 626, 11 + Orion 91, 19.
Λώβη	— 35	±	375, 25	+	x + CAO I, 257, 9.
Λωΐον	— 48	0	376, 10	+	CAO I, 263, 6.
Λῷστοι	— 51	0	376, 18	+	Λιμωδεῖν — Lex. 626, 13.
Λῶμα	— 53*	+	0	0	Suidas (Photius) unter ὄχθοβος + Hesych.
Λῶπος	571, 1*	+	376, 16	+	Suidas (Photius).
Λωτεῦντα	— 3*	+	0	0	Choir. 395, 23.
Λωφῷ	— 7	+	376, 25	+	x + CAO II, 386, 12 + schol. zu Il. Φ 292.
Λυαῖος	— 18	0	0	0	Orion 93, 19.
Λυγαῖον	— 20	0	0	+	Orion 91, 8,
Λύγος	— 23*	+	374, 14	+	Od. ι 427. Il Λ 105.
Λύθρος	— 27	0	— 26	+	Orion 91, 11.
Λύη	— 29	0	— 33	+	Hesychius unter Λύη und Λύμη.
Λυκέα	— 32*	+	0	0	
Λύκιον	— 34*	+	374, 59	+	Choir. ὀρθ. 237, 24 und 27.
Λυκόφως	— 35*	+	— 16	+	
Λύμη	— 40	0	0	0	
Λυμαντής	— 42*	+	0	0	Od. ρ 220.
Λυκωρεία	— 47*	+	0	0	Apoll. Rhod. IV 1490.
Λύπη	— 51	0	374, 53	+	Orion 92, 10.
Λύτρον	572, 1	0	375, 6	+	Orion 96, 7 (CAO II, 387, 13).

	M.	F.	G.	S.	Bemerkungen.
Λύσσα	572, 4	0	375, 19 u. 376, 40	+	schol. zu Il. *I* 239 + Orion 91, 24.
Λῖτο	— 10*	±	0	0	Herod. *περὶ Ἰλιακ. προσῳδ.* zu *Ω* 1.
Λύχνος	— 18*	±	375, 12	+	Orion 94, 15.
Λύχνα	— 22	0	0	0	
Λογχάδες	— 36	0	0	0	Orion 92, 6.

Hiernach hat M 254 Glossen, von denen die Hälfte auch in F vorkommt; 104 von ihnen bieten genau dasselbe, was diese Handschrift enthält, nichts mehr; nur 23 sind kontaminiert, aber **nicht mit** S G. Was Reitzenstein für Zusätze aus dem *ἐτυμολογικὸν ἄλλο* angesehen hat, die von dem Verfasser des E. M. in F hineingearbeitet sein sollen, gehört den Quellen an und ist von F, das auch sonst sein Original gekürzt hat[1]), fortgelassen worden; vgl. die am Schlusse

1) Vgl. z. B. folgende längere Stellen:

F. *Λιτί. „ἑανῷ λιτὶ κάλυψαν". οἱ μὲν λιτῷ, οἱ δὲ ἐξ ἀντιφράσεως, ποικίλῳ· ὁ μέντοι Ἡρωδιανὸς ὀξύνει τὸ λιτί· ὡς πᾶσα δοτικὴ δισύλλαβος ὀξύνεσθαι θέλει, φωτί, θητί, π..τί. μετάπλασις οὖν ἐστιν ἀπὸ τοῦ τὸ λιτόν, τοῦ λιτοῦ, τῷ λιτῷ καὶ κατὰ μεταπλασμὸν λιτί, ὡς γὰρ ἀπὸ τοῦ ὁ κλάδος, τοῦ κλάδου, τῷ κλαδί. καὶ ἡ αἰτιατικὴ λῖτα, ἐκ τούτου λιτὸν κατὰ μετάπλασιν, ὡς κρόκα ἐκ τοῦ κρόκην, οἷον „κατὰ λῖτα πετάσας" καταπετάσας λινοῦν ἱμάτιον.*

E. M. 567, 45. *Λιτί, „ἑανῷ λιτὶ κάλυψαν". Ἰλιάδος σ' ἀντὶ τοῦ λεπτῷ πέπλῳ· ἢ λιτῷ καὶ ἀποικίλτῳ ὑφάσματι, ὅ ἐστι λινῷ. οἱ δὲ ἐξ ἀντιφράσεως, τῷ ποικίλῳ, οἱ δέ, ὅ φασιν Ἀττικοὶ λῄδιον. δεῖ δὲ ὀξύνεσθαι τὸ λιτὶ κατὰ τὸν κανόνα Ἡρωδιανοῦ. πᾶσα δοτικὴ δισύλλαβος ἐπὶ ὀνόματος ὀξύνεσθαι θέλει, φωτί, θητί. εἰσὶ δὲ οἳ προπερισπῶσιν· οὐ καλῶς. παραιτητέον δὲ τὸν Ἀσκαλωνίτην, οἰόμενον ἀπὸ τῆς λὶς εὐθείας κεκλίσθαι τὴν λιτὶ δοτικὴν καὶ λῖτα αἰτιατικήν· οὐ γάρ ποτε ἐμελέτησε τὰ εἰς ῑς μονοσύλλαβα διὰ τοῦ τος κλίνεσθαι· μεταπλασμὸς δέ ἐστιν ἀπὸ τοῦ λιτόν, λιτοῦ, τῷ λιτῷ καὶ λιτί, ὡς ἀπὸ τοῦ κλάδος, κλάδου, τῷ κλάδῳ, κατὰ μεταπλασμὸν κλαδί. καὶ ἡ αἰτιατικὴ ὁμοίως κατὰ μεταπλασμόν, ἐκ τοῦ λιτὸν λῖτα, ὡς ἐκ τοῦ κρόκη κρόκα· οἷον „κατὰ λῖτα πετάσας" Ἰλιάδος θ', ἀντὶ τοῦ ἱμάτιον λινοῦν ἢ λιτὸν καταπετάσας, τουτέστιν ἁπλώσας. οὐχ ὁμότονος δὲ ἡ λῖτα τῇ λιτόν, ἐπειδὴ πᾶσα αἰτιατικὴ εἰς ᾱ λήγουσα βαρύνεται.*

Quelle: schol. *A* zu Il. *Σ* 352 (Herodian *περὶ Ἰλ. προσῳδ.*): *Λιτί: λιτῷ καὶ ἀποικίλτῳ ὑφάσματι, ὅ ἐστι λινῷ· οἱ δὲ ἐξ ἀντιφράσεως τὸ ποικίλον, οἱ δέ, ὅ φασιν Ἀττικοὶ λήδιον· δεῖ δὲ ὀξυτόνως ἀναγινώσκειν τὸ λιτὶ κατὰ τὸν κανόνα τοῦ Ἡρωδιανοῦ· πᾶσα δοτικὴ δισύλλαβος ἐπὶ ὀνομάτων ὀξύνεσθαι θέλει, φωτί, παντί, θητί. οὕτως γὰρ καὶ ἐν τῇ Ἰλιακῇ προσῳδίᾳ ἐν τῷ ψ* (254) *λέγει, ὅτι δεῖ ὀξύνειν κατὰ τοῦτον τὸν κανόνα. οὕτως γὰρ καὶ Ἀρίσταρχος. εἰσὶ δὲ οἳ περισπῶσιν, οὐ καλῶς. εἶτα ἐπάγει οὕτως· παραιτητέον δὲ τὸν Ἀσκαλωνίτην οἰόμενον ἀπὸ τῆς λὶς εὐθείας κεκλίσθαι τὴν λιτὶ δοτικὴν καὶ τὴν λῖτα αἰτιατικήν· οὐ γάρ ποτε ἐμελέτησε τὰ εἰς ῑς μονοσύλλαβα διὰ τοῦ τ̄ κλίνεσθαι. μεταπλασμὸς οὖν ἐστι τῆς λιτῷ δοτικῆς, ὡς ἡ κλαδὶ τῆς κλάδῳ· καὶ ἡ αἰτιατικὴ λῖτα μεταπέπλασται ἐκ τῆς λιτὸν ὡς κρόκα ἐκ τῆς κρόκην. τὸ δὲ παρὰ τῷ ποιητῇ „κάθηράν τε ῥύπα πάντα"* (Od. *ζ* 93),

abgedruckten Artikel: *Λαμπετῶ*, *Λάσιος*, *Λελυμασμένος*, *Λέντιον*, *Λευκός*, *Λεῖον*, *Λειμών*, *Λείριον*, *Λίθος*, *Λίταργος*, *Λίψ*, *Λίγνοι*, *Λοιγός*, *Λογεῖον*, *Λώβη* mit dem E. M. von Gaisford. Hiermit fällt ein Hauptargument in der Reitzensteinschen Hypothese über die Zusammensetzung des bisher sogenannten E. M. in sich zusammen.

Ausserdem enthält F noch 27 Artikel und 5 Lemmata, die in M fehlen: *Λαγίδης* (Choir. ὀρθ. 235, 25), *Λαιόν*, *Λαικάζειν* (Orus), *Λαφύρα*, *Λάων*, *Λελάχωσι*, *Λέπας*, *Ληΐδα*, *Λειβοτείρης* (CAO I, 263, 19), *Ληνέων*, *Λῷς*, *Ληστής* (Choir. 176, 22), *Λιαρόν*, *Λιβύη*, *Λιγύκριτον*, *Λιλαίω*, *Λιμήρη*, *Λίπτω*, *Λιτοίμην*, *Λαγγόβαρδοι*, *Λόχαιον*, *Λυβάντων*,

---

εἰ μή ἐστι πληθυντικὸν οὐδέτερον, τοῦ προκειμένου μεταπλασμοῦ ἔχεται. οὐχ ὁμότονος δὲ ἐγένετο ἡ λῖτα τῇ λιτόν, ἐπεὶ πᾶσα αἰτιατικὴ εἰς α λήγουσα ἐβαρύνετο, ὑπεσταλμένης τῆς τινὰ κατὰ ἀόριστον προφοράν.

F. *Λευκανία.* „*μὴ [καὶ] λευκανίην δὲ φορεύμενος, ἀλλ᾽ ἀπὸ τηλοῦ*“ (Apoll. Rhod. II, 192) *τὸν λαιμὸν καὶ τὸν σφόγγον, ἢ τὸ ἀπηρτημένον τοῦ γαργαρεῶνος· ἢ παρὰ τὸ λευκὸν εἶναι φύσει· ἢ ὅτι λίαν κέχηνεν· ἢ παρὰ τὸ χεύω χευαλίη καὶ λευκανίη.*

E. M. 561, 56. *Λευκανία: στόμαχος, λαιμός, τὸ ἀπηρτισμένον τοῦ γαργαρεῶνος· παρὰ τὸ λευκὸν εἶναι φύσει· ἢ ὅτι λίαν κέχηνεν· ἢ παρὰ τὸ χεύω χευαλία καὶ λευκανία· καὶ διαιρεθείσης αὐτῆς, ὁ τῆς τροφῆς ἀφανίζεται πόρος.*

Quelle: schol. zu Apoll. Rhod. II, 192: „*μὴ καὶ λευκανίην*“· *οἱ μὲν τὸ ἀπηρτημένον τοῦ γαργαρεῶνος, Ἀμερίας δὲ τὸν λαιμὸν καὶ τὸν βρόγχον* (*βρόγχον* statt *σφόγγον* hat auch Zon. 1296 und V.); und Orion 92, 19: *Λευκανία· ἐπειδὴ λίαν κέχηνεν, οἷον λευχανία· Ὅμηρος* (*X* 325) „*Λευκανίης, ἵνα τε ψυχῆς ὤκιστος ὄλεθρος.*“ *διαιρεθείσης γὰρ αὐτῆς, ὁ τῆς τροφῆς ἀφανίζεται πόρος.*

F. *Λύχνος, λέγεται καὶ ἀρσενικῶς καὶ οὐδετέρως· γίνεται δὲ παρὰ τὸ λύειν τὸ νύχος, λυόνυχος καὶ λύχνος.*

E. M. 572, 18. *Λύχνος, ἀρσενικῶς· λέγεται καὶ τὸ λύχνον οὐδέτερον, ὡς παρὰ Ἱππώνακτι· παρὰ τὸ λύειν τὸ νύχος τουτέστι τὸ σκότος, λυόνυχος καὶ λύχνος. οὕτως Ἀριστόνικος ἐν τῷ περὶ σημείων τοῦ Ὁμήρου.*

Quelle: Orion 94, 16: *Λύχνος, ὁ λύων τὸ νύχος, τουτέστι τὸ σκότος. οὕτως Ἀριστόνικος ἐν τῷ περὶ σημείων τοῦ Ὁμήρου.*

F. *Λεξείδιον· εἰ μὲν ἀπὸ τῆς λέξεως γέγονε, διὰ τῆς ει διφθόγγου, εἰ δὲ ἀπὸ τῆς λέξιος Ἰωνικῶς, διὰ τοῦ ι.*

E. M. 560, 11. *Λεξείδιον· εἰ μὲν ἀπὸ τῆς λέξις λέξεως, διὰ τῆς ει διφθόγγου, εἰ δὲ ἀπὸ τῆς λέξις λέξιος Ἰωνικῶς, διὰ τοῦ ι· ὡς καὶ ἀπὸ τῆς ῥήσεως ῥησείδιον, ἀπὸ δὲ τῆς ῥήσιος γενικῆς Ἰωνικῶς ῥησίδιον· καὶ τὰ ὅμοια. Χοιροβοσκός.*

Quelle: Choir. ὀρθ. 238, 18: *Λεξείδιον· διὰ τῆς ει διφθόγγου τὸ ξ. παρὰ γὰρ τὴν λέξεως γενικὴν γέγονεν* und 225, 20: *Ῥησείδιον. διὰ τῆς ει διφθόγγου τὸ σει. ἀπὸ τῆς ῥήσεως γενικῆς, ὥσπερ ἀπὸ τῆς λέξεως λεξείδιον.* Vgl. Lentz, Herod. II, 544, 20: „ubi tamen praeceptum mutilatum nunc exstat.“

F. *Λεχεποίην· εἰ μὲν τὸ λέχος ἔγκειται, τροπή ἐστιν λεχοποίην καὶ λεχεποίην. τὸ μὲν πρῶτον, ἐν ᾧ ἔστι λέχος ποιῆσαι, ὅ ἐστι κοίτην· ἢ λοχεῦσαι, τουτέστι ἐνεδρεῦσαι. τὸ δὲ δεύτερον ἡ ἔχουσα πολλὴν πόαν, ὅ ἐστι δάση, „βαθύσχοινον λεχεποίην“* (*Δ* 383).

E. M. 561, 21. *Λεχεποίην· Ὅμηρος ἐπὶ τοῦ ποταμοῦ, λεχοποίην καὶ λεχεποίην κατὰ τροπήν, ἐν ᾧ ἔστι λέχος ποιῆσαι, ὅ ἐστι κοίτην· ἢ λοχεῦσαι, τουτέστιν ἐνεδρεῦσαι. εἰ δὲ τὸ ἔχειν ἔγκειται, πλεονασμός ἐστι τοῦ λ καὶ σημαίνει τὴν ἔχουσαν πολλὴν πόαν, ὅ ἐστι δάση.*

Quelle: schol. zu *Δ* 383: *εἰ μὲν τὸ λέχος ἔγκειται, τροπῇ λεχοποίην λεχεποίην· εἰ μὴ τὸ λέχος ἔγκειται, ἐχεποίην, πλεονασμῷ τοῦ λ. ὥστε εἰ μὲν τὸ ἔχειν ἔγκειται, πλεονασμός, εἰ δὲ τὸ λέχος, ἀντίθεσις, πρὸς τὴν διάφορον ἐτυμολογίαν διάφορον πάθος. A. — λεχεποίην· βαθεῖαν πόαν ἔχοντα, ἐξ ἧς ἔστι καὶ λέχος ποιῆσαι, ὅ ἐστι κοίτην.*

Diese Beispiele mögen genügen; hoffentlich hat der Schreiber von F seine Quellen in den anderen Buchstaben besser behandelt, sonst ist man unter Hinzuziehung der weiter unten behandelten Glossen versucht, das „Genuine“ nicht in F, sondern in M zu finden.

Λύμη, *Λυσθείς*, *Λυχώρεια*, *Λύγξ*, *Λωΐον* — *Λάδιος*, *Λαλίστατος*, *Ληναιῶνα*, *Λειχμᾶν* und *Λῖν*. Von diesen stehen die Glossen *Λιβύη* und *Λιαίνω* auch in S G, in S allein der Artikel *Λωΐον*.

F hat mit G im ganzen 50, mit S 49 Artikel gemeinsam.

M S G haben ferner 74 übereinstimmende Glossen, die in F nicht vorkommen; ausserdem lesen wir in M 54 Erklärungen und Etymologieen, die ihm allein angehören. Da von diesen 22 auch im Zonaras oder im Codex Vossianus des *ἐτυμολογικὸν μέγα* stehen, die beide eine Überarbeitung des Genuinum bieten,[1]) nämlich: *Λαβραγόρην* = Zon. 1279, *Λάζετο* = Voss. und Zon. 1290, *Λαθικηδής* = Zon. 1281, *Λακινία* = Voss., *Λακέρυζα* = Zon. 1284, *Λάμυρος* = Voss. und Zon. 1286, *Λαπίζειν* = Zon. 1291, *Λάταξ* = Voss. und Zon. 1286, *Λαρυγγίζειν* = Zon. 1291, *Λαΐσήια* = Voss. und Zon. 1289, *Λέγω* = Zon. 1300, *Λεωκόριον* = Zon. 1298, *Λέπαδνα* = Zon. 1297, *Λειώδης* = Voss., *Λειψίδριον* = Voss, *Ληστής* = Zon. 1302, *Λῆμα* = Voss., *Λιμήρη* = Voss., *Λίπτω* = Voss., *Λοιδορία* = Zon. 1317, *Λουτρόν* = Voss., *Λοφνίς* = Voss., und da überdies die meisten denselben Quellen entnommen sind wie die übrigen Glossen in F, so werden wir sie wohl ohne Bedenken dem Original desselben zuweisen können. M ist also zunächst um diese 22 Artikel des echten *ἐτυμολογικὸν μέγα* reicher als F.

Von den übrigen sind *Λαός*, *Λῶ* und *Λαλιά* den Epimerismen des Choiroboskos zu den Psalmen, *Λιμβρός* und *Λείμαξ* der Orthographie desselben Gelehrten entnommen; *Λάλλαι*, *Λέξασθαι*, *Λίμνη*, *Λάρυγξ*, *Λόγχας*, *Λυαῖος*, *Λογχάδες* stammen aus Orion, *Λοῦτρον* aus Herodian, *Λαχανίζεσθαι* aus Photius, *Λίμνη* aus Apollonius Sophista, *Λείχιμμα* und *Λογισταί* aus den *Λέξεις ῥητορικαί* bei Bekker, Anecdota I, 197 ff., die oft in F citiert werden, und *Λεπτίνιν* sowie *Λήθαργος* endlich beziehen sich auf Lykophron; sie gehören also sämtlich dem Quellengebiete an, welche das Genuinum ausgebeutet hat. Wir werden daher nicht fehlgreifen, wenn wir sie ebenfalls diesem zuweisen; M hat dann weitere 19 Glossen mehr als F.

Von den 74 Artikeln, die M G S gemeinsam haben, sind geflossen

a) aus Orion 20, nämlich: *Λάβραξ*, *Λαγνεία*, *Λαλῶ*, *Λακίδες*, *Λάξ*, *Λαιά*, *Λαῖλαψ*, *Λέκτρον*, *Λειχήν*, *Ληνός*, *Λῆρος*, *Λιβανωτός*, *Λιμβρός*, *Λιπαρεῖν*, *Λοξίας*, *Λυγαῖον*, *Λύθρος*, *Λύπη*, *Λύτρον* (*Λίρα*) und *Λύσσα*,

b) aus Choir. epim. zu den Psalmen 3: *Λαξευτήριον*, *Λατρεία* und *Λίβανος*,

c) aus Choir. *ὀρθογραφία* 10: *Λέων*, *Λειόβατος*, *Λειρόφθαλμος*, *Λιρός*, *Λεῖκνον*, *Λειτουργός*, *Λειχήν*, *Λείψανον*, *Λιτός* und *Λύκιον*,

d) aus den homerischen Epimerismen C A O I, 16: *Λάβρος*, *Λαερτιάδης*, *Λαέρτιος*, *Λακεδαίμων*, *Λαοδίκη*, *Λαομεδοντιάδης*, *Λάχνη*, *Λεύσσω*, *Λεύσσετε*, *Λήϊα*, *Λητώ* *Λίγεια*, *Λιλαιόμενοι*, *Λιπαίνω*, *Λίσσεσθαι* und *Λωΐον*,

e) aus den Epimerismen *κατὰ στοιχεῖον* C A O II, 6: *Λαβύρινθος* *Λεοντοκόμος*, *Λεπτός*, *Λεπρός*, *Λοβοί* und *Λωφᾶ*.

---

1) Cf. Reitzenstein l. c. S. 407.

F hat bekanntlich aus denselben Quellen geschöpft, ihnen aber viel weniger entnommen als M G S (vergl. die Zusammenstellung auf S. 325); ich habe noch die Glossen der Buchstaben *B* und *X* nach dieser Richtung hin mit einander verglichen; das Resultat ist dasselbe: auch hier bieten M G S bedeutend mehr als F. Genaue Zahlenangaben unterlasse ich, da mir für diesen Teil meiner Untersuchungen lediglich Millers Veröffentlichungen zu Gebote standen, die nur ein annähernd richtiges Bild von F geben.[1]) Ich glaube nun mit Bestimmtheit, dass auch die eben genannten 20+3+10+16+6 = 55 Artikel in dem echten *ἐτυμολογικὸν μέγα* gestanden haben, und dass sie aus diesem M zusammen mit den übrigen denselben Quellen angehörenden Glossen abgeschrieben hat. Dafür spricht auch der äussere Grund, dass 21 von ihnen entweder im Cod. Vossianus oder Zonaras oder in beiden zusammen sich vorfinden — *Λαβρός* V — *Λαέρτιος* V — *Λακεδαίμων* V — *Λάχνη* V — *Λαιά* V — *Λέων* V und Zon. 1293 — *Λείσσω* V — *Λειόβατος* V — *Λειρόφθαλμος* V und Zon. 1294 — *Λεῖκνον* V — *Λειτουργός* V und Zon. 1301 — *Λειχήν* V und Zon. 1295 — *Λείψανον* V und Zon. 1298 — *Λητώ* V — *Λίγεια* V — *Λιπαίνω* V — *Λιπαρεῖν* Zon. 1313 — *Λιτός* V — *Λοξίας* V — *Λύθρος* Zon. 1322 — *Λύσσα* V —. Sonst müsste man nach Reitzensteins Hypothese annehmen, dass der Verfasser von M seine 44 Orion-Artikel z. B. so zusammengebracht habe, dass er neun davon aus F (*Λευρόν*, *Λαῦρα*, *Λίς*, *Λαυκανίη*, *Λιαρός*, *Λαιμός*, *Λαγώς*, *Λικριφίς*, *Λύχνος*), die oben genannten 20 aus dem *ἐτυμολογικὸν ἄλλο* entlehnte und dann im Original selber nachsah, was etwa noch übrig geblieben sei und hiervon den Rest mit 15 Glossen — *Λαισήϊα*, *Λόφοι*, *Λόχμη*, *Λιλαίομαι*, *Λέπαδνα*, *Λέξασθαι*, *Λίμνη*, *Λογάδες*, *Λακέρυζα*, *Λήκυθος*, *Λάρυγξ*, *Λίπτω*, *Λόγχη*, *Λάλλαι*, *Λάπτω* für sein Lexikon auszog. Sollte M wirklich, um ein zweites Beispiel anzuführen, von seinen 25 Artikeln aus Choir. *ὀρθ.* 12 durch F (*Λιμός*, *Λάρισσα*, *Λίψ*, *Λοχίτης*, *Λιταργόν*, *Λακέρεια*, *Λάχεια*, *Λογεῖον*, *Λύκειον*, *Λείρια*, *Λεξείδιον*, *Λειμών*), die oben erwähnten 10 durch S G und die drei, welche allein bei ihm sich finden, — *Λιμβρός*, *Λακινία*, *Λείμαξ* — durch Nachlese aus der Quelle zusammengestoppelt haben? Das ist schwer glaublich!

Reitzenstein sagt S. 406 der Verhandlungen der 40. Versammlung deutscher Philologen in Görlitz: „Alle Handschriften des *ἐτυμολογικὸν ἄλλο* bieten, so eng sie auch mit dem Gudianus verwandt sind, erheblich mehr als dieser. Da nun diejenigen Glossen, welche in jenen Handschriften stehen, im Gud. aber fehlen, denselben Quellen wie die übrigen auch in diesem Codex erhaltenen entstammen, so bietet derselbe nur einen Auszug aus einem uns auch vollständiger und besser erhaltenen Werke.“ Er wird nun wohl gestatten, dass wir aus den gleichen Prämissen denselben Schluss ziehen: Das im Florentinus uns überlieferte sogenannte echte *ἐτυμολογικὸν μέγα*,

1) So hatte ich in der oben genannten Festschrift S. 87 nach Millers Angaben für *Λ* dem Florentinus 155 Artikel zugeschrieben, von denen in G 54, in S 49 vorkämen; die richtigen Zahlen, in derselben Reihenfolge bezogen, sind: 159 — 50 — 49.

dessen Ankündigung so grosse Erwartungen erregt hat, ist auch nur ein Auszug aus einem Werke, welches uns in M, zum Teil auch in SG, der Zahl seiner Glossen nach vollständiger, dem Texte nach an nicht wenigen Stellen besser, aber dürftiger in der Angabe seiner Quellen erhalten ist. So erhält auch der Titel *ἐτυμολογικὸν τὸ μέγα* seine Erklärung und Berechtigung. Ich kann nach der mir vorliegenden Probe über F bei eingehendster Prüfung kein anderes Urteil abgeben, will mich aber im Interesse unserer Wissenschaft herzlich freuen, wenn andere Partieen des Werkes mich widerlegen sollten; freilich ist dies nach den Beobachtungen, die ich an den Buchstaben *B* und *X* gemacht habe, schwerlich zu erwarten.

Im Folgenden gebe ich aus dem Florentinus und Sorbonicus sämtliche Glossen des Buchstabens *Λ*, welche beiden gemeinsam sind, mit ihren ermittelten Quellen; so wird ein jeder in den Stand gesetzt, nachzuprüfen und sich sein eigenes Urteil über das gegenseitige Verhältnis dieser Etymologica zu bilden. Die Zusätze, welche nach Reitzensteins Behauptung M aus dem *ἐτυμολογικὸν ἄλλο* in F hineingearbeitet haben soll, die aber schon in den Quellen stehen und sich dadurch als von F ausgelassen erweisen, sind gesperrt gedruckt.

F. *Λάας ὄνομα κύριον καὶ σημαίνει καὶ τὸν λίθον· γίνεται δὲ παρὰ τὸ λάας τὸ προσηγορικόν, ὅπερ σημαίνει καὶ τὸν λίθον. ζήτει εἰς τὸν Χοιροβοσκόν* (91, 96).

S. *Λάας σημαίνει δύο, τὸ κύριον ὄνομα καὶ τὸ προσηγορικόν, τουτέστι τὸν λίθον· καὶ κατὰ πόσους τρόπους διαφέρει τὸ κύριον τοῦ προσηγορικοῦ; κατὰ δύο, κατὰ χρόνον καὶ κατὰ κλίσιν. πῶς; ὅτι τὸ μὲν κύριον Λάας μακρὸν ἔχει τὸ ᾱ, τὸ δὲ προσηορικὸν βραχύ· καὶ ὅτι τὸ μὲν κύριον ἰσοσυλλάβως κλίνεται, ἀποβολῇ γὰρ τοῦ σ ποιεῖ τὴν γενικὴν οἷον ὁ Λάας, τοῦ Λάα· τὸ δὲ προσηγορικὸν περιττοσυλλάβως οἷον λάας, λάαος· καὶ ἐπειδὴ τὸ κύριον μακροκατάληκτόν ἐστι καὶ δισύλλαβόν ἐστι καὶ πάντα τὰ τοῦ κανόνος φυλαττόμενα* (l. *φυλάττει*), *ὥσπερ καὶ τὸ Αἴας, διὰ τί οὐκ ἐκλίθη διὰ τοῦ ντ; ἐπειδὴ κανών ἐστιν ὁ λέγων, τὰ συνηρημένα τῶν ἐντελῶν φυλάττει τὴν κλίσιν· καὶ γὰρ ἀπὸ τοῦ λάας γέγονε τοῦ προσηγορικοῦ· καὶ γὰρ ἐκεῖνος λιθογλύφος ἦν· διὰ τοῦτο ἀπὸ μεταφορᾶς τοῦ προσηγορικοῦ γίνεται ἡ γενικὴ Λάαος καὶ μετάγεται ἡ γενικὴ εἰς εὐθεῖαν, ὥσπερ Καππάδοξ Καππάδοκος ὁ Καππάδοκος τοῦ Καππαδόκου· τὸ δὲ Καππαδόκης κατὰ μεταπλασμόν. καὶ ὁ θεόλογύς φησι*

„τοὺς ἐμοὺς Καππαδόκας“. ἐκ γοῦν τοῦ Λάας γενικῆς γίνεται εὐθεῖα ἑτέρα Λάαος καὶ κλίνεται τοῦ Λαάου καὶ κράσει τοῦ ᾱο εἰς ᾱ μακρόν, ὡς Μενέλαος Μενέλας, παρέλαος παρέλας (l. Πτερέλαος Πτερέλας), οὕτω καὶ Λάας Λάαος Λάου. καὶ ἐπεὶ τὴν κλίσιν τοῦ ἐντελοῦς ἐφύλαξε, διατί μὴ καὶ τὴν κατάληξιν αὐτοῦ; ἐπειδὴ τὸ ὄνομα Δωρικόν ἐστιν· οἱ δὲ Δωριεῖς εἰς ᾱ περατοῦσι τὴν γενικήν, τοῦ παπεία (l. Παπία) καὶ τοῦ Ἑρμεία.

G 359, 7. M 552, 30.

Quelle C A O I, 258, 3: *Λάας σημαίνει δύο, τὸ κύριον ὄνομα καὶ τὸ προσηγορικόν, τουτέστι τὸν λίθον· κατὰ πόσους τρόπους διαφέρει τὸ κύριον τοῦ προσηγορικοῦ; κατὰ δύο, κατὰ χρόνον καὶ κατὰ κλίσιν. πῶς; ὅτι τὸ μὲν κύριον Λάας μακρὸν ἔχει τὸ ᾱ, τὸ δὲ προςηγορικὸν βραχύ· καὶ ὅτι τὸ μὲν κύριον ἰσοσυλλάβως κλίνεται· ἀποβολῇ γὰρ τοῦ σ ποιεῖ τὴν γενικὴν οἷον ὁ Λάας, τοῦ Λάα· τὸ δὲ περιττοσυλλάβως, οἷον λάας, λάαος· καὶ ἐπεὶ τὸ κύριον μακροκαταληκτεῖ καὶ δισύλλαβόν ἐστι καὶ πάντα τὰ τοῦ κανόνος φυλάττει, ὥσπερ τὸ Αἴας, διατί οὐκ ἐκλίθη διὰ τοῦ ντ; ἐπειδὴ κανών ἐστιν ὁ λέγων, τὰ συνῃρημένα τὴν τῶν ἐντελῶν φυλάττει κλίσιν· καὶ γὰρ ἀπὸ τοῦ λάας γίνεται τοῦ προσηγορικοῦ· καὶ γὰρ ἐκεῖνος λιθογλύφος ἦν· διὰ τοῦτο ἀπὸ μεταφορᾶς τοῦ προσηγορικοῦ κέκληται τὸ κύριον· ἐκ γοῦν τοῦ Λάας τοῦ προσηγορικοῦ γίνεται ἡ γενικὴ Λάαος καὶ μετάγεται ἑτέρα εὐθεῖα λάαος καὶ κλίνεται λαάου καὶ κατὰ κρᾶσιν τοῦ ᾱο εἰς ᾱ μακρὸν ὡς Μενέλαος Μενέλας, Πτερέλαος Πτερέλας, οὕτως καὶ Λάαος Λάας Λάου. καὶ ἐπεὶ τὴν κλίσιν τοῦ ἐντελοῦς ἐφύλαξε, διατί μὴ καὶ τὴν κατάληξιν αὐτοῦ; ἐπειδὴ τὸ ὄνομα Δωρικόν ἐστιν. οἱ δὲ Δωριεῖς εἰς ᾱ περατοῦσι τὴν γενικήν, τοῦ Παπία καὶ τοῦ Ἑρμεία.*

F. *Λαγγανόν, ὡς λαγαρνόν· ἐκένωσεν γὰρ αὐτοῦ τὸ πάχος εἰς πλάτος καὶ λιανθὲν ἀσθενέστερον γίνεται· παρὰ τὸ λήγω.*	S. *Λάγανον, ὡς λάγαρον· ἐκκεκένωται γὰρ αὐτοῦ τὸ πάχος εἰς πλάτος καὶ λίαν ἀσθενέστερον γέγονε.*

G 360, 17. M 554, 11.

F. *Λαγγών, ὁ εὐθέως λανθάνων τοῦ ἀγῶνος καὶ φόβου.*	S. *Λαγγών, ὁ εὐθέως λανθάνων τοῦ ἀγῶνος καὶ φόνος.*

M 554, 13; fehlt in G.

F. *Λάγυνος, ἡ πάνυ δεκτικτή· παρὰ τὸ λᾶ καὶ τὸ γῶ τὸ χωρῶ.*	G 360, 7. *Λάγυνος, ὁ πάνυ δεκτικός.*

Fehlt in S; M 554, 17. Vgl. Suidas: *Λάγυνος, ὁ πανδεκτικός.*

F. *Λαγώς, παρὰ τοῦ ὡς ὠτὸς καὶ τοῦ λᾶ ἐπιτατικοῦ μορίου, ὁ μεγάλα ὦτα ἔχων.*	S. *Λαγωός, παρὰ τὸ λᾶ ἐπιτατικὸν μόριον καὶ τὸ ὡς ὠτός, ὁ μεγάλα ὦτα ἔχων.*

G 360, 14. M 554, 22.

Quelle: Choir. ψ 173, 6 (Orion 94, 9): *Λαγὼς ἐτυμολογεῖται παρὰ τὸ λᾶ ἐπιτατικὸν μόριον καὶ τὸ ὢς ὠτός, ὁ μεγάλα ὦτα ἔχων.*

F. *Λασκεύρεια, ὄνομα πόλεως, παρὰ τὸ λᾶ καὶ τὸ ῥέειν, οἱονεὶ ἡ μεγάλως ἐπιρεομένη.*

S. *Λακέρεια, παρὰ τὸ λᾶ ἐπιτατικὸν μόριον καὶ τὸ ῥέειν, ἡ μεγάλως περιρεομένη.*

M 555, 13 *Λακαίρια.* „Legendum est *Λακέρεια* ex Apoll. Rhod. IV, 616, ubi cod. Guelpherbyt. eandem in margine, quam Etymologus, derivationem exhibet: *παρὰ τὸ λὰ καὶ τὸ ῥέειν, ἡ πολυρεομένη.*" Kul. Vgl. Choir. *ὀρθ.* C A O II, 236, 31: *Λακέρεια. ει δίφθογγος, τῷ κανόνι τῶν διὰ τοῦ εια προπαροξυτόνων. ἔστιν δὲ ὄνομα πόλεως.*

Fehlt in G.

F. *Λαμυρόν, τὸ πολὺ καὶ ἀθροῦν· καὶ λαμυρήν, τὴν θάλασσαν, οἷον πολλήν.*

G 361, 52. *Λάμορον, τὸ πολὺ καὶ ἀθροῦν· καὶ λαμορεῖν, τὴν θάλασσαν, οἷον πολλήν.*

M 555, 56 — fehlt in S.

F. *Λαμπετῶ, παρὰ τὸ λάμπω γίνεται λαμπετῶ, ἡ μετοχὴ λαμπετῶν, λαμπετῶντος, λαμπετῶντι, πλεονασμῷ τοῦ ο λαμπετόων· εἰώθασι οἱ ποιηταὶ ἐπὶ τῆς α' συζυγίας πλεονάζειν τὸ ο.*

S. *Λαμπετόωντι, λάμποντι. ὥσπερ ἀπὸ τοῦ ἔχω ἐχέτης, βάλλω βαλλέτης καὶ ἑκατηβελέτης, οὕτω λάμπω λαμπέτης· καὶ ἐκ τοῦ λαμπετῶ πλεονασμῷ τοῦ ο λαμπετόω καὶ ἡ μετοχὴ λαμπετόων· ἔστι δὲ δευτέρας συζυγίας τῶν περισπωμένων· οἱ ποιηταὶ ἐπὶ τῆς δευτέρας συζυγίας τῶν περισπωμένων ἔθος ἔχουσι πλεονάζειν τὸ οων* (l. ο), *„βοόωντά τ' ἐφείροι"* (Il. *Β* 198) *καὶ „ὁρόων ἐπὶ οἴνοπα πόντον"* (Il. *Α* 350).

G 361, 43. M 556, 1.

Quelle: C A O I, 262, 10: *Λαμπετόωντι, λάμποντι· ὥσπερ ἀπὸ τοῦ εὔχω εὐχέτης, βάλλω βελέτης καὶ ἑκατηβελέτης, οὕτως λάμπω λαμπέτης· καὶ ἐκ τούτου λαμπετῶ καὶ πλεονασμῷ τοῦ ο λαμπετόω καὶ ἡ μετοχὴ λαμπετόων· συζυγίας δευτέρας τῶν περισπωμένων· οἱ γὰρ ποιηταὶ ἐπὶ τῆς δευτέρας συζυγίας τῶν περισπωμένων ἔθος ἔχουσι πλεονάζειν τὸ ο, „βοόωντά τ' ἐφεύροι"* (*Β* 198) *καὶ „ὁρόων ἐπὶ οἴνοπα πόντον"* (*Α* 350).

F. *Λάμψακος. ὅτι τοῖς Λαμψακηνοῖς χρησμὸς ἐδόθη, ὅπου ἐν αὐτοῖς λάμψει, ἐκεῖ πόλιν κτίζειν. ἀστραπῆς δὲ γενομένης, εἶδον τὸν τόπον καὶ ἐκεῖ ἔκτισαν.*

S. *Λάμψακος. ὅτι τοῖς Λαμψακηνοῖς χρησμὸς ἐδόθη, ὅπου ἂν αὐτοῖς λάμψῃ, ἐκεῖ πόλιν κτίσαι. ἀστραπῆς οὖν γενομένης, εἶδον τὸν τόπον καὶ ἔκτισαν πόλιν, Λάμψακον ταύτην προσαγορεύσαντες· καὶ οὕτω τοὺς πολεμοῦντας αὐτοὺς βαρβάρους λοχοποιήσαντες, διὰ τῆς ἀστραπῆς ἰδόντες κατέκοψαν αὐτούς.*

G 362, 1. M 556, 8.

F. *Λάπαθος*, ἀπὸ τοῦ λαπάσσειν· ἔστι γὰρ τὸ λάχανον εὔθετον εἰς γαστέρα· ἀπαλύνει γάρ· οἱ δὲ Ἀττικοὶ λάπαθα λέγουσι τὰ ὀρύγματα τῶν θηρίων, τάχα ὅτι μανθάνει τοὺς θεωροῦντας, οἵτινες μὴ εἰδότες ἔρχονται ἐπὶ τὸ παθεῖν τι.

G 362, 43. M 556, 37.

S. *Λάπαθον*, ἀπὸ τοῦ λαπάσσειν· ἔστι γὰρ τὸ λάχανον εὔθετον εἰς γαστέρα. ἀπαλύνει γάρ· οἱ δὲ Ἀττικοὶ λάπαθα λέγουσι τὰ ὀρύγματα τῶν θηρίων, τάχα ὅτι λανθάνει τοὺς θεωροῦντας, οἵτινες μὴ εἰδότες ἔρχονται εἰς τὸ παθεῖν τι.

F. *Λαπ'ρα*, παρὰ τὸ λελάφθαι, ὅτι ἐκκενῶσθαι τὸν τόπον πρὸς σύγκρισιν τῶν πλευρῶν. λαπάξαι τὸ κενῶσαι, ὅθεν καὶ λάφιρα ἀπὸ τῆς κενώσεως τῆς πόλεως.

S. *Λαπάρα*, παρὰ τὸ λελάφθαι, ὅ ἐστι κεκενῶσθαι τὸν τόπον, πρὸς σύγκρισιν τῶν πλευρῶν, ὅθεν καὶ λάφυρα ἀπὸ τῆς κενώσεως τῆς πόλεως· καὶ Ὅμηρος —*Π* 161—· „λάμποντες γλώσσῃσιν" οἱονεὶ κενοῦντες καὶ ἐξαντλοῦντες.

S hat ausserdem noch die ganze aus C A O I, 261, 22 herrührende Glosse, die G und F M 556, 47 gekürzt haben.

F. *Λαπιδόρχας*, ὁ μεγάλους ὄρχεις ἔχων. Ἀριστοκράτης δὲ οὕτως διεβάλλετο.

M 556, 55; fehlt in G.

S. *Λαπιδόρχας*, οἷον ὁ μεγάλους ὄρχεις ἔχων. Ἀριστοφάνης δὲ οὕτω διεβάλλετο.

F. *Λάρος*, τὸ ὄρνεον, τὸ ἀπολαυστικὸν ἔχον τὸν νοῦν· „λάρῳ ὄρνιθι ἐοικώς."

G 363, 4. M 557, 3.

S. *Λάρος*, ὁ ἀπολαυστικῶς ἔχων τοῦ ῥοῦ. „λάρῳ ὄρνιθι ἐοικώς, ὅστε κατὰ δεινοὺς κόλπους ἁλὸς ἀτρυγέτοιο ἰχθῦς ἀγρώσσων πυκινὰ πτερὰ δεύεται ἅλμῃ". — (Odyss. ε 51.)

F. *Λάσιος*. ἡ γὰρ θέρμη αἰτία τῆς ἐκφύσεως τῶν τριχῶν· νῦν δὲ περὶ τοῦ θυμοειδοῦς μέρους τῆς ψυχῆς φησιν, ἀφ' ὧν λέγεται „στήθεσι λασίοισι" τουτέστι θερμοῖς· ἡ γὰρ θέρμη ἐν τοῖς δασέσι καὶ συνετοῖς τόποις. ὑπὸ γὰρ τὰ στέρνα κεῖται ἡ καρδία, ἐν ᾗ ἐστι τὸ ξηρῶδες καὶ θερμὸν καὶ μανικὸν τῆς ψυχῆς. γέγονε δὲ παρὰ τὸ σεύω τὸ σημαῖνον τὸ ὁρμῶ καὶ τὸ λᾶ ἐπιτατικόν.

G 363, 9. M 557, 20.

S. *Λασίοισι*, δασέσι στήθεσιν· ἐκ τοῦ λᾶ ἐπιτατικοῦ μορίου καὶ τοῦ σεύω, τὸ ὁρμῶ· ὀρθῶς γὰρ ὁρμῶνται τὰ δι' αὐτοῦ νοήματα· νῦν δε παρὰ τοῦ θυμοειδοῦς μέρους τῆς ψυχῆς φησιν, ἀφ' ὧν λέγεται „στήθεσιν"· ὑπὸ γὰρ τὰ στέρνα κεῖται ἡ καρδία, ἐν ᾗ ἐστι τὸ πυρῶδες καὶ θερμὸν καὶ μανικὸν τῆς ψυχῆς.

Quelle: CAO I, 262, 31 (CA P III, 339, 15 und schol. zu Il. *Α* 189): *Λασίοισιν*. ἐκ τοῦ λᾶ ἐπιτατικοῦ καὶ τοῦ σεύω, τὸ ὁρμῶ· ὀρθῶς γὰρ ὁρμῶνται τὰ διὰ τοῦ νοήματος· νῦν δὲ παρὰ τοῦ θυμοειδοῦς

μέρους τῆς ψυχῆς, ἀφ' ὧν λέγει „στήθεσσιν"· ὑπὸ γὰρ τὰ στέρνα κεῖται ἡ καρδία, ἐν ᾗ ἐστι τὸ πυρῶδες καὶ θερμὸν καὶ μανικὸν τῆς ψυχῆς.

F. *Λάτρις, ὁ μισθῷ δουλεύων· λάτρον γὰρ ὁ μισθός. ἢ παρὰ τὸ λᾶ ἐπιτατικὸν καὶ τὸ τρεῖν, ὅ ἐστι τὸ φοβεῖσθαι. ζήτει εἰς τὸ ὄνομα Γε... Χοιροβοσκός.*

S. *Λατρεύειν, παρὰ τὸ λατρεύω, τοῦτο παρὰ τὸ λάτρις, τοῦτο παρὰ τὸ λάτρον, ὃ σημαίνει τὴν ἔμμισθον δουλείαν, τοῦτο παρὰ τὸ λᾶ ἐπιτατικὸν καὶ τὸ τλῶ, τὸ καρτερῶ.*

G 363, 21. M 557, 35.

Quelle: Choir. ψ 193, 9 (*εἰς τὸ ὀνοματικόν* 57, 34): *Λατρεύειν, παρὰ τὸ λατρεύω, τοῦτο παρὰ τὸ λάτρις, τοῦτο παρὰ λάτρον, ὃ σημαίνει τὴν ἐν τῷ μισθῷ δουλείαν, τοῦτο παρὰ τὸ λᾶ ἐπιτατικὸν καὶ τὸ τρῶ, τὸ καρτερῶ.*

F. *Λαῦρα, ἡ πλατεῖα ῥύμη, οἷον „οὐδῷ λαυρ" παρὰ τὸ λίαν ἔχειν αὖραν· ἢ δι' ἧς ὁ λαὸς ῥεῖ.*

S. *Λαῦρα, ἡ πλατεῖα, οἷον „οὐδῶ ἐς λαύρην" παρὰ τὸ λίαν ἔχειν αὖραν· ἢ παρὰ τὸ διὰ αὐτῆς τὸν λάον ὀρούειν, ὅ ἐστι ὁρμᾶν. λέγεται καὶ λαῦρα, ἔνθα ἀσκοῦσι πολλοὶ μόναχοι.*

G 363, 29. M 557, 44.

Quelle: Orion 91, 27: *Λαῦρα, ἡ πλατεῖα ῥύμη, παρὰ τὸ λίαν ἔχειν αὖραν.*

F. *Λάχεια, σημαίνει τὴν καλῶς ἐσκαμμένην γῆν· παρὰ τὸ λᾶ ἐπιτατικόν. ὡς ἀπὸ τοῦ χαίρω χάρεια καὶ ἀνθῶ ἄνθεια καὶ κρατῶ κράτεια, οὕτω καὶ ἀπὸ τοῦ λαχῶ λάχεια· διὰ διφθόγγου οἷον μήδω Μήδεια, θέρω θέρεια, σάμφω σάμφεια, ἀνθῶ ἄνθεια.*

S. *Λάχεια, σημαίνει τὸν ἐσκαμμένην γῆν· καὶ γίνεται παρὰ τὸ λαχῶ λάχεια ὡς παρὰ τὸ κρατῶ κράτεια.*

G 363, 43. M 558, 1.

Quelle: Choir. *ὀρθ.* C A O II, 236, 33: *Λάχεια, σημαίνει δὲ τὴν καλῶς ἐσκαμμένην γῆν· διὰ τῆς ει διφθόγγου τῷ λόγῳ διὰ τοῦ εια ἀπὸ ἐνεστώτων προπαροξυτόνων, οἷον κρατῶ κράτεια, λαχῶ λάχεια, ἐνεργῶ ἐνέργεια.*

F. *Λαυκανίη, ὁ λαιμός, ἀπὸ τῆς ἀπολαύσεως.*

S. *Λαυκανίη, ὁ λαιμός, ἀπὸ τῆς ἀπολαύσεως.*

G 363, 29. M 558, 32. Vgl. Suidas: *Λαυκανίη, ὁ λαιμός.*

F. *Λαίθαργος κύων. Ἀριστοφάνης Ἱππεῦσιν* (v. 1068) *ὁ λαθραῖα δάκνων.*

S. *Λαίθαργος, ὁ λαθραίως δάκνων κύων.*

G 360, 52. M 558, 38. Vgl. schol. zu Aristoph. Equit. v. 1068: *Λαίθαργοι κύνες λέγονται αἱ λάθρα προσιοῦσαι καὶ δάκνουσαι.*

F. *Λαῖφος, λινοειδές, βέλτιον λινοϋφὲς τὸ ἄρμενον· ἢ παρὰ τὸ λῶπος λάφος, ὡς γλῶσσα γλάσσα. καὶ γίνεται ἐκ τοῦ λάφος λαῖφος.*
M 558, 49; fehlt in S.

G 361, 11. *Λαῖφος, λειοΐφεσις, θέλτιον λινοϋφὲς τὸ ἄρμενον.*

F. *Λέα, ἡ ἐν τοῖς ἱστίοις λίθος, ὅτι λίθους ἐξῆρτων.*
G 368, 6. M 558, 57.

S. *Λέα, ἡ ἐν τοῖς ἱστοῖς λίθος, ὅτι λίθοις ἐξῆρτουν.*

F. *Λέβης, τὸ χέρνιβον, ἀπὸ τοῦ λιβάδας τῶν χειρῶν ὑποδέχεσθαι· ἢ ὁ χυτρόπους, εἰς ὃν λείβεται καὶ ἐμβάλλεται τὸ ὕδωρ.*

G 364, 1. *Λέβητα, τὸ χέρνιβον, ἀπὸ τοῦ τὰς λιβάδας τῶν χειρῶν ὑποδέχεσθαι.*
S. *Λέβης, ἐκ τοῦ λείβω, τὸ σπένδω, εἰς ὃν λείβεται καὶ σπένδεται τὸ ὕδωρ.*

G und S haben nur je einen Teil der Glosse; F = M 559, 2, welches dann noch aus Apollonius Soph. die Erklärung auf S. 107, 33 hinzugeschrieben hat.

F. *Λεκάνη, ἧς τὸ χάσμα λεῖόν ἐστι· πεπλάτυνται γάρ. λειοχάνη οὖν ἡ ἐτυμολογία.*
G 365, 26. M 559, 43.

S. *Λεκάνη, ἧς τὸ χάσμα λεῖόν ἐστι. πεπλάτυνται γάρ, λειοχάνη τις οὖσα.*

F. *Λελυμασμένος, παρὰ τὸ λύμη, λυμαίνω, λελύμαγκα, λελύμαμμαι, λελυμασμένος κατὰ τροπὴν τοῦ μ εἰς σ.*

S. *Λελυμασμένος, βεβλαμμένος, ἐκ τοῦ λυμαίνω, ὁ παρακείμενος λελύμαγκα, λελύμαμμαι καὶ τροπῇ τοῦ ἀμεταβόλου εἰς σ λελυμασμένος, ὥσπερ ἡδύνω, ἥδυγκα, ἥδυμμαι καὶ ἥδομαι* (G *ἥδυσμαι*), *ἐξ οὗ καὶ ἥδυσμα· ἔστι δὲ καὶ λυμάζω, εἶτα λειμάσω* (G *λυμάσω*), *λελύμακα, λελύμασμαι.*

G 365, 59. M 559, 53.
Quelle: C A O II, 386, 16: *Λελυμασμένη, ἐκ τοῦ λυμαίνω, ὁ παρακείμενος λελύμαγκα· ὁ παθητικὸς λελύμαμμαι καὶ τροπῇ τοῦ ἀμεταβόλου εἰς σ λελυμασμένη· ἔστιν δὲ καὶ λυμάζω, ὁ μέλλων λυμάσω, ὁ παρακείμενος λελύμαγκα, λελυμασμένος· ὥσπερ ἐστὶν ἡδύνω, καὶ ὁ παρακείμενος παθητικὸς ἥδυμμαι καὶ τροπῇ ἥδυσμαι καὶ ἡδυσμένος.*

F. *Λέντιον, παρὰ τὸ λιαίνω τὸ καθαίρω, λιέντιον καὶ λέντιον.*

S. *Λέντιον, παρὰ τὸ λειαίνω τὸ καθαίρω, λειανῶ· τὸ παθητικὸν λελείαται, τὸ τρίτον τοῦ παθητικοῦ παρακειμένου λελείανται, λειάντιον καὶ συγκοπῇ λέντιον. λεαίνω δὲ σημαίνει οἱονεὶ τὸ ἀποσπογγίζω καὶ ἐκμάσ-*

σω. τὸ τι ἰῶτα. τὰ διὰ τοῦ ιον οὐδέτερα μονογενῆ διὰ τοῦ ι γράφεται καὶ προπαροξύνεται, οἷον βαλάντιον, εὐαγγέλιον, λέντιον.

G 366, 9+13. M 560, 36 im ersten Teile.

Quelle: C A O II, 386, 25: *Λέντιον*, παρὰ τὸ λειαίνω τὸ καθαίρω, λειανῶ, λελείανται, λειάντιον καὶ κατὰ συγκοπὴν λέντιον, οἱονεὶ τὸ ἀποσφογγίζον καὶ ἐκμάσσον. τὸ τι ι. τὰ διὰ τοῦ ιον οὐδέτερα μονογενῆ προπαροξύτονα διὰ τοῦ ι γράφονται, οἷον βαλάντιον, λέντιον, ἐμπόριον, εὐαγγέλιον (vgl. Herod. II, 458, 3).

F. *Λαισχάραι*, οἷον αἱ σχολαί, ἀπὸ τοῦ λέξαι τι· ἐκεῖ γὰρ ὡμίλουν, ὡς „οὐδ' ἤθελε παίζειν χαλκήϊον ἐς δόμον ἐλθών" — Odyss. σ 328 —.

S. *Λεσχάραι*, αἱ σχολαί, ἀπὸ τοῦ λέξαι τι· ἐκεῖ γὰρ ὁμιλοῦντες, ὡς „οὐδ' ἤθελε παίζειν χαλκηῖονες δόμον ἐλθεῖν" — Odyss. σ 328 —.

G 367, 18. M 561, 17.

F. *Λέχος*, σημαίνει τὴν κοίτην, παρὰ τὸ λεχρίους ἡμᾶς (ἤγουν πλαγίους) ποιεῖν· ἢ παρὰ τὸ λέγω τὸ κοιμῶμαι λέχος.

S. *Λέχος*, παρὰ τὸ λεχρίους ἡμᾶς ἔχειν ἤγουν πλαγίους.

Fehlt in G. M 561, 19.

Quelle: C A P III, 315, 10: *Λέχος*, παρὰ τὸ λέγω τὸ κοιμῶμαι. ἢ παρὰ τὸ λεχρίους ἡμᾶς κεῖσθαι ἤγουν πλαγίους.

F. *Λευκός*, παρὰ τὸ λεύσω τὸ βλέπω, λευκός, ὁ διαυγὴς καὶ λαμπρός.

S. *Λευκός*, παρὰ τὸ λεύσω τὸ βλέπω, ὁ εὐσύνοπτος καὶ εὐειδὴς καὶ λαμπρός, ἐξ οὗ καὶ λευκὸν λέγεται χρῶμα διακριτικὸν ὄψεως· τὸ μὲν γὰρ λευκὸν διακρίνει καὶ διαχέει τὴν ὄψιν, τὸ μέλαν δὲ χρῶμα διασυγκριτικὸν ὄψεως. συγκριτικὸν δέ ἐστι τὸ οἱονεὶ συνάγον· τὸ γὰρ μέλαν συνάγει τὴν ὅρασιν.

G 366, 45. M 561, 33.

Quelle: C A O I, 260, 17: *Λευκός*, παρὰ τὸ λεύσω τὸ βλέπω, ὁ εὐσύνοπτος καὶ εὐειδὴς καὶ λαμπρός, ἐξ οὗ καὶ λευκὸν λέγεται χρῶμα διακριτικὸν ὄψεως· τὸ μὲν γὰρ λευκὸν διακρίνει καὶ διαχέει τὴν ὄψιν, μέλαν δὲ λέγεται χρῶμα συγκριτικὸν ὄψεως. τὸ γὰρ μέλαν συγκρίνει καὶ συγχέει τὴν ὄψιν.

F. *Λεῖον*, τὸ ὁμαλόν. ἔστι λαύω, τὸ ἀπολαύω· ὄνομα ῥηματικὸν λαῦος καὶ τροπῇ μὲν τοῦ ᾱ εἰς ε̄, τοῦ δὲ ῡ εἰς ῑ γίνεται λεῖος καὶ λεῖον, οὗ πᾶς τις ἐφίεται.

S. *Λεαίνω*, ὁμαλὸν ποιῶ, ἐκ τοῦ λεῖος· τοῦτο ἐκ τοῦ λαίω, τοῦτο παρὰ τὸ λῶ τὸ θέλω, καὶ ἐξ αὐτοῦ λάος (G λαῦος, καὶ τροπῇ τοῦ ᾱ εἰς ε̄ καὶ τοῦ ῡ εἰς ῑ λεῖος, καὶ ῥῆμα) ὄνομα ἐξ αὐτοῦ

λειαίνω καὶ λεαίνω· τὰ γὰρ λεῖα καὶ ὁμαλὰ θέλομεν, ὥσπερ τὰ κρημνώδη ἐκφεύγομεν.

G 363, 50. M 562, 14.

Quelle: Choir. ψ 130, 9 (C A O II, 386, 1): *Λεανῶ* παρὰ τὸ λεαίνω, τοῦτο παρὰ τὸ λεῖον, ὃ σημαίνει τὸ ὁμαλόν· τοῦτο παρὰ τὸ λῶ τὸ θέλω, ἐξ αὐτοῦ παράγωγον λάω καὶ ἐξ αὐτοῦ ὄνομα λαῖος καὶ τροπῇ τοῦ ᾱ εἰς ε̄ λεῦος καὶ τοῦ υ εἰς ι λεῖος· τὰ γὰρ λεῖα καὶ ὁμαλὰ θέλομεν, ὥσπερ τὰ κρημνώδη ἐκφεύγομεν.

F. *Λειμών*, παρὰ τὸ λείβω τὸ καταστάζω, „δερκέσκετο δάκρυα λείβων“ — Odyss. ε 158 — λειβὼν καὶ λειμών. ἔστι δὲ περιεκτικόν, τὸ χειμών.

S. *Λειμών*, ὁ παράδεισος, διὰ τῆς ει. παρὰ τὸ λείβω το στάζω λειβὼν καὶ λειμών. ἔστι δὲ περιεκτικόν, ὡς τὸ χειμών.

G 364, 50. M 562, 29.

Quelle: C A O I, 257, 30: *Λειμών*, ὁ παράδεισος, παρὰ τὸ λείβω τὸ καταστάζω, λειβὼν καὶ λειμών. ἔστι δὲ περιεκτικόν, ὡς καὶ τὸ χειμών.

F. *Λείρια*, τὰ ἄνθη· οἶμαι ὅτι παρὰ τὸ λεῖον εἴρηται λείριον

S. *Λείριον*, τὸ ἄνθος, παρὰ τὸ λεῖον, ὃ σημαίνει τὸ ὁμαλόν, λείϊον καὶ ἐν πλεονασμῷ τοῦ ρ λείριον, ὡς ἔγχος ἔγχεϊ ἐγχειΐδιον καὶ ἐν πλεονασμῷ τοῦ ρ ἐγχειρίδιον· ἐξ οὗ καὶ Ποδαλείριος, ὁ ποδῶν ἰατρός.

G 364, 56. M 562, 33.

Quelle: C A O I, 259, 12 (Choir. ὀρθ. C A O II, 237, 30): *Λείριον*, τὸ ἄνθος, παρὰ τὸ λεῖον, ὃ σημαίνει τὸ ὁμαλόν, λείϊον καὶ πλεονασμῷ τοῦ ρ λείριον, ὡς ἔγχος ἔγχει ἐγχειΐδιον καὶ πλεονασμῷ τοῦ ρ ἐγχειρίδιον.

F. *Λημῶ*, τὸ ἀμβλυώττω· λήμη γὰρ λέγεται τὸ ὑγρὸν καὶ λευκὸν ἐν ὀφθαλμοῖς συναγόμενον καὶ ἀμβλυώττειν παρασκευάζον.

S. *Λήμη*, τὸ συνιστάμενον ἐν τῷ ὀφθαλμῷ λευκὸν ὑγρόν, παρὰ τὸ λάω τὸ βλέπω καὶ τὸ μή.

G 368, 26. M 563, 47.

Quelle: Choir. ψ 164, 7: ἡ δὲ λήμη λευκόν ἐστι καὶ ὑγρὸν κατὰ τῶν ὀφθαλμῶν συνιστάμενον· γίνεται δὲ παρὰ τὸ λάω τὸ βλέπω καὶ τὴν μὴ ἀπαγόρευσιν· καὶ γὰρ κωλύει τὸ μὴ λάειν ἢ βλέπειν ποιεῖν (cf. Photius).

F. *Λιάμαθος*. λιάμαθοι οἱ αἰπίλοι, ἀπὸ τοῦ εἶναι λίαν ἀμαθεῖς.

G 369, 26. *Λιάμαθοι* οἱ αἰπόλοι, παρὰ τὸ λίαν εἶναι ἀμαθεῖς.

Fehlt in S. — M 564, 33.

F. *Λίβανος*, ὁ λειβόμενος καὶ σπενδόμενος· δοκοῦσι γὰρ αὐ-

S. *Λίβανος*· τινὲς ὅτι λιβόμενος καὶ σπενδόμενος ἀνωφερής

τὸν Ἰουδαῖοι ὅλον εἶναι πνεῦμα· ἀνωφερὴς γάρ ἐστιν, ὅθεν αὐτὸν καὶ σέβονται.

G 369, 42. M 564, 36.

ἐστι καὶ οἱ Ἰουδαῖοι αὐτὸν σέβονται· δοκοῦσι γὰρ αὐτὸν ὅλον εἶναι πνεῦμα καὶ θεόν.

F. *Λιβρήν*, τὴν λίαν ἐρεβενὴν ἢ λιβηρὴν παρὰ τὴν λιβάδα, διότι ἐπίθετόν ἐστι τῆς νυκτὸς διὰ τὸ ἔνδροσον αὐτῆς.

G 369, 37. M 564, 49.

S. *Λιβρήν*, τὴν λίαν ἐρεβεννὴν ἢ λιβηρὴν παρὰ τὴν λιβάδα, διὸ καὶ ἐπίθετόν ἐστι τῆς νυκτὸς διὰ τὸ ἔνδροσον αὐτῆς.

F. *Λίθος*, παρὰ τὸ λίαν θέειν.

S. *Λίθος*, λίαν θέσις, ἢ παρὰ τὸ λίαν θέειν κατ' *ἀντίφρασιν*, ὁ μὴ λίαν θέων, ἀλλ' ἑδραῖος ὤν· τὸ λι ἰῶτα διὰ τί; τὰ διὰ τοῦ ηθος ὀνόματα διὰ τοῦ η γράφεται πλὴν τοῦ λίθος καὶ πίθος.

G 370, 24. M 565, 50.

Quelle: Choir. ψ 133, 7: *Λίθος*, παρὰ τὸ λίαν ἔχειν κατ' ἀντίφρασιν. τὸ λι ι· τὰ διὰ τοῦ ηθος ὀνόματα δισύλλαβα διὰ τοῦ η γράφονται, οἷον πλῆθος, ἦθος, στῆθος, Ζῆθος πλὴν τοῦ λίθος καὶ πίθος.

G. *Λιμός*, παρὰ τὸ λείπω· ἔστι γὰρ ὁ λιμὸς λεῖψις τῶν ἐπιτηδείων. ἡ παράδοσις ἔχει τὸ ι. ὤφειλε δὲ διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφεσθαι· καί φησιν ὁ Τρύφων ὅτι συνέπαθε ἡ φωνὴ τῷ σημαινομένῳ· ἐπειδὴ γὰρ ἔνδειάν τινος σημαίνει, φημὶ δὴ τῶν ἐπιτηδείων, τούτου χάριν καὶ ἔνδειαν φωνήεντος ἀνεδέξατο. ὁ δὲ Ἀπολλώνιος διὰ τοῦ ι, ἐξ ἀφορμῆς τοῦ λιμπάνω. ἰστέον δέ, ὅτι παρὰ μὲν τοῖς Ἀθηναίοις ἀρσενικῶς λέγεται ὁ λιμός, παρὰ δὲ τοῖς Δωριεῦσι θηλυκῶς ἡ λιμός.

S. *Λιμός*· ὤφειλε διὰ τῆς ει, ὅτι λεῖψίς ἐστι τῶν ἐπιτηδείων· ἀλλ' ἀπὸ τοῦ λιμπάνω γέγονε διὰ τοῦ ἰῶτα . . . . καὶ Δωριεῖς μὲν ἡ λιμός, Ἀθηναῖοι δὲ ὁ λιμός. ἔδει δὲ διὰ τῆς ει, ἀπὸ γὰρ τοῦ λείπω ἐστί· καὶ ἐπειδὴ ἔνδειαν σημαίνει τῶν ἀναγκαίων, τούτου χάριν ἔνδειαν φωνῆς ἀνεδέξατο, ὥσπερ καὶ χιράδες (αἱ τῶν χειρῶν ῥαγάδες G). τὸ γὰρ ἔχον ῥαγάδας οὐκ ἔστιν ὁλόκληρον, εἰ καὶ ἀπὸ τοῦ χεὶρ ἐγένετο· ὅμως κατὰ τοῦτο διὰ τοῦ ἰῶτα γράφεται.

G 370, 57 und 371, 1. M 566, 4 und 25.

Quelle: Choir. ὀρθ. C A O II, 235, 12 und 276, 33: *Λιμός*, διὰ τοῦ ι γράφεται· καὶ ὤφειλεν διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφεσθαι, ἐπειδὴ παρὰ τὸ λείπω ἐστίν· ὁ γὰρ λιμὸς λεῖψίς ἐστιν τῶν ἐπιτηδείων· ἀλλ' ἡ παράδοσις τὸ ι ἔχει· διὰ δὲ τὸ ἔνδειαν σημαίνειν τινός φημι τῶν ἐπιτηδείων, τούτου χάριν καὶ ἓν δίφωνον ἀνεδέξατο· καὶ ἄλλως, τὸ λιμὸς διὰ τοῦ ι γράφεται ἐξ ἀφορμῆς τοῦ λιμπάνω· τὰ γὰρ διὰ τοῦ ανω εἰ μὲν πλεονάζει τὸ ν, συστέλλουσι τὴν ἀρχήν, οἷον λήθω λανθάνω, μήθω μανθάνω, πήθω πανθάνω, λείπω λιμπάνω· εἰ δὲ μὴ πλεονάζει τὸ ν, φυλάττουσι τὴν ἀρχήν, οἷον λήθω λανθάνω. τὸ δὲ λιμὸς παρὰ τοῖς Ἀθηναίοις ἀρσενικόν ἐστιν, οἷον ὁ λιμός, παρὰ δὲ τοῖς Δωριεῦσιν θηλυκόν, οἷον ἡ λιμός. — *Χιράδες* διὰ

τοῦ ι γράφεται. χιράδες δέ εἰσιν αἱ τῶν χειρῶν ῥαγάδες. καὶ ὤφειλεν διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφεσθαι, ἐπειδὴ παρὰ τὸ χεὶρ γέγονεν. ἀλλ' ἴσως ἀπεβάλετο τὸ ε, ὥσπερ τὸ λείβω λιβάς. κρεῖττον δέ ἐστιν εἰπεῖν, ὅτι συνέπαθεν ἡ φωνὴ τὸ σημαινόμενον. ἐπειδὴ γὰρ τὸ χεῖρας ἔνδειάν τινα σημαίνει (τὰς γὰρ τῶν χειρῶν ῥαγάδας δηλοῖ, ἡ δὲ ῥαγὰς πρὸς τὸ ὁλόκληρον ἔνδειαν ἔχει· τὸ γὰρ ἔχον ῥαγάδας οὐκ ἔστιν ὁλόκληρον) τούτου χάριν καὶ ἔνδειαν φωνήεντος ἀνεδέξατο, φημὶ δὲ τοῦ ε, καὶ τὸ λιμὸς ἀπὸ τοῦ λείπω γενόμενον οὐκ ἐφύλαξε τοῦ λείπω τὴν δίφθογγον. — Cf. Herod. II, 545, 21 und 605, 29. E. M. 812, 3. Choir. *ψ* 27, 24, welche S ausgeschrieben hat.

F. *Λινόν, τὸ ἔριον, ἀπὸ τῆς λειότητος. ἢ ἀπὸ τὸ λεπτὸν ὕφασμα λινὸν ἔλεγον, παρὰ τὸ λίαν νενῆσθαι.*

Fehlt in G. M 566, 36.

S. *Λινός, τὸ ἔριον, ἀπὸ τῆς λειότητος.*

F. *Λιπερνήτης καὶ λιπερνῆτις θηλυκόν· σημαίνει ἡ λέξις τὸν ἐνδεᾶ καὶ πτωχόν, οἷον „οὐδέ μοι πενίη πατρώϊος, οὐδ' ἀπὸ πάππων εἰμὶ λιπερνήτης, βάλε μοι βάλε τὸ τρίτον εἴη“* (Callim. Hecal.). *εἴρηται παρὰ τὸ λείπεσθαι ἐρνέων, ὅ ἐστι φυτῶν. ἢ λιπερνήτας φησὶν Ἀριστόξενος τοὺς ἁλιεῖς καὶ θαλασσίους ἀπὸ τὰ τῆς ἁλὸς διαπιπράσκειν καὶ ζῆν. τινὲς δὲ λιπερνῆτες οἱ λιπόντες τὸ βλάστημα τοῦ ἄνθους τοῦ πλούτου.*

G 371, 28. M 566, 50.

S. *Λιπερνῆτες. Ἀριστόξενος λιπερνήτας φησὶ τοὺς ἁλιεῖς καὶ θαλασσίους ἀπὸ τοῦ τὰ τῆς ἁλὸς διαπιπράσκειν καὶ ζῆν. τινὲς δὲ λιπερνῆτες οἱ λιπόντες τὸ βλάστημα τοῦ ἄνθους τοῦ πλούτου. λέγονται δὲ καὶ ἀλιπερνῆτες.*

Cf. Suidas: *Λιπερνῆτις, ἡ πτωχή, παρὰ τὸ λείπεσθαι ἐρνέων, ὅ ἐστι φυτῶν,* was nach Zonaras II, 1309 aus Herodian stammt.

F. *Λίσπη, ἐκτετριμμένη καὶ λεῖα· οὕτως γὰρ λέγονται οἱ τοιοῦτοι ἀστράγαλοι καὶ οἱ λίσποι τὰ ἰσχία παρὰ τὸ λείπειν αὐτὰ σαρκῶν. δύναται καὶ λέσφοι εἶναι κατὰ τὴν ὀσφύν.*

G 372, 6. M 567, 20.

S. *Λίσφοι, τὰ ἰσχία, οἱ Ἀττικοί, παρὰ τὸ λείπειν αὐτὰ σαρκῶν· δύναται δὲ καὶ λέσφοι εἶναι κατὰ τὴν ὀσφύν.*

Der erste Teil der Glosse in F ist dem schol. zu Arist. ran. 826 entnommen.

F. *Λίταργον κύνα, παρὰ τὶ λίαν ἀργὸν ἢ ταχύν.*

G 371, 56. M 567, 38.

S. *Λίταργον κίνα σημαίνει τὸν ταχύν, παρὰ τὶ λίαν ἀργὸς εἶναι ἤγουν ταχὺς.*

Quelle: Choir. *ὀρθ.* C A O II, 236, 25: *Λίταργον· σημαίνει δὲ τὸν ταχύν· διὰ τοῦ ι γράφεται· παρὰ γὰρ τὸ λίαν ἀργὸν γέγονε ταχύ.*

F. *Λιτός*, ὁ πένης καὶ δημότης, ἢ ἐκ λιτανείας ζῶν, ἢ ὁ ἐπὶ γῆς κοιμώμενος.

G 373, 1. M 567, 40.

S. *Λιτός*, ὁ πένης καὶ δημότης, ἢ ὁ ἐκ λιτανείας ζῶν, ἢ ὁ ἐπὶ γῆς κοιμώμενος· λιτὴ γὰρ ἡ γῆ.

F. *Λίχνος*, παρὰ τὸ λίαν χαίρειν, ὅ ἐστιν ἐπιθυμεῖν.

S. *Λίχνοι*, οἱ πολυπράγμονες καὶ ὀλοφάγοι (G ὀψοφάγοι) ἢ λαίμαργοι παρὰ τὸ λίαν χαίνειν.

G 372, 1. — M 568, 7.

Quelle: *Λίμωδεῖν* — Lex. 626, 21 (C A O II, 386, 22): *Λίχνοι* οἱ πολυπράγμονες καὶ οἱ λείμαργοι (sic!) παρὰ τὸ λίαν χένειν (sic!). C A O II, l. c. fügen noch hinzu: καὶ ὁ ποιητὴς „ἰχανόων φιλότητα ἐϋστεφάνου Κυθερείης". (Od. ϑ 288.)

F. *Λίψ*, σημαίνει καὶ ἄνεμον καὶ τὴν ἧτταν καὶ λιβάδα· ἀμφότερα γὰρ παρὰ τὸ λίβω γέγονεν· τὰ εἰς ψ λήγοντα πᾶσαν δίφθογγον ἀποστρέφονται, κύκλωψ, Αἰθίοψ, αἰγίλιψ, κνίψ, σκνιφὸς γὰρ καὶ κνιπός, νίψ νιβός, ἔστι δὲ ὄνομα κρήνης. οὕτως οὖν καὶ λίψ διὰ τοῦ (ι)· ὁ δὲ ἄνεμος λέγεται, καθὰ λείπει ὁ ἥλιος.

S. *Λίψ*, σημαίνει τὸν ἄνεμον καὶ ἧτταν, ἢ παρὰ τὸ λείπω λείψω, ἢ παρὰ τὸ λείβω λείψω.

G 372, 3. M 568, 13.

Quelle: Choir. ὀρθ. C A O II, 236, 20: *Λίψ*, σημαίνει δὲ καὶ ἄνεμον καὶ τὴν ἧτταν, παρὰ τὸ λείπω λείψω, ἢ παρὰ τὸ λείβω λείψω, διὰ τοῦ ι δέ· τὰ γὰρ εἰς ψ λήγοντα πᾶσαν δίφθογγον ἀποστρέφονται. Die Beispiele stehen 218, 18 unter *θρίψ*, wo der Kanon wiederkehrt. S hat ihn in veränderter Form unter *σκνίπες* und *στίξ* aus Herodian II, 432, 32 (Choir. ψ 174, 1. — C A O I, 391, 5).

F. *Λοιγόν*, ὁ ὄλεθρος, παρὰ τὸ λοιμὸς καὶ λοιγός.

S. *Λοιγός*, ὁ ὄλεθρος, παρὰ τὸ λείπω λειπὸς (λοιπὸς G) καὶ λοιγός· λεῖψιν γὰρ τῶν ἀνθρώπων ἐργάζεται.

G 372, 62. M 568, 20.

Quelle: C A O I, 261, 17: *Λοιγός*, παρὰ τὸ λείπω λοιπὸς καὶ λοιγός· λεῖψιν γὰρ τῶν ἀνθρώπων ἐργάζεται.

F. *Λουτρά*, τὰ εἰς λύσιν ἄγοντα τῆς ἀκαθαρσίας· καὶ γὰρ λῦμα καλεῖται ὁ ῥύπος. „λύματα πάντα κάθηραν." (Il. Ξ 171.)

S. *Λουτρά*, τὰ εἰς λύσιν ἄγοντα τῆς ἀκαθαρσίας· καὶ γὰρ λῦμα καλεῖται (ὁ) ῥύπος. „λύματα πάντα κάθηραν". (Il. Ξ 171.)

G 373, 25. M 568, 52.

F. *Λογεῖον*, σημαίνει δὲ εἶδος κρατῆρος καὶ τὸν τόπον τοῦ θεάτρου. ὥσπερ γὰρ ἀπὸ τοῦ αἰδῶ γίνεται αἰδεῖον, κείρω κουρεῖον, σκάφω σκαφεῖον, γράφω γραφεῖον,

G 372, 23. *Λογεῖον*, σημαίνει δὲ εἶδος κρατῆρος καὶ τὸν τόπον τοῦ θεάτρου. ὥσπερ γὰρ ἀπὸ τοῦ αἰδῶ αἰδοῖον, κείρα κειρεῖον, σκάφη σκαφεῖον, γραφὴ γραφεῖον,

οὕτω καὶ ἀπὸ τοῦ λέγω λογεῖον· διὰ τῆς ει διφθόγγου.	*οὕτω καὶ ἀπὸ τοῦ λέγω λεγεῖον· διὰ διφθόγγου· καὶ γὰρ τὰ ἀπὸ τῶν εἰς ῶ ῥημάτων διὰ τοῦ ειον παραγόμενα καὶ προπερισπᾶται καὶ διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφεται. αἰδῶ αἰδοῖον, ἀγγεῖον ἐκ τοῦ ἄγω, οὕτως οὖν καὶ λέγω λογεῖον.*

S hat nur: *Λογεῖον· διὰ τῆς ει. σημαίνει εἶδος κρατῆρος· σημαίνει καὶ τὸν τόπον τοῦ θεάτρου. καὶ γίνεται παρὰ τὸ λέγω λογεῖον.* — M 569, 25.

Quelle: Choir. *ὀρθ.* CAO II, 237, 9: *Λογεῖον. σημαίνει δὲ εἶδος κρατῆρος· σημαίνει δὲ καὶ τὸν τόπον τοῦ θεάτρου, διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφεται· τὰ γὰρ ἀπὸ τῶν εἰς ῶ ῥημάτων διὰ τοῦ ειον γινόμενα καὶ προπερισπᾶται καὶ διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφεται. ᾄδω ᾠδεῖον, κείρω κουρεῖον, σκάπτω σκαφεῖον, ἄγω ἀγγεῖον, οὕτως καὶ λέγω λογεῖον.*

F. *Λογγών· ἐν Συρακούσαις λιμένες εἰσὶ διττοί. λογγῶνες καλοῦνται οἱ ἐπὶ τῶν λιμένων τρητοὶ λίθοι, οὓς τρυπῶσιν, ἵν' ἐξαρτῶσιν ἐξ αὐτῶν τὰ σχοινία τῶν νεῶν· τοὺς δὲ τοιούτους λίθους καὶ λογγάσια ἔλεγον.*	G 372, 18. *Λογγῶνες· ἐν Συρακούσαις λιμένες εἰσὶ διττοί· λογγῶνες δὲ καλοῦνται οἱ ἐπὶ τῶν λιμένων τρητοὶ λίθοι, οὓς τρυποῦσιν, ἵν' ἐξαρτῶσιν ἐξ αὐταῖς τὰ σχοινία τῶν νεῶν· τοὺς δὲ τοιούτους λίθους καὶ λογγάσια ἔλεγον.*

Fehlt in S. M 569, 41.

F. *Λόχος, ἡ ἔνεδρα, ἤτοι ἀπὸ τοῦ τοὺς ἐπιλέκτους εἰς τοῦτο εὐθετεῖν, ἢ ἀπὸ τοῦ λέξασθαι· καὶ γὰρ οἱ τοιοῦτοι ἐπίλεκτοι διεκρίνοντο εἰς τὰς ἐνέδρας. ἢ ὡς εἰς λέχος ἔχειν ἀνακλιμένους, ἵνα ἀθεώρητοι ὦσιν. „ὣς ἄρα φωνήσαντες πάρεξ ὁδοῦ ἐν νεκύεσσι Κλινθήτην“.* (Il. *K* 350.)	S. *Λόχος, ἡ ἔνεδρα, ἤτοι ἀπὸ τοῦ τοὺς ἐπιλέκτους εἰς τοῦτο εὐθετεῖν, ἢ ἀπὸ τοῦ λέξασθαι, ὃ πολλὰ σημαίνει, καὶ ἀριθμηθῆναι καὶ καθευδῆσαι καὶ ἐπιλέκτους εἶναι· ὧν ἓν καὶ τὸ διαλέξασθαι, ὅτι οἱ τοιοῦτοι ἐπίλεκτοι διεκρίνοντο εἰς τὰς ἐνέδρας, „εἰ γὰρ νῦν παρὰ νηυσὶ λεγώμεθα πάντες ἄριστοι Εἲς λόχον“* (Il. *N* 276). *ἢ ὡς λέχεις ἔχειν ἀνακλινομένους (ἀνακρινομένους* G), *ἵνα ἀθεώρητοι ὦσι. „ὣς ἄρα φωνήσαντες πάρεξ ὁδοῦ ἐν νεκύεσσι Κλινθήτην“.* (Il. *K* 350)

G 374, 6. M 570, 17.

Quelle: CAO I, 266, 24: *Λόχος, ἡ ἔνεδρα, ἢ ἀπὸ τοῦ τοὺς ἐπιλέκτους εὐθετεῖν εἰς τοῦτο, ἢ ἀπὸ τοῦ λέξασθαι, ὃ πολλὰ σημαίνει, καὶ ἀριθμηθῆναι καὶ καθευδῆσαι καὶ ἐπιλέκτους εἶναι· ὧν ἓν καὶ τὸ διαλέξασθαι, ὅτι οἱ τοιοῦτοι ἐπίλεκτοι διεκρίνοντο εἰς τὰς ἐνέδρας, „εἰ γὰρ νῦν παρὰ ναυσὶ λεγοίμεθα πάντες ἄριστοι Εἲς λόχον“* (Il. *N* 276). *ἢ ὡς εἰς λέχος ἔχειν ἀνακρινομένους, ἵνα ἀθεώρητοι ὦσιν. „ὣς ἄρα φωνήσαντε παρὲξ ὁδοῦ ἐν νεκύεσσι Κλινθήτην.“* (Il. *K* 350.)

F. *Λώβη*, λαόβη, ἡ ἐπὶ κακῷ περιβόητος· ἢ ἀπὸ τοῦ λοβός, ὃ σημαίνει τὰ ἄκρα τῶν ὠτίων. „εὐτρίτοισι λοβοῖσιν" (Ξ 182) ἀπὸ μεταφορᾶς τῶν ἠκρωτηριασμένων· οἱ γὰρ παλαιοὶ τοὺς ἔν τινι ἀτοπήματι ἁλόντας ἐνυβρίζοντες τὰ ἄκρα τῶν ὤτων ἀπέτεμνον· ἢ ἀπὸ τοῦ λαβή, ὃ σημαίνει τὸ ξίφος ἢ τὴν βλάβην, λώβη.

S. *Λωβήσαιο*, ῥῆμα εὐκτικόν, μέσου ἀορίστου πρώτου παθητικοῦ, παρὰ τὸ λωβῶ, πρώτης συζυγίας τῶν περισπωμένων, ἐκ τοῦ λοβός· τοῦτο ἀπὸ μεταφορᾶς τῶν ἠκρωτηριασμένων, ἐπειδὴ οἱ παλαιοὶ τοὺς ἔν τινι ἀτοπήματι ἁλόντας ἐνυβρίζοντες τὰ ἄκρα τῶν ὤτων ἀπέτεμνον, ὡς καὶ ὁ ποιητὴς πρὸς τὸν Ἶρον· καὶ ταῦτα ὁ Ὠρίων· ὁ δὲ Ἡρωδιανὸς λέγει, ὅτι ἐκ τοῦ λαβή ἐστιν, ὃ σημαίνει τὸ ξίφος· καὶ ἐξ αὐτοῦ γίνεται λαβὴ καὶ τὸ ᾱ τρέπει εἰς ω̄, ὡς ἐμάθομεν φάρος φαριαμὸς καὶ φωριαμός· καὶ γίνεται λώβη καὶ βαρύνεται κ. τ. λ.

Die erste Erklärung von F hat S als eigene Glosse. G 375,25. M 570,33.

Quelle: C A O I, 257, 9: *Λωβήσαιο*, ῥῆμα εὐκτικὸν μέσου ἀορίστου α', λωβῶ ἐκ τοῦ λοβός· τοῦτο ἀπὸ μεταφορᾶς τῶν ἠκρωτηριασμένων, ἐπειδὴ οἱ παλαιοὶ τοὺς ἔν τινι ἀτοπήματι ἁλόντας ἐνυβρίζοντες τὰ ἄκρα τῶν ὤτων ἀπέτεμον, ὡς καὶ ὁ ποιητὴς πρὸς τὸν Ἶρον· καὶ ταῦτα ὁ Ὠρίων· ὁ δὲ Ἡρωδιανὸς λέγει, ὅτι ἐκ τοῦ λαβή ἐστιν, ὃ σημαίνει τὸ ξίφος· ἐξ αὐτοῦ γίνεται λαβὴ καὶ τὸ ᾱ τρέπεται εἰς ω̄, ὡς φάρος φαριαμὸς καὶ φωριαμός. καὶ γίνεται λώβη καὶ βαρίνεται κ. τ. λ.

F. *Λῶπος*, τὸ ἱμάτιον· ἀναλογεῖ γὰρ τῇ λωπίᾳ, τῷ δέρματι.

S. *Λῶπος*, τὸ ἱμάτιον (τοῦ νεκροῦ G)· ἀναλογεῖ γὰρ τῇ λωπίᾳ, τῷ δέρματι.

G 376, 16. M 571, 1. Suidas (Photius): *Λῶπος*· ἱμάτιον.

F. *Λυγός*, σημαίνει τὸ σκότος οὐδετέρως, ἀπὸ τοῦ λύειν τὴν αὐγήν· καὶ τὸ κατακρύπτεσθαι ὑπολυγίζεσθαι λέγουσι. σημαίνει καὶ φυτόν, ὡς ἐν τῷ μ̄ στοιχείῳ εἰσόμεθα.

S. *Λύγος*, τὸ σκότος, οὐδέτερον, ἀπὸ τοῦ λύειν τὴν αὐγήν· καὶ τὸ κατακρύπτεσθαι ὑπολυγίζεσθαι λέγεται.

G 374, 14. M 571, 23.

F. *Λύκειον*, ἔστιν τόπος Θετταλίας, ἔνθα λύκος ἐπιὼν τοῖς Πηλέως βουσὶν ἀπελιθώθη· γράφεται δὲ διὰ διφθόγγου τῷ λόγῳ τοῦ Λάγειον.

S. *Λύκειον*, ἔστι δὲ τόπος Θετταλίας, ἔνθα λύκος ἐπιὼν τοῖς τοῦ Πηλέως βουσὶν ἀπελιθώθη· γράφεται δὲ διὰ τῆς ει· τὰ γὰρ διὰ τοῦ ειον τρισύλλαβα ἰδιάζοντα προπαροξύτονα διὰ τῆς ει γράφονται, οἷον Λαύρειον, ἔστι δὲ τόπος τῆς Ἀττικῆς ποιῶν μέταλλα, Λά-

γειον, οὕτω δὲ λέγεται τὸ ἱπποδρόμιον Ἀλεξανδρείας ἀπὸ Λαγοῦ τινος, Χλόνειον (Χλούνειον G) καὶ αὐτὸ τόπος λεγόμενος ἐν Αἰτωλίᾳ, ἔνθα ὁ Χλοῦνος (Χλούνης G) διέτριβεν· οὕτω οὖν καὶ Λύκειον.

G 374, 59. M 571, 33.

Quelle: Choir. ὀρθ. C A O II, 237, 24. 20. 26. *Λύκειον*, ἔστιν δὲ τόπος τῆς Θετταλίας, ἔνθα λίκος (sic) ἐπιὼν τοῖς τοῦ Πηλέως βουσὶν ἀπελιθώθη. *Λαύρειον*, ἔστιν δὲ τόπος τῆς Ἀττικῆς ποιῶν μέταλλον, διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφεται· τὰ γὰρ διὰ τοῦ ειον τρισύλλαβα ἰδιάζοντα καὶ προπαροξύνονται καὶ διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφεται. *Λάγειον*, οὕτως δὲ λέγεται τὸ ἱπποδρόμιον Ἀλεξανδρείας ἀπὸ Λάγου τινός· διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφεται τῷ λόγῳ τοῦ Λαύρειον.

F. *Λυκόφως*, τινὲς λυκόφως τὸ σκοτεινόν, λυγαῖον γὰρ τὸ σκοτεινόν· ὁ δὲ λυγαῖον οἷον διαλελυμένον φάος ἢ αὐγὴ διαλυθεῖσα· ἢ λυκόφως λέγεται τὸ μετέχον σκότους καὶ φωτός· ἀπὸ μεταφορᾶς τῶν τριχῶν τῶν λύκων, αἵτινες τὸ μὲν κάτω μέρος τῷ πρώτῳ δέρματι τὸ λευκὸν ἔχουσιν, τὸ δὲ ἄνω τὸ μέλαν.

G 374, 16. M 571, 35.

S. *Λυκόφως*, τινὲς λυκόφως τὸ σκοτεινόν, λυγαῖον γὰρ εὐ σκοτεινίν, οἷον διαλυόμενον φάος ἢ αὐγὴ διαλυθεῖσα. τινὲς δὲ ἀπὸ τῶν ἀλόγων ζώων τῶν λύκων.

Das Folgende stammt aus einer anderen Quelle.

F. *Λύχνος*, λέγεται καὶ ἀρσενικῶς καὶ οὐδετέρως· γίνεται δὲ παρὰ τὸ λύειν τὸ νύχος, λυόνυχος καὶ λύχνος.

G 375, 12. M 572, 19.

S. *Λύχνος*, παρὰ τὸ λύειν τὸ νύχος, τουτέστι τὸ σκότος.

Quelle: Orion 94, 15: *Λύχνος*, ὁ λύων τὸ νύχος, τουτέστι τὸ σκότος. οὕτως *Ἀριστόνικος* ἐν τῷ περὶ *σημείων* τοῦ *Ὁμήρου*. (Vgl. Choir. ψ 128, 29 und C A O II, 387, 26.)

F. *Λιβύη*· χώρα, ὡς ἐλλιπῆς ὑετῶν.

G 369, 40. Fehlt in M.

S. *Λιβύη*, ἡ χώρα, ὡς ἐλλειπῆς ὑετῶν.

F. *Λιαίνω*, ἀπὸ τοῦ λῶ λιλῶ καὶ λιλαίω, ὡς κερῶ κεραίω.

S. *Λιλαίω*, γίνεται ἐκ τοῦ λιλῶ· καὶ ὥσπερ γίνεται ἐκ τοῦ κερῶ κεραίω, *περῶ περαίω*, οὕτω καὶ λιλῶ λιλαίω κατὰ παραγωγήν· τὸ λιλῶ ἐκ τοῦ *λῶ τὸ θέλω κατ' ἀναδιπλασιασμόν*. *τὸ λαι δίφθογγος· τὰ εἰς ω λήγοντα ῥήματα, μὴ ἐπιδεχόμενα συναίρεσιν ἐπὶ δευτέρου καὶ τρίτου προσώπου, διὰ τῆς αι διφθόγγου γράφεται, οἷον παίω καὶ τὰ ὅμοια.*

G 370, 36. — Fehlt in M.

Quelle: C A O I, 259, 5: *Λιλαίω· γίνεται ἐκ τοῦ λιλῶ· καὶ ὥσπερ γίνεται ἐκ τοῦ κερῶ κεραίω καὶ περῶ περαίω, οὕτως καὶ λιλῶ λιλαίω κατὰ παραγωγήν· τὸ λιλῶ ἐκ τοῦ λῶ τὸ θέλω κατὰ ἀναδιπλασιασμὸν λιλῶ· τὸ λαι δίφθογγος διατί; τὰ εἰς ω λήγοντα ῥήματα, μὴ ἐπιδεχόμενα συναίρεσιν ἐπὶ δευτέρου καὶ τρίτου προσώπου, διὰ τῆς αι διφθόγγου γράφεται, οἷον παλαίω, λιλαίω.*

F. *Λώϊον, κρεῖσσον, β (ἔλτιον) τὶ* (sic! hinter *β* sind einige Buchstaben unleserlich geworden). *τὰ εἰς ων καθαρὰ δισύλλαβα συγκριτικὰ διφθόγγῳ παραλήγονται, πλεῖον, μεῖον, ῥᾶιον, λῶιον· καὶ τὰ μὲν β' ἐκφωνοῦσι τὸ ι, πλείων, μείων, τὰ δὲ β' οὔ, ῥάιων, λῶιον· γίνεται δὲ παρὰ τὸ λῶ τὸ θέλω· ὃ γὰρ νοεῖ τις ἑαυτῷ συμφέρον, τοῦτο καὶ θέλει.*

S. *Λώϊον· δεῖ γινώσκειν, ὅτι τὰ εἰς ον* (l. *ων*) *καθαρὸν δισύλλαβα συγκριτικὰ διφθόγγῳ θέλουσι παραλήγεσθαι· τέσσαρα δέ εἰσι ταῦτα· καὶ τὰ μὲν δύο ἐκφωνεῖ τὸ ι, οἷον πλείων, μείων, τὰ δὲ δύο ἀνεκφώνητον αὐτὸ ἔχουσιν, οἷον λῶιον, ῥᾶιον· τὸ δὲ λῶιον γίνεται ἀπὸ τοῦ λῶ τοῦ σημαίνοντος τὸ θέλω· ὃ γὰρ νοεῖ (τις ἑαυτῷ συμφέρον, τοῦτο καὶ θέλει). τὸ δὲ μείων ἀπὸ τοῦ μῆκος ἢ ἀπὸ τῆς μιᾶς· τῆς γὰρ μιᾶς οὐδέν ἐστιν ἐλαττότερον· ἢ ἀπὸ τοῦ μέρους μερείων καὶ κατὰ συγκοπὴν τοῦ ε καὶ ι εἰς τὴν ει δίφθογγον, γέγονε μείων· καὶ τὸ πλείων ἀπὸ τοῦ πόλος* (l. *πολλὸς*) *πολλείων καὶ κατὰ συγκοπὴν πλείων.*

Fehlt in G M.

Quelle: C A O III, 342, 10: *Λώϊον· τὰ εἰς ων συγκριτικὰ καθαρὰ τρισύλλαβα διφθόγγῳ θέλει παραλίγεσθαι. δ' εἰσὶ ταῦτα· καὶ τὰ δύο ἐκφωνοῦσι τὸ ι, οἷον πλείων, μείων, τὰ δὲ δύο ἀνεκφώνητον αὐτὸ ἔχουσιν, οἷον λῷον, ῥᾷον· τὸ δὲ λῷον γέγονεν ἀπὸ τοῦ λῶ τὸ θέλω· ὃ γὰρ νοεῖ τις ἑαυτοῦ συμφέρον, τοῦτο καὶ θέλει. καὶ τὸ μὲν μεῖον γέγονεν ἀπὸ τοῦ μῆκος ἢ ἀπὸ τῆς μιᾶς· τῆς γὰρ μιᾶς οὐδέν ἐστιν ἐλαττότερον. ἢ ἀπὸ τοῦ μέρος, μέριον καὶ κατὰ συγκοπὴν τοῦ ρ καὶ συναιρέσει τοῦ ε καὶ ι εἰς τὴν ει δίφθογγον μείων· τὸ δὲ πλείων ἀπὸ τοῦ πολλὸς πολλίων καὶ ἐν συγκοπῇ πλείων.* Ebenso C A O I, 266, 14.

Nach diesen Darlegungen habe ich wohl nicht mehr nötig, noch auf die heftigen Angriffe einzugehen, welche Reitzenstein in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1895 Nr. 25—27 gegen mich gerichtet hat, ganz abgesehen davon, dass der Ton, in welchem sie gehalten sind, und die Insinuationen, die mir darin gemacht werden, mir dies verbieten.

Die charakteristischen Unterschiede zwischen dem plattdeutschen und hochdeutschen Dialekt in den Lauten und der Formenbildung der Substantiva.

Von

Ludwig Fischer, Königsberg i. Pr., früher in Quednau.

Wenn ich hier von dem Plattdeutschen spreche, so ist durchweg das Samländische gemeint, welches zwar mit mehr oder weniger Abweichungen und mit Ausnahme des Ober- und Ermlandes in ganz Ostpreussen gesprochen wird, aber im eigentlichen Samlande, dem vom kurischen Haff, der Deime, dem Pregel und der Ostsee begrenzten Gebiete, mit Ausschluss der Stadt Königsberg, am ausgeprägtesten und reinsten sich erhalten hat und mir speciell vollkommen bekannt ist.

I. Die Laute.

§ 1. Die reinen Vokale.

a, i, o, u werden wie im Hochdeutschen teils kurz, teils gedehnt gesprochen: Band, Wand, schârp (scharf), Fårkhel (Ferkel), Tint (Dinte), Hinghst, Pîkh, fîf (fünf), Polsta, Popp, Pôs', Prôw (Probe), Hund, bunt, Dûme (Daumen), Dûnkhes (Daunen); e allzeit nur kurz: Ella (Erle), Henn, wenn.

Abweichend vom Hochdeutschen sind folgende Vokale: å, der dem Samländer insbesondere eigentümliche dunkele Vokal, der stets gedehnt mit einer Mundöffnung zwischen a und o gesprochen wird: Dråg (Trage), Låg (Lage); ê ähnlich wie eh in sehen: Sêw (Sieb), Mêkhe (Mädchen), Khêkhe (Köchin), jêl (gelb); ä, kurz und gedehnt, ist ein selbständiger e-Laut: Mälkh (Milch), Mâl (Mühle); ö, kurz und gedehnt, ist gleichfalls ein selbständiger e-Laut: dröckhe (drücken), öckh ich, plôge (pflügen), sôje (säen); oă gleich dem französischen oi zu sprechen: Moăss (Moos), Loăff (Lob), Hoăff (Hof), bloădd (blutete).

§ 2. Die Umlaute.

Die plattdeutschen Umlaute sind ä, å, ö, ê, î, i, während das hochdeutsche ü im Plattdeutschen fehlt.

1. ä ist der Umlaut für a in etwa 40 Wörtern mit ihren Zusammensetzungen: Amt Ämta, Angst Änghste, Balch Bälja, Band Bängh, Blatt Bläda, Brand Brängh, Dack Dâkha, Fack Fâkha, Glass Jlâsa, Gang Jängh, Gans Jäns', Gast Jäst, Jehalt Jehälta, Graff Jrâwa (Grab), Grass Jrâsa, Halm Hälma, Hals Hälsa, Hand Hängh, Kalf Khälwa, Kamm Khämm, Kamf Khämfe, Kranz Khräns', Lamm Lämma, Land Lända, Mann Männa, Platz Plätza, Rad Râda, Rand Rända, Sack Säckh, Schlach Schlâj, Schwanz Schwäns', Schtadt Schtâda, Schtall Schtäll, Schtamm Schtämm, Schtand Schtänd', Ömhang Ömhängh, Unghasatz Unghasätz, Wand Wängh, Tåfall Tåfälle; für å in etwa 8 Wörtern: Denkhmål Denkhmâla, Fådem Fâdem, Mågd Mâgd', Någel Nâjel, Schpetål Schpetâla, Tål Tâla, Vågel Vâjel, Zågel Zâgel; für oă in etwa 15 Wörtern: Betoăch Betâj (Bezug), Doăchta Dächta, Foăss Fäss, Hoăff Hâw (Hof), Kloătz Khlätz, Koăpp Khäpp, Koărf Khärw' (Korb), Kroăpp Khräpp (Kropf), Loăch Lächa, Roăck Räckh, Schloătt Schlâd' (Schloss zum Verschliessen), Schtoăck Schtäckha, Toăpp Täpp, Troăch Trâj (Trog), Woărm Wärm; für ö in wenigen Wörtern: Schöpp Schâp (Schiff), Jlött Jlâda (Glied). 2. å ist Umlaut für a in wenigen Wörtern: Dach Dåg' (Tag), Schwatt Schwâd' (Schwad). 3. ö ist Umlaut für å in Kå Khôj (Kuh); für o in Bock Böckh; für ô in etwa 20 Wörtern (ö wird in denselben gedehnt gesprochen): Bôk Bôkha, Bôm Bôm, Brôda Brôda, Dôk Dôkha (Tuch, Tücher) — dagegen Dôk Dôke (Tuch Tuche) —, Drôm Drôm, Fôt Fôt, Gôt Jôda, Hôt Hôd' (Hut), Klôsta Khlôsta, Knôp Khnôp, Krôch Khrôj (Krug), Sôm Sôm (Saum), Schôt Schôda (Schoss), Schpôn Schpôna, Schtôl Schtôl, Tôm Tôm (Zaum), Wôat (das hochdeutsche r in a verwandelt) Wôad', Wôld Wölla (Wald); für oă in 2 Wörtern: Froăst Fröst (Frost), Voălkh Völkha; für e in Henn Hôna; für kurz u in 2 Wörtern: Gruss, Jrösse (Gruss), Wunsch Wönsche. 4. ê ist der Umlaut für e in 2 Wörtern: Brett Brêda, Wech Wêj; für ö in 2 Wörtern: Schmött Schmêd' (Schmied), Schnött Schnêd (Brodschnitt). 5. î ist der Umlaut für û in 10 Wörtern: Dûss Dîsa (Daus), Hûss Hîsa, Kûl Khîla (Kaule), Krût Khrîta, Lûss Lîs' (Laus), Mûl Mîla (Maul, Mund), Mûss Mîs (Maus), Schtrûk Schtrîkha (Strauch), Schtrûss Schtrîsa (Strauss), Tûn Tîn (Zaun). 6. i ist der Umlaut für u in 3 Wörtern: Grund Jrind', Pungel Pinghla (Bündel), Schpruch Sprich.

§ 3. Die Diphthonge.

au und ei. 1. au ist im Plattdeutschen ein wenig beliebter Laut. Er kommt nur vor in 12 Substantiven: Dau (Tau), Fau (Pfau), Gaukelschpöll, Gauna, Gaunarî, Haub' (Haube, lieber Hûw), Haupt (im Sinne von Hauptsache), Haua (Mäher und Eberzahn), Knausa, Knausarî, Pauk; in 5 Adjektiven: jenau, grau, grausâm, knausarich, lauwarm; in 18 Verben: behaupte, beschnauze, draue (drohen), klaue, knausare, lausche, haue, maue (miauen), mauschele, pauke, raue (ruhen),

schwaukse (mit einem Ruck übergiessen), schtaue, schtaune, taue (das dünne Eis durch stampfendes Laufen zum Zerbrechen bringen), daue (auftauen), vadaue, zaudare.

2. Das hochdeutsche ei geht im Anlaut meistens in ö, in den Wörtern Eis und Eisen, Iss, Isa, sowie in der Endsilbe rei immer in î über; unverändert bleibt es in Ei, den Endsilben -heit und -keit und in folgenden Wörtern: Arbeit, Arbeida, Jeifa, Jeissel (Peitschenband), Jeist (= Gespenst), Jekeif, Jeleid, Jleis, Jeschmeiss, Jreiss, Remei (= Kamille), Khreiss, Leichtsönn, Leiamann, Leiwend (Leinwand), Meista, Peinija, Polezei, Reif (Reifen), Reis', Reita, Schleia, Schmeichla. Seil im Sinne von Strick), Weid', Weite (Weizen), Zweifel, arbeitsăm, jeistlich (= bleich), jescheit, schmeidich, leicht, neidisch, peinlich, rein, seimich-arbeide, beize, bejleide, beleidije, taleichtare, feilsche, heirâte, jeifare, jleische (= glänzen), kheifele, leiare, reinije, reise reize, schmeichele, schreide (schreiten), vaheimliche, weide. Ausserdem kommt ei noch vor in folgenden Wörtern, die im Hochdeutschen nicht mit ei geschrieben werden: Eid (Egge), Freilein, Freid', Jreiel (Greuel), Heibôkh (= Buche), Heichla, Kheisa, Kheichhost, Khreiz (Kreuz und Treffle im Kartenspiel), Meisch, Meledei, Mei (Mai), Seifza, Schteia (Steuer), Schtrei (Streu), Teischarî (Täuschung), Zeij (Zeuge), freidich, jreidich (= schlank), heifich, heisslich (häusslich), preisch (preussisch), weinich (wenig), bereie (bereuen), heichele, kadreiare (ungewaschenes Zeug reden), khreizije, puścheie (= herzen und streicheln), schtreie, schteiare, teische, zeije (zeugen). Die Diphthonge ai, eu, äu fehlen im Plattdeutschen gänzlich.

§ 4. Die Konsonanten.

Im Anlaut sind die Konsonanten meistens dieselben wie im Hochdeutschen. Es verwandelt sich jedoch häufig g in j: jesund (gesund), Jârscht (Gerste). K wird oft mit dem Hintergaumen, wie z. B. Kenînkhe (Kaninchen), oft mit dem Vordergaumen, wie z. B. Khärsche (Kirschen), gesprochen. Im letzteren Falle muss der K-Laut Kh geschrieben werden; Pf lautet plattdeutsch teils als P, teils als F: Proåpp (Propfen), Pêad (Pferd), Pål (Pfahl), Pann (Pfanne), Fiff, Fau, Fenning; Q wird als Kw und Khw unterschieden: Kwål (Qual), Khwêkh (Queke); sp und st werden im Anlaut schp und scht gesprochen: Schpôlke (Spulchen), schtomm. Der im Hochdeutschen fehlende Konsonant śch wird gesprochen wie ge in genieren: jehoăśchåm (gehorsam), śchabbare (= plappern); t geht oft über in d: dråwe (traben), drinkhe (trinken); z in t: Tung (Zunge), Tûn (Zaun), Tôm (Zaum). Aus der vielfachen Umwandelung, welche die hochdeutschen Laute im In- und Auslaut des Plattdeutschen erfahren, sei hier nur angeführt, dass der Konsonant sch ein ausserordentlich beliebter, und r ein sehr verhasster Konsonant ist; darum wird s gern in sch — Worscht (Wurst), Bärscht (Bürste) — und r im Auslaut immer in a verwandelt: Föscha (Fischer), Rådmåka (Radmacher), fa (für), va (vor); es wird nur in den Wörtern beibehalten, welche im Hochdeutschen ein Doppel-r haben: Herr, Når; im Inlaut wird r gleichfalls zum a, wo es ohne Zerstörung des Wortes selbst irgend möglich ist: Pêad, Wêat

(Wirt), Gåade; dagegen wird r beibehalten, wo ohne dasselbe das Wort selbst zerstört werden würde: Lêara, Förschta, Worscht, Bärscht; r wird immer beibehalten, wenn es der zweite Laut des Wortes ist: grôt, jrôta und jrätta (grösser), grunse, Grand, krank. Ein kurzes a wird eingeschoben in allen Verben, welche sich im Hochdeutschen auf ern, im Plattdeutschen auf re endigen: ackare, wanghare, bêtare; dagegen ein kurzes e in den Verben, welche sich im Hochdeutschen auf -eln, im Plattdeutschen auf -le endigen: hanghele, mangele.

Alles weitere über die Verwandelung jedes Lautes vergl. in dem von mir herausgegebenen Buch: Grammatik und Wortschatz der Plattdeutschen Mundart im Preussischen Samlande von C. L. Fischer, Pfarrer in Quednau. Halle a. S. Verlag des Waisenhauses 1896. 260 S. 3,60 M.

An der beliebten Verwandelung der Laute ersieht man im allgemeinen, dass das Plattdeutsche die weichern Wortformen den härteren vorzieht und das Zusammentreffen harter Konsonanten vermeidet. Darüber sagt Prof. Dr. Lehmann in seiner Abhandlung „Über die Volksmundarten der Provinz Preussen," herausgegeben in den Preussischen Provinzialblättern, Jahrgang 1842: „Das Plattdeutsche hat etwas Gemütliches an sich, es ist weit ansprechender, leichter und geschmeidiger als das Oberdeutsche und bei seinem Reichtum und seiner Fülle von Vokalen wie bei seinem Mangel an scharfschneidenden Konsonanten-Verbindungen überhaupt in mannigfacher Beziehung wohlklingender als das Hochdeutsche."

II. Die Wortformen.

§ 5. Die Artikel.

De und dat sind die bestimmten, e der unbestimmte Artikel. De ist der Artikel für das Mascul. und Fem., dat für das Neutr. Der Plur. von de heisst auch de. Das Neutrum ist indeklinabel und hat keinen Plur. — Der unbestimmte Artikel e gehört nur dem Mascul. und Fem. Sing. an, während der Plur. ohne Artikel gesprochen wird wie im Hochdeutschen. Dic Artikel werden in allen Formen ganz kurz gesprochen.

§ 6. Die Nomina Substantiva.

1. Genus.

Masculina sind: a. alle Subst., die das natürliche männliche Geschlecht bezeichnen; b. alle, welche das natürliche weibliche Geschlecht nicht haben, obwohl sie im Hochdeutschen als weibliche gebraucht werden, z. B. Arbeit, Bicht (die Beichte), Fârw' (die Farbe und die Färberei); c. alle, welche im Hochdeutschen dem sächlichen Geschlecht zugezählt werden, z. B. Bedd (Bett), Ding, Föld, Fìa (das Feuer und die Feier), Khind. Kurz gesagt: männlich sind die Namen der Männer, Völker, Flüsse, Monate, Gewächse und überhaupt aller Sachen. Feminina sind nur die Namen aller Menschen und Tiere, die das natürliche weibliche Geschlecht haben, z. B. Frû, Mågd, Khêkhe, Wif, Henn, Kobbel, Kå.

Durch die Anhängung der Endsilbe -sche, hochdeutsch -in, wird die Bezeichnung des Mannes nach Name, Stand, Beruf, Handwerk, Beschäftigung die Bezeichnung der betreffenden Ehefrau oder Witwe oder einer weiblichen Person, die den Stand, den Beruf, das Handwerk, die Beschäftigung eines Mannes inne hat oder ausübt, z. B. Föschasche (Frau des Fischer oder auch die Fischerfrau), Lêarasche (Frau des Lehrers, die nicht selbst lehrt, oder eine weibliche Person, die das Amt eines Lehrers ausübt). Heisst der Mann Schneida, hochdeutsch Schneider, so heisst seine Frau Schneidasche, ist der Mann ein Schneider, so wird seine Frau Schnîdasche genannt; heisst der Mann Schmött, hochdeutsch Schmidt, Schmitt, so heisst seine Frau Schmöttsche, ist er ein Schmied, so wird seine Frau Schmêdsche von Schmêd' (Schmiede) genannt. Zur Bezeichnung hochstehender Damen wird die Endung -in statt -sche gebraucht, z. B. Khönejin, Kheisarin. Die Communia, welche Personen beiderlei Geschlechts bezeichnen, werden zum Zweck der Unterscheidung des Geschlechts mit hê (er), sê (sie) verbunden, z. B. hê (sê) ös mîn Zeig (er, (sie) ist mein Zeuge), hê (sê) wôa mîn Gast. — Unter den Gattungsnamen der Haustiere, welche im Plattdeutschen alle männlich sind, giebt es als Ausnahmen sieben weibliche: Dûw (Taube), Ent, Gans, Kurr (= Pute), Katt, Zâj (Ziege) und der Plur. Hôna (Hühner). Die betreffenden männlichen Tiere haben besondere Bezeichnungen: Diffa und Diffat, Wâat, Ganta, Kurrhân, Kâta, Zâgebock, während Hôna in Henn und Hân unterschieden werden. Unter den Gattungsnamen der Haustiere, welche im Hochdeutschen sächlich sind: Pêad, Rind oder Rindvê oder kurzweg Vê, Schâp und Schwîn, welche das plattdeutsche Volk am meisten interessieren, werden für die verschiedenen Geschlechter und Altersstufen besondere Bezeichnungen gebraucht; bei Pêad: Hinghst, Wallach, Kobbel, Hinghstfälle, Kobbelfälle; bei Rind (Rindvê, Vê): Boll, Oäss, Bolloäss (ein in seinem spätern Leben kastrierter Bull), Kâ, Schtârkh (Färse), Bollkalf, Khîsskalf (Kuhkalb); bei Schâp: Bock, Schâps (kastrierter Bock), Muttaschâp oder kurzweg Schâp (in diesem Sinne wird Schâp weiblich gebraucht), Bocklamm, Schâplamm (weibliches Lamm); bei Schwîn: Kujjel, Boärch (kastrierter Eber), Sû, Nonn (kastrierteSau), Fârkhel. — Neutra sind ausser den Namen der Länder, Städte und Dörfer, die gewöhnlich ohne Artikel gesprochen werden, nur die substantivierten Adjektiva und Verba.

2. Die Verkleinerungssilbe.

Das Geschlecht der Substantiva erleidet durch die Anhängung der Verkleinerungssilbe -khe, nach g in -ghe assimiliert, keine Veränderung, während -chen und -lein im Hochdeutschen aus Mascul. und Fem. Neutra machen.

Es giebt eine ganze Reihe von Substantiven, in denen die Verkleinerungssilbe ein integrierender Teil der Wörter ist, die ohne dieselben entweder gar nichts oder etwas ganz anderes bedeuten. a) Solche Substantiva, in denen der Rest des Wortes ohne die Silbe -khe im Plattdeutschen gar nichts bedeutet: Bêthke = Stücklein eines festen Gegenstandes, Bôwkhe, Dittkhe, Hanschkhe (Handschuh), Hîsskhe

(Häuschen, Insthaus), Höltkhe (Holzapfel), Keninkhe, Kluttkhe (Käppchen), Krankhe (Kranich), Kruschkhe (Holzbirne), Natzkhe (einige Tropfen einer Flüssigkeit), Ökhhôărnkhe (Eichhörnchen), Ölskhe (Iltis), Pilskhe (Pilze), Posskhe (Kuss), Schmåschkhe (Schmasche), Schnîfkhe (Schnupftabak), Schnippkhe, Schôsskhe (Rockschoss), Schwâjakhe (Schwägerin), Schwålkhe (Schwalbe), Wämskhe (= Mannsjacke), Zwâsskhe (Zwillingsapfel). b) Solche Substantiva, in denen der Rest des Wortes ohne die Verkleinerungssilbe etwas ganz anderes bedeutet (R Abkürzung für Rest): Bösskhe (= ein wenig Flüssigkeit), R = Büchse, Bûakhe (Vogelbauer), R = Bauer, Dûnkhes (Daunen), R = satt, Grôsskhe (Grossmutter), R = Grus, Schutt, Schmutz, Hachelkhe = Bêtkhe (vergl. dies. Absch.), R = Granne, Flachsschäbe, Himmelkhe (= Ort der Seligkeit), R = der sichtbare Sternenhimmel, Kluppkhe (= sehr kleines Haus mit Stroh gedeckt), R = verfallene Hütte, Khilkhe (Keilchen = Mehlklösse), R = Keil, Keule, Kôlkhe (Kolik), R = Kohl, Månkhe (Mond), R = Mohn, Pâakhe (= Zwillinge), R = ein Paar, Prîsskhe (Prise Schnupftabak), R = Preis; Râtselkhe (Rätsel, Charade), R = etwas, das erraten werden muss, Schtôărnkhe (Stern), R = die Stirn, Sönnkhe (Sonne), R = Sinn, sein, Schpåsskhe (liebenswürdiger Spass), R = schlechter, böswillger Spass.

Als eigentliche Verkleinerungssilbe, im Sinne des Hochdeutschen, wird -khe gebraucht zum Ausdruck a) der Frömmigkeit: Lôwe-Goăttkhe (Gott), Herr-Jeseskhe (Jesus), Himmelkhe, Enghelkhe, Sönnkhe, Månkhe, Schtôărnkhe, Bôkkhe (Gesang- und Gebetbuch), Vāta-r-unsakhe; b) der Ehrfurcht gegen Respektspersonen: Vådakhe, Muttakhe, Herrke, Herrke lôwet, Herrkhe schônet, Frukhe, Herzfrukhe (û in Frû wird hier gekürzt), Ömkhe und Herr Ömkhe (Onkel), Mûmkhe und Frû Mûmkhe (Tante); c) der Liebe und Wertschätzung: Brôdakhe, Schwestakhe, Sênkhe, Doătakhe, Kåkhe (Kuhchen), Sukhe (û in Sû hier gekürzt, Sauchen), Pêadkhe, Bîtakhe (Beisserchen, der erste Zahn des Kindes), Aâkhe måke (Aachen machen), auch Aâkhe måkakhe (so nötigt die Mutter ihr kleines Kind zur Befriedigung des natürlichen Bedürfnisses), mîn Jungghe, wîs' doăch dînem Tungghe (mein Jungchen, zeig doch dein Zungchen). Die Dienstboten werden mit ihrem Taufnamen, meistens unter Anwendung der a. a. O. p. 89f. verzeichneten Verkürzungen, die eigenen Kinder aber mit den verkürzten Namen unter Anhängung von -khe gerufen: Frötz und Frötzke, Lîne und Lînkhe. Durch die Voranstellung des Adjektivs khlôn (klein) werden sogar die Schimpfwörter in Liebesausdrücke verwandelt: mîn khlôn Schåpkhe, mîn khlôn Khrêtkhe, mîn khlôn Schpötzbówkhe. Im Sinne der Liebe und Wertschätzung wird -khe sogar an das Pronomen dû (unter Verkürzung des û) in dukhe (du-chen) gehängt und von Liebespaaren und Ehegatten gern gebraucht; ebenso an das Pronom. interrog. wat? (was?) Wenn man nämlich das Gesagte nicht verstanden hat, so fragt man: watkhe? (was-chen?) Ferner an das unbestimmte Zahlwort mål (mal): komm doăch blôssich ôn målkhe bî mî! (komm doch bloss einmalchen zu mir!) In demselben Sinne kann man sogar doăchkhe (doch-chen), såkhe (so-chen), jâkhe (ja-chen) und nêkhe (neinchen),

sachtkhe oder sachelkhe fäare, schuckelkhe rîde hören. d) Als Ausdruck des Kleinen überhaupt wird -khe an jedes beliebige Substantiv gehängt, z. B. Glasskhe, Buddelkhe (Fläschchen), Döschkhe, Hûsskhe (Häuschen) zum Unterschied von Insthaus, welches immer Hîsskhe heisst.

3. Die Deklination.

Die Substantiva werden im Plattdeutschen nach zwei Deklinationen und drei Kasus, Nom., Gen., Dat., abgewandelt.

Der einzige Unterschied zwischen der ersten und zweiten Deklination besteht darin, dass die Subst. der ersten die Form des Nom. auch im Gen. und Dat. unverändert beibehalten, während die der zweiten im Gen. und Dat. ein -e an den Nom. hängen. Während nach der zweiten nur etwa 30 Wörter und mehrere einsilbige Taufnamen gehen (vergl. meine Gramm. p. 18 und 19), so gehen nach der ersten mit Ausschluss der hier bezeichneten a) alle diejenigen, welche Menschen, Tiere und die als Personen gedachten unsichtbaren Wesen: Goätt, Jeist, Seel, Enghel, Dôd, Dîwel, Jeschpenst, Alf (Alp), Måa (Mahr) bezeichen; b) solche, welche konkrete, leblose Gegenstände bezeichnen, wie z. B. Ass (Achse), Ast, Bêkh (Bach), Båat, Bedd, Bôm, Brigg (Brücke); ihnen fehlt aber der Genetiv im Sing. und Plur. In meiner schon mehrfach erwähnten Grammatik beruhen die Genetivformen von Bôm p. 17 auf einem Irrtum. Dasselbe gilt ebenda von dem Gen. Plur. von Kå. c) Solche, welche zwar nicht konkrete Dinge bezeichnen, sich aber in der Aussenwelt kund thun, wie z. B. Amt, Bödd (Bitte), Dônst (Dienst), Fìadach (Feiertag), Lôd (Lied). Sie haben einen indeklinabeln Plur. und keinen Gen. Sing. Alle Abstracta kommen nur im Sing. vor und sind Indeclinabilia, z. B. Andacht, Jìa (Gier), Jeschröcht, Jeschpätt, Gråm, Jrömm, Vastand, Vanomft. Dasselbe gilt von allen mit den Endsilben -heit und -keit und den Stoffnamen. Der fehlende Gen. wird ersetzt a) durch Zusammensetzung der Substant., und zwar so, dass das des Gen.s ermangelnde Substantiv als Bestimmungswort und das den Gen. als Attribut erfordernde Substantiv als Grundwort erscheint, z. B. für Wurzeln der Tanne: Dannewärtels, für Wolle der Schafe: Schåpwoll, für Wasser des Baches: Bêkhwåta, für Blätter des Baumes: Bômblåda; b) durch Heranziehung von Präpositionen, z. B. Wåta ön (oder ût) e Bêkh, Håa ut e Båat.

Zur Herstellung der gewöhnlichen Genetivform werden die Pronom. possessiva sîn (sein) für das Mas. Sing., åa (ihr) für das Fem. Sing. und das Masc. und Fem. Plur. herangezogen. Demnach hat die 1. Deklination folgende Formen: a) mit dem bestimmten Artikel:

	Mascul.	Femin.
	Sing.	
Nom.	de Sên (der Sohn)	de Doăchta (die Tochter)
Gen.	dem Sên sîn (des Sohnes)	da Doăchta åa (der Tochter)
Dat.	dem Sên (dem Sohne)	da Doăchta (der Tochter)
	Plur.	
Nom.	de Sêns (die Söhne)	de Dăchta (die Töchter)
Gen.	de Sêns åa (der Söhne)	de D. åa (der Töchter)
Dat.	de Sêns (den Söhnen)	de D. (den Töchtern).

b) Mit dem unbestimmten Artikel:

Sing.

	Mascul.	Femin.
Nom.	e Pêad (ein Pferd)	e Gans (eine Gans)
Gen.	önem Pêad sîn (eines Pferdes)	öna Gans âa (einer Gans)
Dat.	önem Pêad (einem Pferde)	öna Gans (einer Gans)

Plur.

Nom.	Pêad' (Pferde)	Jäns' (Gänse)
Gen.	fehlt.	
Dat.	Pêad' (Pferden)	Jäns' (Gänsen).

Die 2. Deklination hat folgende Formen: a) mit dem bestimmten Artikel:

Sing.

	Mascul.	Femin.
Nom.	de Löw (der Löwe)	de Mamsell (die Mamsell)
Gen.	dem Löwe sîn (des Löwen)	da Mamselle âa (der Mamsell)
Dat.	dem Löwe (dem Löwen)	da Mamselle (der Mamsell)

Plur.

Nom.	de Löwe (die Löwen)	de Mamselles (die Mamsellen)
Gen.	de Löwe âa (der Löwen)	de Mamselles âa (der Mamsellen)
Dat.	de Löwe (den Löwen)	de Mamselles (den Mamsellen).

b) Mit dem unbestimmten Artikel:

Sing.

	Mascul.	Femin.
Nom.	e Hêad' (ein Hirt)	e Merjell (ein Mädchen aus dem Arbeiterstande)
Gen.	önem Hêade sîn (eines Hirten)	öna Merjelle âa (eines Mädchens)
Dat.	önem Hêade (einem Hirten)	öna Merjelle (einem Mädchen)

Plur.

Nom.	Hêads (Hirten)	Merjelles (Mädchen)
Gen.	fehlt.	
Dat.	Hêads (Hirten)	Merjelles (Mädchen).

Ausser der im Paradigma aufgeführten Genetivform im Sing. giebt es noch solche auf -s und -sch, und zwar auf -s: bei allen Personenbezeichnungen mit der Endsilbe -mann, z. B. dat ös Amtmanns, Nîmanns, Hâmanns Vê; bei den Taufnamen männlichen Geschlechts, z. B. Kârdels, Frîds, Lipps, Ludds Mötz; bei allen Verkleinerungsnamen von Menschen und Tieren, z. B. Hanskhes Pêad, Pêadkhes Fôt, Kâkhes Koäpp, Ganskhes Schnâwel. Auf -sch: bei allen Personenbezeichnungen, die sich auf a endigen, z. B. Vâdasch Schtoäck (des Vaters Stock), Muttasch Hôt (Hut der Mutter), Brôdasch Jöld, Föschasch Bôk. Mit der Genetivform auf -s im Bestimmungswort sind mehrere zusammengesetzte Wörter vorhanden, z. B. Schâpskoäpp, Dîwelsdreck, Himmelsbröf, Pêadsfôt, Hunghsbôd. Die Neutra, welche insgesamt indekl. sind, haben den Artikel dat, z. B. dat Frankreich, dat Lâbja (das Labiau), dat grâwe (das Graben), dat Ligge (das Liegen), dat Grôte, dat Leichte. Die Neutra können auch alle ohne den Artikel gesprochen werden; die substantivischen Adjektiva haben aber das -t

aus dat als Endung, z. B. Schwåret (Schweres), Nettet (Nettes), Blauet (Blaues); meistenteils wird dann wat (etwas) oder så wat (so etwas) vorangestellt, z. B. wat Grôtet, wat Langet, så wat Dollet (so etwas Tolles); einige nehmen jedoch entweder -t oder -s als Endung an, z. B. wat Nîs (eine Neuigkeit), wat Nîet (eine noch nicht dagewesene Sache überhaupt); wat Schönet (etwas wirklich Schönes), wat Schöns (etwas Schlimmes). Werden Substantiva männl. oder weibl. Geschlechts mit dem Artikel dat verbunden, so bedeuten sie Schimpfwörter, z. B. dat Mönsch, dat Bôst, dat Onjeheia.

Die Pluralbildung hat im Plattdeutschen etwas besonders Schwieriges. Der Plur. wird nämlich auf 9 Arten gebildet, während es im Hochdeutschen nur 6 Arten giebt, die sich mit den plattdeutschen fast gar nicht decken. Der Plural ist im Hochdeutschen entweder 1. dem Singular gleich oder wird 2. durch blosse Umlautung des Hauptvokals oder 3. durch Umlautung des Hauptvokals unter gleichzeitiger Anhängung der Endsilben -er oder -e oder 4. durch blosse Anhängung der Endsilbe -e, 5. -en, 6. -er gebildet. Der Plural im Plattdeutschen ist 1. der Form des Singul. gleich, z. B. Schtöch, Schtoärm, Schtråf; wird gebildet 2. durch Umlautung des Hauptvokals, z. B. Schpruch Schprich, Toapp Täpp, Roäck Räckh, Woärm Wärm; 3. durch Umlautung des Hauptvokals und Anhängung eines a oder e, z. B. Halm Hälma, Loäch Lächa, Krût Khrîta, Saft Säfte, Schall Schälle (Shawl); 4. durch Veränderung des Endkonsonanten unter Umlautung des Hauptvokals in vielen Fällen, z. B. Hand Hängh, Hund Hungh, Pêad Pêad'. Pund Pungh, Schmött Schmêd, Wech Wêj; 5. durch Anhängung eines kurzen e an den Wortstamm, z. B. Back Backe (Wange), Blôm Blôme, Brigg Brigge, Bärd' Bärde (Bürde), Kål Kåle (Kohle), Lomp Lompe; 6. durch Anhängung der Endung -re, wodurch das im Hochdeutschen vorhandene und im Plattdeutschen in a verwandelte r wieder zum Vorschein kommt, z. B. Båa Båare (Bär), Bûa Bûare (Bauer), Emma Emmare (Eimer), Fedda Feddare, Fönsta Fönstare, Messa Messare; 7. durch Anhängung der Endung -sch (diese entsprechen am meisten den hochdeutschen Substantiven auf -er), z. B. Bêkha Bêkhasch (Becher), Bättcha Bättchasch (Böttcher), Börja Börjasch (Bürger), Lêara Lêarasch, Måla Målasch (Maler); 8. durch Anhängung eines s an den Sing., z. B. Angel Angels, Droppe Droppes, Ellbåge Ellbåges, Kachel Kachels (Ofen), Koäch Koächs (Koch), Lömmel Lömmels; 9. durch Anhängung von -a, z. B. Flöckh Flöckha (Flick), Därp Därpa (Dorf), Jöld Jölda (Geld), Schtröch Schtröcha, Wîl Wîla (Weile).

Die Plur. tantum decken sich meistens mit den hochdeutschen. Die von den letzteren abweichenden sind folgende: Jröwe (Rückstände von ausgebratenen Fettstücken), Khrösche (gebratene Speckschnitte), Sache (Sachen = Möbel), Wêdåg' (Schmerzen).

Das Wort 'Mann' hat im Plural zwei Formen: Männa (= angesehene Männer) und Manns (= verheiratete, männl. Arbeiter im kontraktlichen Dienst); als völlig gleichbedeutend mit Manns wird Vådasch gebraucht. Die Zusammensetzung von Mannslîd und Mannsvoälkh bezeichnet die Gesamtheit des männl. Geschlechts im

Gegensatz von Früeslîd und Wîwavoălkh. Über die Pluralbildung der Substantiva vergl. meine Grammatik p. 22—101. Über die abweichende Bedeutung mancher plattdeutschen Substantiva von den hochdeutschen sowie über die Synonyma vergl. a. a. O. p. 199—205. Der Plattdeutsche redet fast ausschliesslich von konkreten Dingen und vermeidet die Abstrakta, kennt also auch fast keine Substantiva auf -ung; wenn er sich aber doch einige notgedrungen aneignen musste, so spricht er sie mit der Endung -ingh, z. B. Wâningh, Rêkhningh, Schôningh, Vaschrîwingh. Wenn der Hochdeutsche sich dem Plattdeutschen verständlich machen will, z. B. der Pfarrer, Richter, Lehrer, so muss er sich bemühen, die Abstrakta zu vermeiden und statt dessen die betreffenden Verba zu gebrauchen. Am besten ist es unter Umständen, mit den Leuten aus dem Volk plattdeutsch zu sprechen, wenn man es kann.

Zwei Beispiele aus den Gerichtsverhandlungen mögen das Vorstehende illustrieren: 1. Gerichtsdirektor S. sagte zum Angeklagten, einem Knecht: „Sie, mein Lieber, glaubten, sich im Stande der Notwehr zu befinden und bedienten sich also wohl des Instruments am Wagen, den Sie führten, und führten mit demselben den tödlichen Schlag auf das Haupt Ihres Gegners. Oder irre ich mich?" Der Kerl verstand natürlich kein Wort, und Justizrat H. bat um die Erlaubnis, mit dem Beklagten reden zu dürfen, und sprach dann also: „Hôa-r- mâl dû: de Kunz jôf dî op e Dêz, wî dû sechst, on dåa nômst dem Rung von e Wâge on schlôchst dem Kunze dôt. Wöa -r -öt så?" Der Angeklagte antwortete: „Jå, Herrkhe schônet, aekråzich så wöa -r -öt." 2. Derselbe Gerichtsdirektor S. fragte in einem Termin einen Insterburger Fuhrknecht: „Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig, im Schlosse zu Beynuhnen die Venus von Milo lädiert zu haben?" Da der Angeklagte die Frage nicht verstand, dolmetschte der Gerichtsschreiber: „Dû wôascht doăch ön Beynûne; schlôchst dû dåa nich ônem witte Poppkhe de Nês' af? Na, wî khôm dat? Vatell doăch!" Darauf antwortete der Angeklagte: „Jå, Herrkhe, wat sull öckh lôje, öckh hackt em de Nês' af: öckh wôa să sôa besâpe."

Über alle andern Redeteile und die Syntax vergl. meine Grammatik p. 201—260.

Metrisches zum Iwein Hartmanns von Aue.

Von

Ulrich Friedlaender, Königsberg i. Pr.

Der verehrte Gelehrte, den diese Blätter an bedeutungsvollem Tage als kleines Zeichen grossen Dankes begrüssen, hat mehr als einmal den Wunsch ausgesprochen, dass auch die jüngere Generation die Ansichten, die sie aus mündlicher Unterweisung als die seinen kennt, auf kleinere Gebiete anwenden und vortragen möge. Wenn daher hier mit einem Stücke der deutschen Metrik ein solcher Versuch gewagt wird, hauptsächlich beruhend auf seinen mündlich und im Drucke vorgetragenen Anschauungen, so möge er mit Fug und Recht das Gute als sein Eigentum ansehen, das Verfehlte aber freundlich entschuldigen und bessern.

Lachmann hat (z. Iw. 2170[1]) für Hartmanns Iwein vier besonders schwere zweisilbige Auftakte angenommen, und M. Haupt hat gelegentlich in einer Anmerkung zum Erec (z. 1036[2]) aus allen Gedichten Hartmanns, und so auch aus dem Iwein, eine grosse Zahl von Versen zusammengestellt, die er, wie wohl auch Lachmann, mit zweisilbigem Auftakte gelesen wissen will; es sind darunter auch jene vier Verse Lachmanns. Nötig wird aber, will man diese Auftakte gelten lassen, die für die „raffiniert feinen"[3]) Verse des Iwein nicht eben rühmliche Annahme, dass der Dichter „nach zweisilbigem Auftakte sehr oft ein Wort rhythmisch stärker als der Begriff es fordert" betone, dass dabei kein Gewicht dieses Wortes den rhythmischen Accent unterstütze[4]). Solche Betonung ist aber unnatürlich und hart[5]). Mit Recht hat daher auch der letzte Herausgeber des

1) 4. Ausgabe, 1877 (L).
2) 2. Ausgabe, 1871, p. 344 ff.
3) O. Schade, Weimar. Jahrb. I (1854) p. 56.
4) Haupt l. c. p. 345.
5) So urteilt auch H. Paul, Grundr. d. germ. Phil. II 1, p. 930.

Iwein, E. Henrici[1]), die Möglichkeit solcher Auftakte für dies Gedicht geleugnet[2]). Weniger recht scheint er aber zu haben, wenn er statt dessen von „mehrsilbigen Senkungen" spricht: er geht damit, ebenso wie es H. Paul[3]) thun zu müssen glaubt, von dem Grundsatze der einsilbigen Senkungen ab, der nach Lachmann (z. Klage 27, z. Iw. 651) „die Hauptregel der mittelhochdeutschen Verskunst" ist, „die sie von allen unterscheidet." Diesen Grundsatz ganz aufzugeben, dazu zwingen, wie es scheint, wenigstens in dem hier allein geprüften Iwein, keine Verse, auch nicht die mit den angeblichen schweren Auftakten. Man braucht, soweit ich sehe, nirgends im Iwein mehrsilbige Senkungen überhaupt anzunehmen, sondern nur, während sonst im Verse der Grundsatz einsilbiger Senkungen bestehen bleibt, zweisilbige Senkung beim ersten Fusse, die sogenannte Überladung des ersten Fusses[4]): auf ein- oder zweisilbigen Auftakt folgen drei schwebend betonte Silben[5]), die gut gelesen zusammen fürs Ohr nicht schwerer wiegen als Hebung mit einsilbiger Senkung; der Name ist härter als die Sache. Die fraglichen Verse[6]) sind, dies angenommen, so zu lesen:

562 *ich weiz' wol, und bístû niht ein zage*
758 *dâ was' ich ein téil unschuldec an*[7])
868 *und hân' ich nû wâr, daz wizt ir wol*[8])
1277 *wir sîn' mit gesêhnden ougen blint*[9])
1618 *ich weiz' wol daz ích ir hulde*[10])
3187 *und mac' sich der künec iemer schamen*[11])
4735 *und sît' ich sîn âne komen bin*
5020 *und wer' im geschâden möhte.*

In jedem dieser Verse wird Haupt[12]) durch den zweisilbigen Auftakt gezwungen, das dritte Wörtchen widersinnig zu betonen. Und in den vier schwersten, von Lachmann z. Iw. 2170 aufgezählten und von Haupt l. c. wiederholten Fällen, wo zweisilbiger Auftakt, schwerer als dreisilbiger, sein soll, lesen wir:

---

1) Halle I 1890, II 1893. Aus dieser Ausgabe (H), nach der im folgenden citiert wird, werden die Varianten der Hss A und B angeführt, die für die behandelte Frage wesentlich sind, die der anderen, stets verglichenen Hss nur gelegentlich.

2) II p. XXXV, Anm.

3) L. c. II 1, p. 928ff. I p. 89.

4) O. Schade, Weim. Jahrb. I (1854) p. 40—42. Im folgenden wird sie öfter nur schlechthin als ‚Überladung' bezeichnet.

5) Die erste der drei fällt also nicht in den Auftakt, wie H. Paul l. c. II 1, p. 929 annimmt.

6) Text hier nach L, ausgenommen V. 5033, 5047.

7) *ein teil* fehlt in B, ist aber für den Sinn (s. 759ff.) unentbehrlich.

8) Fehlt in der Aufzählung bei H, bei Haupt l. c. fälschlich 867. Varianten: *wizent, wizzet, wist.*

9) Lachmann dachte an: *werst mít . . .*

10) Ebenso noch a. Heinr. 741 *ich weiz' wol daz ér mir heiles gan*, wo bei Haupt[1]: *ich wéiz wol deir mir heiles gan*, bei Haupt[2] (s. z. Er. l. c.) *ích weiz wól daz er mir heiles gan* gelesen wird.

11) Mit A. *ouch mác der kúnech sich . . .* B.

12) L. c. p. 345f.

2929 *ouch swuor' er, des in diu liebe twanc*
5033 *ouch sluoc' im der rise einen slac*
5047 *dô sluoc' im der rise einen slac*[1])
6775 *dô sluoc' er in kürzen stunden.*

Dass die Betonung der Pronomina *er* und *im* (zu der Lachmann durch die Schreibung *ime* 5033 und 5047 zwingen will: z. 5033) sinngemäss sei, mag auch Haupt nur bei 2929 und 5033 behaupten.

Von den zwei dreisilbigen Auftakten, die Lachmann (z. Iw. 2170) diesem Gedichte zuschreibt, ist der eine, 3752, nicht schwer und folgt der Regel[2]); der zweite, 2170, aber nicht, denn seine mittelste Silbe ist nicht „bedeutend tiefer als die erste Hebung", sondern höher:

sî bietent | sich zuo iuwern vüezen.

In Ordnung ist er, nimmt man Überladung des ersten Fusses mit leichter Zusammenziehung an:

sî biet'ent sich ziuwern vüezen.[3])

Selbstverständlich soll nur in solchen Versen Überladung des ersten Fusses angenommen werden, bei denen durch zweisilbigen Auftakt Unbedeutendes ungebührlich hervortreten würde. Bringt er sinngemässe Betonung hervor, so ist der zweisilbige leichte, im Iwein so häufige Auftakt natürlich am Platze; z. B. muss auf die Anrede der Frau Minne, 2982:

'dune | hâst niht wâr, Hartman'

V. 2983 antworten:

'vrouwe ich | hân entriuwen.' sî sprach 'nein.'[4])

Gelegentlich wird auch dem Auftakte Streichung von Wörtern vorzuziehen sein, so von *er sprach, sî sprach* (z. B. Iw. 5480, 5521, a. Heinr. 573). Die oben besprochenen Verse aber werden vor der unnatürlichen Betonung und den schweren Auftakten am besten gerettet durch die Annahme, dass der erste Fuss überladen sei.

Es ist, um diese Annahme zu stützen, nötig nachzuweisen, dass solche Überladung des ersten Fusses auch sonst im Iwein vorkomme. Otfrid, die Nibelungen und die Klage haben diese „metrische Freiheit"[5]); in den Dichtungen des 12. Jahrhunderts ist, worauf O. Schade 1853 (z. Cresc. 104, 6 und 196, 3) zuerst aufmerksam gemacht hat,

---

1) *slúoc der rise im* B.

2) Benecke z. Iw. 3752. O. Schade, Weim. Jahrb. I p. 36. Auch in einem zweiten, nicht sicher überlieferten Verse wäre der dreisilbige Auftakt regelrecht:

2394 *und in geviele nie dehein dinc baz.*

3) Ähnliches (*si bietent sich iuwern vüezen*) will Lachmann in Konsequenz seiner Anm. z. 309 nicht gelten lassen. — O. Schade, der die oben angegebene Art zu lesen vertritt, und H. Paul (Grdr. II 1, p. 929) stimmen bei diesem Verse insoweit überein, als auch Paul *z'iuwern* liest; aber er betont *bietent sich* nicht schwebend, sondern so, dass der Hebung zweisilbige Senkung folgt: *bietent sich.*

4) *entriuwen* fehlt in B und anderen Hss.

5) Lachmann z. Iw. 309, z. Klage 27. O. Schade, Weim. Jahrb. I p. 40 ff.

diese „Anhäufung stellvertretender Rhythmen“ so häufig, „dass sie aufhört Ausnahme zu sein“. Für Hartmann freilich hat Lachmann sie geleugnet[1]), und Zacher[2]) hat demgemäss behauptet, seines Wissens käme in Hartmanns über 25000 Versen nur ein Vers vor, bei dem ernstlich von einem überladenen ersten Fusse die Rede sein könne, Iw. 309. Es findet sich aber, sieht man statt Lachmanns Textes die von ihm als nicht massgebend hintangesetzte „Schreibweise der Handschriften“[3]) näher an[4]), eine nicht kleine Zahl überladener Verse im Iwein; in ihnen muss, lehnt man Überladung des ersten Fusses bei Hartmann a priori ab, bei Lachmanns Prinzip der einsilbigen Senkungen jedesmal geändert werden; nimmt man Überladung an, so bleibt die Überlieferung gewahrt, und man braucht nicht von zweisilbigen Senkungen überhaupt zu sprechen. Werden also Fälle von Überladung des ersten Fusses im Iwein nachgewiesen, so wird man für die oben besprochenen Verse diese dem schweren, sinnwidrigen Auftakte vorzuziehen geneigt sein.

Nicht in Betracht ziehen wird man Verse, die nur scheinbar überladen sind, beim Lesen aber dadurch glatt verlaufen, dass Elision (wie 6743), Verschleifung zweier Silben[5]) (wie 5958, 7998, 252. 6692), Verschmelzung von An- und Auslaut zweier Wörter (wie 2198) statt hat. Das sind Vereinfachungen beim Lesen, nicht Beseitigung von Überladungen.

Anders steht es bei den folgenden Versen, da man vor die Wahl gestellt ist: entweder die Überlieferung mit Überladung des ersten Fusses oder Änderung, und zwar oft schwere, des Überlieferten ohne Überladung. Die Mittel, deren man zur Wegschaffung der Überladung bedarf, sind mannigfach.[6])

1. Man ist dann erstens genötigt, zwei Wörter zusammenzuziehen[7]), wie

2872 statt *sî müet', ist er ir ze dicke bî*
L *sî müet, ist érr ze dicke bî*[8]),
7702 statt *lât ir'ir mit minnen ir teil*
L *lât irr mit minnen ir teil*[9]);

---

1) Z. Iw. 309, ebenso O. Schade l. c. p. 41.
2) Zeitschr. VII p. 195.
3) Z. Iw. 7438, Anm. 2.
4) Der handschriftlichen Überlieferung legt auch der neueste Herausgeber des Iwein die Hauptbedeutung für die Textherstellung bei: H II, p. XXXV, 4 Anm.
5) Im ersten Fusse 8—9 Fälle auf 1000 Verse des Iwein. — H. Paul (Grdr. II 1, p. 928) sieht in Lachmanns Annahme dieser Verschleifungen eine verdeckte Anerkennung dreisilbiger Füsse.
6) Im folgenden wird, bei mehreren Möglichkeiten der Änderung, fast überall nur die von Lachmann gewählte berücksichtigt.
7) Gegen einige dieser Zusammenziehungen s. H. Paul, Grdr. II 1, p. 930.
8) L z. 1223: „Z. 2872 hat *err* für *er ir* und 7702 *irr* für *ir ir* müssen geschrieben werden: auch findet man *erre* und *irre* gar nicht selten“.
9) Das Fehlen des einen *ir* in B und in andern Hss ist wider den Sinn.

ebenso 957[1]), 1162[2]), 1208[3]), 1223, 1496, 2530[4]), 3890[5]), 3894[6]). Ein derartiges Mittel zur Beseitigung der Überladung ist es auch, wenn man aus dem Artikel *diu*, *die* ein durch hochdeutsche Handschriften nicht geschütztes[7]), zu verschleifendes und zu elidierendes *de* macht: 1087, 1264, 2136, 2188, 2483, 4610[8]), 7015, 7854, und *-z* statt *daz* setzt: 1225, 1269.

2. Ferner wird Überladung durch Umstellung von Wörtern entfernt, so

1720 f. *sîn herz'e stuont niender anderswar*
niuwan dâ er sî weste
L *sîn hérze niender anderswar*
stuont niuwan da er sî weste,

ferner 535[9]), 2608[10]), 6416[11]).

3. Sehr viele Überladungen fallen durch Kürzung. Diese ist entweder direkt: man verkürzt das Wort um einige Buchstaben, oder indirekt: man setzt statt der überlieferten andere, kürzere Formen.

a. Zu dem ersten Falle gehören die vielen Lesekürzungen Lachmanns, die seiner Meinung nach die Schreiber bei ihren Zeitgenossen voraussetzen durften[12]): *ab* statt *aber*[13]) (8160 u. ö.), *als* statt *alsô* (4317[14])), *ân* statt *âne* (5470), *umb* und *um* statt *umbe* (so 4742[15])), und zwar immer vor Konsonanten; ferner *widr* und *undr*[16]) (so 115[17]), 726); dann[18]) *eim* statt *einem* (427[19])), *ein* statt *einen* (6449[20])), auch *einr* und statt *eine ein* (2134, 4470), desgleichen *zwên* statt *zwêne* (5350);

1) L *erm* statt *er im* nach *erme* in A.
2) S. L z. d. St.
3) Wegen der ungebührlichen Betonung des Artikels ist es aber vielleicht besser, statt mit zweisilbigem Auftakt und Überladung zu lesen (s. Anm. L): *sam daz hólz under rinden* oder *sam hólz under rinden.* In der Parallelstelle, Er. 9686, wo Lachmann (z Iw. 1208) *diu únderr pavilûne saz,* Haupt *diu únder der poulûne saz* liest, ist überliefert *diu un'der der pávilûne saz.*
4) Mit L z. 629 *hangent* oder *hangen.*
5) Lachmann stützt sein *kunderme* (statt *kunder im*) auf *kundet me* in A.
6) B ändert.
7) S. L z. Iw. 1087.
8) In B regelrechter Vers.
9) Lachmann billigt die Umstellung, die in A steht; diese lässt aber den Gegensatz zu 534 unbetont.
10) Anm. L: „Ich habe die Pronomina umgestellt, des Verses wegen, gegen alle Handschriften. Weder *ichn gwinnes iu* noch *ichn gewins iu* wäre hier gut.“
11) Lachmann setzt *iun* statt *in iu,* da der Vers es fordere. A hat statt *in iu* nur *u:* das *in* ist aber unentbehrlich.
12) Z. Klage 27, Kl. Schrift. I 234.
13) L z Iw. 1026. O. Schade z. Cresc. 66, 2.
14) A ändert.
15) Mehrere Hss (aber nicht A B) *umb, um.*
16) H. Paul, Grdr. II 1, p. 930.
17) A ändert.
18) S. Grimm, Gramm. I² 760 mit Nachtrag.
19) *einin* A (nach L: *einm*), *einē* B. — Iw. 4568 scheint, da alle Ritter der Tafelrunde gegen Artus einer Meinung sind, *sî sprâch'en mit éinem munde* sinngemässer als Lachmanns *sî spráchen mit eim munde.*
20) Gegen Haupts Annahme (z. Er. 1966), dass Iw. 3894, 4317 *ein* oder *einn* für *einen* stehe, s. H z. d. St. H. Paul, Grdr. II 1, p. 930.

sehr viele Überladungen fallen bei der von Lachmann recht oft angewandten Kürzung von *sî* und *ez* in *-s* und *-z*[1]), mehrere auch bei der Kürzung von *ge-* in *g-*, die sonst manchmal am Platze sein mag und sich auch in unbedeutenderen Handschriften findet[2]), die aber hier[3]) durch die näher liegende Überladung unnötig wird (1298[4]), 6382[5]), 7272, 7454, 7477), endlich durch die Verkürzung von *ver-* in *v-*[6]) (5994, 6136). Die übrigen direkten Kürzungen, durch die Überladung beseitigt wird, betreffen Verba:

α. Synkope des *e* der Endung[7]), wie *wârn, richt, zeigt, heizt, lâgn, müezt* (264, 806, 2512, 5223, 5957[8]), 6812) oder, mit mehr Konsonanten, *wurdn, mohtn, hulft, dunkt, enkunnt, besliuzstû* (1026, 2398, 4259, 5526, 6137, 6261) oder am härtesten: *wéllnt* statt *wel'lent* 1554, *séndt* statt *sen'det* 3193, *gesétzt* statt *geset'zet* 4658, *sichr* statt *sich'er* 7563.[9])

β. Apokope des auslautenden *e* vor Konsonanten, wie *wær, moht, wolt, lâz, behagt, dûht, muost, kund, antwurt, helf* (z. B. 175. 764. 955, 3954. 1401[10]). 2384. 2930. 3045. 3560. 3877. 6163); die bedenklichsten Beispiele, von Lachmann selbst (z. 2494) als hart bezeichnet, sind:

2494 *und verswíg (verswîg'e) sîn láster: daz ist guot*[11])
8036 *er gieng (gien'ge) nâch mír, bedorft er mîn.*

---

1) Dagegen H. Paul, Grdr. II 1, p. 929. Es finden sich freilich vereinzelt in Hss, wenn auch nicht in den besten, Schreibungen wie *woldens all* 4292, E), *warns un-* (4622, f), *entstundens aller erste* (7740, r), *vachtens* (= *vâhten si*) *beidenthalben* (5405, d), *woltes hân* (= *wolde si hân*, 5846, J), *wilz* (1902, E b), *rietz* (2349, f), *muzens* (= *müezen ez*, 6391, J d).

2) 7272 haben unbedeutende Hss *glicher*, ebenso nach L (bei H keine Angabe) D b d 7454 *glichen*. Dass im Iwein A und B nie kürzen, bezeugt L z. 6382: „*geniezen*, wie immer, A B.“ Solche Kürzungen aus Ksrchr. und Cresc. s. O. Schade z. Cresc. 107, 6.

3) Und auch a. Heinr. 870 (A B ändert) *unde dâh'ten in ir gemüete*, bei Haupt *und dáhten ín ir gmüete.*

4) A ändert.

5) Seit der 3. Ausgabe steht statt des zu Lachmanns Anmerkung stimmenden *gniezen—geniezen.*

6) Dagegen H. Paul, Grdr. II 1, p. 929. – 3689, wo L durch die gleiche Kürzung regelmässigen Wechsel von Hebung und Senkung herstellt, *und mîne guote salben vlorn*, kann man wohl lesen: *und mîne | gúote salben verlorn.*

7) Fälle aus Ksrchr und Cresc. s. O. Schade z. Cresc. 105, 6.

8) B ändert.

9) Handschriftlich belegt ist hiervon nur *wârn* 264 in l, *gesetzt* in J a b c d r, *sichr* in D (*gesichr*). Für *besliuzstû* 6261 hat L eine Parallele, 1. Büchl. 557, für *wellnt* und *sendt* auch je eine, Er. 9430, 7625 (in der 3. Parallelstelle, die er nennt, Er. 4149, ist überliefert *wellen;* Haupt: *welln*). In dem zu 4658 herangezogenen Verse, a. Heinr. 773, hat A *Nu setzent*, B *Setzet*, Haupt *Nu setzt.*

10) Gegen den Sinn wäre die Betonung *ern lâze sich ouch ein wîp séhn.*

11) In der einzigen Parallelstelle, die L hierzu giebt, a. Heinr. 756, steht *verswîg* nicht in der Überlieferung. Für die leichteren Fälle könnte man allenfalls die Schreibungen unbedeutender Hss. z. B. V. 175, 2384, 3877, 6163, als Beleg ansehen und die 3 Verse (von Haupt z. Er. 7703, p. 414 f. zusammen mit Elisionen vor vokalischem Anlaute aufgezählt), wo auch B solche Kürzung mitmacht: 345, 3254, 7509. Aber mit den vollen Formen, wie sie A hat, lassen sich diese drei auch lesen: *und bekúmbèrte mînen lîp, doch meis'terte vrou Minne, des wun'derte sî sêre.*

γ. Apokope der ganzen Endung:

6385 *daz müez wir allez lîden*

statt des überlieferten

daz müez'en wir állez lîden[1]),

oder mit Änderung der Form: *wirt* statt *werde* 913 (mit A).

b. Viele dieser Lesekürzungen, besonders die von *sî* und *ez*, wird man für leicht zu halten geneigt sein und die davon betroffenen Verse nicht als Beispiele für die Überladung ansehen wollen. Weit schwerer und darum der Annahme von Überladung noch günstiger sind die Kürzungen der überlieferten Formen durch Änderung. Typische Beispiele derart sind:

309 *die hiez'en mich willekomen sîn*
L *diu híez*[2]) *mich willekomen sîn*
2053 *und mach'te in unschúldec*[3]) *wider sî*
L[4]) *und máchte im únschult wider sî*
3643 *geruow'et nâch íuwer arbeit*
L *gerúot nâch íuwer arbeit*[5])
4924 *sî treip' ein getwérc, daz sî sluoc*
L *sî tréip ein wárc, der sî sluoc*[6])
5402 *und liez' ez ouch âne grôzen zorn*
L *und lie'z ouch âne grôzen zorn*[7])
6175 *enpfienc' in der pórtenære*
L *enpfie'n der pórtenære*[8]).

Hierher gehören ferner die Verse 277[9]), 3880. 1639. 1777, 1845[10]),

---

1) Die Kürzung *müez* ist ohne handschriftliche Analogieen, wie Henrici in der Anmerkung mit Recht hervorhebt: denn das *müezze* in E wird man nicht als Beweis ansehen, und das *grîf* Er. 1838, *möht* 1. Büchl. 1036, *well* 2. Büchl. 702 ist erst von Haupt aus *grîfen* (Hss *greyffen*), *möhten* (Hss *möchten*), *wellen* gekürzt.

2) Bezogen auf *samnunge*, 305; dieser Singular ist aber schon 306ff. in Plurale aufgelöst.

3) Für diese Betonung cf. Iw. 758. Lachmann, Kl. Schr. I 375ff.

4) S. Anm. L.

5) Er. 3528, worauf Lachmann sich beruft, ist überliefert: *und gerubet nâch iuwer arbeit.* Haupt liest nach L: *geruot.*

6) Nach L und Benecke z. d. St. auf Grund von *werch* in d, *twerh* in A (dazu *twerc* in J z, *zwerg* in b r), *der* in A d (darüber s. H z. d. St.). *warc* ist selten (Benecke z. d. St.). Es ist hier auch nicht ein Wüterich schlechthin gemeint, sondern derselbe Zwerg wie 5118, wo auch Lachmann *getwerc* billigt. Haupt z. Er. 75 empfiehlt für Er. 30. 96. 2100. 2110 eine nicht belegte Form *twerc:* an den drei ersten Stellen macht die Überladung diese Willkür (gegen die H. Paul z. Greg. 254) unnötig; und 2110 scheint die Betonung *ouch her'ren über dér getwérge* (Hs *gezwerg) lánt* immer noch besser als Haupts Kürzung *twerge.*

7) In E fehlt *ez:* s. H z. d. St.

8) Nach H gegen alle Hss; L sagt: „*enpfie in* DE."

9) In der von L genannten Parallelstelle, 2. Büchl. 557, ist mit gleicher Verbalform wie hier überliefert: *und vol'get sein oúch ein wîle;* Haupt: *und vólgtes oúch . . .*

10) A und B im wesentlichen einig.

3115. 2807[1]). 6307[2]). 7106[3]). 7457[4]). 7778. Nicht ganz so einheitlich ist die Überlieferung der Überladung in den Versen 1500[5]), 1884[6]), 2852[7]), 2853[8]), 3096[9]), 7895[10]).

Sogar zwei Wörter müssen geändert werden, um Überladung zu beseitigen, nämlich Artikel und Substantiv, wie

1012 *sî nâm'en diu rós mit den sporn*

L *sî nâmen d'órs mitten sporn*[11]),

6982[12]) und im schon[13]) citierten Verse 1269.

4. Geht es nicht an, durch Kürzung die Überladung zu tilgen, so folgt als nächste Stufe: Überliefertes wird gestrichen. Nicht nur Vorsatzpartikeln müssen dann fallen, wie *be-* (4870), *ge-*[14]) (z. B. 3219[15]),

---

1) Belege für Iw. nur aus A: L z. Iw. 251.

2) Die Lesart von A könnte zu einer andern, bedenklichen Lesung führen: s. L z. d. St.

3) Mit der Überladung verträgt sich die von L geforderte, im Mhd. gewöhnliche Betonung: *ez lief'en krogierende hie.*

4) Nur die Umstellung des *iu* nach 7456 stützt sich auf Überlieferung (in A).

5) B *tum'ben gedánc*, A *dumbe gedanken*, L verschleifbar *túmbe gedánke verdénken.*

6) B *dehein'iu*, A *nechéin*, L *dehéin.*

7) AB einig: *swer* / *der* } *êr'e ze rêhte* . . .

8) Die Lesart in B und anderen Hss giebt glatten Vers; dennoch wählt L die überladene von A und muss so ändern.

9) L mit A gegen B.

10) L mit A allein.

11) So nach D: *di ors;* dagegen s. Anm. H.

12) *di ors* DEc.

13) S. 369.

14) Dabei wird mehrfach aus *geselle—selle*, aus *gesellеschaft—selleschaft:* dies Fehlen des *ge-* nach niederdeutscher Art ist unhaltbar, zumal da die Hss es hierbei nicht kennen (nur verschrieben ist Iw. 3033 in A *sellen ge kiese* statt *gesellen kiese;* weiteres s. H z. 2055, Bech z. 5208). Die Fälle aus Hartmann, in denen Lachmann und Haupt (z. Er. 1969, p. 358) *selle* und *selleschaft* für gut oder nötig halten, erledigen sich bei unserer Annahme von möglicher Überladung des ersten Fusses völlig so:

a. ganz regelrecht sind überliefert die Verse Er. 2706. 3338. 3545.

b. Überladung ist überliefert Er. 1969. 3224. 3317. 3565. 5205. 8875; Büchl. 1, 306. 2, 538. 745; Iw. 3033. 4304 und durch Lachmanns Kürzung (*twell* statt *twelte*) herzustellen Iw. 6764: *done twelt' sîn geselle niht mê* (ohne die Kürzung wäre möglich: *done twel'te sîn gselle niht mê.* Bech[1] streicht *niht: done twélte sîn geselle mê*).

c. *gselle* (wofür H. Paul z. Greg. 254; s. jedoch denselben Grdr. II 1, p. 929) ist zu lesen Iw. 2704 (möglich wohl auch: *danne unsippiu geséllеschaft*). 4959 (vielleicht durch das *gesellen* in A angedeutet). 7567.

d. Bleibt noch übrig Greg. 2358: diesem Verse hilft die Kürzung *gesell* statt *geselle* (so Paul nach Lachmanns Vorschlage): *er sprâch 'gesell, wie redest dû sô?'* oder die leichte Streichung von *er sprach*, das schon in Hs G fehlt und von Lachmann wie Bech weggelassen wird: *'geselle, wie redest dû sô?'*

Die drei Mittel b. c. d. sind leichter und deshalb eher anzuerkennen als ein unverbürgtes *selle* und *selleschaft.* — *gesellеschaft* Iw. 3545 (Haupt l. c.) finde ich nicht. — Ebenso schreibt Lachmann auch *burt* statt *geburt* (s. Haupt z. Er. p. 359); dass auch A jene Form giebt, beweist nichts, da diese Hs solche Form als niederdeutsche Eigenheit hat: s. H z. 2055 und II p. XXXIII.

15) Anderes schlägt L in der Anm. vor; dagegen H. Paul, Grdr. II 1, 929.

6555), *ver-* (622[1])), sondern ganze Wörter. Prägnant sind folgende Beispiele:

1938	*ze swer'te ze schilte und ze sper*
L	*ze swérte schilte unde sper*
(in der 2. Ausg.	*ze swert ze schilte und ze sper)*
3649	*von cleid'ern von spîse und von bade*
L	*von cleidern spîse unde bade*[2])
5351	*die junc'vrouwen bâten alle got*
L	*die vróuwen*[3]) *bâten alle got*
5582	*sîn her're was bíderbe und guot*
L	*sîn hérze biderbe unde guot*[4])
7212	*sine weh'selten mit dem lîbe*
	sine wéhselten der lîbe[5]).

Ebenso fällt bei Lachmann Überladung durch Streichung gegen die ganze Überlieferung V. 1376, 5401; bei Nichteinstimmigkeit der Handschriften (D und E ändern öfter)

gegen A und B 415, 437[6]), 1824, 2023, 4067, 4428, 4445,
gegen A 6636,
gegen B 71[7]), 2988, 5032, 6686, 7018 (wo in A eine Lücke ist).[8])

Die Titulatur *her, der her, der herre* überladet nicht selten die Verse: bei Lachmann[9]) fehlt bald der Artikel, bald der Name, oft in Übereinstimmung mit einigen Handschriften, z. B. 1418, 2551, gegen A und B V. 908.[10])

5. Nimmt man für den Iwein die Überladung des ersten Fusses an, so braucht man endlich nicht, wie Lachmann thut, zu behaupten, dass Verse von vier Hebungen mit klingendem Ausgange in ihm vorkommen[11]); dies ist z. 498, 633, 772, 1376 (für Iw. 1287f.) von Lachmann, z. 1991f. und 2473f. von Benecke ausdrücklich, sonst öfter stillschweigend aufgestellt: durch Annahme von Überladung

1) *jach* statt *verjach* nur in A. Sinnwidrig wäre die Betonung bei zweisilbigem Auftakt: *und swes | mir der waltman verjach.*

2) Ebenso nur c 1.

3) Diese Streichung ist nicht gut, da es sich nicht um *vrouwen* schlechthin, sondern um die V. 5199ff. und 5439ff. näher eingeführten *juncvrouwen* handelt. Dass auch Christian von Troyes an dieser Stelle (4512) wie 5200 (4359) denselben Ausdruck (*dames*) gebrauche, hat L z. d. St. bemerkt. – Über das andere Mittel, die Überladung zu beseitigen (*júncvroun*) sagt L: „An *juncvroun* darf man nicht denken.“ Haupt (z. Er. 7703. p. 413) hält es für möglich nach Er. 23 und 28: die Hs giebt beide Male *juncfraw*, was in der Ausgabe 23 zum Acc. Sing. *juncfroun*, 28 zum Nom. Sing *juncfrou* wird.

4) S. Anm. L und H.

5) S. Anm. L und H.

6) H (z. 437) betont bei *antlütze* die Mittelsilbe: dagegen Lachm., Kl. Schr. I 366.

7) S. Anm. H z. 69–72.

8) Nur V. 4495 wird L mit Recht gestrichen haben: *[so] weller ir ze wîbe haben rât.*

9) Lachmann wählt hier nach Gründen seiner Metrik: z. Iw. 855, 5582 (wogegen H. Paul, Grdr. II 1, p 929) und H II p. 519f.

10) Beim Verse 1599 scheint L, da bei H keine Angabe ist, alle Hss gegen sich zu haben: s. aber seine Anmerkung.

11) H. Paul, Grdr. II 1, 936f. leugnet mit Recht ihre Möglichkeit für den Iwein. Sie fallen, nimmt man die Überladung des ersten Fusses an, alle weg.

des ersten Fusses (497 *dîn meis'terschaft ùnd dîn huote,* 851, 1287, 1991f., 2058, 2473, 5367, 8166[1])' oder von einfachem Auftakte (so 633 *ob ìch dô daz verbœre* oder *ob ich | dô* . . ., 634 *ichn versùochte* . . ., 771f. *ichn be'güzze* . . und *ich engált* . . ., 1067 *und was ím sîn arbeit töhte* oder besser *und was' im sîn árbeit töhte*[2])) wird dies aber, für den Iwein wenigstens, ganz unnötig.

Es sind, wie ersichtlich geworden ist, auch nach Ausscheidung zweifelhafter Fälle, genug Verse im Iwein, die in der überlieferten Gestalt einen überladenen ersten Fuss haben: Lachmanns Behauptung z. Iw. 309 sowie die daraus folgende Behandlung des Überlieferten sind also nicht richtig. Hartmann hat die Freiheit dieser Überladung im Iwein. Und das giebt die Berechtigung, an Stelle der sinnwidrigen, schweren Auftakte die leichtere Überladung zu setzen, wie es am Anfange dieser Ausführungen geschehen ist. Mehrsilbige Senkungen überhaupt braucht man dabei, wie wir gesehen haben, im Iwein nicht anzunehmen; sie finden sich, von ganz seltenen, zu emendierenden Ausnahmen abgesehen, nur im ersten Fusse. Dies Ergebnis lässt schon ohne die weitere Untersuchung die Annahme begründet erscheinen, dass bei den anderen Gedichten Hartmanns dasselbe der Fall sein werde, und legt die Frage nahe, ob nicht doch auch sonst in mittelhochdeutscher Dichtung die einsilbigen Senkungen Regel sind, zweisilbige nur, und zwar durch die Betonung erleichtert, im ersten Fusse vorkommen, wo doch jeder Vers freier beweglich ist. Wenn nähere Untersuchung dies bestätigt, so bleibt das Grundgesetz der einsilbigen Senkung, das Lachmann aufgestellt hat, bestehen; man müsste nur das Vorkommen von Überladung des ersten Fusses, das er bei Hartmann nicht wahr haben wollte, hier und sonst, wo die Handschriften dafür sind, zugestehen. Es beeinträchtigt die Annahme dieser Freiheit weder des Dichters Wertschätzung noch die seines Interpreten: was bei Hartmanns Vorgängern in der Poesie wohl Folge der noch nicht gereiften Kunst ist, kann bei ihm gerade als ein Produkt feiner, überlegender Kunstübung angesehen werden, als ein Mittel, durch das er Abwechslung in die langen Reihen regelrecht gebauter Verse bringen wolle; und wenn Lachmann in dieser Frage ein Urteil gesprochen hat, das bei stärkerer Betonung der handschriftlichen Überlieferung sich als nicht richtig erweist, so gehört diese Frage doch zu den „Kleinigkeiten", von denen er sagt[3]), dass sie „zu lernen noch immer Zeit" sei, und die geringe wiegen gegenüber dem Grossen, was er für die heimische Sprache und ihre Denkmäler geleistet hat.

---

1) Hart ist Bechs: *wan got | gëbe* . . ., besser seine Konjektur (Anm.) *got gëbe uns* . . . Vielleicht sind auch Lachmanns vier Hebungen (unter Änderung von 8165 nach A) hier als Abschluss des Gedichtes zu billigen.

2) V. 1068 ist ohne Anstoss, ausser in A c f; selbst wenn man deren vereinzelte Lesart wählt, sind nicht vier Hebungen nötig: der Auftakt *so er mit | niemèn* . . . ist nicht schwer. — Nach H. Paul l. c. 937f. sah Lachmann auch in 887f. solche Verse. Auch hier genügen Auftakte: *wan er | wás* . . ., *baz ge|sélle* . . .

3) Vorrede zum Iw. p. VI.

Über William Cowpers Tirocinium.

Von

Hermann Hartmann, Königsberg i. Pr.

Litteratur.

Benham: The Globe Edition. The Poetical Works of William Cowper. Edited with Notes and Biographical Introduction by William Benham. London 1889.

Beyer: Studien zu William Cowpers Task. Herrigs Archiv 81, S. 115–141. Braunschweig 1888.

Brandl: Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik. Berlin 1886.

Dowden: Southey by Edward Dowden. London 1888. In English Men of Letters. Edited by John Morley.

Green: A Short History of the English People. London 1876.

Griffith: Cowper The Task with Tirocinium and Selections from the Minor Poems. A. D. 1784–1799. Edited with Life and Notes By H. T. Griffith. Vol. II. Oxford MDCCCLXXV.

Lecky: History of England in the Eighteenth Century. London 1878.

Morison: Gibbon. By James Morison. London 1887. In English Men of Letters.

Raydt: Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Hannover 1889.

Smith: Cowper. By Goldwin Smith. London 1888. In English Men of Letters.

Southey: The Life and Works of William Cowper by Robert Southey, Esq. L. L. D. London 1836–1837.

Stephen: History of English Thought in the Eighteenth Century. London 1881.

Wiese: Deutsche Briefe über Englische Erziehung. Berlin 1852.

Übereinstimmend erblicken englische und deutsche Forschung in William Cowper für diejenige Litteraturepoche, welcher man die landläufige Bezeichnung „Rückkehr zur Natur“ beigelegt hat, einen Pfadfinder und Leitstern, und zwar hat er diese Ehrentitel ziemlich ausschliesslich dem Hauptwerke seines Lebens, The Task, zu verdanken.

Dass Cowper eine eingehende und abschliessende Würdigung zu Teil geworden sei, lässt sich nicht behaupten, denn selbst Southeys fünfzehnbändige Ausgabe ist in erster Linie als Materialiensammlung wertvoll, auf welcher alle späteren Ausgaben und in Sonderheit die ihnen vorausgeschickten Einleitungen fussen dürften.

Eine ansprechende, aber kaum erschöpfende Studie über The Task hat A. Beyer[1]) gegeben.

Gleichzeitig mit diesem Gedicht, welches den von seinen Verwandten und der Welt gleichmässig unbeachteten, in ländlicher Zurückgezogenheit trübsinnig sein Leben fristenden Dichter mit einem Schlage zum berühmten Manne machte, erschien ein Werk, welches er „Tirocinium, or a Review of Schools“ nannte. Das erstere wurde im August oder September 1784 beendet, und da die Drucklegung sich hinauszögerte, wurden das Tirocinium und die köstliche Ballade The History of John Gilpin angehängt, welche noch heute als eine unübertroffene Perle ihrer Gattung gelten kann.

Während die meisten Litterarhistoriker dem Gedicht The Task mit kürzer oder länger gehaltener Begründung die ihm gebührende Stellung anweisen, vernimmt man über das Tirocinium entweder nichts oder nur den Buchtitel oder den kaum mehr bedeutenden Zusatz, dass der Dichter in dieser Schrift dem Hausunterricht gegenüber der Schulerziehung das Wort rede.

Es darf demnach entschuldbar erscheinen, wenn an diesem Ort versucht wird, Cowper als pädagogischen Schriftsteller zu würdigen, zumal er als Verfasser von The Task eine gewisse Neugierde rege macht; mit welchem Recht, wird eine eindringende Betrachtung zu erweisen haben.

Dass ein pädagogischer Traktat, besonders wenn er einen Dichter zum Verfasser hat, welcher durch andere Werke eine bedeutsame Erscheinung seiner Zeit geworden ist, vielfache Beziehungen und Anknüpfungspunkte zu dessen Leben und seinem übrigen dichterischen Schaffen bietet, wird niemand befremden, doch muss hier betont werden, dass der Raummangel dem Verfasser nur einzeln gestattet, aus dem letzteren Parallelen herbeizuziehen, um die Beweiskraft seiner Darlegung zu erhöhen, wie auch Cowpers in leicht zugänglichen Werken dargestellte Lebensschicksale nur dann in die Betrachtung hineingezogen werden sollen, wenn sie für die im Tirocinium entwickelten Ansichten eine annehmbare Erklärung bieten.

Gar leicht konnte ein dem grossen Getriebe der Welt ganz entrückter Geist wie derjenige unseres Dichters dahin gelangen, über die höchsten Probleme der Erziehung und des Unterrichtes Betrachtungen anzustellen; auch erklärt sich diese Neigung leicht aus seiner religiösen und philosophischen Entwickelung.

Cowper hat zu verschiedenen Zeiten an seinem Tirocinium gearbeitet, das letzte Mal nach einer Unterbrechung von zwei Jahren. Es ist seinem jungen Freunde William Unwin gewidmet, in dessen Familie der gemütskranke Verfasser Unterkunft und Pflege fand.

---

1) Herrigs Archiv 81, S. 115—141.

Er gab ihm folgende Widmung:

TIROCINIUM;

OR,

A REVIEW OF SCHOOLS.

Κεφαλαιον δη παιδειας ορθη τροφη. — PLATO.
Αρχη πολιτειας απασης νεων τροφα. — DIOG. LAERT.

TO THE REV. WILLIAM CAWTHORNE UNWIN,
Rector of Stock, in Essex.
THE TUTOR OF HIS TWO SONS,
The following POEM, *recommending Private Tuition in preference to an Education at School,*
IS INSCRIBED, BY HIS AFFECTIONATE FRIEND.

OLNEY, Nov. 6, 1784.

WILLIAM COWPER.

Das Gedicht enthält 922 Verse in heroic couplets. Cowper verspricht sich von der metrischen Fassung eine ganz besondere Wirkung, glaubt auch mit seiner Schrift einem besonderen Bedürfnis abzuhelfen. Er spricht darüber in einem Briefe an Unwin[1]) vom 8. Mai 1784: 'I am mistaken, if Tirocinium do not make some of my friends angry, and procure me enemies not a few. There is a sting in verse, that prose neither has, nor can have; and I do not know that schools in the gross, and especially public schools, have ever been so pointedly condemned before. But they are become a nuisance, a pest, an abomination, and it is fit that the eyes and noses of mankind should, if possible, be opened to perceive it.'

Ich gebe im Folgenden nun den Inhalt genau nach der Zeilenfolge:

Nicht seiner äusseren Gestalt, in welcher sich Kraft mit Schönheit, Würde mit Anmut paart, verdankt der Mensch die Herrschaft über alles Lebende. Diese gebührt vielmehr dem Geist, welchem Memory, Fancy und Judgment dienstbar sind.

Warum erschuf Gott Himmel, Erde und Mond, warum ziehen die Jahreszeiten in ewigem Wechsel an uns vorüber? Der ganze Schöpfungsplan wäre zwecklos, hätte ihn sein Urheber nicht mit der Majestät des Menschen gekrönt.

Wenn, wie es scheint, der Mensch nur mit Vernunft begabt ist, um mit Bekümmernis seine Unthaten und Thorheiten zu erspähen, mit Leidenschaften, um darzuthun, dass er vergebens ihrer Wut widersteht, wenn er jeder Lust nachgegeben hat, welche seine sündhafte Natur entflammt, dann erweist er sich als das würdeloseste von allen Geschöpfen und erweckt Zweifel an der Weisheit des Himmels.

Die Gelehrten spüren in eifriger Gedankenarbeit Wahrheiten nach, deren teuer erkaufter Besitz sich schliesslich als eine nutzlose Verschwendung philosophischer Mühe herausstellt, während die uns ganz besonders angehende Wahrheit, dass der Zustand der Unwissenheit unsere Schande und Not ausmacht, überall von jedermann wahr-

---

1) Southey V, 37.

genommen werden kann (aber nicht erkannt wird, hätte Cowper hinzufügen müssen).

Wenn des Menschen Bestimmung darin bestände, sein Leben hinzutändeln, dann würde er nur zur Schande seines Schöpfers atmen. Wenn aber alles Erschaffene die Weisheit des allsehenden Geistes darthun soll, muss auch das Geschöpf, welches er mit der königlichen Gewalt über die übrige Welt bekleidet, seiner edleren Natur teilhaftig geworden und für die Ausübung der Herrschaft befähigt sein, um auch seinerseits des Schöpfers Macht zu preisen. Daher sind wir verpflichtet, zeitig der Jugend die himmlische Wahrheit einzuprägen, auf dass sie klug werde und nicht in Unwissenheit dahinwandernd den Himmel verfehle.

Während in unserem späteren Alter unsere Eltern oft sich wenig kümmern, welche Freunde wir wählen und welche Bücher wir lesen, versorgen sie doch mit kluger Beflissenheit unseren kindlichen Geist mit bekömmlicher Nahrung. Wir erhalten das Abcbuch mit dem Vaterunser und arbeiten uns dann durch moralische und biblische Erzählungen. — Es wäre gut für die meisten, wenn die Bücher, welche ihre Kindheit beschäftigten, ihnen auch in reiferem Alter gefielen, dann könnten sie in Ruhe sterben.

Der bärtige Jüngling verachtet die ungekünstelte Frömmigkeit seiner Kinderjahre, denn er ist in ein Labyrinth von Lügen geraten, welche Schwätzer, Philosophen genannt, ersonnen haben. Er lästert seinen Glauben, denn er hält ihn für eine eines Mannes unwürdige Träumerei. Früher begann und beschloss er den Tag mit Gebet, aber jetzt ist alles hin, die Herrschaft der Vernunft beginnt, das Evangelium geht unter. So fahren wir nur wohl unter der Belehrung einer Mutter und der Obhut einer Amme. In der Schule lehrt man uns viel mythologisches Zeug, aber unverfälschte Religion spärlich genug; daher werden unsere früheren Begriffe von Wahrheit entstellt und verwischen sich bald ganz.

Willst Du, dass Dein Sohn ein Thor, dass er unzüchtig, halsstarrig wird und durch liederliche Ausgaben und modische Verschwendung Dich und sich zu Grunde richtet, dann lasse ihn mit einer Schar Knaben erziehen, die in Verübung von Unfug und Lärm Kinder, in Treulosigkeit und Liederlichkeit Männer sind. Ehe er sechzehn Jahre alt ist, wird er dort lernen, dass es sehr nützlich ist, die Schriftsteller zu versetzen oder zu verkaufen, dass die Schulen nur Pedanterie mitteilen, die Weinhäuser hingegen die Kenntnis des Herzens lehren. Dort wird der Kellner Dick mit bacchanalischen Gesängen sein Herz gewinnen und sein trunkenes Lob vernehmen, sich als seinen Ratgeber und Busenfreund erweisen und eine pflastertretende Dirne als seine erste Liebe.

Die Schulen behalten ihre heranwachsenden Pfleglinge zu lange, oder die Zucht müsste doppelt strenge sein; die Behandlung achtzehnjähriger Schüler ist schwierig, ihre Bestrafung garstig.

Der stämmige, grosse „Kapitän“, dessen überlegene Grösse die jüngeren Helden mit neidischen Augen betrachten, wird ihr Vorbild, auf ihn richten sie ihre ganze Aufmerksamkeit und äffen alle seine

Streiche nach. Sein Stolz, welcher Gehorsam oder Unterordnung verschmäht, bedeutet für sie Mut; seine Heldenthaten, bei welchen Fenster zerschlagen werden, die Plünderung der Gärten, die Streitigkeiten auf den Strassen, bei welchen er mit genauer Not entkommt, und alle seine verwegenen Pläne entzücken sie und sind ihr beliebter Unterhaltungstoff. In jungen Herzen wecken solche Thaten einen verwandten Funken; sie brennen, ein Gleiches zu thun.

Um Deinen Erziehungsplan möglichst nachdrucksvoll weiterzuführen, sende Deinen Sohn auf die Universität; wenn er dort, wo man den Gesetzen keine Achtung entgegenbringt, gezähmt oder gebessert wird, ist es sein Verdienst.

Die Thorheit des Publikums leistet den öffentlichen Schulen Vorschub, und Behutsamkeit und gesunden Menschenverstand sucht man in unserer Zeit vergebens.

Mein Tadel gilt nicht den Lehrern, welche sich möglichst bemühen, ihre zahlreiche, unbotmässige Schar zu überwachen; aber ich tadele sie, weil sie sich unterfangen, eine Arbeit zu vollbringen, an der sie verzweifeln müssen. Ja, Ihr Lehrer beschönigt, was Ihr nicht abstellen könnt, um nicht durch erfolglose Gewaltmassregeln die Zahl Eurer Zöglinge zu verringern. Einst wart Ihr mit Recht berühmt, denn an Eurem Ruhmeshimmel strahlen noch im hellsten Glanze die Namen der Dichter, Staatsmänner und Geistlichen, die Ihr erzogen habt. Friede ihnen allen! Jene glänzenden Zeiten sind dahin.

In der That verbreiten auch unsere Bürschchen einen Schein, aber denjenigen mitternächtlicher Schwelgereien, und bei niemand scheinen sie mehr Schulden zu haben als bei ihren Ärzten.

Was veranlasst uns, unsere Söhne dorthin zu senden, trotzdem wir wissen, dass diese Menagerieen alle das in sie gesetzte Vertrauen täuschen? Es ist eine wenn auch löbliche Schwäche: wir lieben den Spielplatz unserer Kindheit, und das Herz, welches bei jenem Anblick nicht empfindet, ist gefühllos. Noch ist die Mauer, in welche wir uns eingravierten, ja der eingeschnittene Name vorhanden, die Bank, auf welcher wir in emsiger Beschäftigung sassen, wenngleich zerfetzt, noch nicht vernichtet. Vor Eifer glühend, spielen die Kleinen unsere Spiele und auf demselben Platz. Das gefällige Schauspiel erinnert uns sofort an unsere eigenen Freuden, und wir glauben uns in unsere unschuldige harmlose Jugendzeit zurückversetzt. Bis zum letzten Lebenstage bleibt diese liebevolle Anhänglichkeit in uns lebendig.

Höret, was der Vater, auf jedem Knie sein Ebenbild haltend, erzählt: Bald müssen sie Latein und die Kunst des Boxens erlernen; dann bewirtet er sein lauschendes Weib mit allen Abenteuern seiner Jugend: wie geschickt er im Wagenlenken gewesen, wie er die Wirte geprellt, Rollen hergesagt, welche Kunstgriffe er anwandte, wenn er in der Klemme sass; wie er gezüchtigt wurde oder das Glück hatte zu entkommen; was für Summen er im Spiel verlor, wie er Uhr, Siegel, alles verkaufte, bis alle seine Streiche erzählt sind. Mit diesem Ausdruck beschönigt er thörichte und schändliche Thaten. Wo er gespielt, da sollen auch seine Söhne spielen und da ihren glänzenden Geist entfalten, wo der seinige zur Entwickelung gelangt

ist. Bald wird der sanfte und schüchterne Knabe kühn und unverschämt sein, der rohe sich mit Leichtigkeit durchschlagen, denn grosse Schulen eignen sich am besten für die Dreisten und Ungeschliffenen.

Die Grossen, welche Titel, Reichtum, Abstammung der Mühe überheben, nach Gediegenheit zu streben, sind dort am besten aufgelegt, wo sie sich mit Erfolg jene zuversichtliche Gewandtheit, jene Gewohnheit verschwenderischen und liederlichen Aufwandes aneignen können, die alle Freuden ausser denjenigen der Sinne verachten.

Aber weshalb setzen die weniger erlauchten Familien, deren hauptsächlichster Ruhm ihr fleckenloser Name ist, so sorglos ihre Hoffnungen, ihren teuersten Schatz, dort der Gefahr aus? Sie träumen, eine aufmerksame Menge werde einst dem kleinen Karl oder Wilhelm als Orakel des Gesetzes lauschen. Der Vater, welcher schon den Säugling zum Priester bestimmt, sieht ihn in Gedanken schon als Bischof in purpurgefütterter Kutsche fahren. Solche väterlichen Erwartungen soll eine öffentliche Schule mit Leichtigkeit verwirklichen.

Aber mit Kenntnissen in Latein und Griechisch werden Kirchenleitern nicht erklommen, denn dieser Tand kommt erst an zweiter Stelle: zu Wohlstand, Ruhm, Ehre soll ihm ein Freund verhelfen, der Verkehr mit Pairs oder ihren Söhnen. Der Pfarrer, welcher einen Herzog kennt, ist gelehrt genug. Der Elende wird steigen, und wäre er an Ehre, Gelehrsamkeit und Würdigkeit am wenigsten geeignet, einen heiligen, Ehrfurcht gebietenden Posten auszufüllen, dessen Besitz die Besten und Würdigsten meist erzittern lässt. Die königliche Bestallung ergiebt sich von selbst: Dechanten und Kapitel würden sich für gebunden halten, einstimmig die Wahl zu bestätigen. Schaut Euren Bischof! Gut spielt er seine Rolle, ein Christ dem Namen nach, ungläubig im Herzen, geistlich im Amt, weltlich in seinem Behaben, bei Hofe ein Sklave, anderwärts einer Dame Diener, stumm wie ein Ratsherr und als Priester im besten Falle ein blosses Stück Kirchenmöbel.

Man soll jedoch solchen goldenen Träumen nicht zu sehr trauen, denn der Vorsehung liegt daran, das heilige Amt vor völliger Verachtung zu schützen; und deshalb sehen wir, wenn auch selten, dass ein Lowth[1]) und Bagot geistliche Ämter bekleiden. Ausserdem erweisen Schulfreundschaften sich nicht immer als dauerhaft. In jungen Jahren verbundene Seelen bringt die Zeit auseinander, neue Lebenslagen ergeben eine neue Art in Gewohnheit, Neigung, Temperament, Geschmack. Knaben sind im besten Falle nur hübsche, unaufgeblühte Knospen, deren Geruch und Farben sich eher mutmassen als erkennen lassen. Wenn also auch eine in ehrenhafter Absicht geschlossene Freundschaft so bald schwinden kann, wäre es sicherlich klüger, einem kleinen Herzen gerechten Abscheu vor einer so gemeinen Rolle einzuflössen als es einem so schmählichen Gewerbe hinzugeben, für welches der Entgelt so unwahrscheinlich ist.

---

1) Bedeutende Theologen; vgl. Griffith, Cowper, p. 275, zu V. 435.

Solchen niedrigen Hoffnungen verdanken unsere öffentlichen Schulen einen Teil ihres Rufes.

Am meisten erhöht diesen ein Gemisch von Neid, Hass, Eifersucht und Hochmut — der Wetteifer, dessen Gegenstand die Erwerbung des Schülerpreises bildet. Jener Wettbewerb entwickelt alle bösen Triebe: Eitelkeit, Missgunst, Schadenfreude; und klassische Gelehrsamkeit wiegt ein entartetes Gemüt nicht auf. Mit diesen beiden fallen die Stützen solcher stolzen Pflanzstätten.

Diesen Gedanken spinnt der Dichter nicht weiter, sondern er begnügt sich, anstatt weitere Folgerungen anzuknüpfen oder mit Vorschlägen zur Besserung hervorzutreten, den Ausspruch Popes (Epistles III, 304) anzuführen: 'What e'er is best administered, is best', der sich an dieser Stelle, weil unvermittelt, möglichst ungeschickt ausnimmt.

Auf Kosten der Sittlichkeit erworbene Kenntnisse sind ein verächtliches Ding Alle Lehrer rühmen sich grossen Eifers in Sachen der Tugend, obgleich gewinnsüchtige Absichten die meisten beherrschen. Wenn Dein gut beanlagter, strebsamer und mit einem treuen Gedächtnis ausgerüsteter Sohn Erstaunliches leistet, was unter solchen Voraussetzungen in jeder Schule der Fall sein würde, dann misst der selbstgefällige Erzieher sich mehr als das halbe Verdienst bei; tritt das gegenteilige Ergebnis ein, was nur der Mangel an angemessener Aufsicht verschuldete, dann trifft Deinen Sohn der Vorwurf ganz allein.

Ein erfreulicher Anblick ist ein mit einem edlen Sohne gesegneter Vater, der diesem Freund und Erzieher zugleich ist. Gern wendet er sich wieder zu Äsop und Phädrus und beteiligt sich an kindlichem Spiel, denn warum soll er in eines Fremden Hand eine Aufgabe legen, welche Gott, die Natur und sein eigner Vorteil einstimmig ihm zu übermachen scheinen? Die zweite Entwöhnung zerreisst des Vaters und des Sohnes Herz, und wenn letzterer ins Elternhaus zurückkehrt, hat die Liebe sich infolge der Entfernung zu Achtung erkältet. Der Sohn bringt dafür keine Kenntnisse mit, die er nicht in der behaglichen Zurückgezogenheit des väterlichen Hauses sich mit eben solcher Geschicklichkeit erworben hätte; einige verletzen sogar des Vaters fühlendes Herz. Dazu kommt, dass das Vertrauen durch keine Freundlichkeit sich wiedergewinnen lässt.

Zahllos sind die Thorheiten, welche Geist und Herz eines jeden munteren Knaben plagen. Dies schleichende Übel erheischt eine sorgsame, geduldige, liebevolle, thatkräftige Hand. Es genügt nicht, dass Griechisch oder Latein seine Gedanken beschäftigen, auch bei seinen Spielen bedarf er des warnenden, führenden Freundes, damit auch aus diesen ein dauernder Gewinn ihm erwachse.

Wird es dem Vater genügen, wenn der Geist seines Sohnes mit Konjugationen und Deklinationen genährt wird? Die öffentlichen Mietpferde im Schulgewerbe füttern eines Zöglings Verstand mit wenig mehr als Syntax und sind mit Stundenschluss aller Sorgen ledig. Vielleicht würde ein verständiger Vater es nicht für unangebracht oder zwecklos halten, seinen Sohn in die Himmelskunde, Naturlehre, Erdkunde, Weltgeschichte einzuführen. Solche Kenntnisse, verbunden

mit körperlichen Spielen, würden ein beweiskräftiger Tadel für die armseligen und langsamen Fortschritte der Schulerziehung sein.

Bist Du durch Dein Geschäft gebunden oder zu arm an Wissen, dann sieh im Hauslehrer Deinen Stellvertreter, der durch Geschmack, Gelehrsamkeit und wahren Wert berufen ist, Deinen Sohn in Deinem Hause, unter Deinen Augen, zu bilden. Unter solchem Schutze wird der Knabe keine Fehler unter Stallknechten annehmen, auch nicht gemeine Reden führen, die der Diener Tom als witzig und fein bezeichnet. Sind solche Männer selten? Vielleicht wären sie überreichlich vorhanden, wenn Beschäftigung leichter erlangt und die zuverlässig fehlschlagende Schulerziehung gegen das sichere häusliche System vertauscht würde.

Aber wenn Du, Herzog oder Graf, ihn gefunden hast, dann schätze diese Perle, achte den Mann, welchem Du ein so teures Pfand anvertraut hast. Wenn Du ihn verachtest, kann er von jugendlicher Thorheit nur dieselbe Geringschätzung erwarten. Dann ermüdet sein Unterricht, sein milder Tadel erregt Anstoss. Verurteile ihn nicht zu einsamen Mahlzeiten, was er als feinfühlender, rechtschaffener und hochgebildeter Mann, zumal in dieser Stellung, als eine Härte ansehen würde. Speist er an Deinem Tische, dann halte ihn nicht für eine passende Zielscheibe müssigen Witzes, verletze ihn nicht durch einen Fluch, sei auch nicht ungehalten, wenn er nicht gleich nach Tisch sich empfiehlt. Glaube mir, der Lehrer Deines Sohnes kann mehr leisten, als seine Pflicht ihm gebietet, wenn ihm mit Ehrerbietung begegnet wird.

Wenn jedoch an Deinem Tische geschlemmt und eine gemeine Rede geführt wird, wenn Du, obgleich vor der Welt ein ehrenwerter Mann, ein dem Laster huldigender Lump bist; oder wenn Du ein kartenspielendes, vergnügungssüchtiges Weib hast; oder wenn Dein Haus eine öde Stätte, Du selbst ein thörichter Nichtser bist, dann erbarme Dich Deines Sohnes und bereite ihm eine andere Heimat unter dem niedrigen Dach eines frommen Pfarrers. Dort sichert rechtzeitige Ruhe frühes Aufstehen, einfache Lebensweise hält Krankheit fern, der auf höchstens zwei Schüler sich erstreckende Unterricht kann die Mühe des Lehrers lohnen, denn die Ruhe ist der Arbeit günstig, und der Geist wird durch die Gedanken an Vergnügungen und Thorheiten nicht abgelenkt.

Der Dichter ist überzeugt, dass er unverbesserliche, gleichgültige Menschen vor sich hat, also zumeist tauben Ohren predigt, und vergleicht solche Eltern mit dem Vogel Strauss. Daher wendet er sich an den Mittelstand, denn dieser empfindet menschlich, und hält ihm ein Spiegelbild der zeitigen Gesellschaft vor Augen: der Reichtum wird missbräuchlich vergeudet, Würden werden an falscher Stelle vergeben, Titel, Ämter, anvertrautes Gut in Schande gebracht, die edlen Eigenschaften langer Ahnenreihen sind völlig erloschen; grosse Feldherrn machen aus dem Krieg ein Gewerbe; manche werden grosse Advokaten ohne Studium; Geistliche schätzen an ihrem Amt nur die Besoldung; die Frau steht verachtet, der Mann mit Schimpf bedeckt da; Gecken überall, mit Zibeth parfümiert, roh in Sitten und Sprache,

bald glühend von Trunkenheit, bald bleich von Unzucht — alle diese und mehrere ihrer Art wurden in Schulen gebildet. Einzelne Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Sende Deinen Sohn nicht zur Schule! Behüte ihn besser, damit er Dir ein Stab im Alter sei; dann bleibt seine Kindesliebe Dir bis zuletzt erhalten, oder Du hast, erweist er sich als lieblos, das tröstliche Bewusstsein, Deine Schuldigkeit gethan zu haben.

Sollen denn nun, fragt sich der Verfasser in den Schlussversen, mit barbarischer Hand alle Schulen niedergerissen oder Mietpferden und Stallknechten hingegeben oder in Läden und Auktionsräume gewandelt werden?

Eine befriedigende Antwort bleibt Cowper schuldig. Er begnügt sich mit dem Hinweis, dass die Erziehung für alle Lebensäusserungen in Staat und Gesellschaft grundlegend ist. Bevor jedoch die Menschheit sich auf einen würdigen Ersatz der Schulen nicht vorbereitet hat, wünscht er sie besser geleitet oder weniger begünstigt.

Diese Inhaltsangabe, welche fast nur diejenigen Gedanken heraushebt, welche Erziehung und Unterricht behandeln, ist absichtlich in fortlaufender Versfolge gehalten, da sie eine Eigentümlichkeit Cowpers erkennen lässt, die auch in The Task ganz besonders hervortritt und das Studium seiner Dichtungen nicht wenig erschwert. Man vermisst überall einen übersichtlichen Plan und logische Folge. Ein Gedanke wird angesponnen, in behaglicher Breite entwickelt, dann plötzlich ohne zwingenden Grund fallen gelassen und durch breit ausmalende Schilderungen aus irgend welcher anderen Sphäre abgelöst. Es scheint, der Dichter verschmähe eine weitere Vertiefung des thematischen Gedankens, bis er ihn plötzlich wieder aufgreift, um ihn bald nochmals einem anderen Einfall zu Liebe hintanzusetzen.

Was Cowper uns berichtet, beruht lediglich auf den Erlebnissen seiner in Westminster verbrachten Schuljahre, denn eine andere höhere Lehranstalt hat er nicht besucht und auf seinem Lebenswege nicht kennen gelernt.

Der am 26. November 1731 geborene Dichter war der Sohn des Reverend John Cowper. William und sein Bruder John überlebten fünf Geschwister. Sechsjährig — am 14. November 1737 — verlor William die Mutter. Er wurde in die stark besuchte Privatschule des Dr. Pitman zu Market Street in Hertfordshire gegeben, wo er von einem Mitschüler in roher Weise gemisshandelt wurde. Diese zweijährige Leidenszeit machte auf Cowper einen dauernden Eindruck. Leider liess sich der ängstliche Knabe die Roheiten seines Quälgeistes widerstandslos gefallen. Als man schliesslich von dieser fortwährenden Vergewaltigung Kenntnis erhielt, wurde er verwiesen, aber auch Cowper verliess die Anstalt, um sich in die Behandlung eines Augenarztes zu begeben. Zehnjährig trat er in die 1560 gegründete Westminster School ein, aus welcher eine Reihe litterarischer und politischer Grössen Englands hervorgegangen ist. Von hier ging er 1748, achtzehn Jahre alt, ins Leben über.

Es ist ein bekannter Erfahrungssatz, dass, wo auch immer Schäden in Erziehung und Unterricht zu Tage treten, die Lehrer von Berufenen und Unberufenen in Wort und Schrift einzig und allein zur Verantwortung gezogen werden. Auch unser Dichter hat dies fruchtbare und schier unerschöpfliche Thema gründlich ausgebeutet, denn die Vorwürfe, welche er gegen die Vertreter der damaligen Pädagogik erhebt, sind härtester Art und erwecken eine trostlose Vorstellung von dem Unterrichtsbetrieb in Westminster School.

Cowper behauptet zunächst alles Ernstes, dem Jüngling komme durch 'babblers, called philosophers', die Religion abhanden, und nur unter 'a mother's lectures and a nurse's care' (Verse 195/6) können wir wahrhaft gedeihen.

Er meint, die Behandlung achtzehnjähriger Schüler sei schwierig, ihre Bestrafung 'obscene'. Die Lehrer sind der Aufgabe der genügenden Überwachung einer solchen Schülerschar nicht gewachsen, was sie aus eigener Erfahrung wissen sollten, und unvermögend, den daraus sich ergebenden Übelständen zu steuern, lassen sie Nachsicht walten, um durch erfolglose Strenge die Besuchsziffer nicht herabzudrücken. Sie rühmen sich zwar alle, der Erweckung tugendhafter Grundsätze förderlich zu sein, aber für die meisten ist Gewinnsucht die Richtschnur ihres Handelns. Sie leben nach der Uhr: haben sie ihre amtlichen Obliegenheiten erfüllt, glauben sie aller ferneren Mühe um ihre Zöglinge überhoben zu sein, während doch diese auch in ihren Mussestunden der freundlichen, führenden Hand nicht entraten können.

Der zuerst ausgesprochene Tadel entbehrt bei aller Übertreibung, die dem Verfasser öfter nachzuweisen ist, nicht der thatsächlichen Grundlage. Cowpers Biograph Southey, wie er in Westminster School gebildet und daher wohl berufen, über diesen Punkt gehört zu werden, lässt sich über das religiöse Leben in dieser Anstalt (I, 12), wie folgt, vernehmen: 'It cannot be gainsaid that our boarding-schools are unfavourable to those devotional feelings, the seeds of which have been sown in early childhood, and destructive of those devotional habits which have been learned at home; that nothing which is not intentionally profane can be more irreligious than the forms of religion which are observed there, and that the attendance of schoolboys in a pack at public worship, is worse than perfunctory. This is one of the evils connected with public education, such as it has long been, still is, and is likely to continue, however earnestly endeavours may be made to amend it. It is a great evil; but Cowper did not reflect upon its natural and obvious causes, when he accounted for it by saying that the duty of the schoolboy swallowed up every other. In his days, and in my own, that duty left time enough for idleness, or recreation, or the pursuits of private study to those who were studiously disposed: the forcing system had not been introduced. But at no time has a schoolboy's life offered any encouragement, any inducement, any opportunity for devotion'.

Das abfällige Urteil Cowpers richtet sich, was auch die eben mitgeteilte Stelle darthut, ausschliesslich gegen die Vertreter eines

Systems, ohne dass er untersucht, wieviel Schuld diesem beizumessen ist, und ob nicht die Lehrer ihrerseits nach Möglichkeit bemüht gewesen sind, in Zuständen solcher Art Wandlung zu schaffen, wie z. B. der Reverend J. Boyer,[1]) der Lehrer des Romantikers Coleridge in Christ's Hospital, öfter für die Einführung zeitgemässer Neuerungen eingetreten ist.

Cowper selbst schränkt sodann den herben, allgemein gehaltenen Tadel ein und spendet dem head-master seiner Schule, Dr. Nichols,[2]) ein ausdrückliches Lob. Er sagt nämlich: 'That I may do justice to the place of my education, I must relate one mark of religious discipline, which, in my time, was observed at Westminster; I mean the pains which Dr. Nichols took to prepare us for confirmation. The old man acquitted himself of this duty like one who had a deep sense of its importance; and I believe most of us were struck by his manner, and affected by his exhortations. Then, for the first time, I attempted to pray in secret; but being little accustomed to that exercise of the heart, and having very childish notions of religion, I found it a difficult and painful task, and was even then frightened at my own insensibility. This difficulty, though it did not subdue my good purposes till the ceremony of confirmation was passed, soon after entirely conquered them. I relapsed into a total forgetfulness of God, with all the disadvantages of being the more hardened, for being softened to no purpose.'

Die anderen Ausstellungen bewegen sich durchaus in Gemeinplätzen; zum Teil widerspricht sich Cowper selbst.

Die Schule behält ihre Zöglinge keineswegs länger als nötig ist, denn ohne zähe Ausdauer und rastlosen Fleiss kann in den Hauptunterrichtsfächern, den alten Sprachen, Nennenswertes nicht erreicht werden.

Dass die Behandlung junger gentlemen besondere Eigenschaften der Lehrer und Erzieher voraussetzt, versteht sich von selbst.

Die körperliche Züchtigung nennt Cowper 'obscene'. Wir würden ihr sicherlich diese Bezeichnung gleichfalls zuerkennen, aber in England liegen auch heute noch die Verhältnisse anders als sonstwo. Von jeher hat bei der englischen Jugenderziehung das geschmeidige Röhrchen ein entscheidendes Wort mitgesprochen, und zwar keineswegs ausschliesslich in Fällen, wo es galt, eine Schar starrköpfiger Knaben „in eine mild lagernde Lämmerherde" zu verwandeln. Auch erwachsene Schüler[3]) erblicken heutzutage in dieser Strafe keine Beschimpfung, und bekannt ist aus Tom Brown's School Days, dass eine glänzende Zierde der neueren Pädagogik, Thomas Arnold, der headmaster von Rugby, gegen die Lüge eigenhändig die Leibesstrafe anwandte. Dagegen hat man aber in England einen ganz bedeutenden Gewinn zu verzeichnen: die Lüge gilt schon dem Knaben als etwas Gemeines und soll selten vorkommen. Dass Cowper sich durch

1) Brandl, Coleridge, S. 16.
2) Southey I. 13.
3) Raydt, S. 166c u.

solche Bestrafung abgestossen fühlte, begreift sich aus seiner krankhaften, zur Menschenscheu und -furcht neigenden Naturanlage.

Aber aus dem ganzen Tirocinium verlautet nichts, was auch nur entfernt an die niederträchtige Grausamkeit streifte, welche z. B. Coleridge[1]) in Christ's Hospital zu erdulden hatte. Und doch empfahl dieser selbe 'blue', der wirklich keine Veranlassung hatte, des harten Präzeptor Boyer besonders freundlich zu gedenken, an einem Abend, als er in einem öffentlichen Vortrag über Shakspere sprach, bevor er sein eigentliches Thema behandelte, das Prügeln in der Schule.

Auch hätten zwei andere berühmte Westminster boys eher Grund zur Klage gehabt. Von Gibbon[2]) (1737—1794) heisst es, dass er, ein neunjähriger Knabe, 'was reviled and buffeted for the sins of his Tory ancestors;' und weiterhin: 'At the expense of many tears and some blood I purchased the knowledge of the Latin syntax.' Southey[3]), Cowpers gewissenhaftem Biographen (1774—1843), erging es kaum besser. Er war ein Jahr in Westminster, musste auch die Roheiten des Pennalismus erdulden und wurde schliesslich, weil er in einer Schülerzeitung 'The Flagellant' das Prügeln als eine Erfindung des Teufels dargestellt hatte, still entfernt — 'privately expelled'. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, dass rein persönliche schmerzliche Erinnerungen an 'flogging',[4]) „diese humanistische Anlehnung an Sparta", Southey die Feder in die Hand gedrückt haben.

Zu Cowpers Zeit hatte Westminster 300 Schüler. Gegenüber dieser Zahl mochte die Aufsicht oft unzulänglich sein, doch ist wohl ein eigenartiger Zug der englischen Jugendbildung, den Wiese S. 22 treffend hervorhebt, dass nämlich eine strenge gleichmässige Aufsicht nicht geübt wird, weil die Zöglinge in derselben einen unerträglichen Eingriff in ihre Rechte erblicken würden, wobei sie aber schon eine tief wurzelnde, weil im Elternhause anerzogene, Achtung vor Gesetz und Recht mitbringen, mindestens bis auf Cowpers Zeit zurückzuführen. Für diesen fehlte ihm gewiss alles Verständnis.

Dass der head-master und seine Amtsgenossen aus Klugheitsgründen mehr, als der Schulzucht zuträglich war, konnivierten, erscheint kaum glaublich, zumal aus Gibbons und Southeys Lebenslauf derartiges nicht hervorgeht. Ebenso wenig Bedeutung verdient der gleichfalls ganz allgemein gehaltene Tadel, dass es mit der ethischen Beschaffenheit der Lehrer traurig bestellt sei: es fehlen alle Beweise.

Wir haben zahlreiche Zeugnisse, dass in Westminster die Schüler in den alten Sprachen Hervorragendes leisteten. Cowper[5]) selbst wird als sehr tüchtiger Schüler namhaft gemacht und ist Zeit seines Lebens der Antike treu ergeben geblieben. Im Tirocinium redet er nur der Religion das Wort und behandelt Wert und Methode des klassischen Unterrichts geradezu wegwerfend, ein Widerspruch, den

---

1) Brandl, S. 11 u. 337.
2) Morison, Gibbon, p. 2.
3) Dowden, Southey, p. 24.
4) Brandl, S. 11.
5) Southey I, 20; 70; 106; 320; II, 71; 169; 190; III, 216.

des Dichters weitere Lebensgeschichte aufhellen wird. Er spricht von 'mythologic stuff' (V. 197), 'conjugated verbs, and nouns declined' (V. 610); 'store of syntax', wenig mehr, sei die dem Geiste gebotene Nahrung.

Diesem Urteil widerspricht einigermassen Cowpers[1]) günstige Meinung über die für den altsprachlichen Unterricht in Westminster gebrauchten Busby's grammars, über welche er sich mit lobender Anerkennung verbreitet, während diese Ansicht von anderen 'Westminster men' keineswegs geteilt wird.

Wenn man hört, wie V. 626 ff. Cowper dringend empfiehlt, den Lehrplan durch Aufnahme neuer Fächer, welche wir insgesamt als Realien zu bezeichnen pflegen, zu verstärken, möchte man ihn in der That unter die Reformer rechnen, welche den Geist ihrer Zeit verstehen und auch in der Jugendbildung sich ihm anzugleichen streben. Aber auch in diesem Punkt machen wir die geradezu unglaubliche Erfahrung, dass der Lobredner dieser neuen Unterrichtsfächer an einer anderen Stelle genau das Gegenteil sagt, denn in The Task III, 137—191 bricht er über das Studium der Geschichte, Geologie, Astronomie, Physik unerbittlich den Stab. Alles was sich aus ihnen gewinnen lässt, erscheint ihm als 'so hollow and so false' (V. 182): die Gelehrten hält er deshalb für 'most of all deceived' (V. 184), und sein absprechendes Urteil kleidet er zum Schluss in folgende Verse (187—191):

„Defend me therefore, common sense" say I,
„From reveries so airy, from the toil
Of dropping buckets into empty wells,
And growing old in drawing nothing up!"

Mit bitterem Ernst wendet sich Cowper V. 381—458 gegen Nepotismus und Strebertum, und zwar besonders im geistlichen Stande.

Soweit des Dichters kritische Bemerkungen wiederum allgemein gehalten sind, treffen sie nicht gerade für Westminster zu, auch berichtet Southey nichts in dieser Hinsicht, was sich auf persönliche Erlebnisse des Verfassers zurückführen liesse. Es gab und giebt überall Eltern, welche in der Schule und in noch höherem Grade auf der Universität, meist vermittelst Geldausgaben, die ihre Leistungsfähigkeit oft weit übersteigen, ihren Söhnen Verkehrskreise eröffnen, innerhalb deren sie die Zukunft derselben auf alle Fälle sicher gestellt wähnen. Einen solchen Übelstand abzustellen wird schwerlich jemals völlig gelingen; zu verhüten, dass er Ärgernis errege, wird zuguterletzt Sache der massgebenden Kreise und der öffentlichen Meinung sein.

Dann richtet sich der Zorn des Dichters gegen eine besonders in England zur Blüte gelangte Eigenart im Schulleben neuerer Zeit, gegen die Schülerpreise, welchen nach seiner Ansicht die public schools zum Teil ihre Berühmtheit zu danken haben. Sie entwickeln nicht die guten, sondern die bösen Eigenschaften in der menschlichen Brust. Cowper ist auch hier im Irrtum, zum mindesten aber ist sein

1) Southey I, 321.

Urteil hart und einseitig, denn die beiden erwähnten tüchtigen Kenner englischer Verhältnisse, Wiese[1]) und Raydt[2]), bekunden zwar, dass die englische Art von der unsrigen abweicht und in dieser Ausdehnung bei uns nicht Wurzel schlagen darf, dass aber diesen Reizmitteln zum Fleiss eine starke erziehliche und bildende Kraft ohne Zweifel innewohnt. Übertreibung ist, wie überall, auch hier vom Übel.

Wenn nun auch die aus dem Augenschein geschöpften Schilderungen der erwähnten Schulmänner darthun, dass, besonders für unsere Empfindung, die englische Pädagogik in dieser Beziehung die Grenze des Zulässigen erreicht hat, lässt sich doch nicht der Beweis erbringen, dass zu Cowpers Schulzeit begründete Klagen über schreiende Missstände laut wurden, da einschlägige Belege die Behauptungen unseres Dichters nicht bekräftigen. Es ist nicht glaublich, dass wirklich der 'scholar's prize' für die damalige Gymnasialjugend diesen ungewöhnlichen Grad von Anziehungskraft gehabt habe. Es ist überall wohl nur eine Minderheit, welche in den Wettbewerb um diese Palme eintritt, und man kann getrost behaupten, dass die nicht erfolgreichen Kameraden in dem mit dem Preise ausgezeichneten 'wrangler' sich selber geehrt fühlen und von der Feierlichkeit der Preisverteilung einen unauslöschlichen, keimkräftigen Eindruck davontragen. Cowpers ganze Auslassung beweist wenig Menschenkenntnis, ein Mangel, welcher ihn häufig zu ungerechten und schiefen Urteilen verleitet. Auch ist er in jungen Jahren anderer Ansicht[3]) gewesen. Gehörte er doch auch, wie er sich gern erinnerte, zu jenen Auserkorenen, die in Westminster für gediegene Leistungen preisgekrönt wurden, und eines solchen Ereignisses gedenkt er offenbar in einer Stelle, Table Talk V. 506—510:

'At Westminster, where little poets strive
To set a distich upon six and five,
Where Discipline helps opening buds of sense,
And makes his pupils proud with silver pence,
I was a poet too.'

Was wir im Tirocinium V. 200—218 und 318—354 über das Verhalten der Westminster boys in und ausserhalb der Schule vernehmen, klingt in der That nichts weniger als erbaulich, und hier zu entscheiden, ob der eifernde Dichter der Wirklichkeit nacherzählt oder sich, wie oft, in Übertreibungen gefällt, ist schwer. Ich bin geneigt, ihm auch diesen Tadel nicht uneingeschränkt zu glauben, denn seine Schilderungen entstammen einer Zeit, wo er längst aufgehört hatte, dem Leben eine freundliche Seite abzugewinnen. Einiges mag auf Wahrheit beruhen und wird niemand befremden, der sich Jugenderziehung und -bildung als Lebensziel gesetzt hat, denn ähnliche Verstösse gegen Zucht und Ordnung wie die von Cowper mitgeteilten begegnen im Schulleben auch heute nur zu häufig, zumal in grösseren, vom Aussenverkehr abgetrennten Gemeinschaften, wo dem Übermut

---

1) S. 23 ff.; 102; 121; 131.
2) S. 27; 182—186.
3) Southey I, 167.

und Leichtsinn immer neue Quellen unerlaubter Kurzweil sich erschliessen und die überschäumende Jugendkraft gelegentlich sich in nichtsnutzigen Roheiten austobt, schlimmerer Dinge ganz zu geschweigen.

Es wäre aber eine über die Massen betrübende Gewissheit, müssten wir mit solchen Zuständen als zur Regel bestehend rechnen. Dagegen spricht die fernere Entwickelung der englischen public schools. Auch greift Cowper wieder zu dem nie versagenden Auskunftsmittel, auf die Schule alles abzuwälzen, was ihm schadhaft und verderblich erscheint, ohne zu erwägen, für wie viele jugendliche Ungezogenheiten, man kann auch sagen verwerfliche Neigungen, ungesunde Zustände des Elternhauses jahrelang einen nur zu fruchtbaren Nährboden abgegeben haben. Angekränkelte und in gesundes Erdreich versetzte Pflanzen gedeihen nicht sofort, manchmal spotten sie auch der Pflege des gewissenhaften Gärtners und lohnen seine Fürsorge mit weiterer Verbreitung des Ansteckungsstoffes.

Nichts konnte Cowper näher liegen, als von der Schule zur Universität überzugreifen. Über diese lautet sein Urteil noch herber. Ironisch rät er dem Vater V. 238—240:

'To ensure the perseverance of his course,
And give your monstrous project all its force,
Send him to college.'

An einer anderen Stelle, The Task II, 699—702, vergleicht er den ehemals hohen Stand der Hochschulen mit dem niedrigen seiner Zeit. Er sagt:

'In colleges and halls, in ancient days,
When learning, virtue, piety and truth
Were precious, and inculcated with care,
There dwelt a sage called Discipline.'

V. 713—717:

'Learning grew
Beneath his care, a thriving vigorous plant;
The mind was well informed, the passions held
Subordinate, and diligence was choice.'

Schliesslich unterlag Discipline der Bürde der Jahre; er wurde durch einen Schlaganfall gelähmt und dienstunfähig. Es heisst dann weiter, V. 731—740:

'So colleges and halls neglected much
Their good old friend, and Discipline at length
O'erlooked and unemployed, fell sick, and died.
Then Study languished, Emulation slept,
And Virtue fled. The schools became a scene
Of solemn farce, where Ignorance in stilts,
His cap well lined with logic not his own,
With parrot-tongue performed the scholar's sport,
Proceeding soon a graduated dunce.'

Dieses Urteil Cowpers wird durch zeitgenössische Berichte in vollem Umfange bestätigt. Er giebt damit wohl eine ganz allge-

meine Überzeugung und Stimmung wieder, denn er selber hat keine der beiden Hochschulen besucht, auch mochte er manches den Berichten seines Bruders John, welcher am 20. März 1770 als fellow von Benet College zu Cambridge starb, verdanken. Beide Brüder standen im besten Einvernehmen und hatten regelmässige Zusammenkünfte.

Es heisst z. B. in Morisons Aufsatz über Gibbon (p. 6): 'At no period in their history had the English universities sunk to a lower condition as places of education than at the time when Gibbon went up to Oxford. To speak of them as seats of learning seems like irony; they were seats of nothing but coarse living and clownish manners, the centres where all the faction, party spirit, and bigotry of the country were gathered to a head.' Gibbon sagt (p. 7) von den fellows oder monks seiner Zeit: 'From the toil of reading, writing, or thinking they had absolved their consciences. . . . Their dull and deep potations excused the brisk intemperance of youth.' Morison sagt weiter, ebenda: 'It seems to be certain that the universities, far from setting a model of good living, were really below the average standard of the morals and manners of the age, and the standard was not high. . . . . The universities are spoken of in terms of disparagement by men of all classes.' P. 10 sagt Gibbon selber: 'To the University of Oxford I acknowledge no obligation, and she will as readily renounce me for a son, as I am willing to disclaim her for a mother. I spent fourteen months at Magdalen College; they proved the most idle and unprofitable of my whole life.'

Dowden weiss in seiner Abhandlung über Southey (p. 29) Ähnliches zu berichten: 'Of all the months of his life, those passed at Oxford, Southey declared, were the most unprofitable.' 'All I learnt was a little swimming . . . and a little boating.'

Die Verse 813—839 enthalten allgemeine Betrachtungen über den sittlichen und geistigen Niedergang der Zeit. Cowper ergeht sich in den heftigsten Ausfällen, und auch hier hat er richtig geurteilt, wo es sich um die Thatsachen als solche handelt. Sein Biograph Goldwin Smith macht darüber (p. 5; 6) folgende Bemerkungen: 'Ignorance and brutality reigned in the cottage. Drunkenness reigned in palace and cottage alike. Gambling, cockfighting, and bullfighting were the amusements of the people. Political life, which, if it had been pure and vigorous, might have made up for the absence of spiritual influences, was corrupt from the top of the scale to the bottom. . . . That property had its duties as well as its rights, nobody had yet ventured to say or think. . . . Of humanity there was as little as there was of religion.'

Andere Gewährsmänner[1]) berichten Ähnliches oder noch Schlimmeres. Cowper geht noch einen Schritt weiter: er sucht den Ursprung dieser trüben Erscheinungen blosszulegen und sagt in Ermangelung einleuchtender Beweise:

'All these, and more like these, were bred at schools.'

---

1) Green, p. 717, und Benham, p. XXIII.

Diesem Schlussverse kann nur der zweifelhafte Wert einer unerwiesenen Behauptung zuerkannt werden.

Da sich herausgestellt hat, dass Cowpers Schilderungen neben vielem Unrichtigen und Übertriebenen einiges Wahre enthalten, so liegt die Vermutung nahe, er habe persönlich alle Veranlassung, der Schule und ihrer Lehrer mit gerechtfertigtem Groll zu gedenken, aber aus seiner Jugendgeschichte lässt sich mit Leichtigkeit das Gegenteil darthun.

Smith meint allerdings p. 10: 'That Westminster in those days must have been a scene not merely of hardship, but of cruel suffering and degradation to the younger and weaker boys, has been proved by the researches of the Public Schools Commission. There was an established system and a regular vocabulary of bullying.'

Gewiss nimmt unsere Zeit an 'bullying' gerechten Anstoss, doch etwas geschichtlich Gewordenes mit einem Federstriche zu tilgen hält schwer und ist sehr oft unmöglich. Aber gerade von allen unter 'bullying' begriffenen Roheiten, die im Schülerleben zu Tage treten, fehlt im Tirocinium jede Andeutung, und wie gewinnbringend hätte sich die Verfolgung dieses Gedankens dem Dichter erweisen müssen! Dass er darüber schweigt, beweist zweierlei: dass er in dieser Beziehung kein unerträgliches Ungemach zu erdulden hatte und wirkliche Vorkommnisse dieser Art für selbstverständlich und nicht bemerkenswert hielt.

Der Zeitpunkt seines Eintritts war günstig gewählt, denn von Westminster School[1]) heisst es, sie war 'at that time in its glory.' Auch die von ihm viel geschmähten Lehrer erscheinen in einem ganz anderen Lichte.

Des head-master Dr. Nichols wurde bereits früher Erwähnung gethan (S. 385).

Ein anderer, der 'usher of the fifth form', war Vincent Bourne, ein rühmlich bekannter Lateiner, aber schlechter Disciplinarier, dem die übermütigen Jungen allerlei Schabernack spielten. Cowper blieb ihm freundlich gesinnt;[2]) er sagt: 'I love the memory of Vinny Bourne. . . . I love him too with a love of partiality, because he was usher of the fifth form at Westminster when I passed through it.' Diesem Lehrer verdankt Cowper ohne Zweifel einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner lateinischen Kenntnisse; er übersetzte auch dessen lateinische Gedichte ins Englische.

Auch Dr. Pierson Lloyds[3]) Andenken lebte in der Erinnerung dankbarer Schüler fort; er war 'a humourist, and of course furnished, to those who were bred up under him, matter for innumerable stories. . . . But he was also a kind-hearted, equal-minded, generous, good man. Cowper loved his memory, and this feeling alone, he said, prompted him to attempt a translation of some Latin verses which were spoken at the Westminster election after his decease.' Über

1) Smith, p. 10.
2) Smith, p. 10.
3) Southey I, 61.

diese Übersetzung bemerkt unser Dichter: 'By W. C. who was two years under him while he was an usher, and had afterwards the happiness of his acquaintance.'

Dieser kind, good man, Dr. Lloyd,[1]) bewahrte auch späterhin ehemaligen Schülern seine wohlwollende Fürsorge: er vermittelte zwischen einem derselben, Churchill, und seinen ihn hart bedrängenden Gläubigern und streckte auch einen Teil der diesen zu zahlenden Summe vor.

Diese Belege beweisen, dass Cowpers gegen seine Lehrer erhobene Vorwürfe nicht stichhaltig sind.

Viele seiner Mitschüler[2]) haben ihrer Anstalt und ihrem Vaterlande Ehre gemacht: 'So many youths of distinguished talent were never at any other time contemporaries at Westminster, as in Cowper's days.' Zu ihnen gehörten u. a. Robert Lloyd, des vorigen Sohn, Warren Hastings, Elijah Impey, George Colman the elder, Charles Churchill, Bonnell Thornton, George Cumberland, William Russell. Diese Namen leisten Gewähr, dass die unterrichtliche und erziehliche Arbeit der Schule nicht so fruchtlos, ja verderblich gewesen ist, wie im Tirocinium behauptet wird.

Die Verse 296—318 bieten einen abermaligen Beleg, bis zu welchem Grade der Dichter sich selber widerspricht. Er schwelgt förmlich in den Erinnerungen an seine Schuljahre, nachdem er eben vorher sich geradezu in Schmähungen ergangen, und auch einer nationalen Unart der englischen Jugend, welche eine Generation auf die andere vererbt, nämlich in Wände und Bänke ihre Namen einzukerben, hat er sich schuldig gemacht, was er mit besonderer Genugthuung berichtet. An den Jugendspielen hat er mit voller Begeisterung teilgenommen. Er hat in Westminster, fröhlich unter Fröhlichen, mitten im geselligen Leben gestanden, von Kopfhängerei und Zurückgezogenheit findet sich keine Spur, was auch unsere Gewährsmänner einstimmig bestätigen.

Smith sagt p. 10: 'Cowper seems not to have been so unhappy there as at the private school; he speaks of himself as having excelled at cricket and football; and excellence in cricket and football at a public school generally carries with it, besides health and enjoyment, not merely immunity from bullying, but high social consideration.'

Ebenso lässt sich Griffith (p. IX) über Cowpers Schuljahre in Westminster vernehmen: 'Here he spent seven of the happiest years of his life. In spite of his natural diffidence, and gentleness of manners, he became popular alike with his Masters and his school-fellows. With the former he earned a reputation for scholarship; and amongst the latter he 'acquired fame by his achievements' in cricket and football, and those other sports by which boys are apt to gauge the courage and spirit of their companions.'

Benham sagt p. XXIV: '. . . his life at Westminster seems to have been a very happy one. He not only became an excellent

1) Southey I, 74.
2) Ib. II, 71.

scholar, but was a good cricketer and football player; and was popular both with masters and boys.'

Ähnlich äussert sich Southey I, 15: 'His recollections of Westminster were pleasurable.'

In einem Briefe an Unwin[1]) aus dem Jahre 1786 versetzt Cowper sich in seine Gymnasialzeit zurück und sagt: 'I fancied myself once more a schoolboy, a period of life in which, if I had never tasted true happiness, I was at least equally unacquainted with its contrary.' Southey meint weiter sehr richtig, 'that the strong disapprobation of public schools which Cowper expresses in his poems was not occasioned by any unhappiness that he had suffered at Westminster.'

So urteilt auch Griffith p. IX: 'It is clear therefore that the strong opinion which Cowper afterwards formed against the public-school system, and to which he gave so energetic an expression in the poem cited, was not the result of unhappiness in his personal experience of school life.' Er macht dann die sehr zutreffende Bemerkung, der Grund zu des Dichters späterer Geisteskrankheit sei nicht irgend welcher während seiner Schulzeit ihm widerfahrenen Unbill zuzuschreiben: 'Still less are we justified in tracing, as some have traced, the malady which was ere long to overcloud his intellects, to any misery endured in his boyhood, either at Westminster, or at Market Street.'

Wir sehen, dass Cowpers Ausführungen in seinem Tirocinium grossenteils nicht zutreffend waren und geradezu Widersprüche enthielten. Diese zu erklären giebt uns die fernere Lebensgeschichte des Dichters eine zuverlässige Handhabe.

Cowper verliess Westminster und studierte die Rechte, weniger aus Neigung als seinem Vater zu Gefallen. Er kümmerte sich wenig um das ihm nicht zusagende Studium und vertändelte einen grossen Teil seiner Zeit im Hause seines Onkels Ashley Cowper, mit dessen Töchtern Harriet und Theodora Jane er angenehme Stunden verlebte; zu letzterer fasste er eine tiefe Neigung, welche erwidert wurde. Der Vater versagte aber seine Einwilligung zu diesem Herzensbündnis; es erfolgte ein Bruch, und Cowper sah die Geliebte nie wieder.

Während seines Aufenthalts im Middle Temple trat bei ihm zum ersten Male jene Geisteskrankheit hervor, die sich in tiefer Niedergeschlagenheit äusserte und mehrfach in seiner Familie nachweisbar ist; bei ihm erreichte sie einen solchen Stärkegrad, dass er wiederholt versuchte, sich das Leben zu nehmen. Diese krankhafte erbliche Veranlagung wurde genährt durch seine zarte Konstitution, seine schwache Verdauung und das Gefühl der Verlassenheit; dazu kam, dass er Braut, Vater, Heimat verloren, dass sein Erbteil zusammenschwand und seine Berufsarbeit ihm nicht behagte. Daher zunächst seine Scheu vor der Öffentlichkeit.

Sein Verwandter, Major Cowper, besorgte ihm die Clerkship of the Journals im Hause der Lords. Als aber die Forderung ge-

1) Southey V, 356.

stellt wurde, Cowper solle vor dem Hause seine Befähigung durch eine Prüfung darthun, überkamen ihn Schreck und Verzweiflung. Ein halbes Jahr versuchte er sich vorzubereiten; vergebliche Mühe. Der schliessliche Erfolg war der erste Selbstmordversuch. In der Anstalt des Dr. Nathaniel Cotton genas er.

London war und blieb ihm verhasst. Er ging im Juni 1765 nach Huntingdon, wo er, von seinen Verwandten unterstützt, in der Familie des Pfarrers Unwin freundliche Aufnahme fand und sich verhältnismässig wohl fühlte. 1767 verunglückte Mr. Unwin durch einen Sturz vom Pferde. Cowper erfüllte einen Wunsch des Verstorbenen: er blieb bei der Witwe. Diese besuchte auf Veranlassung eines Freundes der Reverend John Newton aus Olney. In diesem seinem Pfarrorte mietete er den beiden Verlassenen, wie sie gewünscht hatten, eine Wohnung. Am 14. September 1767 siedelten sie dahin über.

Auf Cowper hat Newton einen dauernden, aber leider unheilvollen Einfluss ausgeübt. Das Leben dieses ausserordentlichen Mannes ist eine Odyssee sondergleichen: abwechselnd Matrose, Führer eines Sklavenschiffes, Hafenbeamter in Liverpool, war es ihm zuletzt gelungen, mit gänzlich autodidaktischer Vorbildung in den geistlichen Stand zu treten.

Es war die Zeit des 'religious revival',[1] mit dessen Geschichte die Namen Whitefield, Charles und John Wesley unauflöslich verknüpft sind. Das in einem Zustande traurigster Öde und Ebbe stagnierende religiöse Leben Englands empfing durch die ans Wunderbare streifende unermüdliche Thätigkeit dieser kirchlichen Reformer die fruchtbarsten Impulse. Es erfolgte eine segensreiche religiöse Wiedergeburt, welche das ganze Inselreich ergriff.

Mit diesen Führern kam der dem Glauben wiedergewonnene Newton in Berührung. Mit der ganzen Kraft seiner unverwüstlichen Natur begann er das religiöse Leben zu verjüngen, nur schoss er mit seinem übertriebenen Bekehrungseifer über das Ziel hinaus. Sagte er doch von sich selber, dass sein 'name was up about the country for preaching people mad.' An den unablässigen Andachtsübungen aller Art nahm Cowper auf Newtons Anregung stets und manchmal sogar mitthätigen Anteil, zum grossen Schaden für den zart besaiteten und leicht erregbaren Mann, dem der Gedanke an eine öffentliche Thätigkeit bereits einmal den Verstand und nahezu das Leben geraubt hatte.

Die Folgen blieben nicht aus: die Selbstmordversuche wiederholten sich, und weil sie vereitelt wurden, glaubte der Unglückliche sich von doppelter Verdammnis getroffen. Die kalvinistische Lehre und die ihr entspringende religiöse Zerknirschung hoben seinen schwankenden Geist vollends aus den Fugen und machten eine Genesung zur Unmöglichkeit.

Einige spärliche Sonnenstrahlen fielen auf Cowpers dunkel beschatteten Lebensweg durch seinen Verkehr mit Lady Austen, jener ihm kongenialen Dame, welcher er die Anregung zu seinem

---

1) Lecky II, 523—642; Leslie Stephen II, 381—435.

Hauptwerk, The Task, verdankt. Auch die wiederholten Besuche seiner Cousine Harriet Cowper, jetzt Lady Hesketh, wirkten erquickend und tröstend auf ihn. Bei alledem blieb der Grundzug seines Wesens ein düsterer Ernst, und die felsenfeste Überzeugung, er sei trotz heissen Ringens im Gebet infolge seiner Würdelosigkeit von der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit unwiederbringlich ausgeschlossen, eine Überzeugung, welche sich allmählich zu qualvoller Höllenfurcht steigerte, machte ihm das Leben zu einer wirklichen Last.

Und doch hat Smith (p. 28) recht mit seiner Bemerkung: '. . . the two great factors of Cowper's life were the malady which consigned him to poetic seclusion and the conversion to Evangelicism, which gave him his inspiration and his theme.'

Cowper spricht es in seinen klassischen Briefen öfter aus, dass er bei der freundlichen Muse vor seinen Wahnvorstellungen Schutz suchte, und wenn er sich mit Aufgebot aller Willenskraft zu dichterischer oder auch praktischer Thätigkeit aufgeschwungen hatte, kehrte ihm auch zeitweilig das Gleichgewicht des Gemüts zurück.

Seine Lage wurde noch trostloser, als seine treue Freundin Mrs. Unwin, vom Schlage getroffen und selbst im höchsten Grade hilfsbedürftig, der Fürsorge um ihn entsagen musste.

Dem Einflusse Newtons, der 1780 Olney verlassen hatte, blieb Cowper auch jetzt, nicht zu seinem Frommen, untergeordnet. Durch The Task war der weltentrückte Dichter eine Berühmtheit geworden. Von allen Seiten kamen Ehre und Anerkennung, unterbrochene Familienverbindungen wurden wieder aufgenommen. Da meinte Newton, der Dichter äuge nach der Welt, und liess es auch an anderen Beweisen geistlichen Übereifers nicht fehlen.

Ich eile, Cowpers Lebensgeschichte abzuschliessen. Der beklagenswerte Mann wurde noch von Gehörstäuschungen heimgesucht, die auch heute der Kunst der Irrenärzte zu raten geben. Der Lehrer Samuel Teedon in Olney unternahm es, sie zu deuten. Auch Mrs. Unwin wurde von der Krankheit ergriffen. Mit dem, was geisterhafte Stimmen ihm zuraunten, ungereimtem Zeug, wurden von Cowper Bände angefüllt, die einen fortwährenden brieflichen Verkehr — der Dichter und seine Freundin hatten Olney verlassen — mit Teedon zur Folge hatten. Trost und Linderung vermochte ihm dies dörfliche Orakel freilich auch nicht zu spenden.

Mrs. Unwin starb 1796.

Der Freunde Hoffnung, bei Cowper werde jetzt Heilung möglich sein, erwies sich als nichtig. Teilnahme und Fürsorge wohlwollender Menschen blieben ihm erhalten, aber alle von verschiedenster Seite angestellten Versuche, ihn seiner Verzweiflung zu entreissen, scheiterten, wie es überhaupt zwecklos ist, einem Geisteskranken durch Gründe und Beweise beikommen zu wollen. Cowper schleppte in ständiger Furcht und Qual sein elendes Leben weiter, bis ihn am 25. April 1800 ein sanfter Tod abrief.

Brandl hat in seinem wiederholt erwähnten Buche (S. 197) treffend bemerkt, dass die häufig wiederkehrende Art einer geistigen

Störung durch die jeweilige Zeitströmung bedingt wird und dass nach diesem ursächlichen Zusammenhange z. B. der Odensänger Collins und der Psalmenübersetzer Smart von religiösem Wahn ergriffen wurden. Fergusson teilte Cowpers trauriges Schicksal.

Als dieser seinen pädagogischen Traktat schrieb, war er nicht weniger als dreimal geisteskrank gewesen. In diese Zeit fällt seine religiöse Wandlung und vor allem Newtons verderblicher Einfluss. Die weltfremde, nach und nach in helle Verzweiflung umschlagende Stimmung liess ihn jetzt in dem, was seine Jugendzeit an keineswegs spärlichen Lichtpunkten und heiteren Lebensbildern darbot, nichts als eitelen weltlichen Tand erblicken; auch konnten ein unsträflicher Lebenswandel, reinste Menschenliebe und unerschöpfliche Herzensgüte und zum Schluss ein ruhmreiches dichterisches Schaffen dem selbstquälerischen Grübler zur Gottgefälligkeit nicht verhelfen.

Diese dunkeltönige Farbengebung ist im ganzen Tirocinium vorherrschend; ganz selten ein anheimelnder Gedanke, Welt und Menschen sind durch und durch verderbt und würdelos.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Besserungsvorschläge Cowpers.

Der erste, welcher fordert, der Vater solle dem Sohne Erzieher und Lehrer zugleich sein, erinnert lebhaft an Rousseau, der im Emile demselben Wunsche Ausdruck giebt und auch sonst auf Cowper gewirkt hat. Dass ein solcher Gedanke nur in ganz seltenen Fällen verwirklicht werden kann, wenn nämlich Lust am Jugendunterricht, bedeutende Bildung und günstige Vermögenslage sich zusammenfinden, ist dem Dichter nicht eingefallen.

Sein zweiter Vorschlag leidet an einem ähnlichen Fehler. Ein Hauslehrer wird in der Regel nicht die Leistungen des öffentlichen Schulunterrichts erreichen, ferner wird das Angebot die Nachfrage entfernt nicht decken, und nur für sehr wenige Familien werden die keineswegs geringen Ausgaben erschwinglich sein.

Immerhin verdienen die Auslassungen Cowpers über die soziale Stellung des Hauslehrers, die Verkehrsformen im damaligen Elternhause und die Dienerschaft einige Beachtung.

Zuletzt empfiehlt er das Pfarrhaus als für Erziehung und Unterricht passend. Diesen Vorschlag ernst zu nehmen, ist man kaum verpflichtet, wenn man bedenkt, wie die Satire Cowpers gegen die Diener der Kirche seinen ganzen Traktat erfüllt. Jetzt sollen sie plötzlich geeignet sein, dieses schwierige Werk zu vollbringen!

Gesetzt auch, alle drei Gedanken liessen sich in Wirklichkeit umsetzen, so würde immer der öffentliche Unterricht bei allen jeweiligen Mängeln vorzuziehen sein.

Cowper hat völlig verkannt, dass Knaben und Jünglinge in bedeutendem Grade sich gegenseitig erziehen und bilden. Sein Erziehungsplan bedeutet nichts als Einseitigkeit und Absperrung und bietet nicht die geringste Gewähr, dass der Zögling das Rüstzeug empfange, welches ihn befähigt, als Mensch unter seinesgleichen zu leben und zu wirken und die Kämpfe des Lebens zu bestehen, dessen sturmgepeitschte Wogen nur zu leicht den unerfahrenen Schwimmer hinabziehen in die bodenlose Tiefe.

Nach allem muss ich das Tirocinium des gottbegnadeten Naturdichters als eine in ihren Absichten ehrliche, aber verfehlte Reformschrift bezeichnen.

Cowpers Schilderungen aus seiner Schulzeit sind unzuverlässig und übertrieben, die vorgeschlagenen Gegenmittel nicht anwendbar. Er ist weder ein vertrauenswürdiger Sittenmaler noch ein origineller Denker. Wo er aus sich selber herausschöpft, zeigt sich sein begrenzter Horizont, ein geradezu erstaunlicher Mangel an Welt- und Menschenkenntnis und eine sich unaufhörlich widersprechende Art, die sich ihm aufdrängenden Probleme zu behandeln. Der Wirklichkeit kommt er nur in solchen vereinzelten Fällen nahe, wenn er allgemein sittengeschichtliche Beiträge liefert, die Stimmung sozusagen in der Luft liegt; aber auch dann ist der unparteiische Forscher stets genötigt, die festgelegten Ergebnisse der Zeitgeschichte vergleichend heranzuziehen.

Sein Biograph Smith fällt p. 52 ein ähnliches Urteil: 'He did not know the world. He saw the "great Babel" only "through the loopholes of retreat," and in the columns of his weekly newspaper. Even during the years, long past, which he spent in the world, his experience had been confined to a small literary circle. Society was to him an abstraction on which he discoursed like a pulpiteer. His satiric whip not only has no lash, it is brandished in the air.

No man was less qualified for the office of a censor; his judgment is at once disarmed, and a breach in his principles is at once made by the slightest personal influence.'

Auch schon früher hat der pädagogische Schriftsteller Cowper Widerspruch gefunden. Es heisst nämlich in einer Anmerkung zum Tirocinium[1]): 'There is an able criticism on this Poem, answering Cowper's strictures, and pointing out the impracticability of some of his own ideas, in the Pamphleteer, vol. IV, Lond. 1814.'

Diese Zeitschrift war mir nicht zugänglich, doch glaube ich nicht zu irren in der Vermutung, dass diese Kritik sich in der von mir eingeschlagenen Richtung bewegt.

1) Benham, p. 523, zu p. 288.



Über die Quellen der ältesten römischen Geschichte und die römische Nationaltragödie.

Von

Hermann Reich, Königsberg in Pr.

I.

Wie es der grossen weltgeschichtlichen Bedeutung und Stellung und der langen Dauer des alten Römerreiches entspricht, haben die Helden seiner Geschichte sich der Phantasie aller folgenden Geschlechter bemächtigt. Leicht können wir die Gestalten eines Scipio, Cato, Cicero, eines Pompejus, Marc Anton, Cäsar, eines Octavian, Nero, Titus, Marc Aurel und auch des grossen Constantin vor unser inneres Auge zaubern. Aber wunderbar genug, soviel diese Männer gethan oder verbrochen haben, so sehr die Folgen ihrer Wirksamkeit sich bis auf unsere Zeit erstrecken, die ihre Häupter noch immer nach Cäsars Namen nennt, so sind uns doch mindestens ebenso und fast noch mehr die römischen Namen vertraut, die aller wirklichen römischen Geschichte vorangehen. Wer kennt nicht Romulus und Remus, die Zwillingsbrüder, die Söhne des Mars, welche die Wölfin säugte und der Specht ernährte, den Raub der Sabinerinnen, den Kampf der Horatier und Curiatier, das schreckliche Ende des greisen Servius Tullius, den finsteren Tarquinius, den Typus des Tyrannen, den grossen Brutus, den Befreier Roms, der die eigenen Söhne hinrichten liess! Auch die Entehrung Lucretias, des Horatius Cocles und Mucius Scaevola Heldentum, der Stolz des Cn. Marcius Coriolanus, das tragische Geschick Virginias sind bekannt genug.

Und diese Gestalten, von denen die wirkliche Geschichte nichts zu berichten weiss,[1]) die für den Historiker nur blasse Schemen sind, die vor jeder Bemühung, sie historisch zu fixieren, in Nebel zerrinnen, die also auch für uns nur nebelhafte Schatten sein sollten, sie sind gerade mit dem individuellsten römischen Leben ausge-

---

1) So hat Mommsen alle diese schönen Sagen aus seiner römischen Geschichte verwiesen, und mit Recht, denn die Versuche Schweglers, aus der aufgetürmten Masse dieser Sagen historisches Gold zu gewinnen, so verdienstvoll sie an und für sich sind, sind nicht allzu erfolgreich gewesen.

stattet, mit der grössten Deutlichkeit, wie nur wirkliche Kunst es vermag, gezeichnet. Und so erschienen diese Römertypen einer kritiklosen Zeit deutlicher und darum fast geschichtlicher als die wirklich historischen Gestalten.

Da also diese schönen, unser Herz erfreuenden Gebilde nicht der Geschichte angehören, so fragt es sich: welche geheimnisvolle Gewalt hat sie geschaffen und hat ihnen ein so machtvolles Leben eingehaucht, dass sie in der Folgezeit ein ebenbürtiges Interesse erregten wie die grossen Imperatoren und Kaiser der grossen römischen Geschichte, und dass sie im Gedächtnisse der Nachwelt fast noch langlebiger sind als diese? Das vermochte nur Sage und Poesie, seit Perizonius weiss man das gewiss. Aber in welcher Weise hat sich dieser Schöpfungsakt vollzogen? Darauf fand Niebuhr, gestützt auf zweifelhafte Zeugnisse Varros und Catos, die Antwort, es habe ein grosses, römisches Nationalepos gegeben, und aus ihm seien alle diese poesieumwobenen Gestalten in die Geschichte übergegangen.

Diese Meinung hat lange und viel Beifall gefunden.[1]) Keinen Geringeren als Macaulay hat sie begeistert, derartige altrömische Balladen, wie sie Niebuhr vorschwebten, im römischen Geiste, gestützt auf die Erzählungen des Livius, Plutarch und Dionys von Halicarnass, nachzudichten. Er dichtete Balladen auf Horatius Cocles, auf die Schlacht am See Regillus, auf den Tod der Virginia, auf die Ermordung des Amulius durch Romulus und Remus. Er glaubte damit in gewisser Weise alte römische Heldenlieder wiederherzustellen. Diese römischen Balladen Macaulays sind nicht ohne Wert in dichterischer Hinsicht, aber für den Historiker und vollends für den Philologen sind sie leere Phantastereien. Denn eine umfangreiche altrömische Epik, wie sie Niebuhr und Macaulay sich dachten, hat es nie gegeben.

Und doch ist diese Theorie, die sich in Wirklichkeit unwiderleglich als falsch erweisen lässt, nicht eigentlich als ein Schritt vom Wege zur Wahrheit zu bezeichnen. Denn sie hat das eine grosse Verdienst, mit aller Energie darauf hingewiesen zu haben, dass nur die Poesie die Schöpferin oder mindestens die Vollenderin all der schönen Erzählungen aus Roms ältester Geschichte gewesen sein könne. Auf dieser Erkenntnis beruht auch der Beifall, den die an und für sich unrichtige Hypothese Niebuhrs fand.

Doch schon lange ist man auf der rechten Spur und nahe daran gewesen, dieses Geheimnis zu ergründen. Wiederholt sprechen die römischen und griechischen Historiker, welche die Fabeln aus Roms Vorgeschichte erzählen — die sie ja doch für reine Geschichte halten — ihre Verwunderung darüber aus, dass diese Fabeln eine so ausserordentlich dramatische Gestalt hätten. So setzt Livius, als er die Erzählung von der Eroberung Vejis berichtet hat, welche er ausdrücklich für eine fabula erklärt, hinzu, derartige Dinge seien ad ostentationem scaenae gaudentis miraculis aptiora, das heisst, sie

[1]) Schwegler hat im ersten Bande seiner römischen Geschichte S. 54 Anm. 3 und 4 die Anhänger wie die Gegner der Niebuhrschen Theorie angeführt, die freilich nach dem Aufsatze von Macaulay zu ergänzen wären.

passten wohl mehr in ein Drama als in ein ernsthaftes historisches Werk. Desgleichen weiss sich Dionys von Halicarnass gar nicht zu lassen vor Verwunderung über diese Geschichten, die viel eher theatralischen Erfindungen und wirklichen Dramen als historischen Berichten glichen. Und Plutarch ereifert sich gegen einige Kritiker, denen in der Geschichte des Romulus und Remus *τὸ δραματικόν*, das dramatische Element, verdächtig erscheint. Er führt gegen sie die Tyche, den Zufall, ins Feld, der ja auch im wirklichen Leben Begebenheiten hervorbringen könne, die denen, wie sie im Drama geschildert werden, aufs Haar gleichen. Zu den grossen Kritikern hat dieser grosse Böotier eben nie gehört[1]).

So ist also das dunkle Gefühl im Altertum weit verbreitet gewesen, dass viele dieser alten Fabeln merkwürdig dramatisch sind, ja dass sie geradezu an Dramen erinnern. Poesie sind diese Fabeln unbedingt, aber es ist nicht episches, es ist dramatisches Leben, was in den meisten von ihnen flutet.

Dieses dramatische Leben in den sagenhaften Gestalten der römischen Vorgeschichte ist gar gewaltig. Denn stets von neuem sind sie, wenn auch in modernisiertem dramatischem Gewande, in neuer und neuester Zeit über die Bühne der Italiener und Spanier, Franzosen und Engländer geschritten und haben ihre alte Kraft bewährt. Ich will nur einige Beispiele anführen, die mir gerade zur Hand sind. Ein genauer Kenner dieser Litteraturen wird sie leicht um vieles vermehren können. Das tragische Geschick des greisen Servius Tullius ist in dem „Servio Tullio" des Gravina geschildert. Eine „Tullia" schrieb Martelli. Einen „Brutus" dichteten die Italiener Pansuti, Costi und Alfieri und der Franzose Voltaire. Eine „Lucretia" schrieb der Spanier Juan Pastor wie der Italiener Delfino; Dramen mit dem Titel „Virginia" gab es von den Italienern Pansuti, Bianchi und Alfieri sowie von dem Spanier Juan de la Cueva. Die Geschichte der Horatier und Curiatier dramatisierte Corneille in seinem Drama „Les Horaces", Pietro Arretino in seiner „Orazia" und Gigli in seiner Tragödie „Gli Orazj e Curiazj". Desgleichen dichtete Pansuti eine „Orazia". Auch Mucius Scaevolas dramatischer Schatten ward heraufbeschworen in der „Comedia de la libertad de Roma por Mucio Scaevola" des Juan de la Cueva. Einen „Coriolan" dichtete der Italiener Crescentio und Shakespeare. „The Fabii" hiess ein englisches Drama

---

1) Livius V, 21,8 (es handelt sich um die Eroberung Vejis): Inseritur huic loco fabula . . . sed in rebus tam antiquis, si quae similia veri sint, pro veris accipiantur, satis habeam: haec ad ostentationem scaenae gaudentis miraculis aptiora quam ad fidem, neque adfirmare neque refellere operae pretium est. — Dionys III, 18 (bei Gelegenheit des Zweikampfes der Horatier und Curiatier): *Ἀπαιτούσης δὲ τῆς ὑποθέσεως καὶ τὸν τρόπον διεξελθεῖν τῆς μάχης ἀκριβῶς, καὶ τὰ μετὰ ταύτην γενόμενα πάθη θεατρικαῖς ἐοικότα περιπετείαις μὴ ῥαθύμως διελθεῖν.* — Dionys IX, 22 (bei der Erzählung vom Untergange der Fabier): *μύθοις γὰρ δὴ ταῦτά γε καὶ πλάσμασιν ἔοικε θεατρικοῖς.* Dionys I, 84 (in der Erzählung von der Rettung des Romulus und Remus): *Ἕτεροι . . . καὶ τῆς λυκαίνης τὸ τιθασὸν, ἣ τοὺς μαστοὺς ἐπεῖχε τοῖς παιδίοις, ὡς δραματικῆς μεστὸν ἀτοπίας διασύρουσιν.* — Plutarch, Romulus VIII, 40: *Ὕποπτον μὲν ἐνίοις ἐστὶ τὸ δραματικὸν καὶ πλασματῶδες, οὐ δεῖ δὲ ἀπιστεῖν τὴν τύχην ὁρῶντας οἵων ποιημάτων δημιουργός ἐστι.*

aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, und aus unserem Jahrhundert stammen die „Fabier“ Gustav Freytags; „Quinto Fabio“ hiess ein Drama des Martello, und „Appio Claudio“ eine Tragödie des Gravina. Auch gab es eine Masse Äneas- und Dido-Dramen in England, Italien und Spanien.

Warum nun wählten so viele und so verschieden geartete Dichter, — unter ihnen die grössten Heroen im Reiche der Poesie — gerade diese verschollenen Gestalten der altrömischen Vorgeschichte, mit denen wir so gar keine eigentliche Beziehung haben, von deren Thaten wir im Gegensatz zu anderen Helden der Geschichte, und namentlich der römischen, auch nicht die geringste Wirkung verspüren? Aus keinem anderen Grunde, als weil das dramatische Leben in diesen sie mächtig anlockte; hier waren sie nicht mehr gezwungen, dramatische Figuren zu erfinden und zu gestalten, frei und mühelos konnte ihre Phantasie mit dem schon Erfundenen schalten.

Wo sind nun aber die Meister, die einem Tarquin und Brutus, einem Coriolan, einer Virginia und Lucretia dramatisches Blut und Leben einflössten, wo sind die, deren Erbe schliesslich unter vielen andern Dichtern auch Shakespeare wurde, als er seinen „Coriolan“ dichtete?

Althergebracht ist die Missachtung der römischen Tragik, die man doch so wenig und in ihren höchsten Blüten absolut nicht kennt. Eher will man schon die römische Komödie gelten lassen. Die schlimme Herrin Tyche des Plutarch, welche die besseren Dramen der Römer zum Untergang verdammte und die schlechteren Komödien rettete, hat eben damit in den Augen der Nachwelt, die den Zufall für das Urteil der Weltgeschichte hielt, den Wert der römischen Tragödie in Unwert verwandelt.

Doch hat es in Rom ein Jahrhundert gegeben, in welchem die Tragödie in der höchsten Blüte stand, es ist die Zeit des zweiten punischen Krieges. Und es scheint, als ob das Heldentum dieser Epoche einen Wiederhall gefunden hat in den Tragödien des Naevius, Ennius, Pacuvius, Accius und vieler andern nicht so hochberühmten Tragiker.[1]) Ganz gewiss aber hat das Bewusstsein römischer Kraft und das Gefühl der Grösse Roms dem Naevius die Schöpfung der fabula praetexta, der römischen Nationaltragödie, des historischen Dramas der Römer, eingegeben. Und wenn die Römer einmal nicht mehr für reine Nachahmer und für absolut untergeordnet auf dem Gebiete der Poesie gehalten werden sollten, so werden sie es hauptsächlich dieser grossen Erfindung des Naevius, die in modernen Zeiten mancherlei Nachfolge gefunden hat, verdanken.[2]) Es sind uns im ganzen dreizehn Titel von

---

1) Mit Recht sagt Welker in seinem Werke „Die griechischen Tragödien“ dritte Abteilung S. 1356: „Es liegt vor Augen, dass in den Zeiten der Republik die Tragödie die vornehmste Gattung der ernsten Poesie gewesen ist.“ Überhaupt sind seine Bemerkungen an jener Stelle das Beste, was über den Wert der römischen Tragödie im allgemeinen gesagt ist.

2) Jedenfalls werden wir die „Perser“ und die „Einnahme Milets“ nur in gewissem Sinne für die Vorgänger und wohl kaum für die Vorbilder der römischen Praetexta halten. Sicherlich ist sonst das Vorbild des Naevius Euripides, und die „Eroberung Milets“ hat er wohl schwerlich gekannt.

Prätexten überliefert worden, davon die Mehrzahl (neun) aus der Zeit der Republik, vier aus der Kaiserzeit. Wenn wir die Zahl der damals wirklich vorhandenen Prätexten also auf 65—70 schätzen — was ja eine ganz vage Schätzung ist[1]) — so werden wir eher zu niedrig als zu hoch gegriffen haben. Die Folgezeit hat sich eben gerade den Prätexten gegenüber besonders feindselig erwiesen. Zur Zeit des Horaz begann die sogenannte klassische Dichtung mit Verachtung auf die geringe Formvollendung der Dichtungen der alten republikanischen Zeit und besonders auf die Tragödie herabzublicken. Vor allem aber war die beginnende Kaiserzeit dem echt republikanischen Geiste, der in diesen alten Nationaldramen, vor allem in den Tragödien des mit kernigem Bürgersinne erfüllten Begründers dieser Gattung, des Naevius, wehte, wenig günstig. Aus des Tacitus *dialogus de oratoribus* sehen wir, wie sehr die Freunde für Curiatius Maternus zittern, als er in der Zeit Vespasians, der immerhin für einen gnädigen Herrn galt, eine nationale Tragödie, seinen Cato, dichtete. Und dennoch fanden sich selbst in jener der Nationaltragödie überaus ungünstigen Zeit stets von neuem Prätextendichter, so gross war der alte Ruhm der Prätexta, der sie dazu verlockte.

Es gab also gewiss eine gar nicht unbeträchtliche Anzahl von römischen Nationaltragödien, und sie alle behandeln Themen aus der römischen Geschichte. Bald werden in ihnen zeitgenössische Ereignisse geschildert, wie z. B. in der *Ambracia* des Ennius, in des Naevius *Clastidium*, in des Pacuvius *Paulus*, bald auch Fabeln aus der römischen Vorgeschichte behandelt. So in des Pomponius *Aeneas*, in des Naevius *Alimonia Remi et Romuli*, in des Ennius *Sabinae*, des Accius *Brutus*. Die zahlreichen Prätexten aber, von denen selbst der Titel verschollen ist, haben wohl schwerlich anders geartete Stoffe behandelt.

Nun wissen wir also auch, woher die Poesie in die römische Vorgeschichte gekommen ist. Aus einem römischen Nationalepos stammt sie nicht — das hat nie existiert — wohl aber aus der römischen Nationaltragödie, welche die Schöpferin und Vollenderin aller dieser schönen Sagen gewesen ist. Und wir müssen die glückliche Naivität der ersten römischen Historiker preisen, die alles, was sie über die altrömischen Zeiten in den historischen Nationaltragödien fanden, in ihre Werke einflochten, da sie sonst hierüber spärliche oder überhaupt keine Quellen hatten. Denn ihnen verdanken wir es, dass wir uns jetzt aus historischen Quellen genauer über Gestalt und Inhalt jener verschollenen Dramen belehren können.

1) Keine einzige Schöpfung des römischen Geistes hat die Zeit so mitleidslos vernichtet als gerade die römische Tragödie. Von den vielen römischen Tragikern sind uns höchstens 36, und die meisten nur dem Namen nach bekannt; und von Stücken haben wir höchstens 150 Titel. So würden also auf jeden Tragiker etwa vier Stücke kommen. Und doch zeichneten sich die alten Tragiker gerade durch ausserordentliche Fruchtbarkeit aus, die bei den Römern wohl noch dadurch vermehrt sein dürfte, dass sie hauptsächlich Übersetzer waren, so dass einer allein oder zwei 150 Dramen verfasst haben könnten.

Nach dem poetischen Gehalt der Sagen aus der Vorgeschichte Roms zu urteilen, müssen jene römischen Prätexten keinen geringen Wert gehabt haben, denn mit Recht sagt Macaulay: „Die älteste Geschichte Roms ist in der That weit poetischer als alles, was die lateinische Litteratur sonst hervorgebracht hat.“ Danach müssten also auch jene Prätexten einen überaus hohen Rang in der lateinischen Litteratur haben.

Freilich dürfen wir nicht obenhin die römische Sage in ihrer Gesamtheit als ein Produkt der römischen Nationaltragödie betrachten. Das verhindert schon die Trockenheit vieler dieser Sagen und der ätiologische Ursprung, den sie an der Stirne tragen. Hier hat Alfred Schöne in seiner geistreichen und überaus verdienstvollen Abhandlung über die römische Prätexta, die nach ihrem Ideeengehalt für alle in dieses Gebiet schlagenden Untersuchungen die Grundlagen schafft, das Richtige gesehen. Nur das ist für Prätextengut zu halten, was den Stempel Euripideischer Tragik an sich trägt; denn Euripides ist das hauptsächlichste Vorbild der ersten römischen Tragiker.

In ihrer historischen Vermummung haben also diese alten Dramen die geistesverwandten neueren Tragiker angelockt und ihnen keine Ruhe gelassen, bis diese sie aus ihrer Verzauberung in trockene Historie erlösten und ihnen wieder ein dramatisches Gewand verliehen, wie sie einst ein solches besassen. In gewisser Weise können wir also alle diese historischen Dramen der Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Deutschen, die der römischen Sagengeschichte entlehnt sind, als Rekonstruktionsversuche altrömischer Prätexten auffassen. Und manche von den wenigen überlieferten Prätextentitel decken sich in der That mit den Titeln der neueren historischen Römertragödien, wie der „Brutus“ des Accius mit dem „Brutus“ des Conti, Alfieri und Voltaire, der „Aeneas“ des Cassius mit den englischen, italienischen, spanischen Dramen von Äneas und Dido.

Sicherlich erhöht der Eifer, mit dem die neueren und neuesten Dichter den Spuren des altrömischen Nationaldramas nachgegangen sind, unser Verlangen, etwas von diesem selber zu erforschen und zu sehen, was es mit der Kunst jener alten bisher so verachteten römischen Tragiker auf sich hat, deren Erbe unter vielen anderen auch der grösste tragische Dichter der Neuzeit, der Verfasser des „Coriolan“, geworden ist. Wir wollen versuchen, ob wir nicht wenigstens in einem Falle die Geister dieser grossen alten Tragödien heraufbeschwören können.[1])

---

1) Gelingt der Versuch in einem Falle, so werden wir erkennen, ob die alte Prätexta der Form nach wirklich ein festgefügtes Drama im Euripideischen Stile war, wie Schöne voraussetzt, oder ob es, wie Ribbeck will (*Rh. Museum* 36. 1881, S. 321), nur der lockere Rahmen eines dramatischen Geschichtsgemäldes war. Sind wir erst durch ein Beispiel vollständig über die Gestalt der alten römischen Prätexta belehrt, so gewinnt die Grundlage unserer Untersuchungen an Festigkeit.

II.

Bekannt ist die römische Sage von der Kindheitsgeschichte des Romulus und Remus, wie sie Dionys (Archäol., Kap. 76—85) und Plutarch (Romulus, Kap. 3—9) erzählen.

Ich hebe kurz die markantesten Züge dieser Sage hervor. Als die Vestalin Rhea Silvia Romulus und Remus dem Mars geboren hat, wirft ihr Oheim Amulius sie ins Gefängnis, die Zwillinge lässt er in einer Wanne in den Tiber tragen. Zuerst von Wolf und Specht ernährt, von Faustulus gefunden und aufgezogen, wachsen diese zu Führern der Hirten heran. Sie geraten in Streit mit den Hirten des Numitor, und Remus wird von diesen gefangen genommen und vor Amulius geführt; dieser übergiebt den Remus, den er nicht erkennt, dem Numitor zur Bestrafung. Doch des Jünglings edle Haltung macht Numitor stutzig; so erfährt er denn die wunderbare Rettung seiner Enkel. Noch sind beide in Zweifel, da erscheint Romulus, dem Faustulus seine und des Remus Herkunft und Rettung offenbart und auch die Wanne als Erkennungszeichen angegeben hat. So muss denn jeder Zweifel schwinden. Inzwischen ist Faustulus voll Sorge für das Schicksal seiner Pflegekinder in die Stadt geeilt, die Wanne, das Erkennungszeichen (γνώρισμα), unter der Toga bergend. So ergreifen ihn die Häscher des Amulius. Er muss dem Tyrannen gestehen, dass die Zwillinge gerettet sind. Es vollzieht sich also auch hier die Erkennung. Schnell schickt Amulius seine Trabanten aus, um die Brüder vom Lande, wo sie, wie Faustulus voll List erklärt, weilen, herbeizuholen. Auch lässt er den Numitor herbeirufen. Ihn will der Tyrann so lange in Gewahrsam halten, bis er die Brüder in seine Gewalt bekommen und getötet hat. Aber gerade das Gegenteil tritt ein. Dem Numitor wird die Arglist des Amulius verraten; darauf wird dieser von Romulus und Remus und den herbeigeeilten Hirten getötet.

Alles dieses wird mit ganz besonderer Ausführlichkeit vorgetragen. Auf das genaueste wird die Scene zwischen Mars und Silvia geschildert; wir hören den Jammer der Vestalin und die Ratschläge der Mutter, hören, wie der greise Numitor sie vor Amulius und dem Senat verteidigt, wir hören später den Urteilsspruch des Amulius über Remus, dann den Dialog zwischen Numitor und Remus und Amulius und Faustulus. Wohlgegliedert und klar spielt sich die Handlung mit den kleinsten Einzelheiten vor uns ab. Allem andern sieht diese so ausführliche, so gut gegliederte und disponierte Erzählung ähnlicher als einer naiven Volkssage über den verschollenen Gründer einer alten Stadt.[1])

Ihre äussere Form ist die des Dramas; sie ist durchaus dialogisch, in Rede und Gegenrede spielt sich die Handlung ab.

---

1) Man darf sich dabei nicht auf die Ausführlichkeit griechischer Sagen, etwa der Heraklessage, berufen. Denn diese Sagen verdanken ihre liebevolle Ausführung und Vollendung auch der kleinsten Details gerade bewusst dichtenden Künstlern, den späteren Epikern und Dramatikern. Sie beweisen gerade, dass auch unsere römische Sage von Romulus und Remus der dichtenden Kunst ihre vollendete Gestalt schuldet.

Sie ist nach Art der antiken Dramen auf Wiedererkennung gerichtet. Ist die Erkennung vollzogen, so muss, wie in dem griechischen Drama, die Nemesis für vergangene Greuelthaten, in diesem Falle für die des Amulius, erfolgen. Da spielt denn die Wanne das Erkennungszeichen im Euripideischen Geschmacke eine grosse Rolle. Auf das genaueste wird sie beschrieben, ähnlich wie im „Jon“ das Körbchen, in welchem Kreusa ihren Sohn ausgesetzt hat. Es sind geheimnisvolle Zeichen in die ehernen Reifen eingeätzt.[1])

Vor allem aber ist die Handlung dieser sogenannten Sage ganz nach einem dramatischen Prinzip aufgebaut, nämlich nach dem der Ironie des Schicksals. Numitor klagt seinem Enkel Remus, der lebend vor ihm steht, die Ermordung seiner Enkel. Die Hirten des Numitor schleppen den Enkel ihres Herrn als dessen ärgsten Widersacher vor Amulius. Aber dieser entlässt ihn, seinen geborenen Todfeind, übergiebt ihn jedoch dessen eigenem Grossvater zur Bestrafung. Faustulus will, um Remus zu retten, die Wanne, das Erkennungszeichen, zu Numitor bringen, bringt ihn aber gerade dadurch in die grösste Gefahr, da er dabei in die Hände des Amulius gerät und gestehen muss, dass Remus und Romulus leben. Amulius sucht nun die Zwillingsbrüder sowie Numitor in seine Gewalt zu bekommen, führt aber gerade dadurch, als er schon zu triumphieren glaubt, seinen Untergang herbei.

So stark drängt sich die dramatische Form dieser Sage auch dem Unbefangensten auf, dass selbst Plutarch, der für solche Dinge gar kein Auge hatte, sagt (Romulus VIII, 40): *ὕποπτον μὲν ἐνίοις ἐστὶ τὲ δραματικὸν καὶ πλασματῶδες, οὐ δεῖ δὲ ἀπιστεῖν τὴν τύχην ὁρῶντας οἵων ποιημάτων δημιουργός ἐστι.*

Also ist unsere Meinung, dass diese Sage durch und durch dramatisch sei, so wenig neu und so wenig subjektiv, dass sie schon im Altertum vielfach Vertreter gefunden hat. Wie, wenn diese dramatische Erzählung von Remus und Romulus wirklich nichts anderes wäre als eine Dichtung, ein römisches Drama?

Freilich halten die Historiker Dionys und Plutarch diese Fabel durchaus für eine alte volksmässige Gründungssage, obwohl selbst ihnen, wie wir sehen, leise Bedenken aufsteigen. Doch hüten sie sich, für die Echtheit der Sage Bürgschaft zu leisten. Diese Bürgschaft muss Fabius Pictor übernehmen, welcher nach Plutarch[2]) dem Diokles von Peparethus folgt; dieser muss also in letzter Linie für die Echtheit aufkommen. Vielleicht aber hilft uns dieses Zeugenverhör dazu, zu erkennen, wann diese sogenannte Sage in die Geschichte übergegangen ist, und auch wer ihr wirklicher Urheber war.

---

1) Sehr geschmackvoll ist dieses Erkennungszeichen nicht gerade, aber Äschylus lässt ja sogar Elektra ihren Bruder an den Fusstapfen wiedererkennen, und er gehört unter die Fürsten der dramatischen Kunst.

2) Romulus Kap. VIII: *Ὧν τὰ πλεῖστα καὶ Φαβίου λέγοντος, καὶ τοῦ Πεπαρηθίου Διοκλέους, ὃς δοκεῖ πρῶτος ἐκδοῦναι Ῥώμης κτίσιν.* Kap. III: *Τοῦ δὲ πίστιν ἔχοντος λόγου μάλιστα καὶ πλείστους μάρτυρας, τὰ μὲν κυριώτατα πρῶτος εἰς τοὺς Ἕλληνας ἐξέδωκε Διοκλῆς ὁ Πεπαρήθιος, ᾧ καὶ Φάβιος Πίκτωρ ἐν τοῖς πλείστοις ἐπηκολούθησε.*

Fabius Pictor hat Diokles benutzt. Er schrieb aber am Ende des dritten Jahrhunderts, also wird Diokles, der frühestens im dritten Jahrhundert lebte, wohl in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts seine Ῥώμης κτίσις geschrieben haben, die, wie Plutarch sagt, der erste historische Bericht über die Gründung Roms ist. Nun erzählt Dionys (Arch. I, LXXII, 5), Kallias, der die Geschichte des Agathokles schrieb, habe noch die alte Fabel von der Troerin Rome berichtet, diese sei nach Italien gekommen und habe den König Latinus geheiratet. Ihre drei Söhne Romulus, Remus und Telegonus hätten eine Stadt gegründet, die sie nach ihrer Mutter Rom genannt hätten. Offenbar also wusste Kallias noch nichts von unserer so ausführlichen und später so allgemein anerkannten Sage über die Gründung Roms. Er kennt nur eine von den zahlreichen dürftigen und sich widersprechenden Sagen, wie sie sich ursprünglich über die Gründung Roms bei den griechischen Schriftstellern finden. Und doch musste er als Sicilier und wohl unterrichteter Historiker von einer so ausführlichen und für den naiven Betrachter überaus zuverlässigen, mit ganz anderen Prätentionen als die anderen dürftigen und kleinen Gründungssagen auftretenden Sage wissen, wenn sie wirklich existierte.[1]) Also war wohl diese Sage in der ersten Hälfte des dritten Saeculums, in der Kallias schrieb, noch nicht vorhanden, oder sie hatte doch wenigstens noch nicht allgemeinere Verbreitung gefunden. Da nun Diokles, der in der zweiten Hälfte des dritten Saeculums schrieb, sie schon kennt, so muss sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts entstanden sein.[2])

Nun lebte aber gerade um jene Zeit Cn. Naevius, der Schöpfer der römischen Nationaltragödie, der Stoffe aus der römischen Sage und Geschichte zum ersten Male mit kühner Hand dramatisch gestaltete. Er war in seiner Zeit der einzige, der dieses Wagnis unternahm; er ist also auch der einzige, auf den die dramatische Gestalt und Vollendung der Sage von Romulus und Remus zurückzuführen ist. Und in der That war eines seiner Stücke „Alimonia Remi et Romuli“, Kindheitsgeschichte des Remus und Romulus, betitelt, ein Titel, der geradezu wie gemacht für die dramatische Erzählung bei Dionys und Plutarch erscheint. Also die überaus poetische und dramatische Erzählung von den Schicksalen des jungen Remus und Romulus, die Plutarch und Dionys als Volkssage geben, ist nichts anderes als die ganz oberflächlich ihres dramatischen Gewandes entkleidete „Alimonia Remi et Romuli“ des Naevius.

Wir wollen die Probe machen. Wir werden, den Anfang ausgenommen, nichts zur Erzählung des Dionys und Plutarch hinzusetzen und nichts hinwegnehmen. Wir werden nur einige Reden in der durch die

1) Dass Kallias sich wirklich etwas auf römische Überlieferung stützt, zeigt der richtige Name Romulus — die früheren Griechen geben meistens Romus, Romanus und ähnliche — und der Name Latinus. Schwegler hat die zahllosen verschiedenartigen Gründungssagen Röm. Gesch. Bd. 1, Teil I gesammelt.

2) Bis auf Diokles herab findet sich nicht die mindeste Spur der ausführlichen, später allgemein anerkannten Sage, selbst Aristoteles folgt anderen Fabeleien. Bei Diokles erscheint dann unsere Sage ganz plötzlich und auch gleich ganz vollendet.

dramatische Behandlungsweise verlangten Folge erzählen, einer Folge, welche die historische Behandlung, die alles in streng zeitlicher Ordnung erzählt, notwendig zerstören musste. Auch werden wir eine oder die andere indirekte Rede der historischen Form in die direkte der dramatischen verwandeln. Wenn durch diese geringen Veränderungen, wie sie der Historiker notwendig an dem Drama vornehmen musste, wirklich ein Drama rekonstruiert wird, dann werden wir wohl die Grundzüge der „Alimonia Remi et Romuli" wiedergewonnen haben.[1])

Alimonia Remi et Romuli.

(Kindheitsgeschichte des Remus und Romulus.)
Die Scene zeigt den Palast des Königs Amulius, gegenüberliegend den des Numitor.[2])

I. Akt. 1. Scene.

König Amulius steht auf den Stufen, die zu seinem Palaste führen; vor ihm die Gesandten des Vejenter-Königs Vibe.

Amulius fragt nach ihrem Begehr.

Die Gesandten antworten:

Der Vejenter-König Vibe grüsst Amulius, Albas König,
Freundlich, dich, den weisen Greis. Was ist die Antwort, gilt es Heil?[3])

Schon die ängstliche Frage in der Rede der Gesandten des Vibe: „Gilt es Heil?" zeigt uns, dass es mit Vibes Sache schlimm steht. Er ist von den Vejentern vertrieben worden. Diesem Umstande gilt die Frage des Amulius:

Sagt an, wie habt ihr eure grosse Macht verloren also schnell?[4])

Und die Antwort der Gesandten:

Es kamen neue Redner auf, ein junges thörichtes Geschlecht.[5])

Amulius verspricht dem Vibe, der wohl ein ebenso schlimmer Tyrann wie er selber ist, seine Hilfe. Er beginnt damit den Krieg gegen die Vejenter.[6]) Den Zuschauer aber ergreift ein geheimes Ahnen, dass es dem schlimmen Amulius vielleicht noch schlimmer

1) Es liegt mir durchaus die Annahme fern, dass es gelingen kann, in allen Teilen auch nur mit einiger Gewissheit das echte Nävianische Drama wiederherzustellen. In solchen Versuchen muss nun einmal immer etwas Schwankendes und Subjektives bleiben. Doch wenn es mir gelingt, an einem deutlichen Beispiele zum klaren und allgemeinen Bewusstsein zu bringen, dass in die ältere römische Geschichte viel altes Prätextengut übergegangen ist, dann ist, glaube ich, für die historische wie die philologische Forschung doch etwas gewonnen.

2) Ähnlich ist die Scenerie in der „Andromache" des Euripides; dort zeigt die Bühne den Palast des Neoptolemus gegenüber dem Tempel der Thetis, vor welchem Andromache als Schutzflehende am Altar sitzt. Im „Selbstquäler" des Terenz ist die Scene auf dem Lande zwischen den Häusern des Chremes und Menedemus.

3) Rex Veiens regem salutat Vibe Albanum Amulium
Comiter senem sapientem. contra redhostis? — Min salust?

4) Cedo, qui rem vestram publicam tantam amisistis tam cito?

5) Proveniebant oratores novei, stulti adulescentuli (Ribbeck, Tragic. fragm. pag. 278).

6) So erklärt sich, warum es später, als Faustulus die Wanne, das γνώριομα, durch das Thor trägt, heisst, die Thore wären wegen Kriegsgefahr [illegible] bewacht gewesen.

ergehen werde als seinem Freunde, dem Könige Vibe. Der Beginn der Exposition dient dazu, den finstern, tyrannischen Sinn des Amulius zu offenbaren.

2. Scene.

Eine Schar von Hirten füllt die Bühne, sie führen einen gefangenen Jüngling mit sich. Amulius tritt aus dem Palast heraus.

Der Sprecher der Hirten: „Höre uns, König! Wir, die Hirten des Numitor, deines Bruders, weideten friedlich unsere Herden, doch dieser Remus und sein Bruder Romulus reizten deine eigenen Hirten gegen uns auf, von denen sie als Führer geehrt werden, und sie vertrieben uns von unserer Weide. Dabei wurden viele von uns verwundet; deshalb beschlossen wir, uns zu rächen. Wir legten einen Hinterhalt und zogen in der Nacht nach den Hürden jener Jünglinge. Romulus war mit den vornehmsten Hirten nach Ardea gezogen, um ein Opfer darzubringen, Remus aber sammelte schnell einige Hirten und griff uns an. Da flohen wir zum Scheine, bis wir über den Hinterhalt hinaus waren. Dann hielten wir Stand, und der Hinterhalt erhob sich gegen ihn. Wir umzingelten ihn im Kreise, und von allen Seiten schleuderten wir Steine auf ihn, bis er ermattet umsank, und so nahmen wir ihn gefangen.[1]) Wenn dieser verwegene Jüngling nicht bestraft wird, werden wir unsere Herden und Weiden für immer verlassen." Die Hirten zeigen die empfangenen Wunden. Es erscheint der greise Numitor und verlangt gleichfalls die Bestrafung des Remus; dieser jedoch steht stolz und trotzig da und reizt durch sein Benehmen den Amulius.

Dieser verurteilt ihn entsprechend seiner tyrannischen Art ohne Verhör und übergiebt ihn dem Numitor, da dessen Hirten von den Zwillingsbrüdern gekränkt seien, zur Exekution. Sein Urteil geht in die Worte aus: „Es ist recht, dass, wer Böses that, auch von dem bestraft werde, der von ihm Böses erlitten."[2]) Remus wird von den Hirten Numitors zum Tode in den Palast seines ihm unbekannten Grossvaters geführt.

II. Akt. 1. Scene.

Numitor steht vor seinem Palaste. Er hält einen Monolog. Des Remus Anblick hat ihn seltsam ergriffen, auch rührt ihn das stolze und kühne Benehmen des Jünglings, der ohne Klage und

1) Auf ganz ähnliche Weise wird Orestes in der „Iphigenie" des Euripides von den taurischen Hirten gefangen genommen. Vergl. V. 303—321.

2) Dionys, Arch. Kap. 81: *τῷ δράσαντι δεινὰ τὸ ἀντιπαθεῖν οὐ πρὸς ἄλλου τινὸς μᾶλλον ἢ τοῦ πεπονθότος ὀφείλεται.* — Was wir hier als Rede der Hirten geben, ist bei Dionys Kap. 79 § 12—14, Kap. 81 § 1—3 und bei Plutarch, Rom. Kap. 7 einfach historisch erzählt. Aber Dionys sagt später (Kap. 1, XXXI) ausdrücklich, die Hirten hätten den Remus vor Amulius verklagt, seine Übelthaten aufgezählt und ihm ihre Wunden vorgezeigt. Wir nehmen also nicht ohne Grund an, die vorhergehende Erzählung sei der Rede des Sprechers der Hirten entnommen.

ohne Furcht zum Tode schreitet; er lässt den Gefesselten vor sich führen, um ihn nach seiner Herkunft zu befragen.[1])

Numitor erklärt: ein Jüngling von so königlicher Art könne nicht von gewöhnlichen Eltern herstammen.

Remus antwortet: „Ich werde Dir nichts verbergen. Du scheinst einen königlicheren Sinn zu haben als Amulius, — denn du forschest erst nach, bevor du verdammst, während Amulius mich ungehört verurteilte. Ich und mein Zwillingsbruder Romulus sind nur die Pflegesöhne des Faustulus. In einer Wanne im Tiber ausgesetzt, wurden wir von Faustulus gefunden und an Kindes Statt angenommen. Diese Wanne befindet sich noch im Hause des Faustulus; eherne Reifen sind darum geschlagen, auf denen geheimnisvolle Schriftzüge eingegraben sind. Wahrlich, da haben wir Brüder ein schönes Erkennungszeichen, das weder uns noch unseren Eltern hilft, denn elend und unerkannt gehen wir zu Grunde."[2])

Numitor ergreift eine geheime Ahnung, die beiden Zwillingsbrüder könnten seine Enkel sein. Er spricht: „Du weisst, Remus, dass du in meine Hände gegeben bist; wenn du jedoch thust, was ich von dir verlange, und eine grosse That vollführen willst, so werde ich dich frei lassen."

Remus schwört zu thun, was Numitor verlangt; seine Fesseln werden gelöst.

Numitor: „So höre das Missgeschick meines Hauses.[3]) Als unser Vater starb, bemächtigte sich Amulius, obwohl er der jüngere war, des Thrones. Doch damit nicht genug, suchte er aus Furcht vor künftiger Rache mein ganzes Haus zu verderben. Meinen Sohn Ägest liess er auf der Jagd erschlagen und liess verbreiten, jener wäre von Strassenräubern ermordet. Ich aber musste schweigen, weil ich für mein eigenes Leben fürchtete. Meine Tochter Silvia machte er zur Vestalin, damit ich nicht von ihr Enkel und Rächer meiner Schmach erhalten könne. Als sie drei Jahre lang im Dienste der Göttin gewesen war, ging sie in den heiligen Hain des Ares, um Wasser zu schöpfen; da begab sich ein grosses Wunder. Die Sonne verlor plötzlich ihren Schein, und Dunkelheit bedeckte den Himmel. Der Kriegsgott selbst trat auf Silvia zu und zwang sie, ihm zu Willen zu sein. Dann tröstete er sie, gab sich zu erkennen und prophezeite, Silvia werde von ihm Zwillinge gebären, die alle Menschen an Kraft und Klugheit weit überragen würden. Nach diesen Worten umhüllte den Gott eine Wolke, und

---

1) Plutarch, Rom. Kap. VII; Dionys, Arch. Kap. 81.

2) In diesen Worten zeigt sich wieder die tragische Ironie, denn gerade jetzt steht die Erkennung bevor.

3) Bis hierher findet sich der Inhalt der ersten Scene zum grössten Teil in direkter Rede bei Plutarch Kap. VII und Dionys Kap. 81. Dann sagt Dionys, Numitor habe jetzt dem Remus berichtet, wie Amulius ihn vom Thron gestossen, Silvia zur Vestalin gemacht und nach ihrem Fall eingekerkert habe. Also hat dieses, was nach Art der Historiker, gemäss der zeitlichen Aufeinanderfolge vorher erzählt ist (bei Dionys Kap 76, 77, 78; bei Plutarch Kap. 3), in unserem Drama in der folgenden Rede des Numitor gestanden. Ich verwandle die indirekte Erzählung in direkte Rede.

er fuhr gen Himmel. Als nun die Mutter Silvias davon hörte, riet sie ihr, nicht mehr an den heiligen Handlungen im Vestatempel teil zu nehmen. Die anderen Vestalinnen verrichteten fortan für sie den Dienst, sie selbst aber hielt sich im Verborgenen. Da wurde Amulius argwöhnisch und schickte Ärzte zu ihr, doch die Vestalinnen erklärten, sie hätte eine Krankheit, von der Männer nichts wissen dürften. Amulius aber sandte die Königin zu ihr, die brachte das Geschehene an den Tag. Da umgab der Tyrann Silvia mit einer Wache von Bewaffneten, damit sie nicht im Verborgenen gebären könnte. Darauf forderte er mich vor den Rat und beschuldigte mich, ich hätte Anteil an dem Vergehen meiner Tochter. Ich aber beschwor, dass ich nichts von allem wisse, beteuerte meine Unschuld und verlangte, dass man mir Zeit lasse, die Wahrheit zu erforschen. Als ich nun von Silvia den Hergang erfahren hatte, trat ich wieder vor den Rat, erzählte, was der Gott gesprochen, und verlangte, dass man dieses glaube, wenn Silvia wirklich Zwillinge gebäre, die sich durch Kraft und Grösse auszeichneten. Aber Amulius wollte nichts davon hören, obwohl selbst der Rat zu glauben begann, dass ich die Wahrheit spreche, und dass ein Wunder geschehen sei. Der Tyrann sprach das Urteil, dass die Vestalin nach dem Gesetze mit Ruten gepeitscht und getötet, die Kinder aber ins Wasser geworfen werden sollten. Doch Antho, die Tochter des Amulius, bat Silvia vom Tode los, und so warf Amulius sie in den Kerker. Die Kiuder aber gab er, als sie geboren waren, einem Diener, der sie in den Tiber aussetzen sollte. So ward ich der Enkel beraubt, die mein und meines Hauses Unglück an Amulius rächen sollten.“ Nach diesen Worten weint Numitor heftig.[1])

Remus verlangt, dass Numitor ihn sofort als Rächer zu dem blutdürstigen Tyrannen sende.

Numitor ist erfreut über des Jünglings Eifer und spricht: „Den Augenblick der Rache werde ich selbst bestimmen. Du schicke sofort einen Boten zu deinem Bruder, der ihm meldet, dass du gerettet bist, und ihn hierher bestellt.“[2])

2. Scene.

Remus und Numitor stehen noch vor dem Palaste, da tritt Romulus auf. Ihm hat Faustulus, der bisher den Jünglingen ihre eigentliche Herkunft verschwiegen hat, ihre Abstammung von Numitor offenbart und ihn aufgefordert, zu Numitor zu eilen, um Remus zu retten.

Romulus findet bereitwilliges Gehör bei Numitor mit seiner Erklärung, dass Remus und er dessen Enkel seien. Von Numitor aufgefordert, ausführlich seine und seines Bruders Rettung zu erzählen, spricht er:[3]) „Der Diener, der uns zum Tiberstrom trug,

---

1) Tiefes, echt tragisches Mitleid muss den Zuschauer ergreifen beim Anblick dieses so grausam verletzten und nun so hilflosen Greises. Aber schon wird es deutlicher, dass Remus und Romulus des greisen Numitor totgeglaubte Enkel sind, und dass das Werk der Rache beginnt.

2) Dionys Kap. 82.

3) Dionys Kap. 82.

setzte uns, da der Fluss übergetreten war, in einer Wanne in das seichte Wasser, als aber das Wasser sank, stiess die Wanne gegen einen Stein und fiel um. Da lagen wir nun im Schlamm und schrieen. Und es kam eine Wölfin aus dem Walde, die eben geworfen hatte; die gab uns ihre Brüste und leckte uns mit der Zunge den Schmutz ab, mit dem wir bedeckt waren. Auch ein Specht flog herbei, trug Speise hinzu und hütete uns. Dieses Wunder sah ein Hirt, er rief andere Hirten herzu, und alle sahen staunend die Wölfin. Diese liess sich jedoch nicht im mindesten beunruhigen, sondern blieb bei uns. Schliesslich aber ging sie ohne Zeichen der Unruhe fort und verschwand in der heiligen Grotte des Pan. Da gingen die Hirten hinzu und hoben uns auf. Unter ihnen aber war der Oberhirt des Amulius, Faustulus, der nahm uns Zwillinge und übergab uns seiner Frau, die eben eines toten Kindes genesen war, und diese behielt uns an Kindes Statt. So wuchsen wir auf als die Söhne des Faustulus."

Numitor erkennt darin, dass die Wölfin des Mars die Zwillingsbrüder säugte, die Fügung des Gottes. Rührend ist die Wiedererkennung zwischen dem Grossvater und den tot geglaubten Enkeln.

III. Act. 1 Scene.

Vor dem Palast des Königs Amulius stehen mehrere Soldaten, in ihrer Mitte ein Gefesselter; es ist Faustulus, der Oberhirt des Königs. Einer der Soldaten trägt eine Wanne[1]). Amulius tritt heraus.

Einer von den Soldaten: „Wir hielten Wache, König, am Thore, wie du befahlst, weil du einen Angriff der Feinde befürchtest.[2]) Da kam dieser Faustulus mit ängstlicher Gebärde durch das Thor und trug unter seinem Gewande etwas verborgen. Einer von uns fragte, was er trage, aber er wollte keine Antwort geben; da wurde er ergriffen, und man fand eine Wanne unter seinem Gewande. Und als ich, Herr, hinzuging, da erkannte ich die Wanne, in der ich einst nach deinem Befehle die Söhne der Vestalin in den Tiber getragen habe. Ich erkannte sie ganz genau an den Schriftzügen, die in die eisernen Reifen eingegraben sind."

Amulius wendet sich an Faustulus, er droht, ihn steinigen zu lassen, wenn er nicht alles wahrheitsgemäss erzähle. Da er die Wanne habe, müsse er auch um das Schicksal der Zwillingsbrüder wissen. Er solle sagen, ob sie noch leben.

Faustulus antwortet bejahend und erzählt kurz ihre wunderbare Rettung.

Amulius: „Wohlan, wenn du die Wahrheit gesprochen hast, so sage, wo die Brüder sich jetzt befinden. Denn es ist nicht Recht, dass sie unter Rinderhirten ruhmlos ihr Leben zubringen, da sie

1) Faustulus ist mit der Wanne nach der Stadt geeilt, da er fürchtet, dass Numitor ohne dieses Erkennungszeichen den Worten des Romulus keinen Glauben schenken werde.

2) Dies bezieht sich auf die Kriegserklärung an die Vejenter, die am Anfang erwähnt wurde.



meine Verwandten sind und durch die Fürsorge der Götter gerettet wurden.[1])

Faustulus, der des Königs arge List merkt, spricht: „Die Knaben weiden auf den Bergen die Rinder, wie es ihre Gewohnheit ist. Ich aber würde von ihnen zu ihrer Mutter geschickt, um ihr zu verkünden, wie es mit ihnen steht. Als ich nun hörte, dass du diese in Gefangenschaft hältst, da wollte ich deine Tochter bitten, sie solle mich zu ihr führen. Ich brachte die Wanne mit, zum Zeichen für die Wahrheit meiner Worte. Da du nun weisst, dass die Brüder leben, freue dich, König. und schicke Boten mit mir, die ihnen deine Botschaft verkünden."[2])

Amulius befiehlt den zuverlässigsten seiner Trabanten, mit dem Hirten zu gehen und die beiden Jünglinge zu ihm zu bringen, da er sie töten will.

Faustulus tritt mit diesen ab.

2. Scene.

Amulius allein; er beratschlagt bei sich selber, wie er Numitor verhindere, den Jünglingen beizustehen. Er ruft einen vertrauten Diener und befiehlt ihm, Numitor herbeizuholen; diesen will er dann bei sich gefangen halten, bis alles vollendet ist.

IV. Act. 1. Scene.

Numitor steht mit dem Boten vor seinem Palaste.

Der Bote verrät des Amulius heimtückischen Plan und fordert den Numitor auf, ihm zuvorzukommen; er bietet sich selbst zur Hilfe an.

Numitor ruft Romulus und Remus und offenbart ihnen, dass sie jetzt um ihrer eigenen Rettung willen zur Rache schreiten müssten.

2. Scene.

Remus mit den Leuten des Numitor von der einen Seite, und Romulus von der anderen Seite mit den Hirten erscheinen vor des Amulius Palast. Romulus und Remus dringen in den Palast ein und töten den Tyrannen. Silvia wird aus ihrem Kerker befreit; sie segnet ihre Söhne. Numitor preist die gerechte Vergeltung der Götter. Romulus und Remus begrüssen ihren Grossvater als König.[3]) — So schliesst das Drama mit majestätischem Pompe. Dass es wirklich

---

1) Dionys Kap. 82 und 83.

2) Dionys Kap. 83.

3) Dass Diokles dieses Drama, das kurz, bevor er seine κτίσις Ῥώμης verfasste, über die Bühne gegangen war, als geschichtliche Quelle benutzt hat, kann uns bei einem Historiker der damaligen Zeit, zumal bei einem Griechen, der den römischen Verhältnissen fernstand, nicht verwundern. Wenn König Agamemnon oder Orestes, Ajax oder Odysseus oder sonst ein sagenberühmter Held über die Bühne schritt, und sein Schicksal sich erfüllte, dann glaubte der von religiösen Schauern erfüllte Zuschauer ein wirkliches Stück Geschichte, wenn auch poetisch ausstaffiert, vor sich zu sehen. Und so war Diokles sehr erfreut, im Drama des Naevius klar und ausführlich zu finden, was die anderen Gründungssagen in so dürftiger und widerspruchsvoller Weise nur andeuteten.

seiner ganzen Art nach ein Drama ist, ist wohl kaum zu bezweifeln. Natürlich mussten die Chorgesänge, die sicherlich vorhanden waren, auch in der oberflächlichsten historischen Überarbeitung des Dramas spurlos verschwinden.

Der poetische Wert der „Alimonia Remi et Romuli“ kann kein geringer gewesen sein, soweit man jetzt sieht, nachdem es gelungen ist, die ursprüngliche Form einigermassen in rohen Umrissen herzustellen. Zwar die Pracht der poetischen Diktion der Naevius schimmert nur noch leise durch in der schönen Darstellung der Empfängnis der Silvia, der Aussetzung und Rettung des Romulus und Remus und in einzelnen Dialogpartieen. Hätte ein lateinischer Schriftsteller diese sogenannte Sage genauer erzählt, so würden wir auch im poetischen Ausdruck den Schwung des Naevius bewundern, von dem es heisst, die Römer hätten ihr Latein vergessen, seit Naevius ins unterirdische Haus hinabgestiegen sei.

Doch die grosse Kunst, die der Dichter in der Charakterdarstellung bewiesen hat, vermochte der Historiker nicht zu verwischen. Wie prächtig hat er Remus und Romulus geschildert, die Söhne des Kriegsgottes, die prädestinierten Gründer Roms! Wie musste der römische Zuschauer diese Heroen anstaunen in ihrer göttlichen Kraft und Schönheit, denen die trotzigen Hirten sich freiwillig unterordnen, die voll unerschütterlichen Trotzes bereit sind, klaglos ins Totenreich hinabzusteigen, als das Glück sich gewendet hat; die so gerne für das Recht des Schwachen und Unterdrückten eintreten, die freiwillig und freudig dem alten, schwachen Grossvater die wiedergewonnene Herrschaft abtreten! Ihnen gegenüber steht Amulius, der verschlagene, ränkevolle Tyrann, dessen robustes Gewissen nicht die fürchterlichsten Greuelthaten schrecken. Da ist Numitor, der schwache, unterdrückte Greis, der sich gegen den fürchterlichen Bruder nicht zu regen wagt. Aber er trägt in stillem Herzen sein Leid und hofft auf den Tag der Rache. Da ist Faustulus, der gute Hirt, der für seine Schützlinge eintritt, der, um sie zu retten, den grausamen Tyrannen belügt und lieber als ein Heimatloser in die Berge fliehen als seine Schützlinge verraten will. Da sind endlich die feigen, diensteifrigen Schergen des finsteren Tyrannen.

Am deutlichsten aber zeigt sich die dramatische Kunst des Naevius beim Aufbau der Handlung. Wir haben gesehen, wie geschickt er die dramatischen Mittel der Wiedererkennung (ἀναγνώρισις) und der Ironie des Schicksals verwendet. In ergreifender Weise hat er, ähnlich wie Euripides, die Wiedererkennung mit dem Höhepunkte der Peripetie in Verbindung gebracht. Durch alle diese Mittel erregt er in echt künstlerischer Weise die tragischen Leidenschaften der Furcht und des Mitleids. Wie sehr wird das letztere Gefühl rege beim Anblick des greisen Numitor, der das Unglück seines Hauses beklagt; wie schmilzt unser Herz in Rührung bei der Wiedererkennungsscene zwischen dem Grossvater und den Enkeln! Und andererseits, welche Furcht ergreift uns, es könne noch zuletzt der heimtückische Anschlag des finsteren Tyrannen gelingen! Wie Euripides, zeigt sich der römische Dichter fähig, die menschlichen

